Wienbibliothek im Rathaus
1/2
T 313770 A
MA 9 – SD 25 – 082008 – 21A

Ich kañ nicht mehr vor Mattigkeit.

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben von

J. K. Campe.

Neue Auflage.

Erster Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummeninstitute.

1789.

T A 313.770

SA 174659

Wiener Stadtbibliothek im Rathaus

ZENTRAL
BÜCHEREI
STADT
WIEN

IN 512.455

Vorbericht.

Unsere Litteratur hat in den leztverflossenen zehn Jahren einen artigen kleinen Schatz von Stückchen zu einer angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für die Kinder gewonnen. Und gleichwohl ist der Erzieher von Grundsäzen noch immer sehr verlegen, wenn es darauf ankömmt, den Kindern ein Lesebüchelchen in die Hände zu geben, welches eben so unterhaltend, als lehrreich, und in jeder Betrachtung völlig unschädlich für sie wäre. Das macht, das wirklich Gute und Trefliche, womit man uns in dieser Art von Werken des Geistes bisher beschenkt hat, fliegt noch immer in zu vielen Büchern gar zu zerstreut und gar zu vermischt herum; und es hat sich noch keiner gefunden, der das reine, wohlschmeckende und nahrhafte Korn von der

damit vermengten Spreu sorgfältig genug gesichtet, und zu einem besondern Häuflein gesammlet hätte.

Aber weiß ich denn nicht, daß schon Mehrere unter uns aufgestanden sind, welche sich diesem so wünschenswürdigen Geschäfte unterzogen, und ganze Sammlungen der vermeinten besten Stücke dieser Art aus unsern besten Schriftstellern ausgezogen, und bald unter diesem, bald unter jenem Titel herausgegeben haben? — Allerdings weiß ich dies; auch habe ich diese Sammlungen alle sorgfältig geprüft; und da ist es mir gleichwohl am Ende vorgekommen, als wenn noch gar keine dergleichen vorhanden wäre. Die Gründe, warum mir's so vorkam? — darf ich meinen Lesern hier nicht vorzählen, um mir nicht das Ansehen zu geben, mich im Angesicht des Publikums mit meinen Vorgängern messen zu wollen.

Ueber das kann man mit Recht von mir erwarten, daß ich die Regeln anzeige, nach denen ich selbst diejenige Sammlung, die ich hiermit vorlege, angefangen habe, und so lange fortsetzen werde, bis man mir einen Wink zum Aufhören geben wird. Diese will ich daher vorlegen.

Mein erster Grundsatz war, nur solche Stückchen aufzunehmen, welche für die Kinder eben so verständlich, als unterhaltend und lehr-

reich zugleich wären. Hierdurch allein fiel nun für meine Sammlung schon weit über die Hälfte derjenigen kleinen Aufsätze weg, welche Andere aufzunehmen für gut befanden. Was die ersten beiden Eigenschaften betrift; so hatte ich einen untrieglichen Probierstein, woran ich sie bei jedem Stücke, welches ich aufnehmen wollte, zuvor erproben konnte. Ich las es nemlich erst jungen Kindern vor; und wenn ein einziges unter ihnen bei dieser Vorlesung gähnte, oder sich mit etwas Anderem zu beschäftigen anfieng: so war dem vorgelesenen Aufsatze dadurch allein schon sein Verwerfungsurtheil gesprochen. Ueber das Lehrreiche hingegen mußte ich, nach meinen besten psichologischen und pädagogischen Einsichten, selbst urtheilen.

Aber da zwischen den Verstandesfähigkeiten eines Kindes von fünf und eines andern von zwölf Jahren ein gar merklicher Unterschied ist: so mußte ich entweder nur auf ein einziges bestimmtes Alter Rücksicht nehmen; oder ich mußte auf ein Mittel denken, meine Sammlung so einzurichten, daß die für jede Hauptstufe des kindischen Alters besonders bestimmten Stücke zusammen stünden, und daß die Gränze derselben durch irgend ein Merkzeichen sichtbar angedeutet würde.

Ich theilte daher die ganze Kindheit in drei Absätze, deren erster bis ans siebende, der

sage nicht, daß man den Kindern die schlimmen Seiten der Menschheit **ganz** und **auf immer** verbergen müsse. — Denn das wäre eine schimärische Forderung und eine schädliche zugleich; sondern ich sage: daß man nur nicht **geflissentlich** ihnen die Augen darüber schon zu einer Zeit eröffnen solle, da ihnen diese unselige Kenntniß noch zu nichts nützen, wohl aber in mehr, als einer Betrachtung schaden kann. Denn, wie will man doch in Kinderseelen einen lebendigen Trieb nach dem, was gut und edel ist, erwecken, wenn man vorher Sorge getragen hat, ihnen durch öftere Erzählung von schlechten Menschen den Gedanken einzuflößen, **daß alle Andere ihres Gleichen doch auch nicht gut, ja wohl noch schlimmer wären, als sie?** Wie will man ihre Herzen zu einer wahren Menschenliebe erwärmen, wenn man ihnen schon in der frühsten Jugend die Menschheit so oft, wie es in andern Kinderbüchern zu geschehen pflegt, mit den gehäßigsten Farben schildert? Oder, wenn es uns nun auch dadurch gelingen sollte, ihren jungen Herzen einen Abscheu gegen die ihnen geschilderten Laster einzuflößen: wie wollen wir verhüten, daß sie sich nicht für besser, als die meisten andern Menschen halten, und also zum geistlichen Stolze verleitet werden? —

Und will denn etwa dieser Grundsatz, daß wir den Kindern die Menschen als Engel,

mit überirdischen Tugenden, ohne alle Fehler vorstellen sollen? Man sehe die Anwendung, die ich in diesem Buche davon gemacht habe, und urtheile, ob das meine Meinung gewesen sey.

Endlich habe ich auch alle die übrigen Grundsätze, die ich in meinen Erziehungsschriften empfohlen habe, beständig vor Augen gehabt, und diese ganze Sammlung darnach eingerichtet.

Und nun noch ein Wort von den Verfassern der einzelnen Stücke.

Einen Theil dieser kleinen Aufsätze habe ich selbst gemacht, einen andern haben mitarbeitende Freunde mir geliefert, und den dritten habe ich aus schon gedruckten Büchern genommen. Jene bestehen größtentheils aus ganz neuen, bisher noch nicht gedruckten Stücken, diese erscheinen fast alle in einer neuen, wenigstens abgeänderten Gestalt, weil man sie theils ganz umgeschmolzen, theils in vielen Stellen abgeändert und verbessert hat. Die Verbesserungen rühren zum Theil von den Verfassern selbst her, die Veränderungen von mir, mit Genehmigung der Verfasser. Nur mit einigen wenigen Stücken deren Verfasser mir entweder dem Namen oder dem Aufenthalte nach unbekannt waren, habe ich selbst Veränderungen vorzunehmen gewagt, welche ihre Rechtfertigung hoffentlich mit sich führen.

Auf eben diese Weise werden auch die folgenden Theile dieser **kleinen Kinderbibliothek** nach und nach von mir gesammlet werden.

Ich ersuche übrigens alle einsichtsvolle Kinderfreunde unter den Dichtern und Prosaisten unserer Nazion mich zur Fortsetzung und immer größern Vervollkommnung dieses Werkchens mit ihren schätzbaren Beiträgen zu unterstüzen.

Der Herausgeber.

Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb ich mehr
Als alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht, wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes süßes Püppchen du!

Bruder.

Du kleines goldnes Pferdchen du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama.

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beide.

Die guten Eltern! — O wir haben
Sie doch noch lieber, als die Gaben,
Womit sie uns so gern erfreun;
So lieb, wie sie, kann nichts uns seyn.

Fiekchens Wiegenlied,

ihrer Puppe vorzusingen.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draussen ist ein Schaf;
Das ist dir ein gar frommes Blut,
Das keinem was zu Leide thut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurt, es lermt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf!
Nie weinen seine Aeugelein;
Nie hört man es gewaltig schrein!
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speis't vergnügt das grüne Gras;
Zu Leide thut ihm keiner was;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sey sanft, wie unser Schaf;
Sey immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

C.

Wie nöthig es ist, gehorsam zu seyn.

Franz und sein Bruder Gottlob baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlauben mögte, im Garten zu spielen.

Ihr könnt es thun, antwortete der Vater, aber ihr müßt auch darin bleiben.

Sie giengen also hin, und spielten eine Zeitlang sehr vergnügt.

Endlich sahe Franz die hintre Gartenthür offen stehn, und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinaus zu gehen.

„Aber der Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben!„ antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wohl nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür auf die Straße laufen; aber hier hinaus zwischen die Büsche zu gehen, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlob; sieh, wie schön es hier ist! Und indem er das sagte, giengen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fiengen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicher Weise wurden sie von dem Vater gehört, der dem Geschrei nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand; so geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verständige Leute gerathen haben!

Ich wußte wohl, daß ihr auſſer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen sagte ich euch, ihr sollte darinnen bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten spielen lassen; weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet.

Da mußten die beiden Knaben sich künftig gefallen lassen, in der Stube zu sitzen, wenn der Vater nicht Zeit hatte, mit ihnen zugleich in den Garten zu gehen.

O wie oft seufzten sie da: wären wir doch nicht ungehorsam gewesen! E. R.

Die Liebe Gottes.

Das Kind.

Woher denn das, daß Sie so lieb mich haben?

Der Vater.

Gott hat die Liebe mir ins Herz gegraben,
Daß ich beständig für dich sorgen soll.

Das Kind.

So muß der gute Gott ja wohl
So lieb, als Sie, wohl lieber noch, mich haben?

Brückner.

Die schönen Kleider.

Das kleine Nantchen hatte bisher leichte Kleider von Leinewand und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräuselte sich von selbst.

Eines Tages war sie mit andern Kindern in Gesellschaft gewesen, welche, wie die großen Damen gekleidet giengen; und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurückkam, schenke mir doch auch ein Kleid von Seide und gestikte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir doch auch das Haar frisiren!

Das will ich wohl thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht! aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt seyn wirst.

„Warum nicht, lieber Vater?“ fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen beschädiget oder beschmuzt werden.

Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmal unsauber geworden sind.

„O ich will mich schon in Acht nehmen.“

„Nun, es sey,“ sagte der Vater, und ließ ihr machen alles, was zum Putz gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Spaziergang angestellt, und Nantchen war dabey.

Man kam an eine Wiese, die voll Maienblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herum flatterten.

Die Knaben und die Mädchen liefen hin, die Blumen zu pflücken und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feuchte wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin gienge.

Sie mußte also einsam stehen bleiben, bis die andern genug eingesammelt hatten und zurück kamen.

Jetzt gieng der Weg durch ein kleines Gebüsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig gehen mußte, um ihr schönes Kleid nicht an Dornbüschen zu zerreissen, blieb etwas nach, indeß die andern Kinder hüpfend und springend voranliefen!

Auf einmal hörte man ein ängstliches Geschrei.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen mit ihrem hohen Kopfputze an einem niedrigen Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr verwickelt war, so lief es nicht ohne Reißen ab, und die ganze Frisur war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als sie über Schmerzen klagte, welche die enge Schnürbrust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen, um das Schnürband auflösen zu lassen: aber es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle die andern Kinder ihrentwegen in ihrem Vergnügen sollten gestöhrt werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, mußte sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war, zu warten, bis die Gesellschaft zurück kommen würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang, und sie dachte oft bei sich selbst: ach! mein lieber Vater hatte doch wohl Recht!

Nach einer Stunde kamen alle zurück und riefen ihr entgegen: geschwind, Nantchen, es wird regnen; dort kömmt ein starkes Gewitter her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen, so sehr sie nur immer konnte, ohngeachtet die

Schnürbrust und die kleinen engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihren Pöschen, bald mit ihrer zerrissenen Frisur.

Indes war das Gewitter heran gerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothe stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich umkleiden, und fand, daß ihr ganzer Putz auf immer verdorben war.

Soll ich dir Morgen ein ander seidnes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie trostlos weinen sahe.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wohl, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage und vergieb mir, daß ich eine Thörin war: C.

Der kleine Gärtner.

Der kleine Leopold hatte seinen Vater oft sagen hören, daß die Kinder noch nicht wüßten, was ihnen gut wäre, und daß sie sich deswegen von den Erwachsenen müßten rathen lassen.

Aber er hatte dieses entweder nicht recht verstanden, oder wieder vergessen.

Man hatte für ihn und seinen Bruder Franz zwei Gartenbeete abgetheilt, damit jeder

von ihnen seinen eigenen kleinen Garten hätte; und man hatte ihnen erlaubt, darein zu säen und zu pflanzen, was sie wollten.

Franz erinnerte sich hierbei dessen, was ihr Vater ihnen oft gesagt hatte, und sprach zum Gärtner: lieber Jakob, rathe er mir doch, was ich da hineinpflanzen soll!

Jakob gab ihm kleine Büsche, die wie Unkraut aussahen, und Stauden, die den Dornen glichen; und Franz pflanzte sie auf sein Wort hinein.

Leopoldchen, fragte der Gärtner, soll ich dir auch so was für deinen Garten geben?

Fi! war seine Antwort, was soll ich mit dem Zeuge? und bepflanzte seinen Garten mit Blumen, welche schon gepflückt waren.

Jakob ließ es geschehen.

Am andern Tage sahe Leopold, daß seine Blumen alle verwelkt waren, und pflanzte andere hin, die er von neuem abgepflückt hatte.

Aber auch diese verwelkten bald; und endlich ward er's überdrüßig, die Stelle der verwelkten durch frische Blumen zu ersezen.

Sein kleiner Garten wurde also dem Unkraute Preis gegeben.

Nach einiger Zeit sahe er an den kleinen Büschen in seines Bruders Garten etwas Röthliches hengen, und rief ihn, um zu sehen, was das doch seyn mögte?

Und siehe! es waren schöne wohlschmeckende Erdbeeren.

Ach! sagte Leopold, hätt' ich doch auch solch Kraut in meinen Garten gepflanzt!

Wiederum nach einiger Zeit sahe er etwas Aehnliches an den dornigten Stauden in seines Bruders Garten, und da sie nachforschten, waren es die süßesten Himbeeren.

Ach! sagte Leopold wieder, hätt' ich doch auch solche Stauden in meinen Garten gepflanzt!

Iß! sagte sein Bruder, als wenn es die Deinigen wären; und — setzte Jakob hinzu — verachte künftig den Rath verständiger Leute nicht! C.

Das Mährlein von der Geis.

Es war mal eine Geis,
Der war's zu wohl im Stall;
Da gieng sie hin aufs Eis.
Und thät ein bösen Fall.
Und als die Geis gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und sprach:

„Du alberns Geiselein,
Hättest wohl können vorsichtig seyn;
Sieh, hast gebrochen ein Bein!"

Ach, Mütterlein, sprach sie zu ihr,
Kann leider! nichts dafür;
Hätt' ich gewußt, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich so gesprungen hätt'!

Das merk sich wohl die Jugend an:
Bald ist 'ne kecke That gethan,
Und reut den Thäter hinterher;
Hätt's noch zu thun, thäts wohl nicht mehr!

E.

Der kleine Fritz,

welcher nicht schlafen konnte.

In seinem kleinen Bethchen lag
Der kleine Fritz, und weinte,
Erst heimlich, lauter dann, daß es
Sein Vater hörte, der daneben
Mit seiner guten Mutter schlief.

„Was ist dir, Kind? Mich dünkt, du weinest?“ Fragt' ihn der Vater; „hört' ich recht?“

Fritz.

Ach, liebes Väterchen!

Vater.

Nun, sage,
Mein gutes Kind, was ist dir denn?

Fritz.

Ach, willst auch diese Nacht nicht sterben?

Vater.

Wills Gott noch nicht? — Woher die Frag'?

Fritz.

Ach, weißt nicht mehr?

Vater.

Was denn, mein Guter?

Fritz.

Ach, daß ich heute nicht —

Vater.

Nun was?

Fritz.

Nicht artig war!

Vater.

Und?

Fritz.

Da — ach! — da
Sprachst du, ich hätte dich betrübet.
Das fiel mir eben wieder ein;
Da dacht ich: wenn mein lieber Vater
Nun stürbe diese Nacht, und ich
Hätt' ihn betrübt, und könnte nimmer
Ihn wiederum erfreun durch Artigkeit! —
Ach, willst nicht sterben, lieber Vater?

Vater.

Und würd' es denn so leid dir thun,
Wenn ich schon jetzt zu unserm Vater
Im Himmel gieng'?

Ein heisser Strohm
Von Thränen war des Kindes Antwort.
Da hob gerührt der Vater ihn
Aus seinem Bettchen; legte
Ihn zärtlich küssend neben sich
Und seine Mutter; und da küsten
Die guten Eltern beide ihm
Die heissen Thränen von den Wangen.

C.

Die vier Jahrszeiten.

Ach! wenn's doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er mögte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er thats.

Der Winter vergieng; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hiazinten, Auri-

keln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz ausser sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antworte Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater, und er thats.

Der Frühling vergieng; es kam der Sommer.

Ernst gieng mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund um sie her sahen sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie assen Kirschen und anderes Sommerobst, und liessen sich's den ganzen Tag über recht wohl seyn.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Famlie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, auf den Mistbeeten sahe man wohl-

schmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber, als Obst, aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber seyn: der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er weg blieb, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich! fragte sein Vater.

„ Wirklich! „ war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch nur einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch.

„ Ich wollte, daß es immer Winter wäre! „

Und nun lies einmal hier auf dieser Seite; was steht denn da?

„ Ich wollte, daß es immer Frühling wäre! „

Und was auf dieser Seite hier?

„ Ich wollte, daß es immer Sommer wäre! „

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jezt eben?

„ Ich wünschte, daß es immer Herbst seyn mögte! „

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühling, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst seyn mögte.

Denke einmal nach, was folgt wohl daraus.

„ Daß alle Jahrszeiten gut sind. „

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an manigfaltigen Gaben sind; und daß der liebe grosse Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätt' es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gekriegt haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können: und wie viel anderer Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankömmt, wie es in der Welt seyn soll: wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

C.

Zum Laufen hilft nicht schnell seyn.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahen.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Friz, denn ich laufe geschwinder, als du; und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er über das gar zu große Eilen nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste. E. K.

Die drey Goldfischchen.

Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einsmals drey Goldfischchen, die niedlichsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen.

Oft setzt' er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und liessen sichs wohlschmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: „Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet."

„Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist; und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin!"

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich will's ihnen wohl verständlich machen, und stellte sich bei das Gitter.

Wenn dann einer von ihnen kam, und durchschwimmen wollte; so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrack und zurück schifte.

Eben das that er auch, wenn einer von ihnen oben auf's Wasser kam, damit er wieder hinunter auf den Grund gienge.

Nun, dacht' er, werden sie mich wohl verstanden haben, und gieng nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten das Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann

nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten?

„Geht er doch selbst da oben, sagte der Eine; warum sollen wir nicht auch ein bischen höher kommen?“

„Und warum sollen wir eingesperrt seyn? sagte der Zweyte; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich spazieren?“

„Es ist gewiß ein harter Mann, sagte der Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen?“

„Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte der Zweyte hinzu; ich will sogleich eine kleine Spazierreise in den großen Teich vornehmen.“

„Und ich, rief der Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.“

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug zu denken:

„Der gute Mann muß doch wohl seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat.“

„Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß.“

„Warum käme er sonst so oft und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?“

„Nein, er ist gewiß nicht hart; und ich will thun, was er haben will, ohngeachtet ich nicht weiß, warum ers so will.“

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die Andern aber thaten, was sie gesagt hatten.

Der eine schwam durchs Gitter in den großen Teich, und der andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenschein, und beide lachten ihren

ren Bruder aus, daß ers nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Der eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf ihn zu, und verschlang ihn.

Den andern, der sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf ihn herab, fieng ihn, und fraß ihn auf.

Nun das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt und erreichte ein hohes Alter. C.

Eulenspiegel und ein Fuhrmann.

Eulenspiegel gieng eines Tages über Feld.

Unterweges begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigten Strasse seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten.

Kann ich, fragt' er im Vorbeijagen, wohl noch vor Abend zur Stadt kommen?

Eulenspiegel antwortete: wenn ihr langsam fahret.

Der Kerl ist wohl nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Strasse an, und zwar in großer Verlegenheit.

Von dem Jagen auf steinigtem Boden, war ihm ein Rad gebrochen.

Er konnte also mit seinem Wagen nicht von der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Sagt' ichs euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet? —

Dieser Eulenspiegel hatte unter andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan gieng, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinab stieg.

Warum mogt' er das wohl thun?

Wann ich bergan steige, sagte er, so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinunter gehen werde; und freue mich schon zum voraus darauf.

Wann ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — sezt' er hinzu — es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glücke und Unglücke ihres Lebens es eben so machten; so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

C.

Des kleinen
Friedrichs Geburtstag. *)

Es war einmal, ihr Leutchen,
Ein Knäblein jung und zart,

*) Dieser kleine Friedrich ist der hofnungsvolle Anhalt-Dessauische Erbprinz.

Hieß Friedrich, war daneben
Recht gut von Sinnesart.

War freundlich und bescheiden,
Nicht zänkisch und nicht wild;
War sanft, wie kleine Schäfchen,
Und wie ein Täubchen, mild.

Drum gab auch Gott Gedeihen!
Das Knäblein wuchs heran:
Und seine Eltern hatten
Recht ihre Freude dran.

Zu Schul' und Gotteshause
Sah man es fleißig gehn,
Und jedem, der es grüßte,
Gar freundlich Rede stehn.

Auch war ihm in der Schule
Ein jeder herzlich gut,
Denn allen macht' es Freude,
Und allen war es gut.

Einst hieß es: Brüder, morgen
Fällt sein Geburtstag ein!
Gleich riefen all' und jede:
Der muß gefeiert seyn!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte,
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn alle, alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und alle, alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;

Sein Segen folgt dem Knaben.
Da, wo er geht und steht

(Aus den pädagogischen Unterhandlungen; abgeändert.)

Lottchen und Karl.

Wie freundlich schwazt Magisters frommes Lottchen
Mit Hofraths Karl! Sie sind allein.
Doch eh die Eltern aus der Kirche kommen,
Steigt ein Gewitter auf.

„Hörst du? es donnert sehr!“

Nicht bange, Karlchen! Nein, nicht bange!
Sprach Lottchen: Sieh, Gott donnert ja!

Jetzt blitzt es; schmetternd folgt der Schlag.
Sie beben.

„Ach! ach, Lottchen, Gott mag böse seyn!„

Fi! sprich so kindisch nicht! wie könnte wohl
Gott böse seyn? Gott hat uns alle lieb.
Das sagte Vater mir noch diesen Morgen;
Und, wie du weißt, er redet immer Wahrheit.

„Ja, das ist wahr! doch wenn wir Menschen
Unartig sind, (weißt du das nicht?)
So wird der liebe Gott, so gut er ist, doch böse.
Das hat mir Vater auch gesagt!“

Das auch? Nun ja! Auf mich gewiß doch nicht!
Ich habe nichts gethan. Ich habe heute
So schön ja meinen lieben Spruch gewußt,
Den schönen Spruch: sollst deinen Vater ehren
Und deine Mutter, daß es wohl dir gehe!

Da küssten beide mich, der Vater und die Mutter,
Vor Freuden, ach! und hatten mich sehr lieb.
„Ach Gott!“ sprach Karl, und weinte.
Was ist dir, lieber Karl? was ist dir? Sage!
„Ach Gott! Ja, Gott wird böse seyn auf mich!
Ich habe heut den Diener ausgescholten!
Was soll ich thun?“
Und er und Lottchen weinen.
Jetzt wieder Blitz und Schlag, und Thür und Fenster klirren.
„Ach laß uns beten, Karl! uns beten! Gott vergiebts!“
Sie knieten, weinten, beteten:
„Ach! lieber Vater, ach! vergieb mir!“
„Vergieb ihm, lieber Vater, seine Schuld!“
So beten die lieben Kinder,
Und Gott erhörte sie.

Brückner.

Der kleine Ferdinand, welcher Fürst werden will.

Ferdinand sagte immer: ich will ein Fürst werden.

Und warum das? fragte ihn sein Vater.

Dann müssen alle Leute mir Geld geben, antwortete er; und dann müssen sie auch thun, was ich haben will.

Es traf sich, daß um diese Zeit eben zwei Diebe gehenkt werden sollten; und Ferdinand

gienge mit hinaus, sahe die Elenden, fühlte Mitleid, und fragte seinen Führer:

„Aber warum machen sie denn die armen Leute hier todt? Wo ist denn der Fürst? Warum leidet er das?“

Man sagte ihm, daß ein guter Fürst dies leiden, ja befehlen müsse.

„Warum denn?“ fragte Ferdinand.

Weil seine Unterthanen, antwortete man ihm, sonst nicht sicher vor Dieben wären, wenn man diese nicht hart bestrafte.

Er begrif's.

Nachher hörte man ihn nicht wieder sagen, daß er ein Fürst werden wollte; sondern er sagte nun immer, er wollte ein Kaufmann werden. —

„Und warum nicht ein Fürst?“ fragte ihn sein Vater.

Nein, antwortete der Knabe, da könnten wieder Diebe kommen, und die sollte ich denn henken lassen; das mag ich nicht!

Gut gedacht, lieber Ferdinand! — Je höher der Stand, desto schwerer die Pflichten!

Wer klug ist, macht es wie du, und trachtet nicht den Großen gleich zu werden, weil sie große Pflichten und große Sorgen zu tragen haben.

Das könnt ihr aus folgender Fabel lernen:

R.

Das Kamel und die Kaze.

Die Kaze, zum Kamel.

Willkommen, Bruder!

Das Kamel.

Wie? dein Bruder? Ich?

Kaze.

Nun ja doch; sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht so schön, als dich?

Kamel.

Mag seyn; doch kann der deinige auch tragen,
Was meiner trägt?

Kaze.

Das sollst du mich nicht zweimal fragen!
Nur her damit! Ich werd' es spielend tragen.

Kamel.

Bedenke, Thor, mein Pak ist fast für mich zu schwer!

Kaze.

O welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kamel.

Es sey! trit näh'r;
Da ists!

Kaze.

O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kamel.

Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühlt auch ihre Bürde!

Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!
Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)
Wir lermen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
Ists Zeit noch genug!
Wer wollte wohl knurren;
Der wär' ja nicht klug.
Wie lustig stehn dorten
Die Saat und das Gras;
Beschreiben mit Worten
Kann keiner wohl das.

Ha, Brüderchen, rennet!
Ha, wälzt euch im Gras!
Noch ist uns vergönnet,
Noch kleidet uns das,
Ach! werden wir älter,
So schickt sich's nicht mehr;
Dann treten wir kälter
Und steifer einher.

Ei, seht doch, ihr Brüder,
Den Schmetterling da?
Wer wirft ihn uns nieder?
Doch schonet ihn ja!
Dort flattert noch einer,
Der ist wohl sein Freund;
O schlag' ihn ja keiner,
Weil jener sonst weint!

Wird dort nicht gesungen?
Wie herrlich das klingt!
Vortreflich, ihr Jungen!
Die Nachtigall singt.
Dort sizt sie! Seht oben
Im Aepfelbaum dort;
Wir wollen sie loben,
So fährt sie wohl fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
Und laß dich besehn!
Wer lehrt dich die Lieder?
Du machst es recht schön!
O laß dich nicht stöhren,
Du Vögelchen du!
Wir alle, wir hören
Sehr gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
Wir sehn sie nicht mehr!
Da flattert sie drüben!
Komm wieder! Komm her!
Vergeblich! die Freude
Ist diesmal vorbei!
Ihr that wer zu Leide,
Sey, was es auch sey.

Laßt Kränzchen uns winden,
Viel Blumen sind hier!
Wer Veilchen wird finden,
Empfänget dafür
Von Mutter zur Gabe
Ein Mäulchen, wohl zwei:
Juchheissa! ich habe,
Ich hab' eins, Juchhei!

Ach, geht sie schon unter
Die Sonne, so früh?

Wir sind ja noch munter;
Ach Sonne, verzieh!
Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja, morgen wird wieder
Gespielt und gelacht!

Overbek. (Abgeändert).

Der lügenhafte junge Ochs,

eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war: so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbei gelaufen, um den Wolf abzuhalten, daß er keinem von ihren Jungen etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Ort, wo sie das Heulen gehört hatten, keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indes bald, daß er's gewesen sey, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er

plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zu springen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fieng daher erbärmlich an zu schreien:

„Mu! Mu! Mu!“ brüllte er; welches so viel heissen sollte, als: rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten alle, daß er sie wieder zum Besten haben wollte.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her; faßte ihn bei der Gurgel und — fraß ihn auf!

„Ach! seufzt' er da bei sich selbst, indem er starb, Wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man andere hintergehen will!“

C.

Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar,
Und er trugs recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Mährchen spricht
Den andern zu: „Wie hübsch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?

„Gewiß, kein Vogel iſt ſo ſchön,
„So liebenswerth, als ich;
„Denn keiner iſt, ihr müßt's geſtehen,
„So ausgeputzt, als ich.“

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee von ſüßer Bürde ſchwer
Ein munkres Bienchen an.

„Weg, Biene, ſchri' er: packe dich!
„Wie häßlich ſiehſt du aus!“
Thor! ſprach ſie lächelnd, kennſt du mich?
Komm erſt und ſieh mein Haus.

Geſchicklichkeit iſt wahre Zier
Und Güte nur gefällt;
Allein dein Putz — was nützt er dir?
Was nützt er wohl der Welt?

Bertuch. (Abgeändert.)

Die Tulpenliebhaberin.

Einem achtjährigen Mädchen hatte ſchon ſeit zwei Sommer das vielfärbigte Tulpenbeet in ihres Vaters Garten großes Vergnügen gemacht.

Den leichten Sommervogel gleich, war ſie oft von Tulpe zu Tulpe herumgehüpft, und hatte ſich nicht ſatt daran ſehen können.

Sie hatte ſich indeß niemals um die Wurzeln der Blumen bekümmert.

Vorigen Herbſt kam ſie in den Garten zu ihrem Vater, da er dieſes Tulpenbeet umlegte, und die abgetrockneten Zwiebeln wieder ins Erdreich brachte.

Ganz befremdet stand sie da, und sah bestürzt der Arbeit ihres Vaters zu.

Endlich redete sie ihn mit kläglicher Stimme an:

„Ach lieber Vater, was haben sie da gemacht?“

„Unser schönes Tulpenbeet, so zu verwüsten, und statt der prächtigen Blumen, die häßlichen Küchenzwiebeln hinzupflanzen!“

Der Vater antwortete ihr, daß sie nicht wisse, was er da mache, und wollte ihr eben erklären, daß diese Zwiebeln die Wurzeln wären, aus denen künftiges Frühjahr wieder neue Tulpen hervorwachsen würden; als Johanna (so hieß das Kind) ihn durch ihre wiederholten Klagen unterbrach, und ihn nicht zu Worte kommen ließ.

Da er also sah, daß sie jetzt keiner Bekehrung fähig wäre, so hieß er sie schweigen und zu Hause gehen.

So oft nun den Winter über die Rede von Blumen war, seufzte Johanna und dachte bei sich selbst, daß es doch recht Jammer und Schade wäre, daß ihr Vater das schöne Tulpenbeet verwüstet hätte.

Der Frühling kam und mit ihm auch der Tulpenflor.

Johanna war noch nicht in den Garten gekommen, jetzt rieth man ihr, hinein zu gehen.

Lange ließ sie sich dazu nöthigen; denn sie sagte, daß sie jetzt gar kein Vergnügen mehr am Garten fände, seitdem die Tulpen nicht mehr darin wären.

Endlich gieng sie doch hinein.

Wie groß war nicht ihre Verwunderung und Freude, da ihr auf einmal der ganze prächtige Tulpenflor in die Augen fiel!

Erst stand sie vor freudiger Bestürzung still, dann fiel sie ihrem Vater in die Arme und dankte ihm, daß er die Zwiebeln wieder ausgerissen und von neuem Tulpen gepflanzt hätte.

Dieser versicherte, daß wäre nicht geschehen, sondern die Tulpen wären aus den nämlichen Zwiebeln hervorgewachsen, die sie im vorigen Herbste hätte pflanzen gesehen.

Das konnte nun das unerfahrne Mädchen nicht begreifen, bis der Vater eine der schönsten Tulpen mit der Zwiebel aus der Erde hob und ihr vorwies.

Beschämt bat sie ihn da um Vergebung, daß sie so unbesonnener Weise über sein Verfahren im Herbste geklagt hätte.

„Ich vergeb' es dir sehr gern, mein Kind, antwortete der Vater, da ich sehe, daß du nun erkennst, wie leicht sich Kinder irren können, wenn sie das Verfahren erwachsener Leute beurtheilen wollen."

„Ich hoffe, dieser Vorfall wird dich so vorsichtig machen, daß du künftig eher an deiner eigenen Einsicht zweifeln, als das Betragen anderer Menschen, welche älter und erfahrner, als du, sind, tadeln wirst."

Ja, lieber Vater, antwortete das Mädchen, das will ich nun gewiß thun; und so oft ich künftig in Versuchung gerathe, mich für klüger, als andere zu halten, will ich gleich an die Tulpen denken.

Bis jetzt hat sie auch Wort gehalten.

Der Vater hat ihr sogar auf ihr Bitten einen Fächer kaufen müssen, auf dessen einer Seite sie hingeworfene Tulpenzwiebeln, auf der andern aber einen schönen Tulpenstraus malen ließ.

Diesen trägt sie in allen Gesellschaften mit sich, und besieht ihn oft.

Sie ist sogar auf die Gespräche ihrer kleinen Freundinnen aufmerksam, (aus der guten Absicht, auch sie zu bessern) und wenn eine von ihnen sich ein übereiltes Urtheil erlaubt; so zeigt sie ihr sogleich den Fächer, und lispelt ihr freundlich warnend ins Ohr: Liebe Freundin! die Tulpen! Kegge.

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück; und sprach im Gehn
Bekümmert:
„Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögre; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!“ —
Rudolph kam
In seine Hütte; sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt:
Und Fritz liegt kniend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.
„Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolph; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —

Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es gieng.
Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon gieng
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis
Dort auf dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
„Ach Gott!" — seufzt er. Mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt' ihm etwas Holz, und bands
Ihm auf den Rücken: freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück."
„Nun, Grete! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht!"
Unglücklicher,
Sprach sie, und faßt' ihm bei der Hand,
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebahr?
„Fritz, böse? — Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr
Dann wird er weis' und gut!„
Dann wird
Er grausam!
„Nein, ich steh dafür,
Das wird er nicht. — Und, Fritz, du schweigst
Dazu? Komm her und sage mir,
Was machtest du? — Du thust so scheu?
Es muß was Arges seyn."
Sehr arg;
Doch schämt er sich, das ist noch gut.
„Was

„Was that er denn?“

Gern mögt ich dirs
Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.

„Sag' es nur!“

Es sey. Ich öfnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum und schien
Recht sehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.

Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen übern Zaun den Arm
Sich aufriß, wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf;
War das der rechte?

„Ja, recht schön!“

„Nun weiter!“

Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf —

„Nun, was?“

Berupft' er es.

„Berupft es?“

Ja, den ganzen Leib,
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.

Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! — Mann, ich hörts; mir gieng's
Durchs Herz! —

Er wird ein Böſewicht,
Denk nur, wenn er erſt gröſſer iſt!
Das kränkt mich! O das hätteſt du
In deiner Kindheit nie gethan!
Oft ſagt ich; unſer Fritz wird gut,
Gut, wie ſein Vater! — Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —
„Sey ruhig, Grete, weine nicht;
Es lebt ein guter Gott; der liebt
Der frommen Eltern Redlichkeit.
Wird er ein Böſewicht, ſo nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. —
Komm her,
Mein Sohn; ſieh welchen Kummer du
Uns heute macheſt. — Gut, du weinſt;
Ich weine auch; — komm, lege mir
Die Hand aufs Herz; bisher war dies
Dein Wohnplatz; denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr!
Umſonſt! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen — Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen.
Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn ſammeln; hier
Am Balken hängen wir ſie auf,
Und ſehen, wenn zu zärtlich wir
Ihn lieben, dieſe Federn an,
Und ſagen: ſolch ein hartes Herz
Muß man nicht lieben.
Denkſt du denn,
Mein Sohn — bleib hier auf meinem Schooß —
Daß bloß der Froſt das Vögelchen
In unſer Haus gebracht? Gott ſelbſt
Gab ihn in unſre Hand, um ihn
Zu retten: denn für Thiere ſorgt
Er, wie für Menſchen; und du haſt

Ihn so geplündert! —
Wenn ich nun
Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draussen frieren ließ'? Du hasts
Verdient; doch grausam wär ich dann
Und gliche dir und litte mehr
Dabei, als du! —
Komm, zittre nicht,
Sey ruhig; denn noch liebt mein Herz
In dir den Sohn und hasset nur
Den Uebelthäter. — Ach! von dir
Hoft ich des Alters Trost für mich,
Für deine Mutter! Und du willst
Uns unser Leben kürzen?"
„Ach!
Mein Vater, meine Mutter, ach!
Verzeiht mir! O ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun!
Verlast euch drauf, ich werd' euch gleich."
Leicht ist der Eltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,
Und ohne falsch und tugendsam
Ein Muster für die Kinderwelt.
Einst sah er — ach mit trüben Blick
Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: „Steig hinauf,
Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie nur ins Feu'r;
Dein Vater wird's zufrieden seyn,
Nicht wahr?"
„O ja!"
„Verbrenne sie,
Die bösen Federn!" —
Mutter, nein.
Sie sollen bleiben, und wenn mir
Der Himmel auch einst Kinder giebt,

Dann weiß' ich sie mit Thränen drauf,
Und spreche: seht, einst war ich bös',
Und, daß ich besser ward, verdank'
Ich Gott und frommer Eltern Rath.

Eschenburg
Nach dem Französischen des
Abbe's le Monnier.

Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte.

Der Aelteste war ohngefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt.

Beide wurden von ihren Eltern auf das Zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferd thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen.

Wenn er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden damit thun möchte.

Demohngeachtet hatte er seinen Söhnen ein vor allemal verboten, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder andere leicht verletzen können.

Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit der-

gleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er im Kurzen wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatt' er diesmals seine Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgt' er nicht; denn er hatt' es ihnen ja ein vor allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten **Wilhelm** und **Kristian** (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte **Wilhelm** zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andre reichte.

Du! antwortete **Kristian**, weist du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren.?

„Wohl wahr, sagte **Wilhelm**; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er zu Hause kommt."

„Und verderben werden wir ja auch nichts daran: sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß. "— und so zog er den Hahn an beiden Pistolen auf.

Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollten."

„Nun stelle dich da hin, und gieb Acht, wie ich kommandire; wenn ich Feuer! rufe: so mußt du abdrücken.

Schon standen beide gegen einander über, und Wilhelm kommandirte:

„Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Lege an! — Feuer! —“

Mit diesem Worte drückten beide los, und beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knal der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbei gerannt, und o Himmel! welch ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten.

Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Hermen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben. C.

Der kleine wohlthätige Mirtil.

Der alte Likas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte.

Sein kleiner Sohn Mirtil, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte sich die Augen.

Dies befremdete seinen Vater.

Er rief ihn zu sich. Mirtil eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich auf den Schooß.

Was ist dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sahe, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was?

Nichts, lieber Vater, war seine Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen

Likas.

Aber du hast ja geweint?

Mirtil.

Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Likas.

Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Mirtil.

Lieber Vater, verlangt es nicht zu wissen!

Likas.

Nicht? Und könntest du etwas haben, welches dein Vater nicht wissen dürfte.

Mirtil.

Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

Likas.

Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könnte mit dir.

Mirtil.

Du willst es, lieber Vater; und ich muß gehorsam seyn.

Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es wäre?

Es war ein armer alter Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein grosses Bün-

del Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen.

Ich hörte, indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selbst sprechen:

„Guter Gott, sagt' er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit."

Indem er das sagte, sank er mit dem Kopf auf sein Bündel.

Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sahe, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf das Holz nieder.

Dann lief ich her zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder.

Indem ich nun jetzt zurückkam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihm mein Geräusch.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte! Ist ein Engel Gottes hier gewesen, der mich und meine Kleinen vom Tode retten wollte.

Aber wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hergelegt hast; Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen.

Aber fuhr er fort, ich Unglücklicher: Wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe.

Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebükt und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen.

Gott grüß euch, guter Vater, sagte ich, indem ich bei ihm war. Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche mit der Milch und das Brod? ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt.

Der Greis sahe mir mit freudiger Verwunderung ins Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus diesem Walde zu führen, worin ich mich verirrt hatte.

Ich fragte ihn, wohin er wollte; und so führt ich ihn zum Walde hinaus.

Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unverhofft der liebe Gott für ihn gesorgt habe während seines Schlafs, und bedaurete nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt sey.

Alle Morgen, sagt' er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns errettet.

Auch du mein Sohn, sezt' er hinzu, sollst gesegnet werden von uns, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie vor Hunger sterben.

Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte.

Jezt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Haus kam und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du hast es gewollt, lieber Vater; sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen.

Er schwieg; und Lukas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust.

Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glüklich seyn wird. C.

Nach dem Französischen des Herrn Berquin.

Die sieben Töchter.

Zizallida, die beste Mutter, gieng
Mit ihren sieben Töchtern — alle, wie
Des Feldes Blumen in der Sonne, schön —
Zum nahen Wald, und sezte sich allda
Mit ihren Töchtern unter einen Baum,
Der ihnen allen kühlen Schatten gab.
O welche Wonne, diese Mutter sehn
Und diese Töchter! — Seine schöne Welt
Hat unser Gott für sie geschaffen, sprach
Ein Mann, der hinter ihnen sich im Busch
Verborgen hielt. Still, lauschend stand er da.
Und hörte lange, hörte herzvergnügt
Die sanften Reden dieser zärlichsten
Der Mütter!
Kinder, sprach Zizallida,
Wenn unser lieber guter Vater hier
Doch bei uns wäre! Gar zu schön ists hier!
Auf aller Bäume Wipfel ists so still,
Als wenn die Singevögel alle sich
Besprochen hätten, unsrer tief hinein
Verstekten lieben kleinen Nachtigal
Mit zuzuhören. —
Ach, mein Mütterchen,
Sprach Izia, die zwote Tochter, laß,
Mein Mütterchen, zurück mich laufen ihn
Zu uns zu holen! —
Kind, von uns entfernt

Ist er zu weit: er ist gerufen hin
Zum großen König. Sieben Wochen bleibt
Der gute Vater weg von mir und euch!
"Und ohne Segen? fragte herzbetrübt
Die Aelteste der sieben Töchter, ist
Er weggereis't, und ohne Kuß?"
Er gab
Den Segen mir; er möchte, sagt' er, euch
Nicht traurig sehn.
"Der gute Vater! Gott,
Begleit ihn doch auf seinem Wege!" sprach
Die vierte Tochter. — Gott, begleit ihn doch;
Erschol's auf allen Seiten um den Baum
Und um die Mutter; allen stieben stand
Im Auge eine fromme Thräne.
Laut,
Als wenn sie's rufen wollte, sagte da
Die fünfte Tochter: „Sieben Wochen sind
So viele Tage, Mütterchen; es ist
So lange hin! Ach könnten wir denn nicht
Dem guten Vater nach zu Fuße gehn?"
Und die geliebte Sechste schmiegte sich
An ihrer Mutter Busen weinend: "Gott
Welch eine Freude, wenn er wieder kömmt!"
„Dann sagte froh die Dritte, wollen wir
Das Väterchen umtanzen!"
Zizarias,
Die jüngste, lag mit ihrem Köpfchen stumm
Auf ihrer ersten Schwester sanften Schooß,
Der schönsten Rosenknospen eine, schien
Das kleine Mädchen nur zu hören, und
Als alle schwiegen, sprang's vom Schwesterschooß
Auf Mutterschooß behende; zärtlich schlugs
Mit Fingerschlag die Mutterwange, saß
Mit schmeichelnder Gebehrde, fragte; "Bleibst
Du, liebes Mütterchen, bei uns?" Ja, Kind
Ich bleibe, sprach die Mutter. —

Warm ums Herz
Ward's in dem Busch dem Manne, warm ums Herz.
Allein, hervorzutreten, dacht' er, ist
Ein viel zu schneller starker Freudenschlag,
Gefährlich mir und ihnen! Leise schlich
Der weise Mann aus seinem Busch, und gieng
Und sandte seiner Trauten einen,
Behutsam ihnen beizubringen, daß
Ein zweiter widerrufender Befehl
Des großen Königs angekommen sey;
(Denn in dem Busch der Mann, dem es so warm
Ums Herze ward, der war — der Vater selbst.)
Und als sein trauter Freund behutsam nun
Ihm vorbereitet hatte, da, da kam
Der gute Vater selbst gegangen, und
O welche Freude! Welch ein Wettelauf
Der Mutter und der Töchter, welch ein Hang
An seinem Hals, an seinem Herzen!
Wer
Vermöchte wohl zu malen uns den Tag,
Der diese Mutter, diese Töchter so
Zu sehn uns gab, und diesem Vater, der
Der sieben Töchter guter Vater ist!

Gleim.

Die frommen Kinder.

Nantchen und Leopold liebten ihre Eltern zärtlich, und wurden eben so zärtlich von ihren Eltern wieder geliebt.

Seit einiger Zeit pflegten beide, so oft sie ihr Frühstück genossen hatten, in den Garten zu laufen, und erst nach einer Weile zurückzukommen, um ihre Geschäfte anzufangen.

Dies nahm den Vater und die Mutter Wunder.

Denn vorher waren beide Kinder recht sehr fleißig gewesen, und hatten oft ihr Frühstück halb im Stiche gelassen, um desto geschwinder zu ihrer Arbeit oder zum Lernen zu kommen.

Nun aber schien es, als wenn sie keine rechte Lust mehr hätten, sowohl zur Arbeit, als auch zum Lernen, weil sie immer erst in den Garten liefen.

Das machte ihre guten Eltern traurig: denn sagten sie zu einander, wenn unsere Kinder den Müssiggang lieb gewinnen; so wird nichts Gutes aus ihnen werden.

Der Vater fragte sie zuweilen: "aber, Kinder, warum lauft ihr denn immer so früh aus? Das könnte ja nachher geschehen; wenn eure Arbeit gethan ist! „

Allein die Kinder schwiegen still und sagten nicht, was sie im Garten machten.

Endlich beschloß die Mutter ihnen nachzugehen, um zu erfahren, was sie doch immer da vor haben mögten?

Sie sahe am andern Morgen, daß Nantchen und Leopoldchen nach einer dichten Laube liefen, die am Ende des Gartens stand.

Sie gieng ihnen also nach.

Da sie nun leise bis zur Laube hingegangen war, und an der Seite stand, wo sie eben durch das dicke Laubwerk ein wenig hinein sehen konnte: Gott! was empfand da ihr mütterliches Herz, da sie die Kinder mit gefaltenen Händen kniend auf der Erde erblickte!

Sie zitterte vor Freude, da sie hörte, daß Leopold so zu Gott betete, indem Nantchen ihm leise nachsprach:

"Ach, du lieber Gott! laß doch unsre guten Eltern noch lange nicht sterben! „

„Wir lieben sie ja gar zu sehr, und wollten ihnen gern Freude machen, wenn wir erst groß geworden sind.„

„Ach, mache uns auch recht fromm und artig, daß unser Vater und unsere Mutter sich alle Tage über uns freuen mögen!„

„Hörst du, lieber Gott? Wir wollen ja auch gern thun, was in deinen Geboten steht.„

Nach diesem Gebete standen beide auf, gaben sich einander einen Kuß, und liefen vergnügt und hurtig wieder zurück nach Hause.

Der Mutter flossen heisse Freudenthränen über die Wangen.

Sie eilte zu ihrem Gatten, drückte ihn fest an ihre Brust, indem sie ihm erzählte, was sie gesehen und gehört hatte, und beide waren darüber so vergnügt und glücklich, als wenn sie schon im Himmel wären. C.

Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!

Wie mögt ich doch so gerne
Ein Veilchen wieder sehn!
Ach, lieber Mai, wie gerne
Einmal spazieren gehn!

Zwar Winkertage haben
Wohl auch der Freuden viel;
Man kann im Schnee eins traben
Und treibt manch' Abendspiel;

Baut Häuserchen von Karten,
Spielt Blindekuh und Pfand;
Auch giebts wohl Schlittenfahrten
Aufs liebe freie Land.

Doch wenn die Vöglein singen,
Und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!

Jezt muß mein Steckenpferdchen
Dort in dem Winkel stehn;
Denn draussen in dem Gärtchen
Kann man vor Koth nicht gehn.

Am meisten aber dauert
Mich Fiekchens Herzeleid.
Das arme Mädchen lauert
Recht auf die Blumenzeit!

Umsonst holl' ich ihr Spielchen
Zum Zeitvertreib herbei:
Sie sizt in ihrem Stühlchen
Wie's Hünchen auf dem Ei.

Ach, wenn's doch erst gelinder
Und grüner draussen wär!
Komm, lieber Mai; wir Kinder,
Wir bitten gar zu sehr!

O komm, und bring vor allen
Uns viele Veilchen mit!
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Kukuks mit!

Overbeck. (Abgeändert.)

Der Rosenstock.

Wer schenkt mir ein Bäumchen in meinen Garten? sprach Wilhelm zu seinem Geschwister

Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum Bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen: aber ich! ich! rief die gutherzige Lotte; was willst du für einen?

Einen Rosenstock, antwortete er; denn meiner sieh! ist verdorrt.

Gut, sprach Lotte, und nahm den Spaten und wollt' anfangen, ihn auszuheben.

Was seh ich? sprach Wilhelm, du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gieb mir doch wenigstens den!

Nein, nein, schrie das Mädchen, der würde dir denn auch verdorren. Ich kann ihn ja in deinem Garten auch blühen sehen.

Wilhelm kriegte den Busch und war froh.

Da gieng der Gärtner vorüber und trug einen spanischen Fliderbaum.

Soll ich den da in die Stelle pflanzen: fragt' er Lotten.

„Wenn er ihn sonst nicht brauchen kann"

Nein, sagt' er, ich wollt ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeugs zuviel im Garten ist. Er setzte ihn ein.

Nun kam der Mai; Wilhelms Rosenstock bekam und trug viel der schönsten Rosen.

Davon kriegte Lotte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar und an die Brust.

Aber der Flider bekam auch, und gab so viel Schatten, daß Lotte sich in der stärksten Mittagshitze drunter bergen konnte — ja so gar kam

der

der Vater nachher oft unter diesen Baum und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

E. R.

Die beiden Hunde,

Spiz der Gutherzige und Spaz der Neidische.

Eine Fabel.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart.

Spiz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich, Spaz aber, der Schooshund, unfreundlich und neidisch.

Spiz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr den Spaz liebkosete: aber Spaz fieng allemal an zu knurren, so oft sein armer Kamerad es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen.

Kriegte Spaz ein Stückchen Fleisch: so wedelte Spiz mit dem Schwanze und freuete sich so sehr darüber, als wenn ers selbst gekriegt hätte.

Wurde hingegen Spizen einmal ein Knochen zugeworfen: so fieng der Spaz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stünde, da denn der gutherzige Spiz den Knochen gemeiniglich im Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einigemal bemerket hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spaz.

Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit beiden etwas vor, dem Spaz ein Stück Fleisch, und dem Spiz einen Knochen.

Kaum sahe der neidische Spaz, daß sein Kamerad auch was gekriegt habe, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spizen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen.

Dieser ließ es geschehen, und wollte schon wieder nach seiner Hütte gehen.

Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spaz hingeworfen hatte und sagte; „Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dies habest, weil dir jenes genommen ist.“

Spaz machte große Augen.

„Und, fuhr der Herr fort, weil du so gutherzig und nachgebend, der da aber so neidisch und unfreundlich ist: so sollst du künftig Haushund und jener Hofhund seyn.“

„Fort mit ihm, an die Kette!“

Gesagt, gethan. Spaz wurde angekettet, und Spiz blieb im Hause.

Da sahe man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und bösen Herzen ist.

So oft der gute Spiz einen Leckerbissen kriegte, entzog er ihn seinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spazens Hütte, wedelte mit dem Schwanze, und nöthigte ihn, davon zu essen.

Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren mögte.

Aber der neidische und tückische Spaz wollte nichts anrühren von dem, was er ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbieten mit Knurren ab.

Was geschah? — Neid und Aerger über Spizens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

C.

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäusezahl
Die einzge ihrer Art.
Ihr Felchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich;
Sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Kaze, unsern Feind!
Sie laurt uns auf in finstrer Nacht,
Dein Fel ist weiß, nimm dich in Acht:
Mein Rath ist gut gemeint.“

„Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht.“
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
„O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht.“

Nun gieng sie einstens auf den Schmaus:
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch da sie wieder heimwärts gieng,
Da kam die Eule, husch! und fieng
Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt' ich nicht den Tod!“
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrod.

Bertuch.

Das Wiegenband.

Kind, nicht von ungefähr umschlingt
Dich izt das Wiegenband.
Aus Vorsicht zog's so eng und fest
Um dich der Mutter Hand.

Es drückt ein wenig? Weine nicht;
Du weißt nicht, was es nützt;
Es ist das Einzige, was izt
Dich vor dem Falle schützt.

Wirst du nun, liebe Lilli, groß,
Und brauchst kein Wiegenband:
Dann, Kind, dann führt und schützet dich
Der treuen Mutter Hand.

O glaube nicht, sie drücke hart,
Wenn sie dich liebreich führt!
Sie ist das Band, das man anjetzt
Um deine Wiege schnürt.

Bertuch.

Das Kartenhaus.

Komm Fritz, sagte der kleine blauäugigte Wilhelm, und hilf mir erst mein Haus aufbauen, dann helf ich dir wieder.

Was geht mich dein Haus an, antwortete Fritz, ich baue meins, sieh du zu, wie du deins auch in die Höhe kriegst.

Wilhelm baute. Indes aber, daß diese zwei an einem Tische zugleich arbeiteten, fiel immer etwas von dem Gebäude wieder übern Haufen.

O stoß doch nicht so an den Tisch, sagte Fritz verdrießlich!

Wie kann ichs helfen? antwortete Wilhelm; hab ich dir nicht gesagt, wir wollten nur erst eins bauen, so gieng es besser? Nun magst du sehen, wie du fortkömmst?

Die Gemüther wurden lebhafter, die Arbeit heftiger, und der Tisch wackelte mehr.

Plötzlich lag Wilhelms meist fertiges Haus zu Boden.

Er wollte zugreifen, indem es fiel, stieß darüber an den Tisch, und den Augenblick lag Fritzens Haus daneben.

Die Mädchen saßen in der Ecke und lachten. Sie hatten einen Preis darauf gesetzt, wer von ihnen vieren nach der Mutter Urtheil das künstlichste Gebäude aufführen würde. Seyd ihr nicht Narren? riefen sie endlich. Nun ist ja unser der Preis!

Da kömmt die Mutter! Wir sind fertig, weil wir einer der andern geholfen haben, und ihr habt nichts zu Stande gebracht, weil ihr euch nicht vereinigen konntet. E. R.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Gieng einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop, giengs über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
" Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein,
Es mögte dir mislingen! "

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt, und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

O liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
„ Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen. „

Bertuch.

Die naseweise junge Fliege.

eine Fabel.

Diese junge Fliege saß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerheerdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht ward.

Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte:

„ Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wiederkomme. „

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige Töchterchen.

„ Darum, antwortete die Alte, weil ich besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie meinte den Topf) zu nahe kommen mögtest. „

Junge. Und warum soll ich dem nicht nahe kommen?

Alte. Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge. Warum hineinfallen?

Alte. Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung; so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinabfiel, und nimmer wieder heraus kam.

Die Alte glaubte hiermit genug gesagt zu haben, und flog davon.

Ihr Jungfer Töchterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst:

„Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben!„

„Da soll ich mir nun nicht einmal das unschuldige Vergnügen machen, über den dampfenden Brunnen hin zu fliegen!„

„Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen!„

„Kurz, Frau Mama, was sie mir auch von ihrer Erfahrung vorgesagt haben, so werd ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein bischen herum fliegen.„

„Ich will doch sehen, wer mich hinein ziehen wird!„

Mit diesen Worten flog das schnipsche Ding hin.

Aber kaum war sie über dem Topfe angelangt, als der aufsteigende Dampf sie plötzlich sinnlos machte.

Sie stürzte hinab in den siedenden Topf, indem sie nur noch eben so viel Zeit hatte auszurufen:

„Unglückliche Kinder, die sich klüger, als alte Leute dünken!„

C.

Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren.

Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brod kostete nun noch einmal so viel, als vorher.

Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brode zu sättigen.

Darüber war er nun unaussprechlich betrübt.

Er rief seine Kleinen zu sich und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

"Meine herzensliebe Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr braucht, um euch ganz satt zu essen."

"Seht, für ein einziges solches Brödchen, muß ich alles Geld geben, was ich den ganzen Tag über verdient habe.

"Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile."

"Es wird freilich nicht genug seyn, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet."

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sahe gen Himmel und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch

uns armen Kindern; hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern!

Der Vater theilte jezt das Brödchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern.

Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stükchen nicht nehmen, sondern sagte:

"Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin."

"Eßt ihr mein Stükchen oder theilt es unter die Andern aus."

"Armer Junge! Und was fehlt dir denn? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen.

Und so legt' er sich nieder.

Der bekümmerte Vater gieng am andern Morgen hin zum Doktor und bat ihn: er möge doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen.

Der Doktor, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts dafür kriegen würde.

Er besahe den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls; aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden.

Indes wollte er ihm doch etwas verschreiben.

"Thun Sie das nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würd' es doch nicht einnehmen."

Nicht einnehmen? antwortete der Doktor; und warum nicht?

Gottlieb. Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

Doktor. Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! du scheinest mir ein unartiger Junge zu seyn!

Gottlieb. Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Doktor. Gut! Ich will dich nicht zwingen, aber ich werd' es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb. Ach, um Gottes willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor. Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb. Ach, lieber Gott! so muß ichs Ihnen denn wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

"Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann in dieser theuren Zeit täglich nicht mehr als ein einziges Brödchen verdienen."

"Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt jeder nur so ein Stükchen, und er selbst nimmt wohl gar nichts davon."

"Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollt ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stükchen unter sich theilen mögten. „

"Sehen Sie, deswegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte. „

"Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt! „

Der Doktor trocknete sich die Augen und sagte: "Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?"

Gottlieb. Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

Doktor. Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest?

Gottlieb. Ich weiß wohl, lieber Herr, aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja denn bei dem lieben Gotte und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe.

Der rechtschaffene Doktor war ausser sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte.

Er nahm es in seine Arme, drückt' es fest an seine Brust und sagte:

„Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben!"

„Unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen:"

„Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir."

Er lief darauf nach Hause; bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinem hungrigen Geschwister.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle aßen bis sie satt waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Doktor!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb! er sollte unbekümmert seyn; er wollte ferner für sie sorgen.

Das that denn auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so.

Der Eine schickte ihnen Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten.

So gar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freuete sich sehr darüber.

Er ließ den Bertram zu sich hollen und sagte:

„Ihr habt einen wackern Sohn.“

Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt.“

„Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlet werden sollen.“

„Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden! und wenn sie dann etwas rechts werden gelernt haben, so nehm' ich es über mich, sie zu versorgen.“

Bertram gieng gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe.

C.

Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel.

Eine Fabel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abscheuliches Vergnügen daran, einem ehrli-

chen Pudel, so oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde nun das Essen aufgetragen; hurtig sprang er auf den Tisch, mauste in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er habhaft werden konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offnen Fenster hinaus.

Wenn denn die Bedienten wieder hineinkamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahen: so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel kriegte Schläge.

Ein andermal, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß da war, neben dem Pudel zu Boden, und ergrif, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermals für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld: denn, dacht' er, meine Unschuld wird doch endlich einmal an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenscheine ohnweit dem Hühnerstalle.

Nicht weit von ihm hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein Paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sahe dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

„Ich will das Huhn wegnehmen, dacht' er, und in aller Stille mir güttlich damit thun; des

dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müssen.“

Leise schlich er darauf hin, um seinen Vorsaz auszuführen.

Aber kaum berührte er mit seinen diebischen Pfoten das Huhn, als die Falle niederfiel, und ihm den Rücken zerschmetterte.

Auf sein Geschrei kamen Leute herbei gelaufen; die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth jeder gleich von selbst auf die Vermuthung, daß eben dieser Kater auch wohl alle die übrigen Schelmereien verübt hätte, für welche der unschuldige Pudel die Strafe habe leiden müssen.

Und weil es sich wirklich nachher fand, daß seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wieder geschahe: so gewannen alle Leute den guten Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was er unverdienter Weise gelitten hatte, reichlich.

C.

Der treue Hund.

Kinder, auch die Thiere sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter: wie vielmehr müssen wir es seyn?

Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und ergeben; doch eine Thierart mehr, als die andere.

Vornämlich zeichnen sich hierin die Hunde vor allen andern aus. Das könnt ihr aus folgender traurigen Geschichte sehen.

Ein Kaufmann that einst eine Reise zu Pferde, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß. Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas

entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da jemand dem Kaufmann schuldig war.

Er empfieng das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause.

Unterweges fiel der Mantelsack, worin er den Geldbeutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angeschnalt gewesen.

Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon! wohl aber merkte es sein treuer Pudel.

Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte, aber er war ihm zu schwer.

Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte.

Er gebot ihm, zu schweigen: aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche: aber vergebens!

Das treue Thier fuhr fort zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalte herunter ziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte: fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beissen zu verstehen zu geben, daß es umkehren sollte.

Der Kaufmann erschrak und glaubte, daß er toll geworden sey. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihm todt schießen zu müssen.

Lange bemühete er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; aber da alles nicht helfen wollte, ergrief er endlich die Pistolen, zielte und drückte mit weggewandten Augen los

Der gute Pudel stürzte, erhohlte sich aber wieder und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn.

Dieser konnte den Anblick nicht ertragen; gab dem Pferde die Sporn und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwohl nicht enthalten zurückzusehen, ob das arme Thier wohl schon todt sey? Aber indem er sich auf dem Pferde umdrehete, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks.

Wie ein Stein fiel's ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wohl die Ursache seyn mögte, warum der Hund so sehr gebellt habe. "Ich Grausamer! rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt.

Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sahe aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen seyn. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem er zurückgekrochen war!

Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten seyn mögte?

Aber ach! — Der sterbende Hund lekte ihm liebevoll die Hand — und verschied.

C.

Hedchen.

Hedchen.

Das sanfte Hedchen wollte nicht
Nach Fritzens wilder Art die Knabenspiele spielen.
Er bittet, nichts! Er zürnt, sie will nicht hören!
Da hob er seinen Stab, auf den er ritt,
Halb scherzend, drohend halb empor,
Und ach! der schwere Stab
Fiel, fiel auf Hedchens Kopf!
Das arme Mädchen schrie, daß weit der Garten schol,
Und warf vor Schmerz sich weinend nieder.
Und Fritz erschrak; er hub mit an zu weinen,
Und bat sie kläglich aufzustehn. —
Sie weint und steht nicht auf.
„Ach liebe Schwester,
Da nimm den Stock und schlag mich zweimal wieder!
Ich halt' es aus; ich hab es wohl verdient:
Steh auf: „
Nein, Fritz, der Schlag thut gar zu weh,
Versezt das gute Kind, ich kann dich so nicht schlagen!

Brückner.

Gespräch zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen ihrer Begleiterin.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen. Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter. Wem?

Karolinchen. Einem unartigen Jungen.

Mutter. Damit er artig würde?

Karolinchen. Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter. So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen. Nu, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören, und schelten würde.

Mutter. Und du?

Karolinchen. Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab ich dem lieben Gott wieder. Ich glaube, er wird sich recht darüber gefreut haben! (Sie hüpft dabey.)

Mutter. Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig warest.

Karolinchen. Der Junge mag es wohl aus Noth gethan haben.

Mutter. Das denk ich auch.

Karolinchen (zu Luisen.) Desto besser, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luise (zur Mutter.) Wir sind im Streit. Karoline gab ungezählt alles, was sie hatte, hin, ohne erst zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da sagte ich, das hätte sie nicht thun sollen.

Karolinchen. Wer hat nun Recht?

Mutter. Du nicht völlig, meine liebe Seele! Ei, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben Gottes Vögelchen gekom-

men wäre, und du hättest kein Geld mehr gehabt!

Karolinchen. Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter. Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen. Ja — denn —

Mutter. Man muß nicht bloß für sich, sondern auch für Andere sparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geschöpf — wer kann das bezahlen? Hätte der Junge den Vogel nicht geringer lassen wollen, wärs ein Anders gewesen. — Was wars für ein Vogel?

Karolinchen. Ich habe nicht gefragt, liebe Mutter! Hast du's mich nicht gelehrt, man muß nicht nach dem Namen fragen, wenn man Gutes thut? Du hättest nur sehen sollen, der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen; aber der Junge mußte mir versprechen, daß er ihn nicht wieder haschen wollte.

Mutter. Hast gut haushalten. — Hier ist wieder Geld!

Karolinchen. Dank, liebste Mutter!

Mutter. Und hier noch ein Kuß! (Sie küßt sie) — Gott segne dich, mein Kind, daß du immer mitleidig und gut seyn mögest!

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie; abgeändert.

Die Steckenreiter.

Auf schlanken Stecken
Reiten wir her;
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr.

Zwar auf der Erde
Reitet sichs knap;
Doch große Pferde
Werfen uns ab.

Indeß zuweilen
Wagt man sich schon;
Trägt ein Paar Beulen
Gerne davon.

Da wächst dem Knaben
Mächtig der Sinn;
Schier mögt' er traben
Meilen dahin.

Allein urplötzlich
Bäumt sich das Thier,
Erhebt entsetzlich
Heiles Gewieh'r.

Dann schreit der Reiter:
Weh mir! der Rapp'!
Ich mag nicht weiter,
Helft mir herab!

Und auf die Letzte
Wird's wieder werth
Das schlechtgeschätzte
Hölzerne Pferd.

So bleibt's bei Stecken;
Wißt ihr, woher?
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr!

Overbeck.

Das Besinnen.

Aber ich mag nicht ohne dich in den Garten gehn! sagte die kleine Karoline zu ihrem Bruder; und warum willst du mir denn nicht den Gefallen thun, wenn ich dich bitte?

„Darum, weil ich jezt nicht Lust habe,„ antwortete Friz, und warf sich auf einen Stuhl.

Das Mädchen sezte sich in die Ecke und weinte.

„Warum weinst du?“ sprach die Mutter, die eben herzu trat; “hast du etwa deinem Bruder was zuwider gethan, weil er so verdrießlich da sizt;“

„Ich muß wohl, liebe Mutter, denn er schlägt mirs eben ab, mit mir in den Garten zu gehn.„

„Ist das wahr, Friz,„ fragte die Mutter; hat sie dir was zuwider gethan?“

„Nein, ich bins', der unfreundlich gegen sie war,„ antwortete Friz, sprang auf, nahm das Mädchen bei der Hand, und sagte, “komm, Liebe, hier bin ich, wir wollen in den Garten!“

„Karoline wischte geschwind ihre Thräne ab, und fragt' ihn freundlich: aber hast du denn auch Lust dazu?„ E. R.

Das Glück der Wohlthätigkeit.

Jüngst, als ich in der Blumenzeit
Auf unsrer Wiese spielte,
Und jedes Thierchen hocherfreut,
Wie ich, den Frühling fühlte:

Da sah ich einen armen Greis
Am Bach im Schlummer liegen;
Sein dünnes Haar war silberweiß
Und Gram in seinen Zügen.

Schwach stüzte seine dürre Hand
Die bleichen, welken Wangen;
Halb war vom löchrigten Gewand
Sein kranker Leib umhangen.

Und wenig grobes, troknes Brod —
Vielleicht die lezte Gabe,
Die eine fromme Hand ihm bot —
Lag neben seinem Stabe.

Er seufzt' im Traume, wandte sich,
Erwachte, seufzte wieder,
Und eine heisse Thräne schlich
Von seinen Wangen nieder.

Was ist dir, rief ich, alter Mann?
Was macht dir so viel Schmerzen?
Da sah er mich bekümmert an;
Der Blick gieng mir zu Herzen.

„Ach, sprach er, Kind, von Alter schwach
Und krank durch innern Kummer,
Sank ich an diesem kühlen Bach,
Vorhin in matten Schlummer."

„Sieh dieses Stückchen troknes Brod.
Erfleht durch meine Thränen,
Wornach sich, ach! in großer Noth
Fünf kleine Kinder sehnen;"

„Ich bring es ihnen! großer Gott!
Von meinen schweren Sorgen
Ist dies vielleicht die lezte! todt
Lieg ich vielleicht schon Morgen."

Er schwieg; ich sah sein leidend Herz
Auf sein Gesicht gepräget,
Und ward durch seinen Seelenschmerz
Zu gleichem Schmerz beweget.

Ich seufzte, sann, und ungezählt
Ergrif ich aus Erbarmen
Mein ganzes kleines Taschengeld
Und gabs dem frommen Armen.

Wie froh ward, da er mich verließ,
Wie dankbar seine Miene!
Ach, schon sein stummer Dank bewies,
Wie sehr er es verdiene!

Die Wollust, Armen beizustehn,
Hatt' ich noch nie empfunden!
Und noch kein Abend war so schön,
Als dieser mir verschwunden.

Die Reue.

Mutter.

Was weinst du, Karoline?

Karoline.

Ach, Mutter, sieh, hier hab' ich was gelesen, Hier in der Bibel!

Mutter.

Und da weinst du über? Was ist es denn? Erzähl mir's auch, mein Kind.

Karoline.

Ach denk einmal, sie haben Jesum Christum Gekreuzigt doch — die bösen, bösen Leute! — Und er — ach, welch ein herzensguter Mann! — Er betete — er betete sogar

Am Kreuz für sie! Doch höhnten sie ihn aus,
Ach, Gott! den lieben Mann, den Allerbesten!
„O Vater, betet er noch, eh er stirbt,
Vergieb es ihnen, denn sie wissen nicht —
Nicht, was sie thun!“

Mutter.

Gefällt dir das so sehr,
Daß Christus noch für seine Feinde betet?

Karoline.

Ach ja! Wie muß wohl Gott der Vater
Darüber sich gefreuet haben! — Und ich glaube;
Er hats den Leuten wirklich auch vergeben.

Mutter.

Nun denk einmal, mein Kind, du zürnest gestern
So sehr auf Karln, als er am Spielzeug was zerbrochen;
Ist das denn nun wohl recht?

Beschämt steht da das Kind,
Deckt schnell ihr Angesicht mit beiden Händen,
Drückt an die Mutter sich, und weinet bitterlich.

Brükner.

Fritzchens Abendgedanken.

Der Tag ist weg; und seht, die Augenlieder
Sind matt, und fallen zu.
Der schöne Tag! — Doch morgen kömmt er wieder;
Ich geh indes zur Ruh.

Gespielet hab' ich heut, gelacht, gesprungen;
Gewiß, das freut mich sehr!
Doch ist mirs auch im Lernen wohlgelungen
Und das, das freut mich mehr.

Ich habe mei en Elte n viel Ve gnügen
Mit meinem Fleiß gemacht;
O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen,
Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen guten Kindern träumen,
Die schon im Himmel sind,
Und spielen unter schönen Aepfelbäumen:
Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! laß mich vor allen Dingen
Hinauf gen Himmel sehn,
Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott, hast alles das gegeben,
Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Eltern, Lehrer, und daneben
Die liebe Sommerzeit;

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
Mein liebes Blumenbeet,
Mein allerliebstes kleines Haus von Tauben,
Und all mein Spielgeräth!

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
Und Zeit zum Fleiß und Spiel,
Und dies vergnügte süße, süße Leben,
Und noch so tausend viel!

O lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
O sey mir ferner gut!
Du Gütiger! nochmal: ich danke, danke!
Sey mir doch ferner gut!

Gieb, daß ich dich, und meine Eltern liebe,
Und gerne folgsam sey,
Und immer mich in allem Guten übe;
Und steh mir immer bei!

Ach was erfleht man nicht von dir für Gaben!
O Gott, ich faß es kaum!
Laß alle Theil an deinem Segen haben!
Und — komm nun; schöner Traum!

Overbeck.

Das Kind und die Hofmeisterin.

Erst das Kind allein zu ihrer Puppe.

So, Mamsel? Sie wollen mich nicht hören? Sie wollen den Kopf immer schief halten? Warten Sie nur, ich werde böse werden; noch viel böser, als meine Hofmeisterin gestern war, als ich den Hund schlug.

Hofmeisterin, die im Hereinkommen hört, was sie sagt.

Siehst ja sehr ernsthaft aus, meine Liebe; hat die Puppe dir was nicht recht gemacht?

Kind. Ja, sie will den Kopf nicht gerade halten!

Hofmeisterin. Nun, da konntest du freilig nicht freundlich bleiben; aber sprachest du nicht von Bösewerden?

Kind. Bösewerden? — Nun ich — Aber haben Sie denn gehört, was ich zu ihr sagte?

Hofmeisterin. Gesetzt, ich hätte nichts gehört, und verlangte nun zu wissen, was du deiner Puppe sagtest? Würdest du mir wohl etwas verschweigen wollen?

Kind. O fi! da wär' ich ja ein böses Kind! Die guten Kinder müssen ja nichts verschweigen, wenn ihre Eltern oder ihre Vorgesetzten sie fragen.

Hofmeisterin. Recht, Liebe! Komm, umarme mich, und dann sage mir doch, was du alles mit deiner Puppe sprachst?

Kind. J, sie wollte den Kopf nicht gerade halten, und da sagt ich ihr: wenn sie's nicht thäte, so wollt' ich böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterin geworden wäre, da ich den Hund geschlagen hatte.

Hofmeisterin. Du meinst also, ich wäre gestern böse gewesen?

Kind. Ja, Sie sahen ja gar nicht so aus, als sonst; ich meinte sie sähen zornig aus.

Hofmeisterin. Nicht zornig, mein Kind; aber traurig, bekümmert war ich wirklich. Denn erstlich that es mir weh, daß du dem armen Hunde Schmerzen machtest, und dann besorgt' ich auch, daß er dich endlich beissen würde, wenn du fortführest, so unfreundlich mit ihm umzugehen. Ich warnte dich also, und da du mich nicht gleich verstandest, dachte ich gar, daß du ein ungehorsames Kind geworden wärest, und darüber wurde ich so betrübt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Da hast du nun gemeint, ich wäre zornig geworden! — Zornig? Pfui! da hätte ich ja eben so übel gehandelt, als du, da du auf den Hund böse warst!

Kind. Aber sind Sie denn auch nun nicht böse, daß ich so zu meiner Puppe gesagt habe?

Hofmeisterin. Eben so wenig, mein Kind; ich freue mich vielmehr, daß mir das Gelegenheit gegeben hat, dir einen Irrthum zu benehmen. Ist dir das nicht auch lieb?

Kind. O ja, — aber —

Hofmeisterin. Nun?

Kind. Ja, wenn Sie doch niemals wieder unzufrieden mit mir würden?

Hofmeisterin. Ich wünsche selbst recht sehr, daß ich niemals wieder Ursache dazu haben möge: denn es thut mir immer weh, wenn ich es seyn muß. — Es gehört nur eine kleine Abrede dazu.

Kind. Welche denn?

Hofmeisterin. Daß du künftig gleich aufs erste Wort, welches ich dir sage, um dich von etwas Schlechten abzuhalten, sogleich hörst; dann kannst du gewiß versichert seyn —

Kind. Daß Sie nie wieder unzufrieden mit mir seyn werden?

Hofmeisterin. Ganz gewiß nicht; da hast du meine Hand! Aber du mußt auch die Bedingung dieses Versprechens erfüllen!

Kind (hüpfend.) Ja, ja, das will ich, das will ich!

* * * * * *

Das Kind hielt Wort. So oft es künftig etwas thun wollte, welches nicht hübsch war, so brauchte die Hofmeisterin ihr nur einen Wink mit dem Auge zu geben; gleich unterließ sie es! War aber die Hofmeisterin eben nicht bei der Hand: so that sie nichts, wovon sie nicht ganz gewiß wußte, daß es gut sey.

Daher hatte denn die Hofmeisterin auch niemals wieder Ursache unzufrieden zu seyn, und beide lebten also hernach immer in herzlicher Freundschaft und im beständigen Vergnügen.

E. R.

Die
brüderliche und schwesterliche Liebe.

Bruder.

Sieh, Schwesterchen, wie sich die Täubchen lieben!
Sie folgen stets einander Schritt vor Schritt;
Was dies betrübt, scheint jenes zu betrüben,
Wenn eins sich freut, freut sich das andre mit.
Dies müssen wohl Geschwister seyn,
Denn ihre Lieb' ist ungemein.

Schwester.

Sie sinds gewiß! Denn lieben wir uns beide
Nicht eben so? Du weist, was du mir bist;
Wo du nicht bist, da hab ich keine Freude,
Mein Glück ist da, wo Bruder Fränzchen ist.
So zärtlich, süß, so treu und rein
Soll immer unsre Liebe seyn.

Beide.

Ja, laß uns stets von dieser Freundschaft brennen,
Gefällig, treu, einträchtig, zärtlich seyn!
Nie müsse Neid, nie Eigennutz uns trennen;
Ein jedes Glück, das kommt, sey mein und dein!
Wo Herzen in Verbindung stehn,
Da ist erst Blutsverwandschaft schön!

Weiße.

Der junge Reisende.

Der junge Schnelfuß, der große Lust zu reisen hatte, gab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemals Zeit lassen, dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn stets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeister bat ihn, er mögte sich doch etwas verweilen; er würde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern blos von einem Ort zum andern geflogen seyn.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußt' er von allen Oertern, die er durchlaufen war weiter nichts, als den bloßen Namen derselben, zu sagen.

Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich entschließen dieselbe Reise noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es immer auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen jezt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen.

Wer was rechts lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt, genau zu achten, und nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat. E. R.

An ein kleines Mädchen.

Tanze, liebe Kleine, hüpfe
Durch dies Leben froh und frey;
Und des Lebens Kummer schlüpfe
Trautchen, leicht bei dir vorbei

Fühle jede reine Freude,
Oefne deine kleine Brust
Jeder Wonn' im Rosenkleide,
Jeder frommen Jugendlust!

Brich, o Klein', in deinem Lenze
Blümchen dir bei jedem Schritt!
Pflücke, binde sie und kränze
Deine kleine Stirn damit.

Denn nicht immer wirst du spielen;
Ach, dein Frühling fährt dahin!
Noch ists Zeit, ihn ganz zu fühlen:
Fühl' ihn, kleine Spielerin!

Schink.

Der übereilte Bau.

Einem erwachsenen Manne, der in seiner Jugend eben so, wie der junge Schnelfuß, sich verwöhnt hatte, gieng es nicht besser.

Er verlangte einst von einem Baumeister, daß er ihm ein Haus von drey Stockwerken bauen sollte.

Indeß nun dieser beschäftigt war, den Grund zu dem ersten Stockwerk zu legen, trieb ihn schon der Bauherr an, daß er das zweite fertig machen sollte.

Der Baumeister bat, er mögte sich doch so lange gedulden, bis er erst einen festen Grund dazu gemacht hätte: aber er ließ ihm keinen Frieden, bis er seinen Willen erfüllte und das zweite Stockwerk aufrichtete, ohne vorher mit dem ersten fertig geworden zu seyn.

Kaum waren die Eckpfeiler des zweiten Stockes aufgerichtet: so mußte er schon am dritten arbeiten, weil der Mann vor Begierde brannte, sein Haus vollendet zu sehen. Aber was geschah?

Ehe noch das Oberste von dem Hause fertig werden konnte, stürzte schon das ganze Gebäude wieder ein, weil es nicht ordentlich und eins nach dem andern aufgeführt war.

Da mußte man denn von vorne wieder anfangen. E. R.

Fritzchens Lob des Landlebens.

Rühmt immer eure große Stadt
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.

Hier muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Dort konnt' ich frey und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.

Am frühen Morgen konnt ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu finden, schlüpfen.

Wenn

Wenn ich ein Röschen offen sah,
Wie pflegt ich dann zu springen,
Und es mit Freuden der Mama
Zum Morgengruß zu bringen!

Sie nahm es freundlich, küste mich
Für meine kleine Mühe,
Und sah mich an, und freute sich,
Daß ich nicht minder blühe.

Da gieng ich immer Hand in Hand
Mit meiner Schwester Kätchen;
Der gleichet doch im weiten Land
Und in der Stadt kein Mädchen.

Sanft, wie ein Maientag ist sie,
Geschäftig, wie ein Bienchen;
Mit ihr speist' ich des Morgens früh
Im Hühnerhof die Hühnchen.

Ein Lämmchen, weisser als der Schnee
Folgt ihr am rothen Bändchen,
Wohin sie gieng, und aß den Klee
Aus ihrem weissen Händchen.

Die Blumen wuchsen schöner, die
Mir unser Gärtner schenkte,
Wenn die geliebte Schwester sie
An meiner Seite tränkte.

Ans kleine Schmerlenufer gieng.
Sie oft mit mir zum Fischen,
Und ließ, wenn ich ein Fischchen fieng,
Mitleidig es entwischen.

Da zürnt ich manchesmal mit ihr,
Doch war es gleich vorüber,
Und nach dem Schmollen hatten wir
Einander desto lieber.

Nun muß ich, wie ein Vögelein,
Getrennt von seinen Lieben,
Im goldnen Käfig eingesperrt,
Mich Tag und Nacht betrüben.

O dürft' ich, liebes Dörfchen, dich
Nur einmal wieder sehen;
Gewiß die Städter sollten mich
So bald nicht wieder sehen.

L. l.

Der Thau auf Rosenblättern.

Sieh doch, Kleiner, diese Perle,
O wie hel und rein
Glänzt sie auf dem Purpurblätchen
Hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
Diese Rose sah,
Ach! da hingen große Tropfen
Trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
Aber sieh! wie jezt
Jener Morgensonne Schimmer
Sie so kosend lezt!

Oft wird heut ein Sturm des Leides
Über dich ergehn;
Ach! dann werden trübe Thränen
Dir im Auge stehn.

Aber Morgen, frommer Knabe,
Morgen, — freue dich!
Drängen Freudenthränen wieder
Aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose:
Sey ihr gleich; sey gut!
Tugend nur schenkt wahre Freuden
Und im Unglück Muth.

Krausenek.

Das gute Mädchen.

Von Kranon in Frankreich wurde neulich folgende angenehme Geschichte gemeldet.

Der Herr dieses Orts, der gewiß ein guter Mann ist, weil er gute Leute lieb hat, thut alles, was er kann, um seine Leute auch gut zu machen.

Er giebt deswegen alle Jahr 200 Thaler aus seiner Tasche, und die giebt er halb dem Manne, oder dem Burschen, halb aber der Frau oder der Jungfer, die sich am besten aufgeführt haben.

Er giebt ihnen dies Geld öffentlich in der Kirche, und daselbst werden auch ihre Namen öffentlich genannt, und die guten Handlungen erzählt, wodurch sie sich der Belohnung werth gemacht haben.

Diejenigen, welche dies Jahr so belohnt wurden, waren ein alter Mann und eine Jungfer.

Der alte Mann wurde für gut gehalten, weil er 78 Jahr gelebt hatte, und niemand war, der ihm etwas Uebels nachsagen konnte, jedermann aber gestehen mußte: "daß er von Jugend an fleißig gearbeitet habe; daß er immer dienstfertig und freundlich gegen jedermann gewesen sey, und daß er sechs Kinder erzogen habe, mit welchen alle Menschen zufrieden wären; und dann auch darum, weil er eine alte 80jährige Ehefrau hatte, die lange schon blind war, der

er mit vielet Beschwerde warten mußte, und der er dennoch gern wartete, ohne jemals dabei zu murren und mit ihr oder mit seinem Schicksale unzufrieden zu seyn.

Die Jungfer aber war ein Mädchen, das wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir das erzählen, was der Pfarrer von ihr versichert. Dieser sagt:

„Da ich der Jungfer melden sollte, daß sie unter den Frauensleuten diejenige sey, der für dieses Jahr der Preis zuerkannt wäre: so fand ich sie beschäftiget, das Brusttuch ihres kränklichen Vaters zu flicken; und da ich ihr sagte: — künftigen Sonntag würde ich ihr den Kranz aufsetzen und sie im Namen des Herrn öffentlich beschenken, weil ihre Tugend bekannt geworden wäre; so antwortete sie: "das verdiene ich nicht!"

Und ich erwiederte: so verdient es ihre Tugend.

Sie sahe mir aber mit großen Augen ins Gesicht und sagte: "ich weiß von keiner Tugend!"

Wie? sprach ich also, ists etwa, daß wir in der Person uns irren? Ist sie es nicht, die schon in ihrem eilften Jahre zu fremden Leuten dienen gieng?

Ja, sprach sie, denn ich wollte meinen armen Eltern nicht ihr bischen Brod vor dem Munde wegnehmen, sondern mir selbst das Meinige verdienen.

Ich fragte also weiter: ist ihre Herrschaft nicht jedesmal mit ihr zufrieden gewesen?

Und sie erwiederte: ich that alles, so gut ich konnte: und weiter bekümmerte ich mich um nichts!

Nicht wahr, fragte ich da ferner, schon in ihrem 15ten Jahre ist sie wieder zurückgekommen,

und bis hieher in ihres Vaters Hause geblieben?

Sie antwortete hierauf: ja, das bin ich. Meine Mutter wurde damals krank, da mußte sie Pflege haben; und nun nach ihrem Tode auch mein alter kranker Vater.

Sie hat also wohl, fuhr ich fort, mit ihrer Hände Arbeit ihren abgelebten Vater und auch ihre kleine Schwester hier ernährt?

Und sie versezte: so viel ich konnte, hab ich gethan; und das wäre ja auch abscheulich, wenn das einer nicht thun wollte! Er ist ja mein Vater, er hat ja mich erzogen, und das kann er nun nicht mehr bei meiner Schwester thun!

Ich sah nun wohl, daß hier kein Irrthum war, und sagte also: habe sie guten Muth, liebe Jungfer, sie wird nun bald weniger Plage haben.

Hundert Thaler wird sie bekommen, und da wird sich bald ein guter Mann finden, der sie zur Frau nimmt und sie versorget. — Sie antwortete: das hat denn gewiß noch eine Weile Zeit! Denn bin ich gleich 21 Jahr schon alt; so ist doch diese meine Schwester nur noch klein, und kann die wohl sich und unsern Vater nähren?"

Dies ists, was der Pfarrer von diesem guten Mädchen erzählt; und daraus siehet man denn wohl, wen unser Herr und unsere Leute hier für gut zu halten pflegen.

R.

Bruder und Schwester.

Bruder.

Sieh Schwesterchen, den schönen Apfel hier,
O komm, und iß ihn doch mit mir!

Schwester.

Ja, Brüderchen; allein was geb' ich dir dafür?

Bruder.

Mir? Nichts! Denn äß' ich ihn allein,
So würd' er mich nicht sehr erfreun,
Und wär' er auch noch zweimal grösser.
Theil ich ihn aber hübsch mit dir:
Dann, Beste, o dann schmecket mir
Die Hälfte wohl noch zehnmal besser!

Weiße.

Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern:
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu,
Und sagte, Datteln pflanzest du?
O Kind! da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und rümpfte das Gesichte. —

Ei, sprach er endlich zum Papa,
Das Warten soll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jezt der Knabe pflanzt, genießen.

Pfeffel.

Der possierliche Affenfang.

Am Oronoko-Fluß in Amerika bedient man sich eines sonderbaren Mittels, die Affen zu fangen. Hier ist eine Beschreibung davon.

Die Affen finden alle einen sonderlichen Geschmak an dem indianischen Korn, welches Maiz genannt wird.

Davon thut man nun etwas in ein Gefäß, welches einen langen zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man denn unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon.

Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals, und nimmt eine Handvoll Maiz vom Boden auf.

Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen; und sie aufzumachen und den Maiz, dessen er sich einmal bemächtiget hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste, was es wolle.

Er fängt also ein klägliches Geschrey an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ohnge-

achtet es lediglich nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen.

Aber seine Begierde nach dem Maiz ist so groß, daß er sich lieber tödten, als seine Beute fahren läßt.

Die Jäger versichern, niemals erlebt zu haben, daß auch nur ein Einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch die Flucht zu retten.

Diese sonderbare Thorheit der Affen hat zu folgendem erdichtetem Gespräche Anlaß gegeben:

Ein Sklav und der Affe.

Sklav.

Mich zu erwarten? O des Thoren!

Affe.

Was willst du denn?

Sklav.

Du bist verlohren?
Dich tödten will ich!

Affe.

Mich? Um eine Handvoll Maiz?
Fi! Bruder Mensch, stinkst ja von Geiz!

Sklav.

S'ist nicht für mich; bin nur statt meines Herren hier.

Affe.

So ist dein Herr ein wildes Thier,
Und du, sein Sklav, bist eine feige Memme!

Sklav.

Wart, Unthier! —

Affe.

Muß ja wohl; bin leider! in der Klemme.
Gesteh nur, daß es schimpflich sey,

Aus bloßem Zwang, als Sklav zu handeln.
Bin nur ein Aff, doch bin ich frei!

Sklav.

Das wäre! — Sey's denn Aff; magst diesmal wandeln,
Wohin du willst. Fort, fort, nur säume nicht!

Affe.

Ach, siehst ja wohl, woran's gebricht!

Sklav.

Mach auf die Hand!

Affe.

Das kann ich nicht;
Da würd' ich ja den schönen Maiz verlieren!

Sklav.

So giebts der Sklaven denn auch unter Thieren!
Ein Bischen Maiz ist dein Tirann,
Der Meinige ein weiser Mann.
Stirb, Sklav! Muß meines Herren Willen,
Wie du des deinigen erfüllen. C.

Geschichte dreier braver Männer.

1. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hofnung unten in Afrika lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte.

Es wartete auf guten Wind; aber plözlich entstand der heftigste Sturm.

Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte in einem fort; zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile; hob das Schiff bald hoch in die Luft, und schmiß es bald wieder in den tiefsten Abgrung hinunter.

Endlich blieb es auf einer Sandbank sizen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen.

Das sahen die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag.

Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war **Woltemade**, ein alter Bauer von siebenzig Jahren.

Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, schmeißt sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her, „Menschen, laßt uns Menschen retten!“

Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hilfe zu.

„Zwei von euch, sagt er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüberhelfen; dann komme ich wieder und holle noch Mehrere.“

Eiligst hengen zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimt mit ihnen durch.

Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuem in das brausende Meer; ruft abermals zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab; kommt abermals glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beteten ihn beinahe an; aber seine Anverwandte, und seine Freunde beschwörten ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuem auszusezen.

Aber da war kein Halten.

Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf diejenigen, die noch in Gefahr waren; reißt sich abermals los, schwimt wiederum zum Schiffe hin, und ruft dort wiederum wie zuvor.

Unglüklicher Weise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein dritter herab; ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — o Jammer! auch den treflichen Woltemade! R.

2. Boussard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein hefliger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspize geworfen und zertrümmert zu werden.

Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen 10 Personen noch schrecklicher.

Ein Lootsmann versuchte zu vier verschiedenen malen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Haven zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal unverrichteter Sache wieder zurück getrieben ward.

Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hofnung aufgegeben.

Aber plözlich trat ein großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte.

Boussard ist sein Name: und sein Stand? — Er ist nur ein armer Lootsmann.

Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahen, machte den braven Boussard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwam auch glücklichhin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen.

Boussard ließ sich durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und ward immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblik war schon nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Boussard warf sich von neuem ins Wasser. Plötzlich ward er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann; kam einen Augenblik nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte.

Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinauf zu werfen.

Durch Hilfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Boussard raffte seine lezten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmal in See, um, wo möglich, auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten.

Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand.

3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird.

Diese Etsch war neulich im Winter zugefroren.

Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen.

Die Gewalt des Grundeises riß eine der Brücken an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen derselben that noch einen Widerstand.

Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand.

Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung flehetten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Indes sank ein Stück dieses lezten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde.

Aber es fand sich keiner: denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu seyn.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wohl niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte.

Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen.

Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile herab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer.

Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bögen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer.

Jezt bot der Graf dem edelmüthigen Retter die verheissene Belohnung dar: aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurükkreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen.

„Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jezt ihr Hab' und Gut verloren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten."

Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben.

Der Mann und das Vögelein.

Eine Fabel.

Ein Vogler fing ein Vögelein;
Das sprach zum Vogler: sieh wie klein
Und leicht ich bin! Was nüz' ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich auch ein schönes Sprüchlein lehren.

Wohlan! laß sehn, versezt der Mann,
Was mich ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der:

"Ein weiser Mann
"Zwar auch zuweilen irren kann;
"Allein er nimmt doch den Verstand
"Bei allen Dingen erst zur Hand,

"Und grämet sich zu keiner Frist
"Um etwas, das nicht möglich ist."

Ein schöner Spruch, versezt der Mann,
Den jedes Kind mir geben kann! —
Doch sey's! Fort! Ich entlasse dich.

Das Vögelein, so bald es sich
Auf einen nahen Baum gesezet,
Denkt, laß doch sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schäzet,
Nun auch die Probe halten kann!

O! fängt es zu dem Vogler an,
O seht ihn doch den dummen Mann,
Den gar ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur, mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein.
Zwei Tonnen Goldes wären dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen:

Weg fliegt darauf das Vögelein;
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

C. F. Nicolai.

Drey junge Reisende.

Drei Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 390 Rthlr. erspart.

Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubniß dazu.

Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden.

Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftiget, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte.

Die edlen Jünglinge blieben keine müßige Zuschauer dabei.

Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht.

Man dankte ihnen für ihre Hilfleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, giengen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Rthlr, welche sie verreisen wollten.

„Verwenden sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Beßten der armen Abgebrandten.“

„Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und das ist nun geschehen.“

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen; kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute und aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

C.

Gartengespräch.

Personen.

Herr Treuman, Hofmeister.
Graf Karl, sieben Jahr alt.
Hanns, eines Tagelöhners Sohn von 12 Jahren.
Graf Heinrich, acht Jahr alt.
Dicks, ein Fischer.

Graf Karl.

Wie der Junge da (auf Hanns zeigend) im Kothe wuhlt! Sehen Sie mal, Herr Treuman, wie schmuzig er aussieht! Fi! Es eckelt einen davor!

Treuman. Ja, das ist wahr; warum mag er das thun?

Graf Kral. J, er gräbt das Spargelbeet um, und sucht das Unkraut heraus.

Treuman. Aber wozu das?

Karl. Damit der Spargel desto besser wachsen könne.

Treuman. So? — Also thut er es ja wohl für uns?

Graf Karl. Freilich; er selbst wird sich auf dem Spargel die Zähne nicht ausbeissen.

Treuman. (Steht still, und sieht ihm liebreich zu.)

Der gute Junge! Wie sauer er's sich werden läßt! Sehen Sie, mit seiner schmuzigen Hand wischt er sich den Schweiß ab; mich wundert, daß er nicht davon läuft.

Graf Karl. O das darf er nicht!

Treuman. Nicht? Und warum nicht?

Graf Karl. Wissen Sie nicht, er ist ja des großen Peters, des Tagelöhners, sein Sohn, der dort hinter der Scheune wohnt.

Treuman. So? des tüchtigen Mannes, der in der Erndte immer so fleißig war, und so lustig?

Graf Karl. Ja, ja recht; und der mir noch aus seinem Kruge zu trinken geben wollte.

Treuman. Der gutherzige Mensch! Und hatt' es doch selbst so nöthig, weil's so warm war!

Graf Karl. Aber wer wollte auch aus seinem Kruge getrunken haben? Fi! Die gemeinen Leute sind einem auch zuweilen recht beschwerlich. Der grobe Fischer, der Dicks, will mir auch immer die Hand geben, und die ist doch so häßlich!

Treuman. Freilich, die Haut an seinen Händen ist von Arbeiten sehr dick geworden; und seine Lebensart hat er gar nicht gelernt. — Was meinen Sie, wenn Ihr Herr Vater alle diese Leute von seinem Gute jagte, und lauter feine Leute an ihrer Stelle sezte?

Graf Karl. O das wäre scharmant!

Treuman. Das wären denn doch Leute, die wir besuchen, mit denen wir spatzieren gehen könnten! Sie wären wohl gekleidet, hätten weiche Hände, und wären also nicht so eckelhaft als diese.

Graf Karl. O ja! O ja!

Treuman. Aber — eins fällt mir noch ein!

Graf Karl. Was denn?

Treuman. Ich denke, wer denn wohl diesen Sommer das Korn mähen und einfahren sollte? Denn die Leute mit den hübschen Kleidern und den feinen Händen, die können das doch nicht!

Graf Karl. O das Korn das wollten wir wohl kaufen!

Treuman. So? — Aber das Geld dazu, wo käme denn das her? Denn sie wissen ja, daß der Verwalter ihrem Herrn Vater immer einen großen Beutel voll zu bringen pflegt, wenn er das Korn verkauft hat.

Graf Karl. Ja, das ist wahr.

Treuman. Und denn der schmuzige Fischer, wenn er die Karpen zu Markte gefahren hat, bringt der nicht auch Geld zurück?

Graf Karl. Ja, das thut er.

Treuman. Und vollends der andere schmuzige Mann, der immer im Kühstalle ist, und immer so nach Kuhmist riecht; nicht wahr, wenn der so die Tonnen voll gelber Butter abgeliefert hat, das giebt auch Geld?

Graf Karl. Ja!

Treuman. Und was würden wir anfangen, wenn wir kein Geld hätten? Wir müßten entweder umkommen, oder betteln gehn. Wem haben wir es nun zu verdanken, daß wir das nicht nöthig haben? Nicht wahr, denen die uns das Geld verdienen?

Graf Karl. Ja!

Treuman. Also den schmuzigen Knechten und Tagelöhnern, dem Viehmäster und dem Fischer mit den harten Händen und der unreinlichen Kleidung. Oder könnten die feinen Leute, wenn wir sie an die Stelle von diesen sezten, uns wohl eben so viel verdienen, als sie? Könnten sie eben so arbeiten?

Graf Karl. Ach! nein; das könnten sie nicht.

Treuman. Ganz gewiß nicht; denn das wissen Sie wohl, wenn Sie so einen Spaten voll Erde aufheben wollen, als der Hanns dort, so

wird's Ihnen bald zu sauer; und als neulich Ihr Bruder Heinrich nur dreimal den Dreschflegel aufhob, wie schwitzte er da nicht über und über!

Graf Karl. Ja, ja, das ist wahr; und ich begreife nicht, wie die gemeinen Leute es so den ganzen Tag aushalten können!

Treuman. Es wird ihnen freilich auch sauer, und deswegen müssen wir ihnen Gutes dafür thun; aber doch lange nicht so sauer, als es uns werden würde? weil ihre Glieder durch Arbeit gestärkt sind, und weil auch ihre Speisen darnach sind.

Graf Karl. Ha! so dickes gelbes Spek und so schwarzes Brod!

Treuman. Ja; aber dazu denn auch so guten Apetit, der da macht, daß ihnen dies besser schmekt, als wenn sie von unsern Pasteten essen sollten.

Graf Karl. O warum nicht gar!

Treuman. Nun, das wollen wir bald hören! unser Hanns da soll den Ausspruch thun. (Sie kommen den Weg wieder zurück, und Hanns arbeitet). Guten Tag, Hanns.

Hanns. (Sieht auf und fährt denn fort zu arbeiten). Großen Dank!

Treuman. Du hast es wohl recht sauer; nicht wahr, Hanns?

Hanns. (Lacht, indem er Treuman ansieht). Sauer? — Na, das is nit sauer. (Er arbeitet fort.)

Treuman. Nicht? — Aber mögtest du nicht lieber in Graf Karls seiner Stelle seyn, und so im Garten herumspazieren.

Hanns. (Ohne aufzusehen.) O beileibe nit!

Treuman. Auch nicht, wenn du dann so schöne Kleider tragen könntest, als der kleine Graf?

Hanns. Na; was soll i damit?

Karl. (Sachte zu Treuman.) Wie einfältig er ist!

Treuman. Du solltest dich damit an des Grafen Tisch setzen und mit ihm essen; das würde dir doch gewiß besser schmecken, wie dein trokknes Brod und dein Spek da?

Hanns. (Immer arbeitend). Besser! O ja nit!

Karl. (Abermals sachte). Wie dumm!

Treuman. Du solltest denn auch gar nicht arbeiten.

Hanns. Nit? was soll i denn?

Treuman. Nun, du sollst weiter nichts thun, als was du den Grafen und andere seine Leute thun siehst. (Hans lacht zwischen den Zähnen). Wie? Das möchtest du nicht?

Hanns. Na; — i mag kain vornäma Mensch seyn.

Karl. (Indem er seine Uhr herauszieht). Auch nicht, wenn du eine so schöne Uhr kriegen könntest?

Hanns. (Indem er sie ansieht). Was soll i mit so an Ding?

Karl. Sehen, was es an der Zeit ist!

Hanns. Wann i das wissen will, so guck i vor main Vaders Thür naus, und schau nach der Sunn, so waiß i nachar a.

Treuman. (Indem er sieht, daß Karl betroffen da steht). So wüßtest du also gar nichts, das dir in des Grafen Hause besser gefiele, als in deines Vaters Hause?

Hanns. O ja nit,

Treuman. Und willst also lieber immerfort Hanns bleiben?

Hanns. Ja gwiß!

Treuman. Und das sagt dein Vater auch?

Hanns. Ja freili; der sagt, arme Mensch, der a braver Kerl is, fleißi arbat, und Gott fürcht, is bessa als a Köni, ders Herz auf da unrechten Seitn tragt.

Treuman. Recht so, Hanns; das bleib du denn auch in Gottes Namen. (Er geht mit dem Grafen weiter). Sehen Sie, lieber Karl, wie zufrieden und wie gut diese armen Leute sind. Sagt ichs Ihnen nicht, daß er sein schwarzes Brod mit Spek nicht gegen unsere Pasteten vertauschen würde? (Sie sehen sich noch einmal um nach Hans, der eben sein dickes Stück Brod von der Erde aufnimmt, und anfängt zu essen). Sehen Sie, wie's ihm schmekt!

Hanns. (Der auf ein Geschrei, das er hört, auf einmal fortläuft). Töf! di soll da Henka holln! (Er sieht nämlich durch die Pforte, daß der grosse Kettenhund den ältern Grafen Heinrich, der ihn zerrte, mit seinen Pfoten fest umschlungen hält; er springt hin, hält ihm sein Stück Brod und Spek vor, und der Hund läßt den Grafen los). Hat er'm was than?

Graf Heinrich. O nein, o nein; nur still, daß es niemand sieht!

Treuman. (Hinzutretend). Und warum nicht, lieber Graf? — Wenigstens seyn Sie froh, daß Hanns es diesmal sahe; denn unter vielen hätte Ihnen keiner so gute Dienste leisten können, als der mit seinem Brod und Spek. Dank dir, guter Junge!

Hanns. (Indem er wieder zur Arbeit geht). O dafür gar nit! — a andermal laß ern Hund ungschoren!

Graf Heinrich. Hast Recht, Hanns; hast Recht! (Er schüttelt sich die Kleider ab).

Graf Karl. (der ihn umarmt). Hast doch wirklich nichts gekriegt, lieber Heinrich?

Graf Heinrich. Nein, nein, sey nur ruhig und thu mir's nicht nach. Herr Treuman, ich bin gleich wieder bei Ihnen; ich will nur noch ein Wörtchen mit Hanns sprechen. (Er geht ihm nach in den Garten).

Treuman. (Der mit dem Kleinen auf dem Hofplatze stehen bleibt.)

Was sagen Sie nun, mein Lieber, von unserm Hanns? Scheint er Ihnen noch so einfältig und so garstig, daß man ihn nicht ohne Eckel ansehen kann?

Graf Karl. Ach nein; ich bin ihm jetzt recht gut.

Treuman. Nun, das verdient er auch, und mit ihm alle Landleute überhaupt, die gemeiniglich eben so, wie unser Hanns, unermüdet in ihrer Arbeit, zufrieden mit ihrem Schicksale, gutherzig und hilfreich sind, so oft sie Gelegenheit dazu haben. Die guten Leute! Arbeiten sie nicht alle mehr für uns, als für sich selbst?

Graf Karl. Ach ja, das ist wahr!

Treuman. Und sollten wir ihnen dafür nicht gut seyn, ihnen ihre Mühseligkeiten nicht zu erleichtern suchen, und Gott danken, daß er uns solche Gehilfen zugesellt hat, die das für uns thun, was wir selbst nicht thun können? — Gewiß, wer einen Bauer verachten, oder ihm gar übel begegnen könnte, das müßte ein eben so dummer, als boshafter Mensch seyn; dumm, weil er nicht wüßte, wie nützlich und ehrwürdig dieser Stand ist, und boshaft, weil er sich an seinem eigenen Wohlthäter vergriffe. Oder ist das

nicht unser Wohlthäter, der uns Gutes thut? Und thun diese braven arbeitsamen Leute uns nicht täglich viel Gutes durch ihre Arbeit?

Graf Karl. Ja, das ist gewiß wahr. Nun will ich sie künftig auch recht lieb haben. (Indem er den Fischer auf den Hof kommen sieht, läuft er auf ihn zu, und reicht ihm die Hand.) Guten Tag, Dicks, guten Tag!

Dicks, der Fischer. I gueten Tag, lieba junga Herr Graf! I gueten Tag, lieba junga Herr Graf! — (Graf Karl führt ihn an der Hand zum Hofmeister.) E. R.

Aesop.

Aesop gieng einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt, der grüßet ihn,
Und fragt; „Wie lange, Freund, hab ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?„
Geh! spricht Aesop. —
„Und er, das weiß ich wohl,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen
In wie viel Stunden?“ —
Nun so geh! —
„Ich sehe wohl“
Brumt hier der Fremde, „dieser Kerl ist toll;
Ich werde nichts von ihm erfragen;“
Und dreht sich um und geht.
He! ruft Aesop, ein Wort?
Zwei Stunden nur, so bist du dort.
Der Wandrer bleibt verwundernd stehen;
Ei, ruft er, und wie weißt du's nun?

Und wie, versetzt Aesop, konnt ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

C. H. Nicolai.

Geschichte zweier treuen Freunde.

Bergleb und Löwenach, zwei vertraute Freunde, giengen auf Reisen, um allerlei zu lernen, was sie klüger nnd besser machen könnte.

Sie kamen endlich auch nach Mequinez, welches die Residenzstadt des Kaisers von Marokko ist.

Sie hatten sich vorgenommen, von da aus noch weiter ins Land zu reisen, und diejenigen Gegenden von Afrika zu besuchen, wohin die Europäer bis jetzt noch nicht gekommen sind.

Aber Löwenach wurde etwas kränklich, und sahe sich dadurch genöthiget, in der Stadt zurückzubleiben, indes sein Freund die beschlossene Reise allein antrat.

Unterdeß gerieth Löwenachs Bedienter mit einigen Leuten in Bekanntschaft, die er für ehrliche Männer hielt, von denen es sich aber nachher zeigte, daß sie Spitzbuben waren.

Diese gaben ihm gewisse Sachen in Verwahrung, die sie gestohlen hatten, ohne daß er wußte, daß sie gestohlen wären.

Zufälligerweise wurden diese Sachen in Löwenachs Wohnung entdeckt; und da hielt man ihn selbst für den Räuber, und schlepte ihn ins Gefängniß.

Alle Versicherungen seiner Unschuld waren umsonst.

Schon einige Monate hatte der arme unschuldige Mann in einem tiefen Kerker durchseufzet, als sein Freund Bergleb von seiner Reise zurückkam.

Kaum erfuhr dieser das Unglück, welches seinen guten Gefährten betroffen hatte, als er, von Schrecken außer sich, nach dem Gefängniß rannte. Auf sein flehentliches Bitten verstattete man ihm, seinen Freund zu sehen.

Sprachlos fiel er ihm in die Arme, und wusch die bleichen Wangen desselben mit heissen Thränen.

Aber wie schauderte ihn nicht, da er den kläglichen Zustand desselben genau untersuchte, und nun entdeckte, daß er halb nakt auf vermodertem Strohe lag, weil seine Kleidungsstücke durch die Feuchtigkeit des Lochs, worin er steckte, in Fäulung gerathen waren?

Hurtig warf er ihm seinen Mantel um die Schultern, und gab ihm dazu von seinen übrigen Kleidungsstücken soviel, als er entbehren konnte, ohne entblößt zurückgehen zu müssen.

Unglücklicher weise war er selbst auf seiner Reise beraubt worden, und hatte, ausser diesen Kleidern nichts mehr, wodurch er den unglücklichen Zustand seines Freundes hätte erleichtern können.

Aber die alles vermögende Freundschaft gab ihm bald ein Mittel dazu ein.

Er entriß sich den Armen seines Freundes, gab sich in der Stadt zum Tagelöhner an, und verdiente durch schwere ihm ungewohnte Arbeit so viel, daß er des Abends, so oft sein mühseliges Tagewerk geendiget war, dem Leidenden ein kleines Labsal bringen konnte.

Dieser bat ihn oft mit Thränen, seine Großmuth zu mäßigen, und nur für sich selbst zu sorgen: aber alles Bitten war vergebens.

Bergleb fühlte nichts, als die Noth seines Freundes, und jede Mühseligkeit, die er für ihn übernahm, wurde ihm zur Wollust.

So waren nun wiederum einige Monate verflossen, als man Bergleb nicht mehr ins Gefängniß lassen wollte.

Er erstarrte vor Schrecken, da ihm dieses angedeutet ward.

Er bat, er flehte, er umfaßte die Kniee des Kerkermeisters, und benezte sie mit Thränen, aber alles umsonst! Er wurde zurückgewiesen.

Wüthend vor Schmerz lief er hin zum Richter, gab sich selbst als einen Mitschuldigen des Raubes an, den sein Freund begangen haben sollte, und verlangte zu ihm ins Gefängniß gesetzt zu werden.

Sein Wille geschah.

Freudenthränen stürzten aus den Augen seines Freundes, da er so unvermuthet wieder zu ihm ins Gefängniß kam.

Aber diese Freude verwandelte sich bald in Schrecken und Traurigkeiten, da er erfuhr, wie theuer sein großmüthiger Freund sie ihm erkauft habe.

Die Sache war nun aber nicht mehr zu ändern; und da sie keine Hoffnung mehr zu ihrer beiderseitigen Befreiung übrig sahen: so beschlossen sie, Hand in Hand gelegt, den gemeinschaftlichen Tod standhaft zu erwarten.

In eben dem Gefängnisse saßen noch verschiedene andere Gefangene.

Einer derselben fand Mittel, zur Nachtzeit die Mauer durchzubrechen, und lud, indem er sich selbst in Freyheit setzte, alle Mitgefangene ein, seinem Beispiele zu folgen.

Sie thaten es; nur Bergleb und Löwenach waren edel genug, lieber unschuldig leiden, als

durch unerlaubte Mittel sich befreien zu wollen. Sie blieben also.

Mit Anbruch des Tages wurde der Vorfall bekannt.

Einige obrigkeitliche Personen giengen zum Gefängniße, um die Sache selbst in Augenschein zu nehmen.

Wie erstaunten diese, da sie Bergleb und Löwenach um die Ursache fragten, warum denn sie nicht mit entflohen wären, und folgende Antwort von ihnen erhielten:

„Wir sind in einer Religion unterwiesen, wel„che befiehlt, daß man der Obrigkeit ge„horsam seyn soll, auch wenn sie uns ein„mal Unrecht thäte. Deswegen wollen wir „lieber sterben, als unser Leben durch un„erlaubte Mittel zu erhalten suchen. „

Die Richter wurden gerührt.

Sie zweifelten nun nicht mehr an der Unschuld dieser guten Männer, ließen sie augenblicklich frei, und machten ihnen ein Geschenk aus der öffentlichen Schazkammer, um sie in den Stand zu seßen, in ihr Vaterland zurück zu kehren. C.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antliz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,

Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Krist
Bescheert und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein grosser, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hats das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut,
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja! und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kasteien
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er gibts dem Sperling auf dem Dach,
Wie soll' ers mir nicht geben?

Claudius

Das unverhofte Wiedersehn.

Ein englischer Kaufmann, mit Namen Edmund, reisete nach Tunis.

Ihn begleitete ein junger Mensch von ungefähr 14 Jahren, den er an Kindes Statt angenommen hatte und welcher Karl hieß. Sein Geburtsname war unbekannt.

Dieser Jüngling war sehr wißbegierig.

Er gieng also überall herum, und besahe alles, was der Aufmerksamkeit eines Fremden würdig schien.

Weil er schon Zeichnen gelernt hatte, so gieng er auch zuweilen aufs Land, um schöne Gegenden aufzunehmen.

Sein Pflegevater besorgte unterdes seine Handlungsgeschäfte.

Einstmals, da er durch ein angenehmes Wäldchen ohnweit dem Meere gieng, sah er einen Greis, der in tiefen Kummer versenkt, neben einer Quelle saß.

Seine Kleidung zeigte, daß er einer von den Unglücklichen wäre, die hier, wie an einigen andern Orten, unter dem Namen der Sklaven, als Vieh verhandelt werden.

Neben ihm lag ein längst verwelkter Blumenkranz, den der Alte von Zeit zu Zeit in die Hand nahm, ihn mit gesenktem Haupte traurig anblickte, und eine Thräne darauf fallen ließ.

Mitleidige Neugier bewog den jungen Engländer, sich ihm zu nähern.

Er redete ihn freundlich an, setzte sich vertraulich an seine Seite nieder, und fragte ihn um die Ursache seines Kummers.

Der Alte seufzte, sahe den jungen Fremdling wehmüthig ins Gesicht und sprach:

„Laß dir meine Geschichte nicht erzählen, o Jüngling! Denn, wenn du ein Herz hast, wie ich, und nachempfinden kannst, was ich empfunden habe: so wäre deinem Leben auf lange Zeit alle Freude benommen.“

Der Jüngling, dessen mitleidige Neubegierde hierdurch nur noch mehr gereizt wurde, drückte ihm die Hand, und bat ihn inständigst, sich durch nichts abhalten zu lassen, ihm sein Unglück zu erzählen.

Da hub der Alte an:

„So wisse denn, mitleidiger Jüngling, daß dieser kleine Hügel, an dem wir sitzen, den sterblichen Theil des treusten, des besten weiblichen Geschöpfs bedeckt, welches ich einst die Meinige nannte.“

„Sie begleitete mich auf einer Seereise, weil sie ohne mich nicht leben konnte.“

„Ein heftiger Sturm verschlug uns an die afrikanische Küste, wo wir von Seeräubern überfallen und gefangen genommen wurden.“

„Der Himmel milderte indes unser Unglück dadurch, daß wir nicht getrennt wurden: denn mein gutes Weib und ich, nebst einem unmündigen Sohne, der noch an der Brust seiner Mutter lag, wurden von einem und eben demselben Herrn gekauft.“

„Man wies uns die beschwerlichsten Arbeiten an, und begegnete uns oft mit unmenschlicher Härte.“

„Aber wir ertrugen unser Schicksal mit Geduld, weil unsere Liebe Trost und Linderung in alle unsere Leiden goß.“

„So waren nun schon zwei Jahre verflossen, da es Gott gefiel —“

Hier

Hier stürzte dem Greise ein Strom von Thränen aus den Augen. Er mußte einhalten.

„Was soll ich dir sagen, guter Jüngling?“ fuhr er endlich fort.

„Siehe diesen Hügel; er sagt dir alles.“

„In ihm liegt die Zufriedenheit und das Glück meines ganzen Lebens vergraben.“ —

„Noch war mir etwas übrig geblieben, welches meine gebeugte Seele mit der Welt verband.“

„Es war das theure Pfand unsrer Liebe, mein kleiner Sohn, der nun das dritte Jahr zurückgelegt hatte. Ein tröstender Engel für mein blutendes Herz!“

„Wenn er so unschuldig und ruhig in meinen Armen lag, so oft ich an dieser mir heiligen Stäte mich niedersezte, um meinem Herzen durch Thränen Luft zu machen; wenn er mit seinen kleinen Händen mich streichelte, und mich bat, nicht so zu weinen, und ich in seinem Gesichte dann die Züge seiner theuren Mutter erkannte, ihn mit Inbrunst an meine Brust drückte, und in ihm seine verklärte Mutter selbst zu umarmen meinte: o so hätte ich eine einzige Minute dieser wehmüthigen Wollust nicht um den Besitz der ganzen Welt vertauscht!“

„Einstmals, da ich, wie gewöhnlich, um diese Zeit der Mittagshitze, wo man mir verstattet, ein wenig auszuruhn, an dieser Stelle saß und meiner Betrübniß nachhing, beschäftigte sich mein Kleiner, Blumen zu pflücken, und einen Kranz davon zu winden, den er an diesem Strauche hier über dem Grabe seiner lieben Mutter aufhängen wollte.“

„In der Absicht, noch mehr Blumen zu holen, ließ er mir den Kranz, der beinahe fertig war, und lief dem Strande zu.“

„Ein plözliches Geschrei, worin ich seine Stimme erkannte, wekte mich aus meiner Schwermuth auf.“

„Ich lief eilends nach dem Strande; und — o Gott! da mußte ich mein liebes Kind in den Händen unmenschlicher Räuber sehen, die schon mit vollen Segeln davon eilten!“

„Vergebens flehte ich Erd' und Himmel, Gott und Menschen um Hilfe an; vergebens strekte ich meine zitternde Arme aus, und bat die Unmenschen, mich wenigstens mitzunehmen!“

„Die Räuber waren schon zu weit entfernt, um mein Jammergeschrei zu verstehen, und mein Sohn, mein armer kleiner Sohn —“

Liegt hier an ihren Busen! — rief der junge Engländer aus, indem er sich mit wüthender Empfindung in die Arme des Greises warf.

Lange hielten beide sich sprachlos umschlungen, bis ihre gewaltsamen Empfindungen sich endlich in reichliche Freudenthränen ergossen.

Das väterliche Herz kam allen andern Beweisen zuvor, und überzeugte den glücklichen Alten, daß er von keinem Blendwerke getäuscht werde, sondern daß er wirklich seinen geliebten verlornen Sohn wieder in seinen Armen halte.

Nachdem beide das Vermögen zu reden wieder bekommen hatten, erzählte Karl, daß er seiner Entführung, auch des Umstandes, daß er damals eben Blumen gepflückt habe, da man ihn geraubt hätte, sich immer lebhaft bewußt geblieben wäre; daß er aber weder des Namens seines Vaters, noch des Landes, wo er als Kind mit ihm gelebt habe, sich jemals wieder habe einnern können.

Die Seeräuber hätten ihn damals nach Amerika gebracht, und ihn einem spanischen Sklavenhändler verkauft.

Von diesem sey er an einen englischen Kaufmann verhandelt worden, der ihm bald, wie seinen Sohn, lieb gewonnen, ihn mit sich nach England gebracht, und in Ermangelung eigener Kinder ihn zum Erben seines ganzen Vermögens eingesezt habe.

Und dieser sein Wohlthäter sey jezt in Handlungsgeschäften mit ihm nach Tunis gekommen.

Diese Erzählung wurde oft durch neue Umarmungen und durch neue Ergießungen des väterlichen und kindlichen Herzens unterbrochen.

Dann eilte der entzükte Jüngling, seinen lieben Pflegevater aufzusuchen, um ihn zum Zeugen seines unverhofften Glücks zu machen.

Der Greis und Edmund hatten sich kaum einander begrüßt, als ihre Blicke starrend an einander hängen blieben.

„Dein Name, lieber Greis „ — fragte der Kaufmann.

Ist Edmund, erwiederte der Alte; und der Deinige? —

Ist der Name deines glücklichen Bruders!“ schrie Edmund, und warf sich sprachlos in die Arme des ganz betäubten Greises.

Der junge Mensch blieb mit starren Augen und mit ofnem Munde, wie versteinert, stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Was jeder von ihnen in diesen Augenblicken einer stummen überschwenglichen Empfindung fühlte, kann mit Worten nicht beschrieben werden.

Endlich kam es zu Erläuterungen; und da fand es sich, daß der jüngere Edmund seinen Bruder für todt gehalten habe, weil er seit seiner Abreise von England nie wieder etwas von ihm hatte erfahren können; daß er ihn betrauert und sein ansehnliches Vermögen in Besiz genommen habe.

Er erzählte ferner, daß der junge Karl, zur Zeit, da er ihn kaufte, seine Mutter-sprache verlernt gehabt habe; daß er daher nie habe auf den Gedanken kommen können, daß er sein Neffe wäre, weil er ihn für den Sohn irgend eines Spaniers gehalten habe. —

Der jüngere Edmund eilte darauf zu dem Herrn seines Bruders, und kaufte ihn los.

„Du bist frei, mein theurer Bruder, „ rief er ihn zu, da er zurückkam; “ und Morgen fahren wir nach England. „

Aber mit innigster Wehmuth mußt' er hören, daß sein Bruder fest entschlossen war, den kleinen Ueberrest seines Lebens an dem Orte zuzubringen, wo die geliebte Hülle seiner Gattinn begraben lag.

Alles Zureden war vergebens.

Es wurde daher beschlossen, an dieser Stelle ein kleines Haus bauen zu lassen.

Karl verlangte, bei seinem Vater zu bleiben, um seines Alters in diesem Häuschen zu pflegen.

Der jüngere Edmund hingegen reisete nach England ab, verkaufte seine Handlung, und kehrte darauf zurück, um gleichfalls bei seinem Bruder, so lange er noch leben würde, zugegen zu seyn. C.

Der junge Esel, der ein eingebildeter Geck war.

Eine Fabel.

Ein junger Esel, von Langohr genannt, hatte gehört, daß sein Geschlecht eines der ältesten im Lande wäre.

Seine Wärterin, eine Ente, die gar sehr belesen war, hatte ihm oft erzählt, wie berühmt seine Vorfahren in der Geschichte wären.

„Die Herren von Langohr, sagte sie, hätten von jeher eine große Rolle in der Welt gespielt.“

„Man finde, daß die berühmtesten Personen des Alterthums auf ihnen geritten wären.“

„Der Adel der Mauleſel wäre nur neugebacken, wie man schon an ihren kürzern Ohren sehen könnte; die Pferde aber wären gar nur Pöbel, womit er sich nicht gemein machen müsse.“

Das Junkerchen ließ keins von diesen Worten auf die Erde fallen.

So oft er nachher auf die Weide geführt wurde, und seine ehemaligen Spielkameraden, die munkern Füllen mit ihm schäckern wollten; wandte er sich mit Verachtung von ihnen weg und sagte, sie sollten mit ihres Gleichen spielen.

Zum Lernen war er seitdem vollends nicht zu bewegen.

Denn, dachte er, was hat ein junger Kavalier nöthig, sich wie der Pöbel zu zerarbeiten? Meine adeliche Geburt ist ja schon genug, um mich bei Allen geehrt und beliebt zu machen.

Er begnügte sich daher, die Reitbahn, auf welcher die jungen Pferde zugeritten wurden, nur von fern anzusehen, und sich glücklich zu schätzen, daß er nicht nöthig habe, sich eben so dreſſiren zu lassen.

So wuchs er nun heran und lernte nichts.

Eines Tages wurde er mit seinen unadelichen Kameraden, welche nun recht geschickte Reitpferde geworden waren, zur Stadt geführt, wo eben Jahrmarkt war.

Er erwartete, daß irgend ein Königssohn ihn sehen, ihn seiner großen Ohren wegen so-

gleich lieb gewinnen, und in seine Dienste nehmen würde.

Es war auch wirklich ein Prinz da.

Dieser hatte kaum die geschickten jungen Pferde gesehen, als er sein großes Wohlgefallen darüber bezeigte, sie sogleich kaufte, sie freundlich streichelte, und ihnen prächtiges Reitzeug anlegen ließ.

Nach dem Junker von Langohr hatt' er sich nicht einmal umgesehen.

Bei diesem fand sich ein Müller ein, der ihn zu seinem Sackesel kaufte, und ihm durch einen Peitschenschlag zu verstehen gab, daß er mit ihm abreisen sollte.

Da entrüstete sich das junge Herrchen gar gewaltig.

I — a! I — a! I — a! schrie er einmal über das andere; welches ohngefähr so viel heissen sollte, als:

„Man irret sich in meiner Person! Ich bin der Junker von Langohr! Einer meiner Urahnen hat dem großen Silen *) gedient! „

Wart, ich will dich schreien lehren! sagte der Müller, und trieb ihn mit derben Peitschenschlägen vor sich hin zur Mühle. C.

*) Ein alter Mann der fabelhaften Geschichte, der auf einem Esel reitend vorgestellt wird.

Badelied.

Zum Bade! zum Bade!
Vom Blumengestade,
Hinab in die wallenden Fluthen!

Die Sonne gebietet!
Sie wüthet, sie wüthet
Mit himmeldurchströmenden Gluten.

Ha! wie so gelinde
Die lispelnden Winde
Die glühenden Wangen uns kühlen!
Wie schäumend die hellen
Lichtblinkenden Wellen
Die schwebenden Hüften umspühlen!

Bald tauchen wir nieder,
Bald heben wir wieder
Uns rudernd aus sandichten Tiefen;
Und kämpfen und ringen,
Stromüber zu dringen,
Daß Locken und Wangen uns triefen!

Auf Wogen zu schweben,
Sich jauchzend zu heben,
Welch Wonnevergnügen, ihr Brüder!
Da rauschen denn Kummer
Die Wellen in Schlummer,
Da stählt man die nervigten Glieder!

Durchbrauset die Flächen
Von Flüssen und Bächen,
Von pappelumschatteten Teichen!
Bis Flockengewimmel
Und Stürmegetümmel
Den lachenden Sommer verscheuchen!

Mn.

Als die Frühlingssonne zum erstenmal auf mein Zimmer schien.

O liebe Sonne, sey gegrüßt!
Hier hab ich lange dich vermißt!
Nun schenkest du zum erstenmal
Mir wieder deinen sanften Strahl.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm frohen Angesicht;
Du gießest reinen frohen Sinn
Auf alles, was da lebet, hin.

Du bist ein Wesen heiß und rein:
So soll auch meine Seele seyn,
Von heisser Menschenlieb entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wandelst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh; dann strauchl' ich nicht;

Du legst dich nimmer auszuruhn,
Kommst immer wieder wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.

Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht,
Du Bild von dem, der dich gemacht!
Ich bin sein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu.

O würd ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heissen allemal.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn,
Und weg aus deinem Lichte gehn:
Denn unwerth deiner früh und spat
Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Overbeck.

Lied um Regen.

A.

Regen, komm herab!
Unsre Saaten stehn und trauren,
Und die Blumen welken.

B.

Regen komm herab!
Unsre Bäume stehn und trauren,
Und das Laub verdorret.

A.

Und das Vieh im Felde schmachtet
Und sieht auf zum Himmel.

B.

Und der Wurm im Grase schmachtet,
Schmachtet und will sterben.

Beide.

O laß nicht die Blumen welken,
Nicht das Laub verdorren!
Laß den Wurm im Gras' nicht sterben!
Regen, komm herab! Claudius.

Fortsetzung.

A.

Sieh, er kommt, er kommt!
Tränket schon die dürren Saaten,
Tränkt die welken Blumen!

B.

Sieh, er rauscht herab!
Spühlt den Staub von dürren Blättern,
Und die Bäume lachen!

A.

Und das Vieh im Felde jauchzet,
Jauchzet froh zum Himmel!

B.

Und der Wurm im Grase trinket,
Trinket und geneset!

Beide.

Schöpfer dieses Wurms im Grase,
Schöpfer dieses Vieh's im Felde,
Dieser Bäume, dieser Blumen
Schöpfer, dir sey Dank!

C.

Großmuth und Dankbarkeit.

Ein englischer Schiffskapitain, Namens Richardson, wurde ohnweit Danzig von einem schrecklichen Sturme überfallen. Mit genauer Noth gelang es ihm endlich, den Hafen zu erreichen.

Ein anderes Schiff, welches dem seinigen folgte, war nicht so glücklich. Es ward vielmehr auf eine Sandbank geworfen, und 16 Menschen, die sich auf demselben befanden, erwarteten schon den Augenblick, da ihr Schiff bersten und sie selbst ein Raub der tobenden Wellen werden würden.

Richardson bemerkte ihre Noth; allein sein eignes Schiff war so übel zugerichtet, und seine Leute waren von Arbeit und von ausgestande-

ner Todesangst so erschöpft, daß es ihnen unmöglich war, umzukehren, um den Nothleidenden zu Hilfe zu eilen.

Und doch drängte ihn sein Herz gewaltig: es war ihm schlechterdings unmöglich, bei der Noth seiner Nebenmenschen ein müssiger Zuschauer zu bleiben. Was that er also?

Er lief zu dem Kapitain eines andern Schiffes, welches gleichfalls da vor Anker lag, und bat ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, zu deren Erfüllung er sich selbst ausser Stand gesezt sehe.

Aber dieser andere Schiffskapitain war eine von den kleinen kalten Seelen, die, wenn sie jemanden dienen sollen, sich erst immer wohlbedächtig fragen: habe ich selbst auch nichts dabei zu wagen? Gewinne ich auch wohl selbst dabei?

Eine garstige Art zu denken!

Dieser selbstsüchtige Mann war also nicht zu bewegen, sich selbst in Gefahr zu begeben, um Anderer Leben zu retten, was der gutherzige Richardson ihm auch immer vorstellen mogte.

Er bat ihn darauf, ihm wenigstens sein Boot zu leihen, weil dieses größer und fester, als sein eigenes war. Aber auch dieses schlug der undienstfertige Mann ihm ab, weil es bei dem erschrecklichen Sturme, der noch immer wüthete, leicht könnte verloren gehen.

Von edlem Unwillen glühend eilte Richardson wieder nach seinem eigenen Schiffe, und rief seinen ermatteten Matrosen zu: „Kameraden, habt ihr wohl noch Kraft und Muth genug, ein Werk der Barmherzigkeit um Gottes willen zu verrichten?“

„Seht jene Unglücklichen, die dem Augenblicke des Todes nahe sind! Wer ein Herz im Leibe hat, der folge mir!“

Mit diesen Worten sprang er ins Boot, und acht brave Matrosen sprangen ihm nach.

Muthig ruderten sie durch die wilden schäumenden Wogen, und kamen endlich glücklich bei dem gestrandeten Schiffe an. Aber in ihrem kleinen Boote konnten sie nur sechs Menschen auf einmal aufnehmen.

Diese brachten sie also zuerst ans Land, dann kehrten sie noch zweimal zurück, um auch die Uebrigen abzuholen.

Die Geretteten dankten ihnen mit Freudenthränen; und sie selbst fühlten über das, was sie gethan hatten einen Vorschmack himmlischer Seligkeit.

Unter den sechszehn Menschen, die ihr Leben ihnen zu verdanken hatten, war auch ein reicher Kaufmann aus Smirna. Dieser kam am andern Tage zu Richardson, und brachte ihm 1000 Guineen, welches in sächsischem Gelde über 6000 Thaler sind.

„Was soll das, fragte Richardson?“ Es soll dein seyn! antwortete der Kaufmann; nimm es, als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit, an!

„Ich? Der Himmel bewahre mich! Hab' ich dir darum geholfen, daß du mir Geld dafür geben solltest?“

Der Kaufmann fuhr fort, darauf zu dringen, daß er das Geld annehmen sollte, und Richardson — es abzuschlagen. Endlich fragte dieser:

„So sage mir doch, du, der du so große Geschenke anbieten kannst, — wie groß denn wohl dein Vermögen sey?“

„So groß, war die Antwort des Kaufmanns, daß ich dich und all dein Schiffsvolk versorgen könnte, ohne arm zu werden!“

„Wenn das ist, erwiederte Richardson, so darf ich dein Geschenk nehmen.“ Er nahm hierauf den Beutel mit Gelde, rief seine Matrosen aufs Verdeck und — theilte Alles unter sie aus, ohne einen Pfennig für sich selbst zu behalten.

Indes nun das Schiffsvolk laut frohlockte, stand der Kaufmann von Smirna da, und weinte.

„Was ist dir?“ fragte Richardson.

„Ich bin betrübt, antwortete jener, daß ein Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe, so stolz ist, daß er mir die Freude nicht gönnen will, mich erkenntlich zu bezeugen.“

„Bei Gott! du irrest, rief Richardson; nicht aus Stolz theile ich dein Geschenk unter diese aus; sondern weil sie's nöthiger haben, als ich, und weil ich, ohne ihre Hilfe, dich nicht hätte retten können.“

„Und meinst du, Mann, fuhr jener fort, daß ich diese würde vergessen haben? Sieh hier — (indem er einen andern Beutel zeigte) dies war für sie bestimmt! — Aber es ist, wie ich sagte, du verachtest meine Erkenntlichkeit!“

„Bei Allem, was heilig ist, ich verachte sie nicht, rief Richardson mit einiger Hitze aus.

„So nimm denn wenigstens dies!“ versetzte der Kaufmann, indem er einen kostbaren Ring vom Finger zog, und ihn dem Kapitain reichte.

Richardson nahm ihn.

Alle, die von diesem edlen Wettstreite hörten, waren zweifelhaft, wen von beiden sie mehr bewundern sollten, den großmüthigen Schiffskapitain, oder den erkenntlichen Kaufmann? Darin aber kamen Alle überein, daß beide ein Paar edle, liebenswürdige Männer wären.

C.

Die Sonne.

Hast du die Morgendämmerung gesehen?
Hast du das sanfte Roth betrachtet, das
Die Wiederkunft der großen Sonne dir
Verkündigt? War's in deinem Herzen still?
In deiner Seele heiter? — Da du sie,
Die große Sonne, sahst, was dachtest du?
O welche Wunder meines Gottes dort
In dieser einen Sonne! Herz, bet' an!
Du, meine ganze Seele, voll von ihm,
Sing ihm ein Lied!
In jedem Sonnenstrahl,
In jedem glänzt und leuchtet seine Macht
Und seine Gnade! Singet, Menschen, ihn,
Den mächtigen, den guten Gott!
Wenn ihr
In ihrem herrlich schönen Aufgang sie
Betrachtet, dann, ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen, den guten Gott!
Er hat
Mit dieser Schönheit sie geschmückt; er läßt
Dies sanfte Roth, das euch gefällt, so sanft
Aus ihren Stralen quillen, daß es euch
Gefallen muß. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen, den guten Gott!
Er stellt
Dies helle Taugewölk vor ihren Glanz,
Daß euer Auge, nicht geblendet, sie
Aufsteigen seh in ihrem Pomp! Sie geht
Vor euren Augen ihren stolzen Gang,
Und alles Finstere wird Licht! Sie steigt
Im Unermeßlichen empor, und thut
Den Willen ihres Gottes; Leben fließt
Mit ihrem Licht in Alles um sie her!

In Alles strömt die Gotterschafne
Wohlthaten ihres Gottes.
Sehet auf,
Sie stehet da! Hat eines Menschen Hand
Sie hingestellt? Hat eines Königs Macht
Die ebne Bahn, aus welcher sie nie weicht,
Ihr angewiesen?
Fraget sie! Sie geht
Vor euren Augen ihren stolzen Gang,
Und predigt ihren Schöpfer schweigend, thut
Den Willen ihres Gottes, Tag für Tag,
Und Jahr für Jahr!
Ihr Menschen singet ihn,
Den mächtigen, den guten Gott! Sie geht
Vor euren Augen ihren stolzen Gang;
Und wenn es scheint, sie gehe niedriger,
Dann deckt ein Purpurmantel ihr Gesicht;
Dann ist ein Strahlenmeer um sie; dann sinkt
Sie nieder, aber ruhet nicht! und dann,
Dann ruhet ihr, ihr Menschen! Singet ihn,
Den mächtigen, den großen, guten Gott!

Gleim.

Gespräch

zwischen einem vornehmen Herrn und einem armen Greis.

Herr von G. (zu den Bedienten.)

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht grade zu?

Der Alte. Gnädiger Herr, sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr von G. Und warum?

Der Alte. Ich schäme mich es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu betteln.

Herr von G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seyd so gut, einer davon zu seyn.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit —

Herr von G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was Wichtiges, Herr! zu sterben — ich will wohl Alles sagen, wenn wir allein sind — ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr von G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun! Meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahr ernährt. —

Herr von G. Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir so viel Geld gesammlet, um Niemanden aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dies Geld einem Kavalier! Der aß und trank, und war fröhlig und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind auch ein Kavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr von G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet hätte. — Da fiel ich aber einmal blaß und bleich hin, und das hielt

ich

ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schliessen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kurirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medezin gebraucht. Was einem in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollt' im gangen Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitische, auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan!

Herr von G. Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! Aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angreifen müssen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Sie hätten geborget, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr von G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meinet und meiner armen Lieben wegen! —

Herr von G. Verzeihung Alter, daß ichs gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe.

Der Alte. Das ist brav, gnädiger Herr! in acht Tagen sehen sie gen Himmel; dann (Gott sey gedankt!) dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim —

Herr von G. (giebt ihm fünf harte Thaler.) Nehmet, Vater, Gott sey mit euch! —

Der Alte. Herr, so viel! Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauche nur noch einen Thaler, das Uebrige hab ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch ich nichts.

Herr von G. Gebts euren Kindern.

Der Alte. Behüte Gott, Herr! meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr von G. Zum Haus, Alter!

Der Alte. (bringt ihm das übrige Geld wieder auf.) Es steht schon!

Herr von G. Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte. Nun, dann sind wir's beide. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für sie beten können, als ich. —

Herr von G. Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte. Ich hoff', ich hab' auch Gott bewegt, der laß es Ihnen nicht missen!

Herr von G. Wollt ihr was essen?

Der Alte. Ich habe schon gegessen, Milch und Brod —

Herr von G. Aber mitnehmen?

Der Alte. Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär' ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein Einziges!

Herr von G. Mehr, Vater! —

Der Alte. Nein, Herr, nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmal vom Gewächs des Weinstocks bei ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen seyn, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gefodert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten —

(Der Herr von G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

— den letzten Wein! das Nachtmahl habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr von G. (der den Wein bringt.) Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte. (gen Himmel) Habe Dank lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank. (Er trinkt etwas) Jetzt — (zum Herr von G. indem er mit ihm anstößt) Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewiß haben werde!

Herr von G. Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt' euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es so wollt. —

Der Alte. Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel —

Herr von G. Gott, großer Gott! Womit kann ich euch noch dienen?

Der Alte. Herr, ich wünschte Ihrentwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber guter Herr; allein ich hab auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren.

Herr von G. Gleich! —

Der Alte. (allein) Zum letztenmale gelabt! Dort wird es besser seyn.

Herr von G. (bringt ein Paar Handschuh) Hier Alter!

Der Alte. Den einen brauch ich nicht; nur einen hab ich gefodert.

Herr v. G. Warum den andern nicht auch?

Der Alte. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich werd an Sie denken! (Er giebt dem Herrn von G. die rechte bloße Hand.)

Herr v. G. Und ich an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten —

Der Alte. Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr v. G. Noch einmal eure Hand, Alter! Es ist Segen Gottes drin.

Der Alte. Gott segne sie!

Herr von G. Und helfe euch!

Aus den Lebensläufen in aufsteigender Linie.

Fortsetzung.

Junker Wilhelm, der Sohn des Herrn v. G. war anfangs mit im Zimmer gewesen und hatte gesehen, daß der gute Alte nicht mehr, als einen Thaler annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhe-

cke versteckt, bis der alte Mann vorüber gienge. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen; dann lief er ihm nach auf dem Feldwege und rief: Vater! Vater! — (der Alte stand still und der Kleine, der zu ihm kam, sagte:)

„Lieber Mann, mein Vater hat bedacht, daß der Thaler, den er Ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt Ihm hier einen Andern dafür und jenen soll ich wieder mitbringen.“

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand und wollte den Andern aus der Tasche hervorziehen.

Aber husch! flog Junker Wilhelm davon, noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sahe gen Himmel und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werd ich nicht erst im Himmel sehen!

C.

Gespräch über diesen letzten Vorgang.

Lotte.

Das war doch aber nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte!

Vater. Unwahrheiten zu sagen ist sonst freilich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, ohnmöglich recht gut seyn.

Lotte. Aber diesem Junker bin ich doch gut!

Vater. Mir gehts auch so. Woher mag das wohl kommen?

Lotte. Ich weiß nicht; aber ich hab' ihn wirklich recht lieb.

Vater. Warum sagte er denn wohl eine Unwahrheit?

Lotte. Ja, weil der alte Mann sonst das Geld nicht würde genommen haben!

Vater. Und warum wollt' er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte. Weil er ihm gern etwas schenken wollte, und weil der alte Mann so gut war.

Vater. Also, zu wessen Vortheil sagte er die Unwahrheit? Zu seinem eigenen, oder zu des Alten?

Lotte. Zum Besten des Alten.

Vater. Er hatte also keine schlimme, sondern die beste Absicht von der Welt, indem er unwahr redete; nicht?

Lotte. Ja.

Vater. Und wurde wohl irgend ein Mensch auf der Welt durch diese Unwahrheit beleidiget?

Lotte. Nein!

Vater. Nun siehst du, liebe Lotte, dies ist der einzige Fall, da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidiget, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird. — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte. Ja denn! — Hätte er's denn wohl sagen müssen?

Vater. Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben zu fodern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen: so

dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wär es noch so unschuldig!

Lotte. Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fodern?

Vater. Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen. — Aber fodern, daß wir alle unsere Gedanken, auch die geheimsten, an den Tag legen, das können nur diejenigen, denen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind; nämlich unsere Eltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte. Danke, lieber Vater, daß du mich das gelehrt hast! C.

Auf ein ausländisches Gewächs.

Wachse, liebes Stöckchen!
Siehe, dieses kleine Flekchen
Sey allein für dich!
Auch im schönsten Garten
Wird kein Gärtner warten
Dich so treu, als ich.

Aus entfernter Zone
Kamest du, der Blumen Krone,
Kamst du her zu mir;
Und in diesem Töpfchen
Hebt sich nun dein Köpfchen,
Und lacht Freude mir.

Jubel und Frohlocken!
Als in Schwester Fiekchens Locken
Deine Blume stand,

Wie sie schweigend nickte,
Und am Abend drückte
Dankbar mir die Hand!

Nun, ich will dich pflegen,
Will vor Sturm und starken Regen
Sorgsam schützen dich.
Und für meine Mühe
Blühe, Stockchen, blühe;
So belohnst du mich.

Gottfr. Schmidt.

Der großmüthige Erretter.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Fast ganz in Schutt und Asche fiel,
Begab sich jüngst dies Trauerspiel.

Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Ein edler Fürst, der Landesvater, sah
Des Kindes Noth; rief alles Volk zusammen,
Und both dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
Drauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil keiner sonst es wagen wollte,
Hin durch die lichte Gluth;
Und seinem Heldenmuth
Gelang die schöne That. — Dem Tod entrissen
Legt er das Kind zu seines Fürsten Füßen.

Freund, sprach der Fürst, du bist belohnungswerth;
Hier nimm noch mehr, als du begehrt! —
Nein, sprach der Arme, Gott der Herr

Hat schon gelohnt; er half! — Wozu noch mehr?
Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
Für einen Beutel Geldes nicht!
Sie mögen's ärmern Leuten geben;
Das, was ich that, war meine Pflicht.

* * *
** ** **

Ein Herz, von Edelmuth bewohnt,
Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt!

C. G. Göz.

Preis der Jugend.

Seyd mir heilig, anmuthsvolle Tage,
Da entfernt von Sorge, Gram und Plage,
Meine Jugend blüht!
Dich besing ich, beßter Theil des Lebens!
O mir sey kein Augenblick vergebens,
Der vorüber flieht!

Tausend andre jugendliche Kleinen,
Müssen trostlos ihr Geschick beweinen;
Wie beglückt bin ich!
Statt daß Thränen andrer Wangen nezen,
Ueberhäuft mit Lust und mit Ergözen
Mein Erhalter mich.

Ach! wie viele laufen unter Armen,
Flehn um Mitleid, seufzen um Erbarmen,
Schreien laut um Brod!
Und ich darf mein Brod mit Freuden essen!
Wie viel Gutes ist mir zugemessen!
Mich drückt keine Noth!

Hier hör ich ein Kind in Schmerzen wimmern;
Dort seh ich des Jünglings Leib zertrümmern;
Der in Schlachten fiehl.
Und ich blühe. Mich erschrekt kein Kummer,
Feind und Krankheit stören meinen Schlummer,
Meine Wonne nicht.

Wie viel irren auf enfleq'nen Straßen,
Vater, Mutter haben sie verlassen;
Niemand sorgt für sie!
Ich genieße treuer Eltern Liebe;
Mich vergißt die Zärtlichkeit der Triebe
Ihrer Sorgfalt nie!

Ach! hier muß ich meinen Undank schelten!
O wie soll ichs doch dem Herrn vergelten,
Was er an mir thut!
Jede frohe Stunde meiner Jugend,
Rufe mich zum Preis des Herrn, zur Tugend,
Zu dem höchsten Gut.

Frühe will ich guten Samen streuen,
Und mein Herz zu edlen Thaten weihen
Auf der Weisheit Bahn;
Daß ich einst im Alter auf die Tage
Meiner Jugend, ohne Reue und Klage
Segnend blicken kann!

C. G. Göz.

Fuchs und Pferd.

Einst wurden Fuchs und Pferd,
(Warum? das weiß ich nicht, auch hat es mich verdrossen,

Denn mir sind beide Thiere wehrt),
In einen Käficht eingeschlossen.

Das Pferd fieng weidlich an zu treten.
Vor Ungeduld und traf
Den armen Reinke Fuchs, der nichts an
Füssen hat.

„Das nun hätt' ich mir wohl verbeten!
„Tret' er mich nicht, Herr Pferd, ich will ihn
auch nicht treten!

Claudius.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weisse Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind doch recht arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, Laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich seyn!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber treuer frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kühl ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

Das Aderlassen.

Ein kleines Schauspiel.

Personen.

Herr Dormel, ein Maler.
Frau Dormel.
Heinrich, ihr ältester Sohn, 16 Jahr alt.
Sophie, ihre Tochter, 18 Jahr alt.
Fränzchen, ihr jüngerer Sohn, 6 Jahr alt.
Ein zweijähriges Kind in der Wiege.
Der Graf von Gutherz.

Die Scene ist ein Zimmer in Dormels Hause. Man sieht darin einiges veraltetes Hausgeräth, und eine Staffelei mit einem angefangenen Gemählde. Im Hintergrunde steht eine Wiege mit einem schlafenden Kinde.

Erster Auftritt.

Frau Dormel, Sophie, Fränzchen.

Frau Dormel spinnt; Fränzchen sieht neben ihr und krazet Wolle, muß aber vor Mattigkeit oft ein wenig einhalten. Sophie sizt neben der Wiege und strikt. — Es ist gegen drei Uhr Nachmittags.

Sophie. (für sich, indem sie in die Wiege sieht.)

Seit gestern Morgen nichts genossen, und doch so ruhig! Wohl dir, daß du schlafen kannst!

Frau Dormel. Schläft er noch, Sophie?

Sophie. Ja, Mutter.

Frau Dormel. Möchte er doch noch lange schlafen! — Das arme Kind! Ich fürchte mich vor seinem Erwachen. — Wo mag denn der Vater hingegangen seyn?

Sophie. Er sagte, er wollte um einen kleinen Vorschuß auf das Gemählde bitten, welches er angefangen hat.

Frau Dormel. Und ist noch nicht wieder zurück! Gott, was wird aus uns werden, wenn sein Gang vergeblich gewesen ist!

Sophie. O das wollen wir nicht befürchten! Der Mann, für den er arbeitet, ist ja reich genug.

Frau Dormel. Aber wird er auch mitleidig genug seyn?

Sophie. Der Vater verlangt ja kein Geschenk von ihm; er will ihn ja nur um einen Theil des verdungenen Lohns bitten!

Frau Dormel. Wohl wahr; aber seine Arbeit ist noch nicht fertig; und man bezahlt nicht gern zum voraus. (Man hört drei schlagen.

Fränzchen, (indem er aufhört zu krazen.) Da schlägts schon drei, liebe Mutter; werden wir heute gar nicht essen?

Frau Dormel. Du siehst, Fränzchen, dein Vater und dein Bruder sind noch nicht zu Hause; wolltest du wohl ohne sie essen?

Fränzchen. O nein, Mutter; aber vielleicht haben sie schon gegessen! wir wissen ja nicht, wo sie gewesen sind, — und —

Frau Dormel. Nun?

Fränzchen. O liebe Mutter! — Aber es ist schon so spät — und es könnte ja wohl seyn —

Frau Dormel. Aber es könnte auch wohl nicht seyn, daß sie gegessen hätten. Sieh, guter Junge, ich und deine Schwester und dein kleiner

Bruder haben auch noch nichts genossen: und du wolltest allein ungeduldig werden?

Fränzchen (bitterlich weinend.) Aber mich hungert doch gar zu sehr!

Frau Dormel, (die ihn in ihre Arme schließt und mit Thränen benezt.) Mein Kind, mein liebes Kind, beruhige dich nur noch ein klein wenig. Der Himmel wird uns gewiß was zu Essen bescheeren. Glaube mir, dein Hunger thut mir weher, als dir selbst.

Fränzchen, (umarmt sie, und wischt sich die Thränen ab.) O nein, liebes Mütterchen; laß dir's nicht weh thun, daß mich hungert. Sieh! es ist schon vorbei, ich weine nicht mehr. — Ich will wieder arbeiten, um zu vergessen, daß ich hungrig bin. (Er geht wieder zu seiner Arbeit, und ist sehr geschäftig.)

Frau Dormel. (für sich) Ist mein Leiden noch nicht groß genug? O Gott! Wie soll ich es ertragen?

Sophie. Der Vater kömmt noch nicht zurück; wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!

Frau Dormel. Ich vermuthe, was es seyn wird. Man wird ihm seine Bitte abgeschlagen haben, und er kann sich nicht entschließen mit leerer Hand zu uns zurück zu kommen. Aber über deinen Bruder Heinrich muß ich mich wundern. Wann gieng er aus?

Sophie. Diesen Morgen um zehn Uhr.

Frau Dormel. Unbegreiflich! Er, der immer ein so guter Sohn und Bruder war, sollte uns jezt verlassen können, da wir seines Beistandes so sehr bedürfen? Entsezlicher Gedanke! Ich kann ihn nicht ausdenken.

Sophie. Beunruhigen Sie sich nicht, liebste Mutter. Gewiß wird er in guter Absicht ausgegangen seyn. Ich kenne sein Herz; ich

weiß, wie sehr unsere Noth ihn bekümmert macht. Er wird gewiß darnach aus seyn, uns Hilfe zu verschaffen.

Frau Dormel. Wie kann er das?

Sophie. Die Noth wird ihm gute Anschläge an die Hand geben. Er schien ganz in Verzweiflung zu seyn.

Frau Dormel. Was sagst du? Ach! Sophie, wenn er gar etwas Entehrendes unternähme! Das würde mich das Leben kosten. Alles läßt sich ertragen, so lange wir nur ein gutes Gewissen haben.

Sophie. Besorgen Sie nichts; ich kenne meinen Bruder.

Frau Dormel. Dein Vater wird unverrichteter Sache zurückkommen, ermattet von Kummer und Hunger. Der Anblick seines Zustandes wird mir das Herz zerreissen. O meine Kinder! wir müssen zu dem letzten traurigen Mittel unsere Zuflucht nehmen. — O Himmel! — Liebes Fränzchen, wolltest du wohl etwas für mich thun?

Fränzchen. (lebhaft) Ich? liebe Mutter; o sage geschwind, was!

Frau Dormel. Umarme mich mein gutes Kind! — Liebes Fränzchen! — O Noth, wozu zwingst du mich! Du mußt uns eine Gabe zu erflehen suchen. Gehe, suche Mitleid zu erwecken, stelle unser Elend vor, und bitte, daß man dir etwas schenke!

Fränzchen, (nachdem er aufmerksam zugehört hat.) Mutter, nennt man das nicht betteln.

Frau Dormel. (für sich) O Gott! (laut) Ja, mein Sohn.

Fränzchen. Das wird mir sauer werden. — Muß ich denn bei allen Leuten betteln?

Frau Dormel. Bei allen, mein Kind, die du im Stande siehst, dir etwas zu schenken.

Fränz-

Fränzchen. Aber wenn Sie mich nun abweisen?

Frau Dormel. Gott wird mitleidige Herzen erwecken, welche sich deiner und unserer erbarmen werden.

Fränzchen, (traurig). Nun denn! — Adieu, Mutter!

Frau Dormel, (ihn küssend.) Adieu, mein bestes Kind! Hinge das Leben deines Vaters, deiner Brüder und deiner Schwester nicht davon ab, so würde ich dir so was nicht zumuthen. (Fränzchen geht weinend ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau Dormel und Sophie

Sophie, (die ihrem Bruder weinend nachsieht.) Das arme Kind! — Wer konnte seinen Thränen widerstehen! — Es kam ihm sauer an,

Dritter Auftritt.

Frau Dormel und Sophie, welche ein trauriges Stillschweigen beobachten; nachher Dormel.

Dormel (tritt äusserst niederschlagen, blaß und ermattet ins Zimmer. Seine Kleidung verräth die größte Armuth.) O meine Frau! Meine Tochter! Wir müssen umkommen. (Er wirft sich auf einen Stuhl und sieht wild umher.) Wo ist denn mein Kleiner? Ist Heinrich noch nicht zurück?

Frau Dormel. Mein liebster Mann, mich hat's geahndet; du hast nichts gekriegt?

Dormel. Kein Mitleid! Kein Erbarmen! —

Frau Dormel. Er wollte dir also nichts vorschießen?

Dormel. Keinen Pfennig! Er wüßte schon, sagte er, wie es zu gehen pflegte, wenn man

Arbeiten, die noch nicht fertig wären, zum voraus bezahlte: da erhalte man die Sachen viel später, als sonst, oder auch wohl gar niemals. Vergebens berief ich mich auf meine Ehrlichkeit; er kenne mich nicht, war seine Antwort; und so verließ er mich. O ich möchte —

Frau Dormel. Beruhige dich, mein Lieber! Es lebt ein Gott, der unsern Jammer sieht; der wird schon auf andere Weise für uns sorgen. Ich habe unsern kleinen Franz ausgeschickt; vielleicht ist er so glücklich, einen kleinen Beistand zu verschaffen.

Dormel. Hoffe nichts, meine Gute. O die Menschen, die Menschen! — Nichts, als der Tod, wird uns helfen. — Aber ich begreife nicht, wo unser Heinrich seyn mag. So lange pflegt er ja sonst niemals auszubleiben; und nun grade heute, da wir seinen Beistand mehr, als jemals nöthig haben! Das ist unverzeihlich!

Sophie. Ich höre jemand kommen; das wird er wohl seyn. (Sie geht nach der Thür.)

Dormel. Er mag mir nur nicht vor die Augen kommen!

Vierter Auftritt.

Dormel, Frau Dormel, Sophie, Heinrich. Letzterer ganz blaß und schwach mit verbundenen und blutigen Armen. Er trägt zwei Brode und eine Flasche Wein.

Heinrich, (indem er die Brode auf den Tisch und die Flasche auf die Erde setzt.) Da, liebe Eltern! Eßt! Es kömmt mir etwas theuer zu stehen; ich kann nicht mehr. (Er sinkt ohnmächtig auf einen alten Koffer.)

Dormel. Was bedeutet das? Wie? Sollt's die Frucht irgend einer schädlichen Handlung seyn? Ha! Unglücklicher!

Heinrich, (mit matter Stimme.) Eßt doch, sage ich. Ich bin euer noch würdig.

Dormel. Aber was bedeutet denn der Zustand, worin ich dich sehe?

Frau Dormel (indem sie das Blut an seinen Armen bemerkt.) Himmel! Blut? Geschwind, Sophie, etwas Leinewand! Wie? du hättest Händel gehabt?

Sophie. Ach! Mutter! — Sehen Sie, die eine Binde ist losgegangen; er hat zur Ader gelassen, und die Ader ist wieder aufgesprungen.

Heinrich (schwach.) Mein Vater — meine Mutter — meine Schwester — Ich that's, um euch Brod zu verschaffen..

Dormel und Frau Dormel zugleich. O Sohn!

Sophie. Ach, mein Bruder!

Vater und Mutter schliessen ihn in ihre Arme, und Sophie bemüht sich, ihm die Ader zuzubinden.

Letzter Auftritt.

Dormel, Frau Dormel, Sophie, Heinrich, der Graf von Gutherz, Fränzchen, ein Bedienter des Grafen, der einen Korb voll Speisen bringt.

Der Graf. Wo sind die Unglücklichen? Wie haben sie mir so lange verborgen bleiben können?

Fränzchen. Das sind sie, lieber Herr! Sehen Sie, das ist mein Vater und das meine Mutter; sie sterben vor Hunger,

Graf. Hier, ihr guten Leute, ist ein Mittagsbrod: vergönnt mir eurer Mahlzeit beizuwohnen.

Frau Dormel. Ach! gnädiger Herr; wie rührt uns Ihre Großmuth! Aber wie könnten wir etwas genießen, so lange dieses unser liebes Kind, (auf Heinrich zeigend) — der Beste der

Menschen — in Todesgefahr ist? — Ach! Wenn Sie wüßten —

Fränzchen. Mein lieber Bruder, was ist dir? (läuft auf ihm zu.)

Graf, (zu Heinrich.) Wie? Man hätte ihn gemishandelt?

Heinrich, (mit schwacher und abgebrochener Stimme.) Nein, Herr. — Ich konnte den Zustand unserer unglücklichen Familie nicht mehr ertragen. — Da lief ich diesen Morgen voll Verzweiflung aus, in dem festen Vorsaze entweder Hilfe für sie zu finden, oder zu sterben. Ich — ach!

Graf. Erhohl er sich erst!

Heinrich, (nach einer kleinen Pause.) Ich begegnete einem meiner Freunde, der eben so arm, eben so unglücklich ist, als wir. Der Anblik meiner Verzweiflung erschrekte ihn. — Wo gehst du hin? fragt er mich; was ist dir widerfahren? — Ach! mein Freund, sagte ich; sie haben seit gestern Morgen nichts genossen — mein armer Vater — meine arme Mutter — ich weiß nicht, wo ich hingehe — weiß nicht, wo ich bin! Sie werden vor Hunger umkommen. (wird wieder ohnmächtig.)

Graf. Ein wenig Wasser!

Heinrich (der sich wieder erhohlt.) Es ist schon über. — Da sagt' er, da! mein Freund, und steckte mir zwei Schillinge in die Hand. 'S ist alles was ich habe. Aber, wenn du etwas verdienen willst, so weiß ich ein Mittel. — Ach! antwortete ich: ich will gern alles thun! es wird gewiß kein schändliches Mittel seyn! Nein, erwiederte mein tugendhafter Freund; dort in jenem Eckhause wohnt ein bemittelter junger Mann, der die Wundarzeneikunst lernt, um den armen Leuten auf seinem Landgute helfen zu können

wenn sie eines Wundarztes bedürfen. Er übt sich im Aderlassen und giebt denen Geld, die — — Ich verstehe, sagte ich; und so lief ich hin nach dem Hause, welches er mir gezeigt hatte. Der Mann läßt mir zur Ader; erst am rechten, dann am linken Arm, weil ich ihn darum bat, um doppelt zu verdienen. Dann giebt er mir Geld, und ich laufe eiligst zum Becker und nachher zum Weinkeller und bemerkte in der Eile nicht, daß mir die eine Ader wieder aufgegangen war. Nachher sah ichs wohl, aber da wollte ich mich nicht verweilen, um meine armen Eltern nicht länger schmachten zu lassen. — Und das hat mich so entkräftet. — (lebhaft) Aber glücklich, wenn durch meinen Tod das theure Leben meiner Eltern auch nur um einen Tag verlängert wird! (Reicht seinem Vater und seiner Mutter die Hand. Die Eltern weinen laut.)

Graf (gerührt.) Edler Jüngling! Du bist ein Muster von Tugend. Aber du hast einen Bruder, der dir einst gleichen wird. Dieser kleine Unglückliche, (auf Fränzchen zeigend) fiel ohnmächtig vor meiner Thüre nieder. Zum Glük sahe ich eben zum Fenster hinaus, erblickte ihn, ließ ihn herein tragen, und ein Paar Tropfen Spiritus brachten ihn wieder zu sich selbst. Ich ließ ihm Speisen vorsezen: aber er wollte nicht essen, sondern er bat mit Thränen, daß er sie mitnehmen dürfte. Meinem Vater, meiner Mutter, sagte er, muß erst geholfen werden! Könnte ich essen, indes diese verschmachten?

Dormel, (äußerst bewegt.) O meine Kinder! — Ihr verdientet ein besseres Schicksal.

Graf. Seyn Sie unbekümmert; von jezt an nehme ich es über mich, für sie zu sorgen. So lange ich lebe, werde ich den glücklichen Augenblick segnen, der mir Gelegenheit gegeben hat,

einer eben so frommen, als unglücklichen Familie beizuspringen. Ihr Sohn ist glücklicher Weise nur entkräftet. In seinem Alter ersezt sich das bald wieder. (Indem er einen Geldbeutel auf den Tisch wirft) Hier ist etwas, um das Nöthige zu seiner Stärkung und zu Ihrer aller Erquickung anzuschaffen. In einigen Tagen werde ich Sie mehr wissen lassen Ich gehe so gleich — (indem er Dormel und seine Familie, die sich vor ihm niederwerfen wollen, abhält.) Keine Danksagung, Kinder! Ich bin belohnt genug durch das, was ich empfinde. —

Heinrich, (aufspringend und seine Hand ergreifend.) Noch eine Bitte, gnädiger Herr!

Graf. Und welche, mein Sohn?

Heinrich. Daß mein treuer Freund, der mir heute mit seinem ganzen Vermögen aushalf, an den Wohlthaten, die Sie mir erweisen, einen gleichen Antheil habe!

Graf. Edelmüthiger Jüngling! Wisse, daß es schon bei mir beschlossen war, auch für diesen zu sorgen. Morgen um diese Zeit bin ich wieder bei euch; sorge dafür, daß ich ihn hier finde. (Geht ab.)

Alle sehen ihm eine Zeitlang mit schweigender Bewunderung nach; dann wirft Dormel sich mit gefaltenen und gen Himmel gehobenen Händen auf die Knie und sagt mit äusserster Rührung:

Gott! Gott! Deinen beßten Segen über diesen Edlen, deinen Engel, den du uns zugesandt hast! Und Dank! Dank! Dank! dir, du ewige Liebe, von dem er uns gesandt ward! — (aufspringend) Auf! meine Theuern; genießt nun der Gaben unsers Vaters im Himmel, und Dank und Preis sey unser ganzes Le-

den! — (Sie setzen sich alle, mit Freudenthränen im Auge, zu Tische).

Ende.

Nach dem Französischen des Herrn Garnier.

C.

Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke!

An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;
Am Monde, wenn er freundlich lacht,
Und meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen!
Und seh's, wenn sie vorüber fliehn,
Am sanften lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte wehn,
Durch Laub, und junge Blühte;
Nicht nur, wenn reife Saaten stehn,
Seh' ich des Schöpfers Güte:

Ich seh' sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket,
Und wenn der Nord das scheue Reh
In Felsenklüfte schrecket.

Einst sah ich sie, bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Nun sieht sie mein bethränter Blick
In kleinen, kurzen Leiden.

v. St.

An Menschen.

Schön ist es auf Gottes Welt,
Wo die Tugend meistens lächelt,
Stets ein West die Unschuld fächelt,
Die sich an dem Engel hält —
Schön ist es auf Gottes Welt!

Wahrer Leiden gibts nicht viel!
Unmuth zaubert sich nur Leiden;
Gott schuf unser Herz für Freuden,
Für Gesang und Saitenspiel:
Wahrer Leiden gibts nicht viel!

Würdig leben, würdig thun,
Schafft aus Wüsten Lustgefilde,
Macht die ganze Schöpfung milde,
Läßt auf Weltruinen ruhn!
Laßt uns leben so — und thun! —

O der Mensch hat Götterkraft
Seine Wohlfahrt fest zu gründen!
Menschen, wollt ihr sie empfinden,
O seyd fromm und tugendhaft,
Sklaven keiner Leidenschaft!

Bleibt ihr Gott und Tugend hold:
Dann geht ihr zur Grabesschwelle,
Sanft und still, wie eine Welle,
Die sich über Goldsand rollt;
Bleibt ihr Gott und Tugend hold.

Der verständige Jüngling.

Der weise Lehrer Sophron sagte eines Morgens zu seinen Schülern, die, wie gewöhnlich, sich um ihn versammelt hatten:

„Der schöne Morgen, Kinder, verkündiget den angenehmsten Frühlingstag. Ihn unempfunden und ungenutzt vergehn zu lassen, wäre Schade. Die ganze Natur scheint ihn zu feiern; auch uns soll er Festag seyn. Genießet ihn, ein jeder wie er will; wer von euch sich am beßten zu vergnügen weiß, wird ihn am beßten begangen haben; denn zur Freude hat ihn Gott erschaffen.“

So führe uns denn, geliebter Vater, sagte Kleon, der hofnungsvollste seiner Schüler; so führe denn du uns selbst an deiner Hand zu solchen Freuden, von denen du wünschest, daß wir sie heute schmecken mögen. Und Sophron antwortete:

„Nicht so, mein Lieber! Ihr nähert euch den Jahren, in denen ihr euch selbst zu führen wissen müßt. Der heutige Tag sey

eine Vorbereitung dazu. Ich werde vor Morgen euch nicht wieder sehen.„

Und so verließ er sie.

Da giengen nun die Schüler unter sich zu Rathe, was sie vornehmen sollten, um diesen Tag so recht nach Herzenslust zu feiern. Der eine schlug dies, der andere jenes vor; und lange konnten sie sich nicht vereinigen. Endlich galt der Rath des einen, den seine Mitschüler für den Klügsten hielten, weil er der Aelteste war.

„Auf! sagte dieser, laßt uns aufs Land zu einem mir bekannten Hause gehen. Wir haben alle unser Wochengeld gesparrt; dafür können wir dort uns eine schöne Mahlzeit mit Wein und Kuchen zurichten lassen, und mit dem übrigen Gelde ein angenehmes Spielchen treiben, das ich euch lehren will. “

Dieser Anschlag wurde von allen gebilliget. Nur Kleon stellte ihnen vor, daß der Wein für junge Leute schädlich sey, und daß das Spielen um Geld unter die thörigten und gefährlichen Vergnügungen gehöre.

„So bleibe denn du zu Hause! “ sagte der Anführer der Uebrigen; und machte sich mit seinem Haufen auf den Weg. Und Kleon blieb.

Nachdem er sich eine Weile bedacht hatte, beschloß er, sich mit seinem Taschengelde ein Vergnügen zu erkaufen, welches nicht so vorübergehend, als die heutigen Vergnügungen seiner Freunde, wäre, und wobei er keine Reue zu besorgen hätte.

Er gieng also nach dem Buchladen, und kaufte sich ein Buch, welches er von seinem Lehrer oftmals hatte rühmen hören; und damit wanderte er vergnügt zum Thor hinaus.

Er nahm seinen Weg nach einem einsamen Lustwäldchen, wo er wußte, daß er in seinem Vergnügen nicht würde gestört werden. Hier sezt' er sich, gleich beim Eingange, unter einem schattigten Baume nieder.

Vor ihm lag die herrlichste Gegend ausgebreitet. In einer kleinen Ferne blickte die Stadt mit ihren Thürmen hervor, die sich in dem vorbeifließenden Strohme spiegelten. Auf der andern Seite sahe er Felder, Wiesen, Dörfer, Gärten und Auen, welche diese Gegend zur angenehmsten Landschaft machten. Kleon war ausser sich vor Vergnügen, da er dies Alles vor sich sah.

Jezt zog er sein Buch hervor. Er fand darin manche rührende Schilderung der tausendfältigen Wohlthaten Gottes in der Natur, die ihm sehr zu Herzen gieng. Da er aber endlich an die Stelle kam:

Der alle dem zu seyn gebot,
Muß doch gern geben mögen!
Sein ist der Stern, das Morgenroth,
Die Sonn' und all' der Segen,

Den hingegossen dort und hier
Und hier und dort wir sehen. —
Das Herz im Leibe brannte mir;
Ich mußte stille stehen.

Und wankte, wie ein Mensch im Traum
Wenn ihn Gesichte drengen;
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

Da er an diese Stelle kam, und sie unter lauten Herzschlägen durchgelesen hatte, ließ er das Buch aus der Hand fallen, und versank in Empfindung der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott.

Er sahe die Wunder seiner Schöpfung an, und es war ihm, als wenn er ihn selbst sähe; er hörte das Lispeln des Windes, den Gesang der Vögel, das Rauschen des Wasserfalls, und es war ihm, als wenn er ihn selbst hörte. Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe preßten eine süße Freudenthräne aus seinen Augen.

Plötzlich warf er sich anbetend hin auf seine Knie, und seine Gedanken wurden zu lauten Worten:

„Alles, rief er aus, alles, was ich sehe und höre und fühle, überzeugt mich, o mein Schöpfer, daß du eben so gütig, als mächtig bist; und daß du nichts mehr wünschest, als uns gut und glücklich zu sehen. Ich übergebe mich deiner väterlichen Leitung; mache du mich gut, mein Vater, so werde ich glücklich seyn."

Hier erstikte ein Wonnegefühl die Worte in seinem Munde; er sprach nur noch durch nasse gen Himmel gerichtete Blicke und durch aufgehobene Hände. Was er alles fühlte, läßt sich durch Worte nicht beschreiben.

Da endlich der Abend herannahete, kehrte er mit heiterem Gemüthe nach der Stadt zurück, und dachte unterwegens nach, wie er es anfangen wollte, um täglich besser und seinem Schöpfer wohlgefälliger zu werden. So kam er endlich wieder zu Hause an! und auf einen so wohl angewandten Tag folgte bei ihm ein sanfter, erquickender Schlaf.

Am andern Morgen war er der erste, der sich freudig und voll Lernbegierde bei seinem guten Lehrer einfand. Wo sind denn die Uebrigen, fragte dieser?

Indem traten zwei derselben mit niedergeschlagenen Augen und mit bleichen Wangen zu ihm ins Zimmer. Der bloße Anblick zeigte, daß es

ihnen nicht so gut, als ihrem Freunde, müsse ergangen seyn.

Was fehlt euch, Kinder? fragte Sophron, indem er mitleidig auf sie herab sahe. — Darauf erzählten sie ihm mit Schaam und Reue folgende traurige Geschichte!

„Wir giengen nach dem Gasthofe zu Lilienthal. Da ließen wir uns eine Mahlzeit zurichten, und eine Flasche Wein dazu geben. Wir waren alle recht vergnügt; aber da wir jeder ein Paar Gläser Wein getrunken hatten, wurde uns der Kopf schwindlich, und wir wußten nicht recht mehr, was wir thaten. Wir machten also allerlei Unfug, schmissen die Gläser entzwei und warfen Tische und Stühle um.“

„Einer von uns ließ sich von dem Wirth Karten geben. Da kam ein fremder Mann, der auch in dem Gasthofe war, und sagte, er wollte uns ein schönes Kartenspiel lehren, wenn wir mit ihm spielen wollten; und wir sezten uns mit ihm an den Tisch.“

„Es dauerte aber nicht lange, so hatte er uns allen das Geld abgewonnen. Da wir darauf weggehen wollten, weil es Abend wurde, sagte der Wirth, daß wir ihm erst bezahlen müßten, und foderte viel Geld.“

„Wir versprachen, daß wir ihm das Geld den andern Morgen schicken wollten; aber er packte einen von uns an, und führte ihn mit Gewalt in eine Kammer, worin er ihn verschloß. Nun, sagt' er, könnt ihr andern gehen, und morgen wieder kommen, um euren Kameraden einzulösen.

Da alles unser Bitten nichts helfen wollte, giengen wir endlich nach der Stadt zurück.“

Hierauf fragte der Lehrer: es waren eurer ja sechs; wo sind denn die andern drei?

„Ach! antworteten sie, die liegen noch alle zu Bette, weil sie vor Kopfschmerzen nicht aufstehen können.“

Und, fragte Sophron ferner, was wollt ihr denn wegen eures gefangenen Freundes thun?

Sie antworteten! „Wir wollen, wenn Sie es uns erlauben, einige unserer Bücher verkaufen, und das Geld dem Gastwirthe bringen, damit er ihn loslasse.“

Sophron hieß sie auf ihr Zimmer gehen, und seiner allda zu warten. Er schickte darauf nach dem nah gelegenen Gasthofe, ließ den Wirth bezahlen, und den jungen Menschen nach Hause führen. Dann verfügte er sich auf das Zimmer der Kranken, und ließ die Andern alle, nebst Kleon, dahin rufen.

Er sahe sie hierauf alle einige Augenblicke mit Mitleid und Betrübniß schweigend an. Dann rief er Kleon auf, ihnen zu erzählen, womit er am vergangenen Tage sich allein vergnügt habe.

Der bescheidene Jüngling unterdrückte in seiner Erzählung alles, was einem Selbstlobe ähnlich sah, und erzählte bloß: wie viel Vergnügen ihm die Lesung seines Buchs und die Betrachtung der schönen Natur verursachet habe.

Ihr seht, meine Lieben, fuhr Sophron darauf fort, wie verschieden eure gestrigen Belustigungen gewesen. Wessen Vergnügungen mögen nun wohl die besten gewesen seyn! Eure oder Kleons seine?

Kleons Freude ist durch kein Misvergnügen unterbrochen worden; die Eurige aber auf mehr, als eine Weise; denn der Wein hat euch schwindlich und halb wahnsinnig gemacht, ihr habt euer Geld verspielt, und habt euch von dem Gastwirthe müssen hart begegnen lassen.

Kleon hat sanft geschlafen, und ist gesund und munter aufgestanden; ihr hingegen habt alle eine unruhige Nacht gehabt, leidet noch Kopfschmerzen, und seyd heute unlustig und unfähig zu jeder nützlichen Arbeit.

Kleon darf heute und immer mit froher Selbstzufriedenheit auf den gestrigen Tag zurück sehen; ihr aber könnt heute und immer nicht anders, als mit Scham und Reue an die Unbesonnenheiten denken, die ihr gestern begangen habt.

Kleon ist, wie ich nicht zweifle, durch sein gestriges Vergnügen auf dem Wege der Selbstbesserung um einige Schritte weiter gekommen; ihr hingegen seyd um eben so viele Schritte zurückgegangen; und hätte meine Liebe gegen euch es nicht verhindert, so wäret ihr in der unglücklichen Nothwendigkeit gewesen, Verbrechen auf Verbrechen häufen zu müssen. Denn hätte ich eure Schulden nicht bezahlt, so hättet ihr entweder euren gefangenen Freund in Stiche lassen, und der Schande Preis geben, oder eure Eltern bestehlen müssen. Oder wäre es etwa kein Diebstahl gewesen, wenn ihr die Bücher verkauft hättet, die eure Eltern euch nicht zum Verkauf gegeben, sondern bloß zum Gebrauch anvertrauet haben?

Also noch einmal, wessen Vergnügungen sind nun wohl die vernünftigsten und beßten gewesen?

Alle gestanden einmüthig, daß Kleon vernünftig, sie aber thöricht gehandelt hätten.

Wohl! versetzte Sophron; aber was ist denn nun euer Vorsatz in Ansehung eurer künftigen Vergnügungen?

Einer rief dem Andern vor! daß sie von nun an immer Kleons Beispiel folgen, und nie wieder etwas gegen seinen Rath unternehmen wollten

Gut, Kinder, sagte darauf der gütige Lehrer, recht gut; aber bald wird die Zeit kommen, da ihr euch selbst überlassen, der Eine hierhin, der Andere dorthin, werden zerstreuet werden. Dann werdet ihr keinen Führer, auch nicht immer einen weisern Freund in der Nähe haben, nach dessen Rath und Beispiel ihr euch richten könntet.

Dann, o ihr Lieben, dann müsse euer eignes Gewissen euer Freund und Führer seyn. Dann unternehmet doch ja nichts, als was dieses für recht und gut erklärt, und vermeidet doch ja alles, was von diesem gemisbilliget wird. Sprecht, wollt ihr das?

Sie sahen, daß ihm bei dieser Frage die Thränen in die Augen traten, und stürzten sich mit stummer wehmüthiger Empfindung in seine Arme.

C.

Das Veilchen und der Dornstrauch.

Lächelnd stand das Veilchen da,
In dem stillen Reize; sah
Nach Bewundrern sich nicht um;
Demuth war sein Eigenthum.

Du bist, sprach ein Dornenstrauch,
Immer fröhlich: weißt du auch,
Daß im Thal du nicht allein
Blume bist? — du bist klein;

Und dein bischen Wohlgeruch, —
Armes Ding, ist das genug?
Glaub' es, man bemerkt dich kaum
In der weiten Schöpfung Raum.

Sieh

Sieh einmal die Rose an,
Jene Stolze! Jedermann
Heißt sie Königin, und spricht;
Ihr gleicht keine Blume nicht.

Sittsam mit Bescheidenheit
Lacht das kleine Veilchen; streut
Süßen Wohlgeruch um sich,
Und das Thal erfreute sich.

Wenn ich! sprachs mit frohem Sinn,
Nur ein gutes Veilchen bin!
Meines kleinen Kelches Duft
Füllt zwar nicht die ganze Luft;

Aber doch der kleine Kreis,
Den ich füllen kann, er weiß
Mir zu danken, und ich bin
Glücklich, wie die Königin.

Ist die Rose schöner gleich,
Ist ihr Kelch an Düften reich,
Kömmt das Bienchen doch von ihr
Auch um Honig noch zu mir.

Und oft sizt die Schäferin
Neben mir im Grase hin,
Dankt mit einem Seufzerchen
Meinem Dufte, heißt mich schön;

Sieht zum Himmel dankbar auf,
Schickt ihr Seufzerchen hinauf,
Spricht: o Schöpfer, Dank sey dir!
Auch dies Veilchen schufst du hier. —

Glaub' es, lieber Nachbar, nur:
Immer weis' ist die Natur.
Weise gab sie Rosen Pracht,
Weis' hat sie mich klein gemacht.

Karolina Rudolphi.

Die bestrafte Eitelkeit.

Ein kleines Schauspiel.

Personen.

Herr Arens, ein Kaufmann.
Frau Arens, dessen Gattin.
Kristel, ihr Sohn.
Jakob, ein junger Bursche vom Lande.
Zwei Gesellschafter.

Erster Auftritt.

(In Herrn Arens Hause auf dem Flur.)

Herr Arens und Frau Arens.

Herr Arens.

Da spaziert unser Kristel wieder mit dem Buche in der Hand auf dem Hofe herum! Ich fürchte, ich fürchte, daß es mehr aus Eitelkeit, als aus Lernbegierde geschieht, daß er sich immer so mit Büchern trägt!

Frau Arens. Und woher kömmt dir diese Besorgniß, mein Lieber?

Herr Arens. Woher? Bemerkst du nicht, wie er bald hieher, bald dorthin blickt, um zu sehen, ob auch wohl jemand auf ihm acht habe?

Frau Arens. Aber seine Lehrer geben ihm doch das Zeugniß, daß er recht fleißig lernt; und alle sagen ja, daß er für sein Alter schon sehr viel wisse!

Herr Arens. Wohl wahr; aber wenn meine Besorgniß gegründet ist, daß sein Bischen

Wissen ihn schon eitel gemacht hat, so sollte es mir tausendmal lieber seyn, wenn er noch gar nichts wüßte, und fein bescheiden geblieben wäre.

Frau Arens. Noch gar nichts?

Herr Arens. Ja, Frau! Ein Mensch ohne alle gelehrte Kenntnisse, der bescheiden, arbeitsam und redlich ist, ist ein weit nützlicheres und ehrwürdigeres Glied der menschlichen Gesellschaft, als der größte Vielwisser, dem seine Gelehrsamkeit den Kopf verdreht und das Herz aufgebläht hat.

Frau Arens. Wir wollen nicht hoffen, daß das bei unserm Kristel je der Fall seyn wird.

Herr Arens. Der Himmel verhüte es! Ich denke, wir thun am beßten, wenn wir ihn heute mit aufs Land nehmen, und ihn da ein Paar Monate zubringen lassen. — Aber da kömmt er ja hergegangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Kristel, nachher auch Jakob.

Kristel. (Mit dem offnen Buche in der Hand, ohne die Augen davon aufzuschlagen.) Mutter, da ist der dumme Bauerjunge wieder, der immer was zum Verkauf bringt.

Herr Arens. Kristel, was berechtigt dich, diesen Burschen dumm zu nennen?

Kristel. Hat er doch nichts gelernt!

Herr Arens. Aus Büchern, meinst du? Aber vielleicht hat er andere Dinge gelernt, die du nicht kannst! Oder meinst du, daß Verstand und Geschicklichkeiten nur aus Büchern geschöpft werden? Da würdest du eine thörigte Meinung haben. — Sollst mit uns aufs Land fahren; mache dich fertig und komm nachher zu mir in mein Kabinet. (Geht ab.)

Frau Arens. Sage dem Jakob, daß er hier warte; ich will die Köchinn herunter schicken.

(Ab.)

Kristel. (zu Jakob) Du! — Hierher! Sollst hier warten.

Jakob (tritt herein.) Gott grüß, junger Herr!

Kristel. Sein Diener! (Macht ihm eine spöttische Verbeugung,)

(Jakob stellt sich mit seinem Korbe an die Wand, und behält den Hut in der Hand. Kristel geht vor ihm auf und nieder, und grinzt ihn an, so oft er bei ihm vorüber geht. Jakob sieht ihn mit großen Augen an, als einer, der nicht weiß, was der andere will.)

Kristel. Du, wie groß ist wohl der Mond?

Jakob. Wie ein Pfankuchen, Herr!

Kristel. Ha! ha! ha! — Ueber den einfältigen Bauerlümmel!

(Jakob begnügt sich, ihn starr anzusehen, und Kristel fährt fort, auf und nieder zu gehen.)

Kristel. Hast du den diesjährigen Musenalmanach schon gelesen?

Jakob. Müschö, was Sie da nennen, davon steht nichts in unserm Evangelienbuche, und im Katechismus auch nicht.

Kristel. Ha! ha! ha! — O über den einfältigen Tölpel! Als wenn der Musenalmanach auch zum Evangelienbuche gehörte!

(Jakob schweigt abermals, und Kristel geht wieder auf und ab.)

Kristel. (Auf Jakobs Hände zeigend.) Wo hast du denn das dicke Elephantenleder zu deinen Handschuhen hergekriegt?

Jakob. Mit Gunst, Herr; es sind nur meine bloßen Hände.

Kristel. Fi! da könnte man ja Schuhsolen herausschneiden, so dick ist die Haut darauf?

Jakob. Von Faulenzen ist sie so dick nicht geworden. Sie haben gut sprechen; das glaube ich — Und doch, Herr, mögt ich mir ihr Leben nicht wünschen. Wacker arbeiten, und seinen Nebenmenschen ungehuldelt lassen, das geht'r mit: Adjüs! (Will abgehen; wird aber von der Köchin in die Speisekammer gerufen.)

Kristel. Ich glaube gar, der Bauerfölpel wurde ungehalten; ei sehe doch! — Aber ich soll mich ja reiseferlig machen. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Auf dem Lande, beim Eingange des Waldes.)

Herr Arens, Frau Arens, Kristel, ein Paar Gesellschafter.

Herr Arens. Es ist doch wirklich ein schöner Abend! Ich dächte, wir giengen immer hier vorn am Walde fort, um nicht durch das Gebüsch gehindert zu werden, den Untergang der Sonne anzusehen?

Erster Gesellschafter. Wie's Ihnen beliebt! — Sie wird heute sehr schön untergehen; — der westliche Himmel ist ungemein heiter.

Herr Arens. Und ist schon alles so still und so ruhig in der Natur! — Hören Sie die Nachtigall?

Zweiter Gesellschafter. O herrlich! — Wie sie wirbelt und kräuselt! —

Herr Arens. (Zu Kristel, der sich mit einem Buche in der Hand etwas entfernt hat.) Kristel! So komm doch her, und bleib bei der Gesellschaft! Hörst du die Nachtigall schlagen?

Kristel. Ich lese hier etwas, was mir mehr Vergnügen macht.

Erster Gesellschafter. (Zu Herrn Arens.) Wenn das Ernst ist, so bedaure ich den Kleinen; und wenn's nicht ist — doch da sey Gott vor, daß er sich nur so stellen sollte!

Herr Arens. Komm, komm, Kristel, und sey kein Narr!

Kristel. (Sich immer mehr entfernend.) So erlauben Sie mir doch, daß ich meine Wißbegierde befriedigen darf!

Herr Arens. Nun so befriedige sie denn, und geh, wohin du willst.

Frau Arens. Aber Kind, er könnte sich verirren!

Herr Arens. Mag er doch, wenn ers nicht besser haben will. (Gehen alle vorüber.)

Kristel. (Ihnen nachsehend.) Nun sind sie weg, und ich brauche mich nicht mehr zu verstellen. (Steckt das Buch in die Tasche.) — Was doch die Fremden von meinem Fleiße denken werden! Ich möchte jetzt wohl ein Vögelchen seyn, und ihnen nachfliegen, um zu hören, wie sie mich loben werden. Aber still, ich will's noch besser machen. Ich will mich da durchs Gebüsch schleichen, und so immer fortgehen, daß sie mich nicht wieder finden können, und dann glauben, daß ich mich im Lesen und Nachdenken verirrt habe. Ich habe einmal gehört, daß es die Gelehrten so zuweilen machen sollen. Daß dich, da werden sie mich auch für einen Gelehrten halten; und dann wird's an ein Loben gehen! Aber ich glaube gar, sie kommen schon zurück; ich muß nur laufen, daß sie mich nicht sehen. Hurtig! (Läuft ins Gebüsch.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ausser Kristel.

Herr Arens. Wo doch der wunderliche Junge mag geblieben seyn!

Frau Arens. Sagt' ichs nicht, Kind, er könnte sich verirren? Himmel, wenn er nun nicht schon zu weit ist!

Herr Arens. Sey unbesorgt! — (rufend) Kristel! — He! Kristel! Wo bist du? Hörst du nicht? Kristel!

Erster Gesellschafter. Wir wollen uns vertheilen, um ihn aufzusuchen. Bleiben Sie mit Madam hier, ich gehe dahin.

Zweiter Gesellschafter. Und ich dort hin; seyn Sie unbekümmert, wir werden ihn schon finden! (Beide gehen ab.)

Frau Arens. (Nach einer Pause.) Ich höre nichts. Himmel, wenn sie ihn nicht fänden!

Herr Arens. Nun?

Frau Arens. Was würde aus dem armen Jungen werden! Und was aus uns, wenn er die Nacht im Walde bleiben müßte?

Herr Arens. Kind, du weißt, daß ich ihn nicht weniger liebe, als du; aber die Wahrheit zu sagen, es würde mich eben nicht sehr betrüben, wenn sie ihn nicht fänden.

Frau Arens. Wie meinst du das?

Herr Arens. Ich bin nun völlig überzeugt, was ich diesen Morgen blos vermuthete, daß der Junge den Kopf voller Eitelkeit hat, und daß er alles, was er thut, bloß deswegen thut, um bewundert zu werden. Es ist mir gar kein Zweifel übrig, daß er bloß deswegen auch vorher sich von uns entfernte, und sich stellte, als wenn er so verpicht aufs Lesen wäre, damit die Fremden nur von ihm sprechen sollten. Das bekümmert mich

mehr, als wenn wir ihn verloren hätten: denn ich sorge, ich sorge, daß die Krankheit seiner Seele, die ich leider! zu spät bemerkt habe, schon unheilbar geworden sey! Und dann ist er und bleibt er zeitlebens ein unglückseliges Geschöpf! — Vielleicht aber, daß es etwas zu seiner Besserung beitragen kann, wenn er seiner Narrheit wegen eine Zeitlang in der Irre herumgehen und einige Beschwerlichkeiten erdulden muß.

Frau Arens. Wenn nur die Nacht nicht schon hereinbräche! Gott! da kommen sie wieder, und bringen ihn nicht. Ich Unglückselige!

Die beiden Gesellschafter. Alle unsere Mühe ist vergebens gewesen. Er ist nirgends zu finden. Wir wollten Ihnen nur sagen, daß sie nicht länger auf uns warten möchten; denn wir wollen jetzt den ganzen Wald durchlaufen, und nicht eher zu Hause kommen, als bis wir ihn gefunden haben.

Herr Arens. Meine Herren, ich bitte Sie, geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich habe meine Ursachen, warum ich wünsche, daß mein Sohn sich in dieser kleinen Verlegenheit selbst helfen möge.

Frau Arens. Aber, Kind, bedenke doch —

Herr Arens. Ich habe alles bedacht; der Junge ist schon eilf Jahr alt. Wenn er seinen Verstand brauchen will, so kann er sowohl aus dem aufgehenden Monde, als auch aus der Richtung des Abendwindes schliessen, wohin er sich wenden müsse, um wieder nach Hause zu finden.

Frau Arens. Aber wenn er nun —

Herr Arens. Und wenn er nun auch nicht so klug wäre, sich nach diesen Merkmalen zu richten, und also die ganze Nacht im Walde zubringen müßte: mags! Die Nächte sind jetzt nicht sehr kalt, der kleine Wald ist überall ganz sicher,

und vor Hunger wird er auch nicht gleich sterben. — Hat er sich selbst aus Narrheit in Verlegenheit gebracht, so mag er sich nun auch selbst wieder heraushelfen. Sey nur ruhig, gutes Weib! Es ist besser, etwas, auch mit Gefahr seines Lebens, zu wagen, als ihm durch zu große Sorgfalt eine Gelegenheit zur Besserung zu entziehen. Komm Liebe; kommen Sie, meine Freunde; ich bin sein Vater, und weiß, was ich thue.

(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Kristel. (Tief im Walde hin und herlaufend.) Was habe ich gemacht? — Ich Unglücklicher! Wie werde ich mich durchfinden? Es ist schon Nacht; und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll — (Er ruft.) Vater! Vater! — Wehe mir! Es antwortet keiner. O ich armer, armer Mensch, was soll ich anfangen? (Er weint.) — Vater! o lieber Vater, wo sind Sie? antworten Sie doch ihrem armen unglücklichen Sohne; — Himmel! Was regt sich da im Gebüsch! Wenn's ein Wolf wäre! O Jammer! Hilfe! Hilfe!

Jakob. (Der auf das Geschrei herbeiläuft.) Was giebts hier? Wer schreit da? (Indem er Kristeln gewahr wird.) Aber sieh, sieh! Ei in aller Welt, junger Herr, wie kommen denn Sie hier her?

Kristel. (Seine Hand ergreifend.) O mein herzenssüßer, liebster Jakob! Ich habe mich verirrt.

Jakob. (Macht anfangs ein Paar große Augen und bricht endlich in ein lautes Lachen aus.) Ha! ha! ha! — Ei zum Geyer, Herr, für wen sehen Sie mich denn an? — Ich? Ihr herzenssüsser, Ihr liebster Jakob? Hi! hi! hi! — Ge-

wiß Sie irren sich; ich bin ja nur ein dummer Bauerlümmel! Wissen Sie denn nicht? — Fi! lassen Sie meine garstige Hand los, die ist ja von Elephantenleder'

Kristel. O mein bester Freund! verzeihe er meine Beleidigungen, und bringe er mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater. Er soll auch ein gutes Trinkgeld erhalten.

Jakob. (Vor ihm auf und niedergehend.) Haben Sie schon den diesjährigen Musenalmanach gelesen?

Kristel. (Schlägt vor Scham und Reue die Augen nieder.) Ach!

Jakob. (Den Finger an die Nase legend und gen Himmel sehend.) Aber, sagen Sie mir doch, mein liebes gelehrtes Herrchen, wie groß mag wohl eigentlich der Mond seyn?

Kristel. (Schluchzend.) Ach! — aus — Barm — Barm — her — her — herzig — keit —

Jakob. Nun, sieht der Herr, daß man ein dummer Bauertolpel seyn und doch zu vielerlei nützen kann, und also deswegen nicht verächtlich ist? Was gäben Sie nicht jetzt darum, wenn Sie, statt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wußten, und so wie unser Eins, sich nichts daraus machten, ob's Tag oder Nacht ist, ob Sie einer begleitet oder nicht?

Kristel. Ich erkenne ja mein Unrecht, und verspreche ihm, daß ich nie, nie wieder so thöricht seyn will.

Jak. Schon gut; aber das könnte wohl nur eine Nothbuße seyn, die nicht Stich hielte. Der Herr muß erst ein wenig fühlen, was es auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind für einen Pudelhund zu halten, mit dem man umspringen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn darnach

kräheke. — Aber, damit Sie sehen, daß ein brave Bauer nicht rachgierig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten, da wo ich die Pferde hüte, und Sie Morgen früh wieder zu Ihrem Vater bringen. Kommen Sie, ich will Schlafkammer und Bettstelle mit Ihnen theilen.

Kristel. O mein gütiger Freund!

Jakob. (Unter einem Eichbaume sich niederlegend.) Nun Herr, bedienen Sie sich Ihrer Freyheit. (Indem er sich einen Stein unter den Kopf rückt.)

Kristel. Wo ist denn seine Schlafkammer?

Jakob. Wir sind mitten drin! — Und dies hier (auf den grünen Boden schlagend) ist mein Bette. Nehmen Sie Platz!

Kristel. Ach! sollen wir denn so unter freiem Himmel liegen?

Jakob. Ich versichere Sie, junger Herr, der König selbst hat keine solche Bettsponde! Schauen Sie nur über sich, unter welchem schönen Betthimmel wir hier schlafen! Sehen Sie, er ist ganz mit Karfunkeln besetzt, und dort (auf den Mond zeigend) ist unsere Nachtleuchte. — Nun, wie ists Ihnen?

Kristel. Ach! liebster Jakob, mich friert und hungert gar zu sehr!

Jakob. J! dazu kann ja Rath werden. Machen Sie doch ein Feuer an; und hier sind ein Paar Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu, so gut Sie es gelernt haben.

Kristel. Lieber Gott! Wie soll ich das anfangen? Ich habe ja kein Feuer, und Kartoffeln habe ich nie gekocht.

Jakob. (Lachend.) Ei! Stand denn nichts davon in ihren Büchern?

Kristel. Nichts, lieber Jakob.

Jakob. Nun, so sollen Sie denn gleich sehen, daß ich gelehrter, als Sie und alle Ihre Bücher, bin! — Ein klein wenig Geduld! (Holt sein Feuerzeug aus der Tasche und schlägt an.) Pink! da haben wir schon Feuer; und nun (indem er eine Handvoll trockenes Gras nimmt, den glimmenden Zunder hineinthut, und es hin und her schwenkt, bis es Flamme fängt) — soll der Heerd bald bestellt seyn! (Er legt Reisholz auf das brennende Gras.) Da sehn Sie! — Nun her unsere Braten! (Legt die Kartoffeln ans Feuer.) Ich stehe dafür; sie sollen gewiß gut schmecken.

Kristel. O mein Freund, wie soll ich ihm vergelten, was Er für mich thut?

Jakob. Als wenn ichs deswegen thäte! Schade was fürs vergelten! Ists nicht schon Lohn genug, wenn's einem so wohl dabei ist? — Aber warten Sie ein wenig; mitlerweile daß die Kartoffeln braten, holle ich Ihnen ein Paar Bund Heu von der Wiese; da sollen Sie drauf schlafen wie ein Prinz! (Geht.)

Kristel. Ich unbesonnener! Wie konnt' ich doch so dumm und so ungerecht seyn, diesen Menschen zu verachten? — Was bin ich gegen ihn? Wie klein werde ich in meinen eigenen Augen, wenn ich sein Betragen gegen das Meinige halte? — Aber das soll mir auch nie wieder begegnen! Von nun an, will ich keinen Menschen mehr gering schätzen, und nicht mehr so eitel und so hochmüthig seyn, als ich gewesen bin! —

Jakob. (Bringt ein Paar Bund Heu.) Da! — Und nun laßt sehen, was unsere Braten machen? — O sie sind schon fix und fertig! — Nehmen Sie, nehmen Sie, weil sie warm sind; so schmecken sie am besten!

Kristel. Aber er wird doch mitessen?

Jakob. Dasmal nicht; es ist just für Sie, junger Herr.

Kristel. Aber —

Jakob. Lassen Sie's gut seyn; ich esse fürwahr nicht mit! Mich hungert nicht. — Nun, wie schmeckt's?

Kristel. Vortreflich, lieber Jakob!

Jakob. Gelt! es schmeckt hier besser, als in der Stadt?

Kristel. O viel, viel besser!

Jakob. Nun, wenn sie fertig sind; so legen Sie sich hier nieder. (Er breitet das Heu aus.) Ich will denn schon sehen, daß das Feuer nicht ausgehen soll. (Kristel legt sich.) So! und damit decken Sie sich. (Indem er seine Jacke auszieht und sie ihm auflegt.) Und nun gute Nacht!

Kristel. Guter Jakob, ich möchte weinen, daß ich ihn so verkannt habe.

Jakob. Nichts mehr davon! Gute Nacht, gute Nacht! Morgen weckt uns die Lerche. (Kristel schläft ein, und Jakob bleibt bei ihm sitzen, um das Feuer zu unterhalten.)

Sechster Auftritt.

Gegen Morgen.

Kristel (noch schlafend) und Jakob.

Jakob. (Ihn anrührend.) Nun, Herr Schlafkammerad, wird's jetzt genug seyn? Die Lerche trillert schon ihren Morgengesang und die Sonne wird gleich hinter dem Berge hervorkommen. Wollen wir uns nun aufmachen, um zu Ihren Eltern zu gehen.

Kristel. (Sich die Augen reibend.) Ja — ja — gleich! — guten Morgen, lieber Jakob!

Jakob. Schönen Dank! Wie haben Sie geschlafen?

Kristel. (Aufstehend.) Recht gut, mein Lieber. Da hat er sein Kamisol wieder, und tausendmal Dank —

Jakob. Sagen Sie nichts davon; 's ist gern geschehen. Nun marsch! nach Hause; ich führe Sie.

Siebenter Auftritt.

(Herrn Arens Landhaus.)

Herr Arens, Frau Arens, die beiden Gesellschafter und nachher Jakob und Kristel.

Herr Arens. Gieb dich zufrieden, liebe Frau; es wird, will's Gott! alles gut gehen; ich will einige Leute nach ihm ausschicken. — Aber wer pocht draussen? (die Thür aufmachend.) Sieh, sieh!

Frau Arens. (Ihren Sohn erblickend.) Gott sey Dank! — O du unartiges Kind, was hast du uns diese Nacht für Kummer gemacht!

Kristel. Verzeihung, liebste Mutter, und Sie, bester Vater! Verzeihung! (ihnen die Hand küssend.) Sie erhalten Ihren Sohn besser wieder, als Sie ihn verloren hatten.

Herr Arens. Wie das?

Kristel. Ich bekenne, daß ich ein eitler Geck gewesen bin. Was würden Sie demjenigen geben, der mich gebessert hätte?

Herr Arens. Alles, was in meinem Vermögen steht.

Kristel. Sehen Sie hier (auf Jakob zeigend) meinen lieben Lehrmeister, meinen Wohlthäter, meinen Erretter! Ihm habe ichs zu verdanken, daß ich aufgehört habe, ein Geck zu seyn.

Herr Arens. Wenn das wahr ist, mein lieber Jakob, so sollst du so lange ich lebe, ein Jahrgeld von fünfzig Thalern genießen.

Jakob. O mein Herr, das verdiene ich nicht; Sie machen, daß ich gar nicht [illegible] kann.

Herr Arens. Kommt, laßt uns hier hinein zum Frühstück gehen; und dann, Kristel, erzähle uns alles, was mit dir vorgegangen ist! Wie glücklich wirst du deine gute Mutter und mich machen, wenn du uns überzeugest, daß deine Besserung aufrichtig und von Dauer sey! (Kristel, nimmt Jakobs Hand und sie gehen alle in das Nebenzimmer.)

Morgenlied.

Auf, Brüder, auf! der Tag bricht an;
Die hohe Sonne fährt heran;
Auf, muntre Brüder, säumet nicht,
Uns weckt, uns winkt ihr freundlich Licht!

Ha! wie sie dort in Königspracht
Herab auf grüne Fluren lacht!
O! seht sie Segen und Gedein
Auf den erwachten Erdball streun!

Sie läuft den Weg (ein frommer Held!)
Zu segnen eine halbe Welt,
Sie fährt einher mit Schöpferkraft,
Und schweigt und glüht, erwärmt und schafft.

Der ächten Tugend Ebenbild;
Auch wenn sie sich in Wolken hüllt,
Auch wenn sie ihren Glanz verhält,
Noch liebt, noch segnet sie die Welt.

Gott, dessen Allmacht sie erschuf,
Du schufst auch uns mit dem Beruf —

Nicht mit der hohen Schöpferkraft,
Die solche Wunder um uns schaft —

Doch mit dem seligen Beruf,
Mit dem dein Wink die Sonne schuf,
Zu thun zum Glücke deiner Welt,
Was unsern Kräften möglich fällt.

Zwar kam für uns noch nicht die Zeit
Zum Thun — o wär sie nicht mehr weit!
Doch Guts zu lernen, niemals ruhn,
Dies, Brüder, sey jetzt unser Thun!

O seht! O seht! Sie näherk sich,
Und alles, alles freuet sich!
Und alles dankt, und alles singt
Dem Gotte, der sie wieder bringt!

Auf, Brüder, auf! Zum Lobgesang
Des Schöpfers tön'-auch unser Dank!
Dank sey dem Herrn, der sie gemacht,
Auch von uns Kleinen jetzt gebracht!

Karoline Rudolphi.

Gespräch.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Hast eine edle That gethan!
Dafür will ich dir lohnen;
Vor Mann und Weib, und Weib und Mann,
Die in Europa wohnen,
Dich loben öffentlich darob.

Kunz.

Kunz.

Werd' ich denn edler, besser durch das Lob?

Hinz.

Wie? edler? besser? — Nein!

Kunz.

So laß es lieber seyn.

Claudius.

Die belohnte Rechtschaffenheit.

Martens war im niedersächsischen Kreise, ohnweit Braunschweig, gebohren. Seine armen Eltern starben, noch ehe er reden konnte, und hinterliessen ihm nichts. Er wurde also von Allmosen erzogen; und alles, was man ihn lernen ließ, bestund in Lesen und Schreiben.

Von seinem funfzehnten Jahre an diente er auf einem Meierhofe, wo man ihm die Führung einer kleinen Heerde anvertraute.

Zu eben der Zeit hütete die junge Mieke in eben der Gegend die Schafe ihres Vaters, der ein wohlhabender Landmann war. Beide begegneten sich zu weilen mit ihren Heerden, unterhielten sich mit einander, lernten einander genauer kennen, und gewannen sich einander lieb.

Höre, Mieke, sagte Martens eines Tages, willst du mich zum Manne haben, so will ich um dich anhalten? Gern, antwortete das Mädchen; denn du gefällst mir, und meinst es gewiß ehrlich; und so ward beschlossen, daß Martens am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, bei ihrem Vater anhalten sollte.

Ich werde, sagte sie, zur Stadt gehen; gegen Abend komm mir entgegen, und erzähle mir, wie's abgelaufen ist.

Am folgenden Tage gieng Martens hin zu ihrem Vater und sagte: Ich liebe eure Tochter, und komme, euch zu bitten, sie mir zur Frau zu geben.

„Und worauf, antwortete der Alte, willst du denn eine Frau nehmen? Hast du einen Bauerhof?“

Nein, sagte Martens; aber ich habe ein Paar gesunde Arme, und Lust zur Arbeit so viel als einer. Ich habe mir zwanzig Thaler erspart, und hoffe nach und nach so viel zu verdienen, daß ich einen Bauerhof kaufen kann.

„Nun, so thue das, antwortete der Vater, und wenn du so viel verdient hast, so komm wieder, und du sollst meine Mieke haben.“

Martens gieng traurig von ihm weg. Mieke wurde ihn gegen Abend kaum ansichtig, als seine misvergnügte Miene ihr schon sagte, wie die Sache abgelaufen sey. „Mein Vater hat mich also dir nicht verwilliget?“ fragte sie ihn.

Ach! Mieke, antwortete Martens, ich bin ein unglücklicher Tropf! Warum mußte ich doch so arm gebohren werden? — Aber laß uns guten Muths seyn; mein Herz sagt mir, daß du dennoch die Meinige werden wirst, und ich will von nun an über Macht arbeiten, um dich zu verdienen.

Indem sie so mit einander redeten und aufs Dorf zugiengen, wurde es allmälig Nacht.

Martens stieß mit dem Fuße an etwas an, welches im Wege lag, stolperte und fiel. Da er wissen wollte, worüber er gestolpert wäre, und mit den Händen darnach grif, faßte er ein Kästchen, welches für seine Größe ziemlich schwer war.

Er fühlte, daß der Schlüssel darin steckte, und da er auf dem Felde, wo man gegen Abend

einige Haufen Quecken verbrandt hatte, noch ein kleines Feuer erblickte, so gieng er mit Mieken hin, um beim Schein desselben zu sehen, was doch wohl darinnen wäre.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Kästchen eröffnete, und entdeckte, daß es mit Geldrollen angefüllt war. —

Dem Himmel sey Dank, sagte Mieke; da bist du nun auf einmal reich geworden. Juchhei! rief Martens, warf seinen Hut in die Luft und tanzte auf einem Beine. Juchhei! Mieke, nun bist du meine Frau.

Und so liefen sie voller Freuden dem nahen Dorfe zu.

Auf einmal stand Martens still. Mieke, sagte er, mir fällt was aufs Herz! Dies Geld soll unser Glück machen; aber gehört es denn unser? Hats nicht jemand verloren, und müssen wir's dem nicht wieder geben? —

Ja, bei Gott! das müssen wir; es zu behalten, wäre eben so schlimm, als wenn wir's gestohlen hätten. Der arme Mann, der es verlor, wie mag er sich jetzt härmen! Es war vielleicht sein ganzes Vermögen: nicht wahr, Mieke, wir müssen's ihm wieder geben?

„Das müssen wir," sagte Mieke, und that einen großen Seufzer.

Komm, komm, fuhr Martens fort, wir wollen's dem Herrn Pfarrer erzählen, der wird am besten Rath wissen, wie wir erfahren können, wer das Kästchen verloren hat.

Sie giengen hin. Herr, sagte Martens, indem er vor den Pfarrer trat, dieses Kästchen worin ein Haufen Geld ist, habe ich gefunden. Ich liebe dieses Mädchen hier, als meine Seele, und wenn ich das Geld behielte, so würde sie die

Meinige seyn. Gebe ichs zurück, so weiß Gott, ob ich sie je zur Frau bekommen werde.

Und doch Herr Pfarrer, scheuen wir uns der Sünde, und wollens gern zurück geben; rathen Sie uns, wie wir's anfangen sollen, um den, der's verloren hat, ausfindig zu machen.

Der Pfarrer hörte ihm mit Freuden zu. Er betrachtete ihn und das junge Mädchen, und war gerührt über ihr ehrliches Betragen.

„Kinder, sagte er, bleibt immer so fromm und gut; der Himmel wird euch segnen. Wir wollen den Eigenthümer dieses Geldes schon ausfindig machen, und der wird eure Redlichkeit belohnen. Ich selbst habe eine Kleinigkeit erspart; die will ich hinzuthun, und dann Martens sollst du deine Mieke haben. Ich nehme es über mich, es bei ihrem Vater auszumachen.“

Er zählte darauf das Geld, welches in lauter Goldstücken bestand, und fand, daß es sich auf 10000 Rthlr. belief. Martens ließ es in seiner Verwahrung; und der Pfarrer machte durch die Zeitungen bekannt, daß der Eigenthümer sich bei ihm melden möchte.

Zu eben der Zeit sollte ein hübscher Meierhof im Dorfe verpachtet werden. Der gute Pfarrer wandte Geld und Kredit an, daß Martens der Pächter desselben würde. Dann bracht' er es in kurzer Zeit bei Miekens Vater dahin, daß er sie mit ihm verheirathete. Wer war nun glücklicher, als sie!

Unsere jungen Leute liebten sich inniglich. Martens arbeitete auf dem Felde und Mieke stand dem innern Hauswesen mit vieler Sorgfalt vor. Das setzte sie in den Stand, die Miethe zur bestimmten Zeit richtig abzutragen, und von dem Uebrigen ein zufriedenes Leben zu führen.

So verstrichen zwei Jahre; und der wiederholten öffentlichen Anzeige ungeachtet, fand sich keiner, der das gefundene Geld zurück verlangte.

Da gieng der Pfarrer zu seinem jungen Paar, und sagte: Meine Kinder, genießt nun der Wohlthat, welche der Himmel euch zugewandt hat. Die zehntausend Thaler sind euer: denn es hat sich niemand dazu gemeldet. Braucht sie nun, wozu es euch gefällt; hier sind sie!" Und so zog er das Kästchen unter seinem Mantel hervor, und setzte es vor ihnen hin.

Herr Pfarrer, sagte Martens, es ist doch immer möglich, daß der, dem es gehört, über kurz oder lang einmal ausgefunden wird. Ich denke also, es so anzulegen, daß nichts davon verlohren gehen kann.

„Und wie das?" fragte der Pfarrer.

Der Meierhof, antwortete Martens, den ich gepachtet habe, ist zu verkaufen. Es ist viel Länderey dabei, und er wird wohl an zehntausend Thaler kosten. Dazu denke ich nun, will ich dies Geld anlegen; kömmt denn über kurz oder lang der Eigenthümer: so ist der Meierhof sein, und ich bin sein Pächter.

Der Pfarrer billigte diesen Vorsatz von ganzem Herzen; und schon am folgenden Tage ward er ausgeführt.

Martens verbesserte als Eigenthümer sein Landgut um vieles; und seine Mieke erfreuete ihn nach und nach mit zwei Kindern, die sie ihm gebahr. Wie freueten sie sich beide, sich in diesen theuren Pfändern ihrer Zärtlichkeit wieder von neuem aufleben zu sehen!

Kam Martens des Abends vom Felde, so brachte sein liebes Weib ihm ihre Kleinen entgegen; er küßte sie dann eins ums andere, und drückte ihre gute Mutter an sein Herz. Eins wisch-

te ihm den Schweiß ab und das Andere nahm ihm die Hacke, oder was er sonst eben zu Hause trug, aus der Hand, um sie für ihn zu tragen.

Martens freute sich über den guten Willen seiner Kleinen, liebkoseke sie von neuem und dankete Gott, daß er ihm ein gutes Weib und solche Kinder gegeben hätte, die ihr einst ähnlich werden würden.

Nach einiger Zeit starb der brave Pfarrer, dem sie ihr Glück zum Theil zu verdanken hatten. Dieser Vorfall erinnerte sie an ihren eignen Tod. Wir werden bald sterben, sagte Martens, und unser Gut bleibt unsern Kindern. Käme dann derjenige, dem es eigentlich gehört, zurück; so wäre er auf immer darum, und wir hätten unsern Kindern fremdes Gut hinterlassen.—

Dieser Gedanke bewog sie, eine schriftliche Erklärung aufzusetzen, sie von den angesehensten Einwohnern des Dorfs unterschreiben zu lassen, und sie bei dem neuen Pfarrer niederzulegen. Und darauf waren sie ruhig.

Nun hatten sie den Meierhof schon zehn Jahre besessen.

Eines Tages, da Martens nach einer sauren Arbeit zum Mittagsessen nach Hause gieng! sahe er, daß auf der Landstraße eine Kutsche umgeworfen wurde, in welcher zwei Männer saßen. Er lief, ihnen zu helfen.

Glücklicher Weise hatten sie keinen Schaden gelitten. Er bat sie, bei ihm zu essen, und bot ihnen seine Pflug-Pferde an, um ihre Sachen nach seinem Hause zu bringen.

Aber einer der beiden Reisenden sagte: Dieser Ort ist mir gefährlich. Jetzt bin ich hier umgeworfen, und vor zehn Jahren verlor ich in eben dieser Gegend ein ansehnliches Kapital.

Wie? fragte Martens, haben Sie denn keine Nachforschungen deswegen anstellen lassen? —

Das war mir nicht möglich, antwortete der Fremde. Eine falsche Anklage nöthigte mich damals in größter Geschwindigkeit das Land zu verlassen, wenn ich mich nicht wollte gefangen setzen lassen. Ich raffte daher alles baare Geld, was ich zu Hause hatte, und welches sich ohngefähr auf 10000 Rthlr. belaufen mogte, zusammen, setzte das Geldkästchen in den Fußboden meines Wagens, und fuhr mit Extrapost Tag und Nacht, um den Nachstellungen zu entgehen.

Unglücklicher Weise war das unterste Bret in dem Fußboden meines Wagens vor Alter schadhaft geworden. Es brach, da ich gegen Abend durch diese Gegend fuhr; ohne daß ichs merkte. Da ichs auf der nächsten Poststazion gewahr ward, war es schon Nacht; und weil ich keine Zeit verlieren durfte, um meine Freiheit und vielleicht mein Leben selbst zu retten; so sahe ich mich gezwungen, mein Geld im Stich zu lassen.

Ich reisete also gerade nach Hamburg, setzte mich allda auf ein Schiff, welches eben im Begrif war abzusegeln, und fuhr nach Ostindien. Erst jetzt, da meine Unschuld ans Licht gebracht ist, komme ich von da zurück.

Martens Augen funkelten vor Freude bei dieser Erzählung; und er bestand nun schlechterdings darauf, daß sie mit ihm nach seinem Hause gehen möchten. Es geschah.

Er selbst läuft voran, meldet seiner Frau die Ankunft der Gäste, läßt, bis das Mittagsessen fertig wird, einige Erfrischungen auftragen, und lenkt das Gespräch wieder auf das verlorne Geld, um sich vollends zu überzeugen, daß es dasselbe sey, welches er gefunden hatte.

Er kann nun nicht mehr daran zweifeln, und läuft zum neuen Pfarrer, um ihm seine angenehme Entdeckung zu melden, und ihn zu bitten, mit ihm in Gesellschaft der Fremden zu speisen. Dieser willigte mit Vergnügen darein, und bewunderte die Rechtschaffenheit des guten Mannes.

Man speisete; und die Gäste wurden immer mehr und mehr entzückt über das offne, freundliche Betragen ihres Wirths, über die liebenswürdige Gutherzigkeit und das geschäftige Wesen seiner Gattin, und über die Ordnung und Reinlichkeit, welche in ihrer ganzen Haushaltung herrschte.

Nach dem Essen führte Martens seine Gäste umher; zeigte ihnen sein Haus, seine Gärten, seine Schäferei, sein Hornvieh, seine Felder und Wiesen, und erzählte ihnen, was er alles verbessert habe, und wie viel das Ganze nun jährlich einbringe.

„Und gehört Ihnen dieses alles eigenthümlich zu?“ fragte der eine Fremde.

Nein, antwortete Martens, ich bin nur der Verwalter dieses Guts.

„Und wer ist denn der eigentliche Besitzer desselben?“ fragte jener wieder.

Sie, mein Herr! war Martens unerwartete Antwort.

„Wie? Ich? Sie spaßen.“

Ich spaße nicht, fuhr Martens fort; das Geld, welches Sie verloren, fiel in meine Hände. Nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte den Eigenthümer desselben ausfündig zu machen, steckte ich es in dieses Gut, um immer im Stande zu bleiben, es wieder zurück zu geben. Auch in dem Fall meines Todes, blieb es Ihnen gesichert, wie der Herr Pfarrer hier bezeugen wird.

Der Pfarrer zog darauf die bei ihm niedergelegte schriftliche Erklärung hervor, und ließ sie von dem erstaunten Fremden lesen.

Dieser sahe darauf stillschweigend Martens und seine Gattin an, die beide so voll Freude vor ihm standen, als wenn sie das, was sie jetzt zurückgeben wollten, in diesem Augenblicke gefunden hätten.

Wo bin ich? rief er endlich aus, indem ihm eine Freudenthräne ins Auge trat. Unter Menschen oder unter Engeln? Welch Betragen! Welche Tugend!

Er fiel darauf dem ehrlichen Martens, dann seiner Frau um den Hals, küßte sie beide herzlich, drückte ihnen die Hände und sagte: seyd meine Freunde, ihr Guten, so wie ihr mich auf immer zu dem Eurigen gemacht habt. —

Eure Tugend, fuhr er fort, verdient belohnt zu werden. Wie danke ich jetzt Gott, daß er mich in einem andern Welttheile so viel hat erwerben lassen, daß ich daß Werkzeug seiner Vorsehung seyn kann, um eure Redlichkeit zu vergelten.

Indem er dieses sagte, zerriß er die schriftliche Erklärung mit den Worten: Dieses Gut ist das Eurige! Gehe jemand, den Notarius zu rufen. —

Martens und Mieke standen in sprachloser Verwunderung; und der Pfarrer schickte nach dem Amthause, um den Notarius herbeizurufen.

Dieser kam; und der Fremde diktirte ihm in die Feder, daß das von Martens gefundene Geld ihm auf immer geschenkt seyn sollte.

Martens und Mieke wollten ihm aus Dankbarkeit zu Füßen fallen; aber er hob sie eilends auf, schlug seine Arme um beide, und alle drei, nebst den Zuschauern, vergossen Thränen der

Entzückung mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

C.

Nach dem Französischen eines Ungenannten.

Ueber den Werth des Lebens.

Leben ist des Himmels größte Gabe,
Ist des tiefsten wärmsten Wunsches werth;
Sagt das nicht der schwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Sagt das nicht der Säugling in der Wiege,
Wenn der kalte Schauer ihn befällt,
Und der Todeskampf die kleinen Züge,
Jeden kleinen Reiz an ihm entstellt?

Sagt das nicht mit bangem Girr'n die Taube,
Wenn des Geyers Mordsucht sie bedroht!
Sagt das nicht der kleinste Wurm im Staube? —
Ach! sich windend leidet er den Tod.

Selbst das Daseyn — nur des Lebens Schatten —
Ist dem Kranken immer noch ein Gut;
Selbst die Gräserhalmen auf den Matten
Sterben traurig unter Sonnengluth.

Und aus Gräbern zwischen dichtem Moose
Drengen Frühlingsblümchen sich hervor;
Zwischen Dornen hebt die junge Rose
Froh ihr glühendes Gesicht empor.

Zwar uns Armen drohen tausend Plagen
Von der Wiege bis zum frühen Grab;
Aber tausend, tausend Freuden sagen,
Daß ein guter Gott das Leben gab.

Und gerührt im mütterlichen Herzen
Sitzt am Wege die Glückseligkeit,
Trauert, wenn wir wählen bittre Schmerzen.
Statt des Segens, den sie hold uns beut.

Beut dem Hirten hinter seiner Heerde,
Wie dem Fürsten, ihre Freuden dar;
Lebt noch immer ihre kleine Erde,
Die ihr Sitz in goldnen Zeiten war. —

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Werth, daß Dank in unsern Adern schlägt;
Fühlt das nicht, auch bei der kleinsten Habe,
Wer ein reines Herz im Busen trägt?

Karoline Rudolphi.

Der gute Sohn.

Der Herr von A... hatte sich, als preußischer Werboffizier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück nach seinem Regimente gehen.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu; und fragte, was er besorge?

„Daß Sie mich abweisen.“ war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen: wie könnten Sie so was besorgen?

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.“

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesicht, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Befragen etwas Ausserordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

„Hier ist, hört' er ihm sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu

befreien.“ Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heissen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt gieng dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei; und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letztere weigerte sich anfangs die ihm angebothene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

C.

Nach dem Französischen eines Ungenannten.

Liebe um Liebe.

Der junge Azamet war der Liebling seines Herrn, des türkischen Kaisers. Dieser erhob ihn in kurzer Zeit zu den höchsten Ehrenstellen, und machte ihn endlich gar zu seinem Grosvizier.

Azamet, geleitet durch den Rath seines Freundes des weisen Usbecks, sahe sich kaum an dem Ruder des Staats, als er zum Besten des Landes verschiedene heilsame Veränderungen vornehmen wollte. Dadurch aber machte er sich viele Feinde unter den Großen des Reichs, welche ihn zu stürzen suchten.

Es gelang ihnen: Azamet wurde abgesetzt, und sein Vermögen eingezogen.

Arm und hilflos verließ er Konstantinopel, irrte eine Zeitlang umher, bis er sich endlich in einem einsamen Thale zwischen felsigten Gebirgen niederließ.

Hier lebte er allein in einer kleinen Hütte, die er sich selbst erbauet hatte, und bearbeitete einen kleinen Strich Landes am Ufer des vorbeifließenden Baches.

Lange hatte sein bekümmerter Freund nichts von ihm erfahren können. Endlich erhielt er Nachricht von seinem Aufenthalte, und eilte ihn aufzusuchen.

Er fand ihn bei der Arbeit auf seinem kleinen Acker; und stürzte sich in seine Arme. Beide blieben eine Zeitlang stumm vor Freuden.

Endlich rief der weise Usbeck aus: o mein Azamet! Ich sehe, daß du deine Tugend in diese Wildniß mitgenommen hast; sie tröstete dich, wie ich in deinem zufriedenen Auge lese, über den erlittenen Verlust an Ehre und Gütern! aber hat sie dich auch über den Verlust der Gesellschaft

trösten können? Wie kann man glücklich seyn, ohne sich geliebt zu sehen?

Azamet gestand, daß der Verlust seiner Freunde das Einzige gewesen sey, welches er zu ertragen Mühe gehabt hätte.

Indes setzt er hinzu, es giebt keine so rauhe und unfruchtbare Gegend, wo nicht Liebe wachsen sollte, wenn man den Samen derselben auszustreuen weiß.

Sein Freund verstand nicht recht, was er damit sagen wollte.

Unterdeß näherten sie sich seiner Hütte; und sie hörten das Wiehern eines jungen Pferdes, welches ihnen springend entgegen kam. Es stand vor Azamet still, ließ sich von ihm streicheln, wieherte und sprang von neuem, als wenn's seine Freude über die Ankunft seines Herrn an den Tag legen wollte.

Bald darauf liefen zwei junge Kühe von der nahen Wiese herbei, und giengen hin und her vor Azamet, als wenn sie ihm ihre Milch darbieten, oder ein Joch auf ihre Hörner fordern wollten.

Nicht lange hernach sahe man zwei Ziegen mit ihren Jungen vom Felsen herabspringen, und ihrem Herrn entgegen laufen. Es schien, als wüßten sie vor Freude über seine Ankunft sich nicht zu fassen, so fröhlich hüpften und tanzten sie vor ihm herum.

Ein gleiches thaten vier oder fünf Schafe, welche sich ihnen zugesellten.

Zu gleicher Zeit flogen auch einige Tauben herbei, die sich ihm auf den Kopf, auf die Schultern, und auf die Hand setzten, und ihm mit ihren Schnabeln freundlich pickten, als wenn sie ihn küssen wollten.

Indem sie in den kleinen Hofraum traten, erblickte ihn kaum der Hahn, als er ein großes Freudengeschrei erhob; alle Hühner wurden dadurch herbeigelockt, und drückten ihre Freude durch ein allgemeines Krakeln aus.

Aber alle diese Freudensbezeugungen waren nichts gegen die Liebe, welche zwei aus der Hütte springende weisse Hunde ihm erwiesen. Sie waren ihm nicht entgegen gekommen, gleichsam um ihm zu zeigen, wie treu sie die ihnen anvertraute Wohnung bewachten.

Aber jetzt waren sie ausser sich vor Freude. Sie jauchzten, liefen bald wie wahnsinnig um ihn herum und krochen bald wieder in der demüthigsten Stellung zu seinen Füssen, die sie leckten.

Bei der kleinsten Liebkosung, die sie von ihm erhielten, rannten sie, wie trunken von Freude, rund um die Hütte herum, und bellten und heulten aus allen ihren Kräften. Dann kamen sie ganz ausser Athem zurück, und legten sich ihrem Herrn wieder zu Füssen.

Uebeck wurde durch alles dieses bis zu Thränen gerührt.

Du siehst, sagte sein Freund zu ihm, daß ich noch eben der bin, der ich von Kindheit an war — ein Freund aller lebendigen Wesen.

Ich wünschte mich von Menschen geliebt zu sehen; das Schicksal hat mich von ihnen getrennt. Was sollt ich thun? Ohne Liebe und Gegenliebe zu leben, war mir unmöglich.

Ich that also diesen Geschöpfen Gutes, und genieße ihrer liebevollen Dankbarkeit.

Du siehst also, daß es mir sogar zwischen diesen rauhen und unbewohnten Felsen nicht an Gesellschaftern fehlt, und daß meine Einöde kein

Grab

Grab ist. Ich lebe noch, mein theurer Usbeck ich lebe, denn ich liebe und werde noch geliebet.

C.

Nach dem Französischen des Herrn von Saint Lambert.

An die Sonne, beim Aufgange.

Sey mir gegrüßt, du meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königin!
Steig auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor dem, der dich so schön gemacht;
Der Menschen schuf', und väterlich für alle
Mit seiner Allmacht wacht;

Daß überall bis zur entferntsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.

Und so sey du, was du ihm stäts gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick!
Dem Lande Frucht, dem Kranken froh Genesen,
Dem Armen Trost und Glück. —

Auch mir, wenn ich in Unmuth aufwärts blicke,
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh,
Geuß Heiterkeit ins kranke Herz und schicke
Mir Kraft, daß ich's besteh!

Und lehre mich in Freudigkeit hienieden,
Mich jeder schönen Tugend weih'n;
Voll Duldsamkeit, bereit zum seligen Frieden,
Und mild, wie du, zu seyn!

Aus den pädagogischen Unterhandlungen abgeändert.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab;
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht!
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht;

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Auge sehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf;
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

Des Morgens.

Da bist du ja, du gute Sonne wieder
So hold, als ich dich gestern sah;
Blickst allbelebend auf mich nieder —
Und ich — o sieh! bin auch schon da!

Kann dich gehüllt im Stralenmantel sehen
Herauf den schönen blauen Pfad
In voller Glorie des Himmels gehen,
Womit dich Gott bekleidet hat.

Kann, wie durch deines großen Schöpfers Milde
Du Leben um dich spreitest, sehn;

Sehn, wie die jüngst entschlummerten Gefilde
Bei deinem Anblick lächelnd stehn:

Kann, so wie du, mit liebevollem Blicke
Auf Gottes schöner Schöpfung ruhn;
Kann auch zu seiner lieben Menschen Glücke
Mein kleines Theil noch heute thun.

Nur, so wie du, ein Segner seiner Erden,
Du großes wunderbares Licht,
Wie du, voll Himmelskraft, wohlthätig werden,
Dies, liebe Sonne, kann ich nicht.

Doch kann ich deinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben;
Und dies, o Sonne, kannst du nicht.

Daß ich dies kann, — o! es ist Himmelswonne!
Ich tausch um allen deinen Glanz,
Um deine Glorie, du große Sonne!
Nicht einen Stral aus meinem Kranz.

Karoline Rudolphi.

Scharlotte und Mariane.

Kinder von benachbarten Landhäusern; beide 12 Jahr alt.

Erste Zusammenkunft.

Mariane, (zu welcher Scharlotte in den Garten tritt.)

O warum kamst du denn auch gestern nicht zu den Fräuleins? Wir hatten da so schön und waren so lustig! Ich kann dirs nicht genug sagen.

Scharlotte. Ich wäre gern gekommen, aber ich konnte nur nicht

Mariane. Und warum nicht?

Scharlotte. Meine Mutter hatte so viel Erbsen einzumachen, daß wir erst spät fertig wurden.

Mariane. Mit euren Erbsen einmachen.

Scharlotte. Nun? du magst doch auch Erbsen?

Mariane. Ja, aber braucht man sie darum eben selbst einzumachen?

Scharlotte. Und wer sollt' es besser thun?

Mariane. Die Leute, das versteht sich.

Scharlotte. Nun das versteht sich freilich, daß unsere Leute auch mit dabei gewesen.

Mariane. Ja, aber die hätten's allein thun können. Das mein' ich.

Scharlotte. Nein, das mag meine Mutter nicht. Sie sagt, es wird alles besser, wo sie selbst mit die Hand anlegt.

Mariane. O das ist wohl nur Einbildung, das glaub ich nicht.

Scharlotte. So? und hast mir doch selbst erzählt, wie's das vorige Jahr bei euch gegangen ist?

Mariane. Bei uns? Was meinst du damit?

Scharlotte. Ich meine mit den 4 eingesalzenen Schweinen und den 8 Gänsen im Sauer, die die Köchin allein gesalzen und eingekocht hätte, und wie ihrs essen wolltet, war alles verdorben; und der schöne Kohl, der auch versault war.

Mariane. Ja, das ist wahr. Aber wer kann denn auch so viel im Garten oder in der Küche seyn? Das giebt so harte Hände und eine häßliche verbrannte Haut.

Scharlotte. Verbrannte Haut? Nein, das glaub ich doch nicht; meine Mutter hat keine häßliche verbrannte Haut, und auch keine harte Hände, und mein Vater auch nicht, und der

arbeitet doch oft mit im Garten, daß er schwitzt, wenn er vom Studiren müde ist. Aber so erzähle mir doch, wobei habt ihr euch denn gestern so lustig gemacht, du und die Fräuleins?

Mariane. O erst, wie ich kam, tranken wir Kaffee in dem grünen Saal.

Scharlotte. Kaffee? den lieb ich nicht; ich trinke lieber Milch und Wasser. Nun, und da?

Mariane. Ja, und da besahen wir die schönen Sachen, die jede von uns an hatte; denn die Mama hatte mir mein neues Kopfzeug aufgesetzt mit den italienischen Blumen.

Scharlotte. Kopfzeug mit italienischen Blumen? Ich mag lieber einen Strohhut, der schützt doch vor der Sonne; und Blumen aus unserm Garten, die riechen doch! — Und dann?

Mariane. Und dann — ja dann hatt' ich auch die neuen Poschen an, die Mama mir gemacht hat, und die waren noch größer, als der Fräuleins ihre.

Scharlotte. Fi! die Dinger mögt' ich nicht tragen! Man ist ja breiter drin, als der liebe Gott einen gemacht hat, und kann zwischen keiner Hecke durch — Aber was denn weiter?

Mariane. Ja dann giengen wir zu Tische, und hatten so viel schönes Essen, o so viel Gerichte! und einen so schönen Kuchen!

Scharlotte. Kuchen? Und wovon war denn der gemacht?

Mariane. O das weiß ich nicht, aber er schmeckte so schön! Mark, wenn noch ein Stück da ist von dem, was ich mit gebracht, sollst du es haben.

Scharlotte. Nicht doch, ich habe schon gefrühstückt; ich meine nur, wenn er so schön ist, möcht ich wissen, wie er gemacht wird; dann wollt' ich ihn für den Vater backen, wann sein

Geburtstag ist. — Und was machtet ihr denn nach der Mahlzeit? Liest ihr nicht im Garten?

Mariane. Ach nein, wir hatten alle keine Hüte auf, und waren so proper gekleidet.

Scharlotte. O ich bin auch proper, aber darum muß ich doch in Garten gehen, wenn ich vergnügt seyn soll. Aber womit vertreibt ihr euch denn im Hause die Zeit?

Mariane. O wir spielten Karten.

Scharlotte. Karten? Nein, das mag ich nicht.

Mariane. O du magst auch nichts von alle dem, was ich dir sage. Und womit vertreibst du dir denn die Zeit?

Scharlotte. Wenn ich zu Hause bin?

Mariane. Nun ja, das möcht ich wissen, und ob dir niemals die Zeit zu lang wird?

Scharlotte. O niemals, niemals!

Mariane. Nun das begreif ich nicht, und stehst doch, glaub ich, schon um 7 Uhr auf.

Scharlotte. Im Sommer schon vor sechsen.

Mariane. O Himmel! vor sechsen schon; nein dann schlafen wir in unserm Hause noch alle. Aber stehen denn deine Eltern auch so früh auf?

Scharlotte. Das versteht sich, die sind die ersten, und dann pfeift der Vater mit einer kleinen Flötte, dann kommen wir alle, und dann gehts in den Garten.

Mariane. In den Garten? so frühe? und was macht ihr denn da?

Scharlotte. Da versammeln wir uns alle um den Vater und die Mutter in einer Laube oder unterm freien Himmel.

Mariane. Nun?

Scharlotte. Der Vater nimmt dann seine Mütze in die Hand, faltet seine Hände, und das müssen wir alle thun, und dann spricht er

für uns alle lauf ein paar Worte mit dem lieben Gott.

Mariane. Mit dem lieben Gott?

Scharlotte. Ja, wir nennen das so, wenn wir dem lieben Gott danken, daß er uns alle gesund und fröhlig hat aufstehen lassen, uns die Nacht vor Schaden behütet, und ihn bitten, daß er uns den Tag über auch gnädig behüten wolle. Nicht wahr, das thust du doch auch wohl des Morgens, wenn du aufwachst?

Mariane. Ich? ja, ich sage denn was aus dem Gellert her: Mein erst Gefühl — —

Scharlotte. Nein, ich mag lieber selbst mit dem lieben Gott sprechen, so wie ich mit dem Vater spreche, und mich deucht immer, wenn ich das thue, ist es auch so, als ob der Vater denn mit seinem freundlichen Gesichte mich bei der Hand faßte und sagte: du bist meine liebe Tochter! (Sie schweigen beide einen Augenblick, indem Mariane seufzt —)

Mariane. Nun, und was geht denn weiter vor?

Scharlotte. Dann — dann küssen Vater und Mutter uns alle, und dann wird eine Schale Milch gebracht und Brod für die Kleinen, und die füttere ich denn wie die kleinen Vögel, und für Vater und Mutter eine Kanne Kaffee.

Mariane. Und du kriegst keinen? Doch du sagtest ja, du möchtest ihn nicht — und was macht ihr dann?

Scharlotte. Ja, dann währts nicht lange, so wird der Vater bald von dem Schreiber oder von einem Bauer abgerufen, und die Mutter geht dann mit der Köchin in den Garten und in die Küche und im ganzen Hause herum, und sagt, was den Tag über geschehen soll.

Mariane. Und du?

Scharlotte. Ja, ich muß denn noch eine Weile im Garten bleiben und auf die Kleinen Acht haben, die da spielen, und dann werden wir alle gerufen, alle angezogen, und zur Mutter.

Mariane. Zur Mutter? und da müßt ihr immer bei ihr bleiben?

Scharlotte. Ja, das versteht sich, und das mögen wir auch alle so gern; denn die giebt dann einem jeden gleich was zu thun. Die Eine muß stricken, die Andre nähen, die Dritte zeichnen und die Allerkleinsten hören zu, wenn sie uns was erzählt von guten Kindern u. d. gl. Dann kommt der Vater auch eine Stunde, so oft er Zeit hat, und spielt mit den Kleinsten das Buchstabenspiel, und spricht mit mir von der Erde, und von dem Himmel, und von der Sonne und den Sternen, und wie der liebe Gott das alles so wunderschön gemacht hat, daß alles da ist, was der Mensch braucht, und alles so in seiner Ordnung bleibt, und dann vom Menschen, wie er noch wunderbarer gemacht ist, als die Erde und die Thiere, und von dem Geist des Menschen, der ewig lebt, und immerfort lernen wird. Und wenn er dann so mit uns spricht, so hören wir alle so begierig zu, und wollten immer mehr hören, und halten den Vater immer fest beim Kleide, wenn er nach seiner Uhr sieht und sagt: ach, Kinder! ich muß fort, ich habe noch dies und das zu thun; und möchten gern unsre Spielstunde vor Tisch aufgeben, wenn er nur bei uns bleiben wollte.

Mariane. Also habt ihr noch eine Spielstunde vor Tisch?

Scharlotte. Ja, denn das sagt der Vater ist zur Gesundheit nothwendig.

Mariane. Und was macht ihr denn?

Scharlotte. Ja, denn fahr ich die Kleinen im Wagen auf dem Hofplatze — oder wir springen über aufgethürmte Steine; doch thun wir dergleichen nie, ohne daß der Vater selbst dabei ist, oder der Vater exerziert die Kleinen auch als Soldaten, und lehrt sie dabei, wie sie sich gut stellen müßten, oder lehrt mich tanzen, wenn ich nicht bei der Mutter in der Küche bin, daß sie mir was weist. Und bei der Mahlzeit, wenns zuletzt geht, haben wir denn auch allerlei lustige Fragen, und wer am besten antwortet, der darf den Nachmittag sagen, was er spielen will.

Mariane. Aber wenn Fremde da sind?

Scharlotte. Wenn Fremde da sind? ja, — wenns so recht gute Freunde sind, das thut ihm nichts, denn die sprechen auch mit uns: aber die rechten Fremden — denn passirt freilich nichts und darum haben wir auch die rechten Fremden nicht gern, weil wir denn weder von dem Vater und der Mutter was lernen, noch den Abend zusammen mit ihnen spatzieren können.

Mariane. Also geht ihr des Abends noch spatziren?

Scharlotte. O, alle Abend, wenns anfängt kühl zu werden, so gehts aufs Feld, oder ins Holz, bald hier hin, bald dort hin. Das versteht sich, wer den Tag über fleißig und gehorsam gewesen ist, denn sonst bleibt der zu Hause.

Mariane. (mit einem zurückgehalten Seufzer.) Ja, nun wunderts mich nicht, daß dir die Zeit nie lang währt. — So mögt ich auch wohl leben; dann würde mir auch die Zeit nicht lang währen.

Scharlotte. So währt dir wirklich die Zeit oft lang? Hast du denn nicht jede Stunde was eignes zu thun?

Mariane. Jede Stunde? ach nein! — ich kann immer thun was ich will — und denn mag ich oft dies nicht, und oft das nicht — und denn wünsch ich immer, daß du kommen möchtest, denn da währt mir die Zeit niemals lang. Aber hör, du sagtest erst vom Holze. Willst du Morgen mit uns fahren zu dem Landmann, der dg hinterm Holz am Berge wohnt, wo du mir so viel schönes von ihm erzählt hast? Ich fahre morgen früh mit den Fräuleins und ihren Brüdern dahin. Sag, willst du?

Scharlotte. Ja, wenn meine Mutter will.

Mariane. Und du nicht wieder was einzumachen hast?

Scharlotte. Ja, das wäre freilich ein anders: aber —

Mariane. O sieh! sieh! es fängt an zu regnen — Pfui! das ist fatal. (sie schlägt ein Tuch übern Kopf.)

Scharlotte. J, das ist ja schön! Das hab ich ja lang gewünscht; es war alles so trocken auf dem Felde.

Mariane. Aber willst du denn auch so naß werden, wie das Feld? so lauf doch — (sie fängt an zu laufen.)

Scharlotte. O das thut mir nichts, ich komme auch schon.

Mariane (der im Laufen das Tuch abgeweht wird, und umkehren muß.) O mein Tuch, mein Tuch! (es wird immer weiter und endlich in einen kleinen Graben geweht.) O Himmel, wie soll ich das nun wieder kriegen! (sie steht still und läßt sich beregnen.)

Scharlotte. So geh doch nur, du Zuckerpüpchen, ich will es dir schon bringen. (sie bückt sich, setzt den einen Fuß ins Wasser, langt

es heraus, und läuft dann auch ins Haus, wo Mariane ihr zuruft.)

Mariane. O Himmel! dein Fuß ist ja naß!

Scharlotte. Das macht nichts; da ist dein Tuch! (sie gehen hinein und die Thüre wird zugemacht.)

Zweite Zusammenkunft.

In einem Bauerhause.

Es ist 5 Uhr Nachmittags.

Mariane.

(der Scharlotte entgegen, deren Mutter weiter zurück stehen geblieben ist, und sich von den Fräuleins die nämliche Geschichte erzählen läßt.)

So! das machst du schön, daß du so spät kömmst!

Scharlotte. Meine Mutter konnte nicht eher.

Mariane. Aber du?

Scharlotte. Du weißt, meine Mutter läßt mich nicht gern so weit allein, und ich mag auch nicht ohne sie.

Mariane. Nun ich wollt', ich wär auch nicht eher gekommen.

Scharlotte. Wie so?

Mariane. Ja, das ist mir ein herrlicher Ort hier, wovon du uns immer so viel Wesens gemacht hast!

Scharlotte. Nun, und das deucht dir nicht? Wie ist das möglich?

Mariane. O du würdest anders sprechen, wenn du wüßtest, wie es uns gegangen ist! — Wart nur, die Fräuleins werden dir —

Scharlotte. Aber wie denn? was ist denn geschehen?

Mariane. Ja, was meinst du wohl, die Glocke ist nun 5, und noch haben wir keinen Bissen zu Mittag gegessen, und können auch nicht, ungeachtet die Mama uns so viel Schönes mit gegeben.

Scharlotte. Und warum denn nicht?

Mariane. Ja, das laß dir einmal erzählen! Wie wir hier diesen Morgen herfuhren mit unserm neuen Faeton, so zerbricht der Kutscher beim Herumfahren des garstigen Weges am Berge das eine Rad.

Scharlotte. Garstigen Weges? der ist eben so schön zu gehen!

Mariane. Ja, aber wir fuhren — nun, und da stieß die Lenore, die die Mama uns zur Aufwartung mitgegeben, sich den Kopf so gegen einen Baum, daß es ein Loch gab, und sie ohnmächtig ward, und der Kutscher sie, so bald er ein ander Rad angemacht, nach Hause fahren mußte.

Scharlotte. Und du fuhrst nicht mit?

Mariane. Ich? nein, ich hatte ja die Fräuleins bei mir; was würden die denn gesagt haben? Aber hör nur! Nun giengen wir ins Haus. Guten Tag! guten Tag! Keine Antwort. Endlich nach langen Rufen, heda! kömmt ein dummes Geschöpf von Mädchen, etwann 16 Jahr alt, aus dem Viehstall, die bei unserm Schreien ihr Vieh ruhig fortgefüttert hatte, und sagt ganz verdrüßlich, „was wöllts?“ Dummes Mensch, antwortete die älteste Fräule, wir wollen hier seyn, und du sollst uns aufwarten: oder wo ist deine Frau? denn du siehst mir nicht darnach aus. Sie sperrte das Maul weit auf, und antwortete nichts. Nun fragt ich, wo ist ihre Frau, mein Kind?

Scharlotte. Das war auch besser, als dummes Mensch.

Mariane. „Ja, de is nix' Haus, de is nach an Dorf zu an Schuester, der will sterben.“ — Wir lachten alle.

Scharl. Lachten alle? Das war häßlich. Fi?

Mariane. Ja, du hättest nur hören sollen, wie sie das so dumm hersagte.

Scharlotte. Nun, und wie weiter?

Mariane. Ja, nun sagten wir, so sollte sie uns den Kaffee kochen, den die Mama uns mitgegeben, und wär' auch eine Kanne dabei! aber da verstand sie nichts davon, hatte ihr Lebtage wohl keinen Kaffee gesehen, und so ließen wirs bleiben, und nahmen mit ein bischen kalter Milch vorlieb.

Scharlotte. Aber ihr hättet ihn ja selber kochen können?

Mariane. Wir? ja das würde einmal ausgesehen haben, mit unsern Kleidern bei dem schmuzigen Heerd! Nein wir behalfen uns lieber.

Scharlotte. Nun, und wie weiter?

Mariane. Ja, nun sagt ich ihr, so sollte sie denn nur machen, daß wir eine hübsche Mahlzeit kriegten; denn die Mama hatte uns ein schön Stück Fleisch zur Suppe mitgegeben und gebratene Hühner; und Fische, das hattest du ja gesagt, die hätten sie hier.

Scharlotte. Ja, und das war nicht?

Mariane. O ja, Fische genug; aber hör nur! Wir wollten nun spatziren gehen, und so sagt ich ihr, da wär' unser Korb mit dem Essen, und da sollte sie uns Fische zu geben, und so giengen wir fort.

Scharlotte. Ja nun merk ich's, ihr dachtet, das sollte sich alles so selbst kochen?

Mariane. Nein, aber wir dachten, das dumme Mensch würde doch Essen machen können. Muß sie doch selbst auch essen.

Scharlotte. Ja, aber was? Speck und Klöße, aber keine Fische und Braten. Nun?

Mariane. Ja nun, als wir endlich um ein Uhr hungrig wurden, und glaubten, wir würden eine fertige Mahlzeit finden, was wars? Da saß das dumme Mensch und spann, und unser Korb mit allen Sachen stand, wie er gewesen war.

Scharlotte. Das dacht ich! Und was fingt ihr da an?

Mariane. Ja ich fragte sie, ob das Essen etwa fertig wäre, daß sie da so säße und spönne? Aber sie antwortete mir wieder mit großem Maul; essen? jo da woas i niks da von. Niks da von? sagte ich; und niks von? wiederholten wir alle, und nun fiengen die Fräulens an, entsetzlich mit dem Mädchen zu schelten, so das michs selbst dauerte.

Scharlotte. Ja, und hatt's euch nicht verdient!

Mariane. O, und machte sich auch nicht viel draus, sondern sagte nur; ja, was wollts denn essen? Dummes Mensch, war wieder die Antwort, was hier im Korbe ist, haben wir euch das nicht gesagt, und Fische dazu, das hättet ihr kochen sollen. Ja da verstah i niks da von, sagte sie wieder; aber wenns an Spek haben wollts, den kann i eng geben.

Scharlotte. Nun und das nahmt ihr nicht an?

Mariane. Ich hätt' es wohl gethan, aber die Fräulens mogtens nicht, und wollten Suppe und Fische.

Scharlotte. Nun, und was thatet ihr dann?

Mariane. Ja, sie mußte das Fleisch vor unsern Augen nehmen, und es in einen Kessel mit Wasser thun, der zum Glück eben kochend war.

Scharlotte. Kochend?

Mariane. Ja, aber das half doch nichts, denn nachdem wir noch eine Stunde weg gewesen waren, war das Fleisch noch so hart wie ein Stein, und die Suppe noch so dünne wie pures Wasser, das nur trübe und schmuzig war.

Scharlotte. Vermuthlich auch nicht abgeschäumt, und in diesem Kessel etwan?

Mariane. Ja.

Scharlotte. Darin beinahe ein Schwein abgebrüht werden könnte! Nun, und mit den Fischen, wie giengs da?

Mariane. Wie mit dem Fleisch. Wir konnten sie nicht essen, so garstig bitter und übel schmeckten sie.

Scharlotte. Was warens denn für welche?

Mariane. Ja, das weiß ich nicht; sie waren schmal und lang, wie mein Arm, und hatten einen langen Kopf!

Scharlotte. Ah, Hechte also; aber was machte sie denn damit? Vielleicht nicht rein ausgenommen?

Mariane. Ja das weiß ich nicht; sie wollte sie erst so in den Kessel thun, aber ich sagte ihr, sie müßte sie aufschneiden, und das Nasse herauslaufen lassen, und so that sie sie denn hinein.

Scharlotte. Vermuthlich auch ohne Salz?

Mariane. Das kann wohl seyn, und von einer Tunke wußte sie nun gar nichts.

Scharlotte. Und du auch nicht?

Mariane. Ich? ach, nein doch, das war eben.

Scharlotte. Nun, und die gebratnen Hüner, die ihr mitgebracht hattet, und die Torten, die hättet ihr doch essen können?

Mariane. Ja freilig — aber da sieh einmal, wie wir so alle um das einfältige Mensch

herum standen, so hatten wir den Korb offen stehen lassen, und nun waren zwei groß Hunde gekommen und hatten Hüner, Torten und Brod alles weggeschlept und verzehrt.

Scharlottens Mutter, (die schon eine Weile mit zugehört, indem sie aus vollem Halse lacht) Ihr armen Kinder, da seyd ihr ja schlecht weggekommen mit euren schönen Sachen! Seht, so gehts, wenn man selbst nicht ein bischen Bescheid weiß; nicht dann und wann in die Küche geht, nicht selbst auf seine Sachen Acht hat, sondern dafür andere sorgen läßt, und sich blos mit Puz und Spielwerk beschäftigt. Aber da seyd ihr ja wohl alle recht hungrig?

Mariane. Ach ja, liebe Madam, und die Fräuleins noch obendrein so böse! (sie weißt auf sie.)

Mutter, (indem sie sich zu ihnen wendet.) Böse? Sie böse, meine Lieben? O das sollten sie ja nicht seyn, denn sie haben nun erfahren, daß es gut ist, wenn man sich selbst ein wenig zu bedienen weiß, weil einem nicht überall alles zu Dienste steht. So eine Erfahrung ist wohl ein bischen Hunger wehrt — Aber im Ernst (sie sieht sich nach der andern Seite um, wo ein Bedienter mit einem Korb gegangen kömmt, und winkt ihm, es in einer Laube auf den Tisch zu setzen. Die Fräuleins stehen beschämt da.)

Scharlotte. (die nachdenkend da gestanden, als ob die Lehren sie in der andern Stelle gekränkt hätten.) Ach, liebe Mutter, wären wir doch nur eher hier gewesen!

Mutter. Ja Lotte, ich glaube, du hättest schon für etwas sorgen können, und hättest es gern gethan.

Scharlotte. Ach ja, gern; ich hätte sie dann im Garten spielen lassen, hätte meinen Rock auf-

aufgesteckt, ein reines Tuch vorgebunden: hätte dann den Tisch gedeckt, die Wirthin gemacht, meine Gäste herein gerufen; — he! (sie hüpft auf.)

Mariane. (die sie umarmt.) Das hättest du thun wollen, du Liebe?

Scharlotte. O ja, mit tausend Freuden; da wären wir ja alle vergnügt gewesen!

Mariane. Nun, du sollst mich gewiß auch künftig unterrichten, damit ich das auch so machen könne. Willst du?

Scharlotte. Wie gern! — was ich weiß; aber meine Mutter kann dir mehr zeigen.

Mutter Ja, meine Liebe, von Herzen gern, ihnen und allen, die da Lust haben zu lernen: aber erst will ich für ihren Magen sorgen; (sie setzt allerlei Brod auf den Tisch und läßt dicke Milch dazu geben.) Es muß mir wohl so was geahndet haben — und dann hoff ich, sollen sie sich dieses Tages auf die Zukunft immer mit Vergnügen erinnern, und des schönen Ortes nie vergessen, der ihnen eine so herrliche Lehre gab. (Lotte hilft ihrer Mutter alles zurecht setzen.) E. R.

Lehren an Kinder.

Fragmente.

I

Lieben Kinder, hört mich an:
Damit ist's noch nicht gethan,
Daß man gute Thaten übt,
Wenn man Gott dabei nicht liebt.

Wahre Tugend geht auf Gott,
Liebet ihn, thut sein Gebot,
Eben weil von Gott es kommet,
Dann auch, weil's uns selber frommet.
Und warum? Wer das bedenkt,
Was uns Gott für Gutes schenkt,
Was er für ein Vater ist,
(Wie ihr das ja alle wißt!)
Der wird durch und durch gerührt,
Liebt ihn innig, und verspührt
In sich selber einen Drang
Nach dem allerreinsten Dank.
Und dann lernt er fromm und still,
Was Gott gerne von ihm will;
Denkt: "Der gute Vater der!
Will er das nur, und nichts mehr!"
"Das ist ja nur leicht, gewiß!
Und ich fühl es selbst, daß dies
Mir so gut, so heilsam ist,
Ganz aus meinem Herzen fließt."
"Daß ich meine Eltern soll
Lieben — kann ich anders wohl?
Sind sie mir mit Herz und Hand
Nicht so milde zugewandt?"
"Daß ich sittsam stäts soll seyn —
Ist nicht Sittsamkeit so fein?
Bin ich Kindern selbst nicht gram,
Die so wild sind, ohne Schaam?"
"Daß ich niemand schaden muß —
Macht mir das nicht selbst Verdruß
Wenn ich andern Leides thu,
Und mein Herz sagt, fi! dazu!"
"O!" spricht dann das fromme Kind:
"Gott weiß wohl, was Menschen sind;
Weiß gewiß, wohin es zielt
Wenn er dies und das befiehlt."

"Ich muß ihm gehorsam seyn!
Bin ich nicht so arm und klein?
Und wie groß und gut ist Gott!
O ich ehre sein Gebot!"

"Sein Gebot ist süß und mild;
Zeiget mir so ganz sein Bild;
O wie heilig muß nicht der
Seyn, der so befiehlt, als er!"

"Er weiß alles: welche Lust
Ist es mir nicht, ganz bewußt
Mir zu seyn, daß Er mich sieht,
Wenn mein Herz das Böse flieht!"

"Allenthalben, wo ich bin,
Ists, als träf' ich vor ihn hin,
Schauk' ihm in sein Angesicht,
Und sein Blick erschrekt mich nicht."

"Wie viel Freud' ist um mich her!
Alles schafft und schenket Er!
Blum' und Frucht, und grünes Land
Sind Geschenke seiner Hand!"

"War ich nicht schon oft und viel
Böf' und that, was Er nicht will?
Dennoch bleibt Er immer treu,
Und sein Segen immer neu."

"Sollt' ich ihn nicht lieben? Ihn?
Ja, ich will mich stäts bemühn,
Gut zu seyn, aus Dankbarkeit
Thun, was mir mein Gott gebeut!"

Seht, ihr lieben Kinder, dies
Ist mir Tugend ganz gewiß;
Die kommt aus dem rechten Quell,
Und durchströhmt das Herz so hell!

Dieses merket euch denn wohl:
Tugend geht auf Gott, ist voll
Seiner Liebe, prägt den Schein
Gottes tief in sich hinein.

II.

Sprecht oft mit dem lieben Gott,
Kinder; klagt ihm eure Noth,
Wenn ihr trauret, wenn euch was
Fehlet, bittet ihn um das.
Denn ihr wißt es ja, er hört
Alles, was der Mensch begehrt,
Und er wünschet nichts so sehr,
Als, daß jeder glücklich wär.
Er ist selbst voll Seligkeit,
Fern von ihm ist alles Leid;
Das kömmt daher, weil er höchst
Heilig ist, vollkommen höchst.
Wär er minder gut und rein,
Würd' er nicht so selig seyn;
Laster stört das Glück durchaus,
Bringt nur Kummer, Schaam und Graus.
Also seht ihr, wo's uns drückt. —
Nur wer gut ist, ist beglückt;
Je vollkommener ihr seyd,
Desto minder habt ihr Leid.
Und zieht da ein Uebel her,
Dünkt es euch doch nicht so schwer;
Eure Tugend hebt euch hoch;
Selbst im Tode siegt ihr noch.
Gott der Vater hat uns lieb;
Ist oft unser Auge trüb;
O wie heitert er so gern,
Treibt den schwarzen Kummer fern!
Nur ein kindlich treues Herz
Will er, das bei jedem Schmerz
Ihm vertraut und nie vergißt,
Daß er gut und mächtig ist.
Sprecht im Kummer etwa so:
Lieber Gott, du bist so froh!

Ach! ich bin nicht froh, wie du,
Mein Gemüth hat keine Ruh.
Aber liegt es nicht an mir?
O ich komme still zu dir!
War es wirklich meine Schuld,
O so habe doch Geduld!
Zeuch nicht von mir deine Hand;
Gieb mir besseren Verstand;
Laß mich einsehn, daß ein Kind
Fehlsam ist, und schwach und blind!
Doch das Uebel, so mich beugt,
Tilg' es, oder mach es leicht!
Wie mirs nützt, es steht bey dir,
Mache, was du willst, mit mir!
Du Allwissender weist mehr,
Was mir nützt, als irgend wer;
Du hast mich gemacht; ich will
Dir geduldig halten still.

III.

Kinder, in der frohen Zeit
Ist das wilde Herz oft weit
Von dem lieben Gott, und denkt
Nicht, daß Er die Freude schenkt.
Aber ist er nur alsdann
Unsrer Ehre werth, wenn man
Hilfe von ihm suchen muß?
Sucht man ihn nur aus Verdruß?
Macht ihrs eurem Vater so?
Wenn er euch ein Leiden wo
Abnahm, euch hernach was gab,
Fielt ihr da straks von ihm ab?
Nein, die liebe gute Hand
Küßtet ihr, noch mehr entbrannt
Gegen ihn von Lieb' und Pflicht;
Gegen Gott wärt ihr es nicht?

Aber merkt euch: Eins ist noth:
Ueberall den lieben Gott
Zu empfinden und zu sehn,
Wenn wir gleich sein Bild nicht sehn.
Daran liegt es, daß Gebet
Uns so kalt vom Herzen geht,
Weil uns Gott unsichtbar ist,
Und man ihn darob vergißt.
Sonsten ist der Mensch kein Stein,
Unempfindlich dem zu seyn,
Der ihm täglich Gutes thut:
Dankbarkeit liegt uns im Blut.
Aber Leichtsinn, kurzer Blick,
Dies bringt uns von Gott zurück.
Oeffn' uns allen Herz und Sinn,
Herr, und zeuch uns zu dir hin!

IV.

Jeder trägt mit sich umher
Einen Spiegel, drinnen er
Unverholen sieht und liest,
Wies mit ihm beschaffen ist.
Jede gute That, die ihr,
Kinder, thut, die glänzet hier;
Euer Herz erkennet sie:
Dieser Lohn verfehlt euch nie.
Jeder Muthwill, jeder Fehl
Zeigt sich hier nicht minder hell.
Bindet euch die Augen zu,
Dennoch läßt euch das nicht Ruh.
Süß ist des Gewissens Lohn,
Ist des Himmels Vorschmak schon.
Fried und Freud' in eigner Brust,
O was gleichet dieser Lust!
Bitter, bitter ist die Pein,
Eigner Richter sich zu seyn!

ein Richter, der durch List
Ewig unbestechlich ist!
Scheuet des Gewissens Macht,
Lieben Kinder, Tag und Nacht!
Gott ists, der es euch erschuf,
Achtet es für Gottes Ruf.
Näher könnt uns Gott nicht seyn;
Bei uns selber kehrt er ein!
Fragt ihr: wo ist Gottes Wort?
Das Gewissen zeigt den Ort.
Das Gewissen ist der Stab,
Der uns vom Verderben ab
Auf den Weg zum Glücke führt,
Und an Gottes Statt regiert.
Zwar, wir täuschen uns auch leicht;
Denken: das Gewissen schweigt,
Drum ist jene That nicht schlecht;
Und die That ist doch nicht recht.
Aber dann ist nicht bedacht,
Das uns Schwachheit fehlsam macht.
Das Gewissen, Kinder, liegt
Im Verstand', und dieser trügt.
Drum, ihr Kinder ist es schön,
Um Erleuchtung Gott zu flehn,
Wie einst Salomo es that;
Und Gott gab ihm, was er bat.

V.

Samlet Schätze, häufet Gold,
Werbet Kronen, wenn ihr wollt;
Gold besiegt nicht jede Noth,
Kronen trösten nicht im Tod.
Was nicht über dieses Ziel
Mit hinausgeht, hilft nicht viel;
Seht, wir leben kurze Zeit,
Dann noch mal in Ewigkeit.

In die Ewigkeit hinein
Geht nicht Pracht, noch edler Schein;
Unser Geist und sein Verstand
Findet dort sein Vaterland.
Alles andre bleibt dahier,
Selbst den Leib verlassen wir;
Bis Gott unser einst gedenkt,
Und ihn uns verklärter schenkt.
Also: Sorge für den Geist
Ist uns nöthig allermeist
Was ist nun des Geistes Heil?
Tugend ist sein bester Theil.
Was ist Tugend? Unsre Pflicht.
Frei vor Gottes Angesicht
Thun zu können, was man thut,
Immer edel, immer gut.
Liebreich gegen jedermann,
Wohlzuthun, so oft man kann;
Den zu trösten, welcher weint,
Wär er auch gleich unser Feind,
Den zu lieben, der uns liebt,
Dem zu geben, der uns giebt,
Wo wir können, oder Dank
Ihm zu weihen Lebenslang.
Dieses steht im Bibelbuch;
Lehren, die ich nie genug
Euch und mir, und jedermann
Preisen und empfehlen kann. Overbeck.

Das Nordlicht.

Ach, welch ein Glanz im blauen Sterngefilde!
Willkommen lieblichs Rosenlicht
Am späten Abendhimmel! wie so milde
Dein Blick die schauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols kalten Zonen,
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,
Auch uns, die wir im mildern Lichte wohnen,
Uns, denen freundlicher die Sonne lacht!

Der Aberglaube sieht in deinen Stralen,
Die mild vom Osten bis zum West
Mit Rosenglanz den blauen Aether malen,
Krieg, Ueberschwemmung, Hunger, Pest.

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leier neue Töne,
Und singe, bis der Morgenstern erwacht.

Karolina Rudolphi.

An Tabarit.

Hat deine Seel' in deines Gottes Welt
Sich rein erhalten, liebster Tabarit,
Dann wird in deinen Saal, auf deine Flur,
In deinen Garten und in deinen Wald
Die Freude willig dich begleiten! wird
In deinem Herzen wohnen, und darin
Kein Gast, sie wird, als wie zu Hause, seyn!
Wenn deiner Mitgeschöpfe keines je
Mit einem Wink von dir beleidigt ward;
Wenn Wollust nie, wenn Stolz, und Neid und Zorn
Nie kochend machten deines Herzens Blut;
Dann, lieber Tabarit — o Heil dir! — dann
Ist deine Seele rein!
O mögtest du
In deines Gottes Augen immer doch
Sie rein behalten! Denn ich liebe dich!
Und meine Lieben mag ich alle gern
Begleitet von der Freude sehen, und gern
Der Dritte seyn!

Gott, unser Schöpfer, hat
Zur Freude dich und mich erschaffen. Ha!
Wir wollen diesen seinen großen Zweck
Ihm nicht verderben; wollen immer gut
Und immer fröhlich unserm Schöpfer seyn
Und immer besser, immer fröhlicher
Mit jedem Tage werden! Jeder Tag
Ist eine lange Periode; dir und mir
Sind unsre Tage zugezählt. Wohlan!
Wir waren gut, und wollen fröhlig seyn!

Gleim.

Der leichtsinnige Knabe,

ein Schauspiel für Kinder.

Personen.

Herr Güldberg.
Ludewig, Güldbergs zehnjähriger Sohn.
Wilhelm, Güldbergs Neffe, der von ihm erzogen wird; eine Waise, von gleichem Alter.
Lore, Güldbergs Tochter, neun Jahre alt.
Luise, } zwei kleine Mädchen, die bei Loren zum
Jerchen. } Besuch kommen.
Jonas, ein Bergmannsknabe und kleiner Spielmann, auch ohngefähr von acht Jahren.

Erster Auftritt.

Ludewig und Wilhelm.

Wilhelm, (am Tische sitzend und schreibend.) Nun, lieber Ludewig, wirst du die ganze Stunde mit Spielen hinbringen?

Ludewig, (herumhüpfend.) Nur noch ein klein Bischen!

Wilhelm. Aber du bedenkst nicht, daß wir um vier Uhr unserm lieben Herrn Trautmann die Uebersetzung bringen sollen.

Ludewig. Nur noch ein klein Bischen!

Wilhelm. Der gute Mann! Er kann sich so freuen, wenn wir unsere Sachen gut gemacht haben!

Ludewig, (noch immer herumspringend.) O nur noch ein klein, klein Bischen!

Wilhelm. Da schlägt's schon drei Viertel; ich habe nur noch einen Strich zu thun, so bin ich fertig. Da!

Ludewig, (läuft zum Schreibzeuge.) O weh mir! Schon drei Viertel? Wie kann ich nun noch fertig werden!

Wilhelm. Sagt' ich es dir nicht?

Ludewig. Nun ich will so geschwind machen, als ich nur kann; vielleicht werde ich doch noch fertig. — Sieh! Schon drei Zeilen! Juchhei! Das geht fix! (springt bei diesen Worten auf, wirft das Tintenfaß um, und besudelt das ganze Blatt.) O weh mir armen Korbon! Was habe ich gemacht!

Wilhelm. Du bist doch recht unbesonnen, Ludewig!

Ludewig. Ich habe es wirklich nicht mit Fleiß gethan.

Wilhelm. Mit Fleiß? Wer denkt daran? Kann man so was auch mit Fleiß thun? — Aber doch aus Leichtsinn, lieber Ludewig; aus Unbesonnenheit? Du weißt, das ist dein gewöhnlicher Fehler.

Ludewig. Nun, ich will geschwind wieder anfangen; es soll doch wohl noch gehen (schreibt wieder einige Zeilen; wackelt darauf mit dem Stuhle, indem er sich auf ein Wort besinnt, und schlägt rücklings über.) Au!

Wilhelm. Wieder was Neues! Ludewig, Ludewig, da hättest du den Hals brechen können!

Ludewig. Der verzweifelte Stuhl!

Wilhelm. Der verzweifelte Leichtsinn und der arme Stuhl! solltest du sagen. Sieh! die Lehne ist zerbrochen. Das wird der Mutter auch keine Freude machen.

Ludewig. Ich bin ein armer Junge. — Und was wird nun aus meiner Uebersetzung werden? Lieber, bester Wilhelm! Du mußt mir helfen! mußt mich deine Uebersetzung abschreiben lassen!

Wilhelm. Abschreiben lassen! Was würde dir das helfen?

Ludewig. J, daß nur Herr Trautmann nicht unzufrieden wird!

Wilhelm. Meinst du, daß er es nicht merken würde? Und wenn er es nicht merkte, dürften wir es ihm wohl verschweigen? Fi! Das wäre ja Betrug.

Ludewig, (weinend.) Aber, was soll ich denn nun machen? — Was wird Herr Trautmann sagen, wenn du deine Uebersetzung bringst, und ich keine?

Wilhelm. Sieh, Freund, alles, was ich thun kann, ist, daß ich in Herrn Trautmanns Augen nicht besser seyn will, als du. Da. (Er zerreißt seine eigene Uebersetzung.) Nun wollen wir hinauf gehn, und dem lieben Manne freimüthig sagen, daß wir heute faul gewesen sind, daß wir aber dafür Morgen doppelt fleißig seyn wollen.

Ludewig. Bist doch ein guter Junge, Wilhelm (ihn streichelnd,)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, und Lore.

Lore. Lieber Wilhelm, Herr Trautmann will so gut seyn und dir erlauben, daß du hier unten bleibest. Luise und Jetchen kommen zu mir, und da sollst du uns Gesellschaft leisten.

Ludew. Und für mich hast du nicht gebeten?

Lore. Nein, Ludewig!

Ludewig. Und ich bin doch dein Bruder und der nur dein Vetter!

Lore. Schlimm genug, daß der Bruder es darnach macht, daß man ihn nicht eben so lieb, als den Vetter, haben kann!

Ludewig. Was hab' ich dir denn gethan?

Lore. Mir möchtest du thun, was du wolltest; wenn du nur dir selbst nicht so sehr schadetest, indem du machst, daß kein Mensch mehr Freude an dir hat.

Ludewig. Was thu ich denn?

Lore. Was du thust? Nichts mit Bedacht, alles aus Leichtsinn, alles aus Unbesonnenheit! Kaum bist du ins Zimmer getreten, so kann man darauf wetten, daß etwas Unangenehmes vorfallen wird! Bald wird etwas zerbrochen, bald etwas zerrissen, bald etwas beschmuzt, bald lermst du, daß einem die Ohren hällen, bald verdirbst du uns unsere Spiele, bald fängst du gar an zu zanken. Alle unsere kleinen Freunde scheuen sich deswegen vor unserm Hause, und es ist ein rechtes Wunder, daß Luise und Jetchen heute zu uns kommen wollen. Nicht wahr, Wilhelm, er wird kein guter Mensch werden, wenn er so fortfährt?

Wilhelm. Wir wollen hoffen, daß er sich bessern wird. Nicht, Ludewig du willst nicht mehr so unbesonnen seyn?

Ludewig. Nein, mein Lebelang nicht wieder!

Wilhelm. Nun, liebes Lorchen, so vergiß seine bisherige Aufführung! Ich will mit ihm zu Herrn Trautman gehen, und bitten, daß es ihm auch erlaubt seyn möge, unten zu bleiben. Er wird sich gewiß gut aufführen; ich stehe für ihn. (geht mit Ludewig ab.)

Lore. Ich wünsche, daß du wahr sagst.

Dritter Auftritt.

Lore, (allein.) Der Wilhelm ist doch ein guter Junge! — Möchte Ludewig doch auch so werden! (sie setzt die Stühle zurecht, wischt den Tisch ab, und hebt kleine Papierstückchen auf, die auf dem Boden liegen.) Nun ist doch wohl alles ordentlich? — Ich meine ja. — (Es wird angeklopft; sie springt nach der Thür.)

Vierter Auftritt.

Lore, Luise und Jetchen.

Lore. Ah! Willkommen, liebes Luischen! Willkommen, liebes Jetchen! (sie umarmen einander.)

Luise. Ist mir doch, als wenn ich dich in einem Jahre nicht gesehen hätte!

Jetchen. Es ist auch lange genug! Gewiß beinahe drei Wochen.

Lore. Wenigstens fehlt nicht viel: vergangenen Sonntag war es grade vierzehn Tage, daß ich bei euch war.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm und Ludewig.

(Wilhelm begrüßt die Fremden anständig: Ludewig kommt singend und springend herein, und hüpft, ohne auf die fremden Kinder Acht

zu haben, auf den Stuhl, der neben seiner Schwester steht.)

Ludewig, (singend.)

Heissa! lustig! ich bin Hans
Du bist meine Hanne!

(Er versucht seiner Schwester auf die Schultern zu springen, drückt sie nieder und fällt selbst vom Stuhl auf sie herab.)

Wilhelm. Ludewig, Ludewig! Was machst du nun wieder? (alle springen zu, um Loren wieder aufzuhelfen.)

Ludewig. Eine Kleinigkeit! (dreht' sich auf einem Beine um, und fängt wieder an zu hüpfen.)

Luise. Wir beklagen dich liebes Lorchen. Hast doch keinen Schaden gekrigt!

Lore. Ich denke nicht. Verzeiht, lieben Kinder, daß ihr so was habt ansehen müssen! Ich kann, wie ihr seht, nicht davor.

Jetchen, (sie streichelnd.) Wenn's dir nur nicht weh gethan hat!

Lore. 'S ist schon vorüber; setzt euch, meine Lieben. (Wilhelm setzt jeder einen Stuhl.)

Luise. Bemühen Sie sich doch nicht.

Wilhelm. Gar keine Bemühung!

Lore. Ach! Wilhelm thut's gern; (sie reicht ihm die Hand) ich wollte mein Bruder lernte ihm etwas von seiner Gefälligkeit ab;

Ludewig. O ich will heute der gefälligste Mensch unter der Sonne seyn! Sollst nur sehen! eine Magd bringt eine Kanne voll Milch, eine Zuckerdose und Tassen.) Ich will zum Exempel gleich einschenken.

Lore. Damit wieder was zerbrochen werde! Das überlaß mir. (sie schenkt ein und reicht die Zuckerdose herum.) Wer von euch trinkt mit Zucker?

Luise. Wir danken, wir sind gewohnt ohne Zucker zu trinken.

Ludewig. So will ich für euch mitnehmen. (er greift in die Schachtel und nimmt ein Stück über das Andere heraus, daß ihm endlich die Schwester die Schachtel wegnehmen muß.)

Lore. Schämst du dich nicht, Ludewig!

Ludewig. Ich that's nur des Spaßes wegen. Sieh, daß es mir nicht darum zu thun ist — (er gießt seine halb ausgetrunkene Tasse mit dem übrigen Zucker wieder in die Kanne; und geht so ungeschickt dabei zu Werke, daß die Kanne umfällt und die Milch auf Jetchens Kleid verschüttet wird)

Jetchen. Das Gott! — Was wird meine Mutter sagen, wenn ich so zu Hause komme! Was fangen wir nun an?

Lore. O über den Menschen! (zu Ludewig) Was stehst du? Geschwind ein Glas Wasser! (ehe Ludewig sich von der Stelle bewegt, ist Wilhelm schon hinausgesprungen.)

Luise. Ich habe immer gehört, das Beste wäre, es mit einem reinen Tuche zu trocknen. Hier ist mein weisses Schnupftuch — (sie treten zu Jetchen: Luise hält und Lore reibt; indes setzt sich Ludewig an den Tisch und trinkt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wilhelm kömmt mit einem Glase Wasser.) Wir brauchen kein Wasser, lieber Wilhelm; indes danken wir. Am Ende ists Zitz, der läßt sich wieder auswaschen.

Lore. Es geht recht gut heraus. Siehst du, Luischen, ich glaube kaum, daß man etwas bemerkt. — (sie hälts ihr vor.)

Luise. Nein; wenn ichs nicht vorher wüßte.

Jetchen. O das ist gut! Ich bin recht erschrocken gewesen. Die Mutter hat so viel Geld für das Kleid hingeben müssen.

Lore

Lore. Nun sezt euch wieder, Kinder; und du (zu Ludewig) bleib uns weit genug vom Leibe. (Sie will einschenken, findet aber die Kanne leer; sie sieht Ludewig an) Nun das ist doch auch so unhöflich, als man sich nur in der Welt was vorstellen kann! (zu den andern) Könnt ihr denken, daß er unterdes die ganze Kanne ausgetrunken hat? (Wilhelm wirft einen unwilligen Blick auf Ludewig und geht hinaus)

Luise. Laß es gut seyn, Lorchen! Ich trinke keinen Tropfen mehr.

Jerchen. Und mir hat der Schrecken den Appetit verderbt.

Lore. Aber nun; was fangen wir denn an? Wollen wir nicht ein Bischen spielen?

Luise. Meinethalben; aber was?

Ludewig. O ich weiß excelente Spiele! Blindekuh, — sieh dich nicht um, der Wolf geht um — Wie — —

Luise. Mit ihnen zu spielen, müssen wir verbitten.

Ludewig. J, warum denn?

Luise. Weil uns unsere Arme und Beine, unsere Nasen und Augen zu lieb sind.

Lore. Ach! da kömmt unser Wilhelm wieder — der soll sagen, was wir spielen wollen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Wilhelm.

Luise. Gut, lieber Wilhelm, daß Sie kommen! Sie sollen uns ein Spiel angeben.

Wilhelm. Ich habe draussen einen kleinen Musikanten stehen; wollen Sie, so soll er uns

etwas vorsingen, oder zu einem Tänzchen aufspielen.

Lore. Einen kleinen Musikanten? Einen kleinen Musikanten? Wer ist er denn?

Luise. Allerliebst! Das muß wahr seyn. Wilhelm weiß seine Gesellschaft vortreflich zu unterhalten.

Jetchen. Ach! Singen und Tanzen ist mein Leben!

Wilhelm. Wir verdienen dazu ein Gotteslohn. Es ist ein armer kleiner Bergmann mit einer Geige. Ich gebe ihm einen Groschen, den ich erspart habe, und er hat mir versprochen eine Stunde dafür zu spielen.

Luise. Nein, nein! wir legen zusammen.

Jetchen. Ja, wir legen zusammen.

Wilhelm. Nun, darf ich ihn herein bringen?

Lore. Freilich, guter Wilhelm! Wo hast du ihn denn?

Wilh. Daraussen vor der Thür. (er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen, Ludewig will ihn aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludew. Nun ich wollte ihn nur zerschneiden!

Lore. Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit, wie mit der Milch gehen. (sie schneidet ihn in Stückchen und giebt ihn herum.)

Ludewig. (nachdem alle genommen und noch ein Stück übrig bleibt.) Wer soll dem das haben?

Lore. Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Jerchen. Eher wollt ich selbst mein Stückchen wieder zurück geben.

Luise. Und ich das Meinige.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, (der eine Geige unter dem Arme hat.)

Wilhelm. Da bringe ich meinen Musikanten.

Lore. Wo bist du her, mein Kind?

Jonas. Von Z'han Gürgenstohdt im Herzgebürg.

Luise. Hast du denn noch Eltern?

Jonas. De Mohter läbt nömmer: öber'n Vohter hob iech nah.

Jerchen. Und warum kömmst du denn so weit her!

Jonas. Je, mei armer Vohter is starblinds; her kah nischt mehr erwärbe. Do giehe mer nu rüm, und iech muß'n durch mei bissel Fiddeln Brud schoffen.

Lore. Nun willst du uns denn etwas hören lassen?

Jonas. Warum net? iech spiel rächt härzlich gärn fer su hübschen Mummesellchen und Mussjehs: mein Spielen bedet nur net viel.

Wilhelm. Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige, Jerchen reicht unterdes Wilhelm den Teller mit dem übrigen Stückchen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in

der Hand. Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchen; dann singt er es dazu.) Nu Glück auf!

Jech bin än armer Bärgma's Gunge
Und hob g'wiß net zu beißen viel;
Das hob iech: äne frische Lunge
Und do mei klänes Geigenspiel.
Sin'g und Spielen erwuikt wul das Läben,
Doch sul's mich äch ä bissel erfreun,
Se müßt ihr mer was zu brocken gäben,
Denn Bug'n und Kähl wüll'n geschmieret seyn.

Wilhelm. Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Kuchen!

Jonas. Nänä, mei schüner junger Herr! her ißts wul selberst! ä bissel Salz und Brud thuts ah.

Wilhelm. Du sollst aber: das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas. Nu, so sog iech'm schün Dank. Ober iech wärds itzt net assen, sondern's men armen Vohter miet nämme: fer ihn kömmt net leichtling ä su guter Bissen.

Lore. Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stückchen schon aufgegessen habe!

Luise. Warum ist er doch nicht ein Bischen eher gekommen!

Jetchen. Ich habe noch die Hälfte von meinem; da bring das deinem armen Vater auch mit.

Jonas. O nä d'ch, nä d'ch! — boholt Si's schüne Mumsel! Her hot an ähn Stückel schu genug — Mer ißt suche Lackerbisla net, daß mer sich dra sol ißt.

Jetchen. Iß denn lieber dies selbst auf.

Jonas. Nänä; sull ichs gu nämme: so lass'n Sie mers immer lieber in mei Schnupftüchel wickeln, und miet hehm nämme. (er sucht) — Je verkakt! hob iech doch ka's in mei Kittel: geben Sie mer ner ä Papierl.

Lore. Ich will dir ein reines Tüchelchen suchen! wir wollen den Kuchen indessen ins Fenster setzen.

Jonas. Ne rächt, ä rächt, mein hübsch Mumselchen! Iht bin ichs Fiddelns, und nes's Essens wägen da.

Wilhelm. Nun was willst du uns denn nun zum Besten geben?

Jonas. Je nu, wull'n Sie epper na ä Liedl hoben? Jech ka ä vurnehms. Es klapt zwor net so fey, wie unsere Bärgknappenliedlä, ober s is, gläb iech, doch gut gemähnt. (er geigt und singt wechselsweise.)

Ich fahr in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt;

Und fürchte nicht den nahen Tod
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsen Wuth,
Der auf mich nieder hengt,
Nicht diese wilde Wasserfluth,
Die sich durch Felsen drengt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,

Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß ich diesem Erdengrund
Die harten Adern auf.
Und bring aus tiefem finstern Schlund
Der Erde Mark herauf.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab,
Ein bischen Salz und trocken Brod,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten immer näher, und trocknen sich die Augen. Ludewig springt unterdes herum; kommt zu den Teller mit den Kuchenstückchen, und ißt sie auf.

Wilhelm. (ergreift ihn bei der Hand) Armer Kleiner! Du bist also wohl recht unglücklich?

Lore. Das häßliche Geld! das macht alles Unheil!

Jonas. Ah nä! Mer kähft gu alles dermief; und wenns ädle Bärgwärk net wär, so hätt'n mer gu nischt zu läben. 'S is freilich wul viel von dem wohr, was's Lidl sogt: oder je nu, wenn mer halter ner Brud hot, se hungert mer dach net; is mer krank, so sorgt der liebe Gott äh fer unser än, und is mer tudt, se braucht er nischt mer, als ä bissel Aerd, und das sind mer überall.

Lore. Güter Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Jonas. Je warum net? Wenn iech mei ohlten Vohter nur noch ä Zeitlang behalt, so ist alles schu gut. — Sul iech epper nach ä Stück'l ufstreich'n?

Wilhelm. Ich dächte nicht, wenn's ihnen so gefällig wäre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (er sucht seinen Groschen.)

Luise. Ich meine auch; aber wir müssen alle für ihn zusammenschießen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Jetchen. Und hier meiner!

Lore. Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! behalt den Deinigen.

Wilhelm. Nein, das Vergnügen laß ich mir nicht nehmen. (er nimmt alles zusammen und giebts Jonas.)

Jonas. Nä, das is ze viel! das is ze viel! her hot mer ner ä Groschen versproch'n, mei liebes gunges Herrl!

Wilhelm. Nimm, nimm! es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Jonas. Se segn's Ihnen der liebe Gott. (zu Loren) Ober se wulten gu der Güte seyn, und mer ä bissel Pavier zum Strizel göben, daß Sie mer verehrt hoben.

Lore. Bald hätt' ichs vergessen — — (Sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein bischen dünne; dazu aber wirds wohl gut genug seyn.

Jonas. Nä, nä! 's ist viel ze gut; das dorf iech net nömme.

Lore. Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt, es zu verschenken.

Jonas. Nu, se vergälts Gott! vergälts Gott! (er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indes auf die Erde.)

Lore. Wart, ich will dir helfen einpacken.

Jonas. (traurig) 'S is nischt mehr do!

Lore. Nun, was ist das? Ludewig, Ludewig, gewiß hast —

Ludewig. (betroffen) Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn seyn sollte.

Lore. O über den Menschen! Fi, Bruder wie kannst du —

Jonas. Sei se ner nek büs, mei hübsches Günferle! 'S will nischt sogen. Jech bildte mer ner ane Frröd ei, ma's armen Vohters wägen.

Wilhelm. (äusserst unwillig.) Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchen — leihen Sie mir —

Lore. (zieht ihr Beutlchen heraus, eben das thun auch Luise und Jetchen) Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Luise. Und dies! —

Jetchen. Und dies noch — (jede giebt Wilhelm ein Geldstück in die Hand und Wilhelm reicht alles Jonas.)

Wilhelm. Da nimm! und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas. Gruhßer Gott! gruhßer Gott! das is go ze viel!

Wilhelm. (reicht ihm wehmüthlich die Hand.) Ach, daß ich dir nicht auch noch etwas geben kann! Aber — ich bin auch eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas. Ah! mei härzliebster gunger Herr! — Hot her mich net dohär gebracht? Jech wulk, her nähm sen Gruschen wieder!

Wilhelm. Betrübe mich nicht, und —

Jonas. (faltet die Hände.) Nu! se erhalt. Sie Gott gesund, und laß Sie sei gruhß wärden!

Ludewig. (der eine Weile nachgedacht hat.) Warte, warte ein Bischen! Ich muß dir auch was holen! er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige, die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken) O weh! (läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas. (der sich nach seiner Geige umsieht.) Je, das Gott erbarm! das Gott erbarm! Jech bi verloren! Ich bi ganz rugenierd! (die Kinder drücken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus)

Jonas. O jemine! Mei ganz bissel Reichthum — wo mit iech mich und mei armen Vohter ernährte — da sähn Sie ämohl klä's Geigel mei — 's is in Stücken! — O je, armer Vother! o iech armer Schelm! (er schluchzt und ringt sich die Hände.)

Lore. O der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm! —

Luise. Ich habe noch ein Paar Groschen bei mir: hier!

Jonas. (noch immer weinend.) Ah wul guf und dankens wärth: ob'r davur ka iech na kähn Geig käfen. — O mei armer Vohter! — her hotte se schu über funfzehn Gahr gehot —

Jerchen. Da — alles, was ich bei mir habe! (sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worinnen aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore. (geht nach ihrem Nehpulte.) Hier ist mein silberner Fingerhut! Geh armer Mensch, und verkaufe ihn; einer von Messing vertrit bei mir auch die Stelle.

Wilhelm. Warte, Freund! ich will dir auf einmal helfen. (er bückt sich, macht seine silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie ihm.) Ich habe noch ein Paar tombackene. — Dafür krigst du gewiß ein Paar Thaler; sie sind noch von meinem seligen Pathen. (Lore hält ihm den Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor; er aber weigert sich sie anzunehmen)

Jonas. 'S giht net! iech därf net! Mei Vohter glähte, iech häll' gemaust, wovur mich unser Herrgott bewohr!

Lore. Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm. Meine Schnallen — du wirst mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore. Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas. Se muß iech — ach! — du gruhßer Gott! Se sul iech Sie nu um's Ihrige bringe?

Wilhelm. Sei du unbekümmert! Gott kann mir mehr, als diese Kleinigkeit wieder geben. Du und dein Vater, ihr braucht Brod; mir gab er es reichlich, und ich habe keinen Vater zu ernähren.

Lore. Geh nur, geh; daß du zu deinem Vater kömmst.

Jonas. Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhühtl wieder!

Lore. Nichts, nichts, nichts!

Luise, Vielleicht kömmst du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Jerchen. Ja, ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Jonas. Ach! Se gute härzle Leutl schicken miech zähnmohl unruhiger wag, als iech gekumme bi — hätt' iech ner mei Geig ganz beholten, nimmer — nimmer hätt' ichs genumme.

Wilhelm. O du quälst uns! Geh nur diesmahl! Unser Vater möchte kommen.

Jonas. Su? Ihr Härr Vohter? — und hän erworten Sie nu izt?

Lore. Geh, geh!

Jonas. (geht weinend ab.) Ach! — ach — se sul ichs nu nämme? Ob'r wenn Sie epper Verdruß drüber hötten — die goldigen, lieben gungen Härzen! (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Lore, Luise, Jerchen, Wilhelm.

Luise. Wie bedaure ich Sie um Ihre Schuhschnallen!

Jerchen. Sie geben uns ein Beispiel —

Wilhelm. O das hat mir unser Lorchen gegeben!

Lore. Gewiß, Vetterchen, wenn ich dich nicht recht schwesterlich liebte, so wäre ich nicht werth einen solchen Vetter zu haben. Du hast mich durch dein Exempel schon viel besser gemacht, als ich vorher war, ehe dich mein Vater zu uns nahm.

Wilhelm. (hält ihr den Mund zu.) Fi, Lorchen! du beschämst mich! — Aber müssen wir nicht dem Vater sagen, wie sich Ludewig heute wieder betragen hat? Er machts doch gar zu arg!

Lore. Ich weiß nicht — er wird sich so sehr darüber kränken — Ah! da ist er selbst —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Güldberg, Jonas.

(Die Kinder treten ein wenig betroffen auf ein Häufchen; Lore und Wilhelm sehen den kleinen Jonas etwas unwillig an.)

Güldberg. (zu den beiden fremden Kindern.) Ah! Willkommen, meine lieben Kinder! Wie gehts? Besuchen Sie einmal meine Kinder? Wie befinden sich Ihre lieben Eltern?

Luise. Recht wohl, Herr Güldberg.

Jerchen. Und lassen Ihnen viele Komplimente machen!

Güldberg. Da ist mir vor dem Hause der kleine Bergmann nachgelaufen, und will nicht ablassen mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, was er haben will — (zu dem Knaben.) Nun; Kleiner, was ist denn dein Anbringen?

Jonas. (zu Loren und Wilhelm.) Ah, mei härzige liebe kläne Herrschaft, vergäb Sie

mers um Gottes willen! Jech ka'es oder net verschweigen, un's wär wul äne Sünd, wenn iechs wieder Wissen un Willen Ihres Härrn Vohters behielt. Jech was schu, Kinner hoben nischt wög zu geben.

Güld. Was habt ihr denn mit ihm gehabt?

Jonas. Ah! nisch Büs's! Ner ze gut! — Das liebe Herrl do ruft miech von der Gaß her, dos iech durch ä bissel Fiddeln die Ahndern erlustriren sul. Do wor nah än anrer Musjeh, vber keen so guter Musjeh —

Güldberg. Er meint gewiß Ludewig?

Jonas. Nähm's der Härr doch jo net ibel, daß ichs sog; ob'r wer ka nu anners? Jech spiel uf, was iech ka, un de gunge Herrschaft is äh se gut, un giebt mer ä Stückle Kuchen, ä Tüchl, 's nein zu wickeln, un nä ä ganz Pfötl vul Gald; wie viel wäs iech net.

Güldberg. Nun?

Jonas. Nu da kimt de ahnre Musjeh, der net su gut is, und ißt mer'n Kuchen uf, dän iech mie armen starblinden Vohter mitbringe wull'. Doch das mögt sey; ob'r do Geigl uf den Buden gelegt hob, will er n'nus laufen und tritt mer 's in kleiche Stückchen enzwey.

Güldberg. (zu Loren und Wilhelm.) Ist das wahr, Kinder? (beide schlagen die Augen nieder und schweigen.)

Jonas. Der Musjeh hots net gern gethan, gläb iech; wul'n net büs uf' m würden —

Güldberg. Es soll dir gut gethan werden, mein Sohn! Bist du fertig?

Jonas. Na net, lieber Härr! Hören Sie ner! — Jech steh in Todesangst, und do de

liebe klän Herschaft — o de guten Härzenspüpsle! — se haben net su viel, mer mei Schoden gut ze thun — da gibt mer das schüne Güngserie hier ihr silbern Fingerhütl, un dos gute Herrl seine silbern Schuhschnallen. Ober nä, dos ka iech net übers Härz bränge — mei Vother döcht wul gor: iech hätt's gestulen! Jech hürte, doß ihr Papa hemkummen sulte, und gläbte, daß iechs ihm sogen müst: denn ich wäs schu, doß Kinder uhne 's Vothers Erläbnis nischt wegzugäben haben. Nä, Gott bewahr miech! hob ich schun käne Geig mehr — o mei Geig! un mei armer Vother!

Güldberg. Gott! — Ich weiß nicht — soll ich dich, oder soll ich euch, meine guten Kinder, zuerst umarmen? — Doch dich — dich zuerst, redliche Seele! Komm näher an mein Herz — äusserste Armuth, äusserste Versuchung — und doch so ehrlich! — (er umarmt ihn.)

Jonas. Is es denn suen Wunder, rächt zu thun? Där liebe Gott wills jo so haben. Nä, „unrecht Brud gedeit net," hat mer immer mei Vother un Mohter purgeprädigt: un wenn Sie anners so gut sein wullen, se kenne Sie mer än anners Geigelkähsen, do is där Schoden geheilt. — Da sind die Schuhschnallen un's Fingerhütl wieder!

Güldberg. Weißt du was, junger Freund! bleib bei uns! du sollst hier meinem Wilhelm zur Hand seyn; wir wollen dann schon weiter sehen.

Jonas. Ah! dem Engel do? — O! — iech erstick vär Früd. (Er springt nach Wilhelms Hand, um sie zu küssen — traurig.) Ober nä! — iech müst mei armen Vother allähn lassen: nä — wovun sult her läben? iech sult vul ahf haben, un er hungern? nä, 's gibt net!

Güldberg. Guter Knabe! Wer ist dein Vater?

Jonas. E'n olter stockblinder Bergmah, den iech durch mei Geigen ernähre. Freilich ists net viel mehr, als ä bißl Brud un ä Kukähs: ober der liebe Gott giebt immer fer än Tog genug, un fer'n nächsten sorgen wir net: do sorgt er wieder.

Güldberg. Nun ich will deinen Vater auch versorgen, und wenn er Lust hat, ihn ins Spital kaufen, wo er einer gute Pflege genießen wird.

Jonas. (mit einem lauten Freudengeschrei — läuft ganz ausser sich umher) O — h — das Gott erbarm! — das Gott erbarm! Mei armer Vother! — nä, su äne Fräd wird her net überläben — nä, iech kah net länger bleibn — iech muß'n hulen, iech muß'n herbrängen — O — h der herze liebe Vother! O — h! (läuft fort.)

Güldberg. (trocknet sich die Augen, und den Kindern sieht man Thränen über die Wangen rollen) O meine Kinder! Welch ein glücklicher Tag für uns! Euch verdanke ich diese Freude. (er setzt sich) Kommt, kommt in meine Arme! (Alle hängen sich an ihn, und es herrscht ein rührendes Stillschwiegen.) Du, lieber Wilhelm, (indem er ihm die Hand an die Backe legt, die Wilhelm feurig küßt.) bist von heute an mein Sohn, mein wahrer Sohn! Du bist es werth in meinem Herzen und in meiner Fürsorge einerlei Platz mit meinen andern Kindern zu haben. Du sollst ihn haben, mein Sohn! er umarmt Wilhelm von neuen, der sprachlos an seinem Halse hängen bleibt) — O wäre doch mein Ludewig erst, wie du! — Wo ist er denn der leichtsinnige Junge?

Lore. Da er die Unvorsichtigkeit beging, die Geige zu zertreten, lief er erschrocken zur Thür hinaus.

Luise. Da kömmt er!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Ludewig.

(Ludewig tritt mit niedergeschlagenen Augen herein, und hat eine abgeschnittene goldene Tresse in der Hand. Er sieht sich nach Jonas um; da er die andern Kinder in den Armen seines Vaters erblickt, bleibt er beschämt stehen.)

Güldberg. Warum kömmst du nicht näher, Ludewig?

Ludewig. Ich kann nicht — lieber Vater.

Güldberg. Warum nicht?

Ludewig. Weil ich nicht verdiene von Ihnen geliebt zu werden, wie die Andern.

Güldberg. Sagt dir das dein Herz? (Ludewig weint.) Komm zu mir, Ich weiß, was du gethan hast.

Ludewig. Nein — Sie können nicht alles wissen — sonst würden Sie ja so gütig nicht mit mir sprechen. Ich habe Strafe verdient; strafen Sie mich, lieber Vater!

Güldberg. Weswegen?

Ludewig. (kann anfangs vor Weinen nicht reden.) Ich — will Ihnen selbst alles sagen. — Erst bin ich immer herumgesprungen, da ich die Uebersetzung machen sollte, und da wurde

ich nicht fertig damit. — Wilhelm war so gut seine Uebersetzung zu zerreissen, weil er nicht besser scheinen wollte, als ich —

Güld. (streichelt Wilhelm) Guter Junge!

Ludewig. Da bat er Herrn Trautmann, daß er mir auch erlaubte, unten zu seyn, und sagte, ich würde mich heute gewiß gut aufführen. — Da wir aber herunter kamen, sprang ich auf den Stul und riß Schwester Loren nieder, daß wir beide auf die Erde fielen.

Güldberg. Davon hab ich ja nichts gehört!

Ludewig. Ach! es ist noch nicht Alles! Nachher begoß ich Jetchen mit einer Tasse Milch, und unterdes, daß die Andern abtrockneten, dachte ich nicht daran, trank die übrige Milch.

Güldberg. Und das alles aus Unbesonnenheit, weil du nicht daran dachtest, daß es unschicklich sey?

Ludewig. Ja, lieber Vater! — Nachher aß ich den Kuchen auf, den sie dem kleinen Bergmann gegeben hatten, und da ich hinlaufen wollte, um auch etwas für ihn zu holen, trat ich ihm die Violine entzwei.

Güldberg. Und, was sagt dir denn dein eigen Herz indem du das Alles überdenkest?

Ludewig. (weint wieder heftiger.) A — ach!

Güldberg. Ich bin gewiß, daß du keins von dem, was du gethan hast, mit Fleiß thatest, du bedachtest nur nicht, was du thatest, handeltest leichtsinnig, unbesonnen. Aber wie viel Mißvergnügen hast du dir und Andern dadurch zugezogen? Und wie weit ärger noch hätte alles ausfallen können, wenn nicht Glück oder vielmehr die göttliche Vorsicht, dabei beschäftiget

gewesen wäre, größeres Unglück abzuwenden? Deine Schwester und du selbst hättet Schaden an eurer Gesundheit leiden können, der arme Bergmannsknabe und sein alter blinder Vater wären beinahe in Hunger und Elend gerathen; und das durch dich — bedenke mahl — durch dich! — Merke dir, mein Sohn: kindischer Leichtsinn und Wildheit sind zwar selbst eigentlich noch keine Laster; aber sie können in Laster ausarten, und richten oft eben so viel Unheil an, als diese. Fährst du so fort —

Ludewig. Nie, nie, beßter Vater, will ich wieder so seyn!

Güldberg. Gott gebe, daß dein Vorsaz dauerhaft sey. — Was soll denn die Tresse?

Ludewig. Ich habe sie von meinem Hute geschnitten, um sie dem armen Bergmannsknaben zu geben. Ich suchte Sie im ganzen Hause, um es Ihnen erst zu sagen, aber ich fand Sie nicht; und ich hatte doch nichts anders.

Güldberg. Nun darüber brauchst du dich am wenigsten zu entschuldigen. — Kommt lieben Kinder, jezt wollen wir zu eurer guten Mutter gehen, und ihr sagen, was heute für ein Festtag für uns ist. Wie bedaure ich dich, Ludewig, daß dein Herz an unserer Freude keinen vollen Antheil nehmen wird!

Weisse. (Abgeändert).

Inhalt.

Erste Abtheilung.

1 Bruder und Schwester. S. 1
2 Liekchens Wiegenlied, ihrer Puppe vorzusingen. 2
3 Wie nöthig es ist, gehorsam zu seyn. 3
4 Die Liebe Gottes. 4
5 Die schönen Kleider. 4
6 Der kleine Gärtner. 7
7 Das Mährlein von der Geis. 9
8 Der kleine Fritz, welcher nicht schlafen konnte. 10
9 Die vier Jahrszeiten. 11
10 Zum Laufen hilft nicht schnell seyn. 14
11 Die drei Goldfischgen. Eine Fabel. 15
12 Eulenspiegel und ein Fuhrmann. 17
13 Des kleinen Friedrichs Geburtstag. 18
14 Lotchen und Karl. 20
15 Der kleine Ferdinand, welcher Fürst werden will. 21

Seite.

16 Das Kamel und die Katze. 23
17 Das Kinderspiel. 24
18 Der lügenhafte junge Ochs. Eine Fabel. 26
19 Der Schmetterling. 27
20 Die Tulpenliebhaberin. 28
21 Das wohlbestrafte Kind. 31
22 Trauriges Schicksal zwei junger Knaben. 36
23 Der kleine wohlthätige Mirtril. 38
24 Die sieben Töchter. 42
25 Die frommen Kinder. 44
26 Sehnsucht nach dem Frühlinge. 46
27 Der Rosenstock. 48
28 Die beiden Hunde. Eine Fabel. 49
29 Das milchweiße Mäuschen. 51
30 Das Wiegenband. 52
31 Das Kartenhaus. 52
32 Das Lämmchen. 53
33 Die naseweise junge Fliege. Eine Fabel. 54
34 Heldenthat eines siebenjährigen Kindes. 56
35 Der schadenfrohe Kafer und der unschuldig leidende Pudel. Eine Fabel. 60
36 Der treue Hund. 62
37 Hedchen. 65
38 Gespräch zwischen Karolinchen, ihrer Mutter und Luisen, ihrer Begleiterin. 65
39 Die Steckenreiter. 67
40 Das Besinnen. 69
41 Das Glück der Wohlthätigkeit. 69
42 Die Reue. 71

Seite.

43 Fritzchens Abendgedanken. 72
44 Das Kind und die Hofmeisterin 74

Zweite Abtheilung.

45 Die brüderliche und schwesterliche Liebe. 77
46 Der junge Reisende. 78
47 An ein kleines Mädchen. 79
48 Der übereilte Bau. 79
49 Fritzchens Lob des Landlebens. 80
50 Der Thau auf Rosenblättern. 82
51 Das gute Mädchen. 83
52 Bruder und Schwester. 86
53 Der Knabe und sein Vater. 86
54 Der possirliche Affenfang. 87
55 Ein Sklav und der Affe. 88
56 Geschichte dreier braver Männer.
1. Woltemade. 89
2. Bauffard. 91
3. Ein Ungenannter. 93
57 Der Mann und das Vögelein. Eine Fabel. 95
58 Drey junge Reisende. 96
59 Gartengespräch. 98
60 Aesop. 105
61 Geschichte zweier treuen Freunde. 106
62 Täglich zu singen. 109
63 Das unverhofte Wiedersehn. 111
64 Der junge Esel, der ein eingebildeter Geck war. 116

Seite.
65 Badelied. 118
66 Als die Frühlingssonne zum erstenmal auf mein Zimmer schien. 120
67 Lied um Regen. 121
68 Fortsetzung. 121
79 Großmuth und Dankbarkeit. 122
70 Die Sonne. 126
71 Gespräch zwischen einem vornehmen Herrn und einem armen Greis. 127
72 Fortsetzung. 132
73 Gespräch über diesen letzten Vorgang. 133
74 Auf ein ausländisches Gewächs. 135
75 Der großmüthige Erretter. 136
76 Preis der Jugend. 137
77 Fuchs und Pferd. 138
78 Abendlied. 139
79 Das Aderlassen. Ein Schauspiel. 141
80 Die Güte Gottes. 151
81 An Menschen. 152

Dritte Abtheilung.

82 Der verständige Jüngling. 153
83 Das Veilchen und der Dornenstrauch. 160
84 Die bestrafte Eitelkeit. Ein Schauspiel. 162
85 Morgenlied. 175
86 Gespräch, Hinz und Kunz. 176
87 Die belohnte Rechtschaffenheit. 177
88 Ueber den Werth des Lebens. 186

		Seite
89	Der gute Sohn.	187
90	Liebe um Liebe.	190
91	An die Sonne, beim Aufgange.	193
92	Der alte Landmann an seinen Sohn.	194
93	Des Morgens.	194
94	Scharlotte und Mariane.	195
95	Lehren an Kinder. Fragmente.	209
96	Das Nordlicht,	216
97	An Tabarik.	217
98	Der leichtsinnige Knabe. Ein Schauspiel.	218

Seite

83 Der gute Sohn. 187

69 Lieder um Lieder. 190

91 An die Sonne. Beim Aufgange. 193

92 Der alte Sonntagsmorgen. Pflicht. 194

Das Abendgebet. 196

94 Schönheit und Tugend. 198

95 Lehren und Lernen. Sprichwort. 200

96 Das Vaterunser. 216

97 An Sabine. 217

98 Der Kirchfahrende Knabe. Ein Schauspiel. 218

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben von

J. H. Campe.

Neue Auflage.

Zweiter Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute.

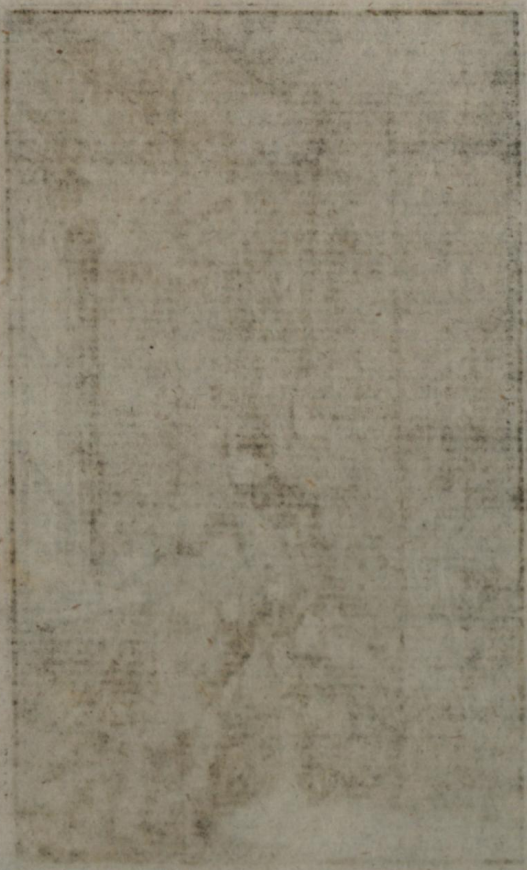
1789.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Seite.

1 Leopold und Klärchen am Weihnachtsabend . . . 1
4 Abend . . . 3
2 Fritzchens Gebet . . . 4
3 Das Kind am Altare . . . 5
4 Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen . . . 11
5 Fritzchen, als der Vogel da war . . . 13
6 Gefälligkeit erwirbt Liebe . . . 14
7 Fritzchen und Hannchen . . . 15
8 Sophie und ihre Mutter . . . 18
9 Hannchen und Doris . . . 21
10 Bruder und Schwester, zum Gebrauche ihrer Mutter . . . 23
11 Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will . . . 25
12 Adelig . . . 26
13 Fritz und Fritz, eine Komödie . . . 29
14 Die Kinder sich von ihrer Mutter schied . . . 30
15 Fritz und seine Mutter . . . 31
16 Zahlenlehrer . . . 34
17 Der Hengst und die Stute . . . —
18 Wiederum . . . 36
19 Grübelingerlichen . . . —
20 Wie sehr man irrende darf, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu sein . . . 37
21 Von der Eichel und dem Kürbis . . . 39
22 Gebet. Stimme und Sinn . . . 42
23 Das ichlaffe Kind . . . 43
24 Von der Verträglichkeit . . . 47
25 Knechten . . . 49
26 Zwei Knaben . . . —
27 Der Schmetterling . . . 51
28 Der arme Mann und sein Kind . . . —



Soll Ich?

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite.
1	Leopold und Nankchen am Weihnachtsabend,	1
2	Frizchens Gebet.	3
3	Das Kind am Morgen.	4
4	Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.	5
5	Frizchen, als der Mai da war.	11
6	Gefälligkeit erwirbt Liebe.	12
7	Frizchen und Hannchen.	14
8	Sophie und ihre Mutter.	16
9	Damöt und Doris.	18
10	Bruder und Schwester, am Geburtstage ihrer Mutter.	21
11	Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.	22
12	Mailied.	25
13	Franz und Friz, eine Romanze.	26
14	Als Lieschen sich von ihrer Mutter schied	
15	Friz und seine Mutter.	30
16	Enthaltsamkeit.	31
17	Der Hengst und die Wespe.	34
18	Wiegenlied.	—
19	Frühlingsliedchen.	36
20	Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu seyn	—
21	Von der Eichel und dem Kürbis.	37
22	Gespräch. Minna und Lina.	39
23	Das schlaflose Kind.	42
24	Von der Verträglichkeit.	43
25	Luischen.	47
26	Zwei Knaben.	49
27	Der Geburtstag.	—
28	Der arme Mann und sein Kind.	51

29 Die aufrichtigen Kinder. = = S. 53
30 Die Katze, die alte und die junge Maus. = = = = = 55
31 Die Klätscherin. = = = = 56
32 Das heldenmüthige Kind. = = 58
33 Es ist nicht gut ungehorsam zu seyn. 59
34 Der Bauerknabe, als er den kranken Karl erblickte. = = = = 61
35 Willst du froh beim Spiele seyn, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße. = = = = = —
36 Der liebreiche Bruder. = = = 63
37 Winterlied. = = = = 64

Zweite Abtheilung.

38 Frizchens Morgengedanken. = = 65
39 Schlimme Folgen der Unordentlichkeit. 68
40 Nothwendigkeit der Ordnung. = 72
41 Die Selbstüberwindung. = = —
42 Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit. = = = = = 74
43 Die Furcht im Dunkeln. = = 76
44 Ein Beispiel von großmüthiger Wohlthätigkeit. = = = = = 79
45 Die Biene und die Taube. = = 82
46 Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen. 83
47 Die Unschuld. = = = = 86
48 Des Morgens im Saat-Felde. = —
49 Das belohnte Mitleiden. = = 88
50 Morgenlied. = = = = 89
51 Die Macht der kindlichen Liebe. = 92
52 Lied junger Hirten. = = = —
53 Whittington. = = = = 93
53 Das Pferd und der Esel. = = 96
55 Der Löw und der Fuchs. = = —
56 Johann der Seifensieder. = = 97
57 Im Winter. = = = = 100
58 Der glückliche Bauer. = = = 101
59 Freude über Gott. = = = — —
60 Jachzorn. = = = = = 103

61 Frühlingslied. = = = S. 106
62 Das beste Geschenk. = = = 107
63 An eine welke Rose. = = = ——
64 Der Blinde und der Lahme. = = 108
65 Eine sonderbare Danksagung. = = ——
66 Der Fuchs und der Esel. = = 109
67 Der Hund mit dem Fleische = = 110
68 Die treue Magd = = = = ——
69 Der Frühling = = = = 112
70 Lied eines Schiffenden nach überstandenem Sturm = = = = 113
71 Das Schwerste und das Leichteste = 114
72 Lob des Winters = = = = 115
73 Winterlied = = = = = 116
74 Eine Handlung der Gerechtigkeit = 117
75 Lied, nach der Melodie: Wer wollte sich ꝛc. 118
76 Spatziergang im Februar = = 119
77 Der Dachs und das Eichhorn = = 120
78 Ein Knabe und die Mücken = = 121
79 Von einem merkwürdige Korbmacher = 122
80 Die aufgehende Sonne = = = 124
81 Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage = = = = 125
82 Charlotte, Luise, Leonore und Malchen 126
83 Mitleid = = = = = 132
84 Die Schlange und der Aal = = 133
85 Reiselied = = = = = 134
86 Abendlied nach zurückgelegter Reise = 136
87 Die Gartenlust = = = = 137
88 Tim, eine Meklenburgische Geschichte = 139
89 Henriette und die Mutter = = 144
90 Thomas Morus = = = = 148

Dritte Abtheilung.

91 Des Morgens im Walde. Den 26 Jäner 153
92 Denke nichts Arges von deinem Bruder 154
93 Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit = 157
94 Der Menschenfreund = = = 165
95 An die Nachtigall = = = = 167
96 Der Mai = = = = = 168

97 Aufmunterung zur Freude = S. 169
98 Ein Lied. Ich bin vergnügt ꝛc. = = 170
99 Irin = = = = = = 171
100 Die Freundschaft. Leander und ꝛc. = 174
101 Die guten Beispiele = = = 176
102 Zufriedenheit. Gott hat mir ꝛc. = 177
103 Der Frühling. Am ersten Maimorgen 178
104 Kristel bei Betrachtung eines Kirchhofes —
105 Zufriedenheit. Mir ward ꝛc. = = 180
106 Der Fönix und die andern Vögel = ——
107 Der gelähmte Kranich = = = 181
108 Die Freundschaft. Soll ich mit ꝛc. = 182
109 An einen Kanarienvogel = = = 184
110 Einladungen an zwei Freundinen = 185
111 An ein kleines Landmädchen = = 186
112 Loblied = = = = = 187
113 Nachtrag von Sprichwörtern = = 189
114 Die Wahrheit = = = = 192
115 An einen tugendhaften Jüngling = 193
116 Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit = 194
117 Der Sturm = = = = = 195
118 Die Spinne und der Hänfling = 197
119 Eine Begebenheit aus Byrons Leben = 199
120 An einem Frühlingsmorgen = = 210
121 Herbstlied = = = = = 211
122 Am Fenster. Beim Mondschein = 212
123 Geschichte eines Spielers = = = 213
124 An den Schlaf = = = = 218
125 Diogenes und der junge Kriton = ——
126 Einige von den goldenen Sprüchen des Pythagoras = = = = 137
127 Von einem jungen Verbrecher, der sein eigener Ankläger war, ohne es zu wissen 240
128 Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen = = 243
129 An Lina = = = = = 245
130 Der Bauer = = = = = ——
131 Der frohe Bauer = = = = 246
132 Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks = = = 248

Leopold und Nantchen,
am
Weihnachtsabend.

Leopold.

Sprich, Nantchen, ist dir auch ums Herz,
Wie mir? — Ich möchte wirklich weinen.

Nantchen.

Warum?

Leopold.

Ja, sieh! da haben nun
Die lieben Eltern uns schon wieder
So vielerlei geschenkt; und wir
Sind noch so klein und noch so schwach,
Und können's ihnen nicht vergelten.

Nantchen.

Wenn wir nur immer artig sind,
So halten beide sich schon für
Belohnt genug.

Leopold.

Das ist es eben,
Was mich so traurig macht, daß wir
Noch immer nicht so fromm, so gut
Und artig sind, als sie es wünschen!

Nantchen.

Der liebe Gott wird uns wohl helfen,
Daß wir noch besser werden.

Leopold.

O!
So komm und laß uns niederfallen
Vor unserm lieben Gott, und beten,
Daß er uns armen Kindern helfe,
Recht fromm zu seyn! (Sie knien nieder.)

Nantchen.

Du lieber Gott,
Wir wollten gar zu gern die Eltern
Durch unsre Artigkeit erfreun.

Leopold.

Und sieh! Wir armen Kinder fehlen
Doch noch so mannichmal!

Nantchen.

Das thut
Uns denn so leid!

Leopold.

Ach, ja! so leid!

Nantchen.

Drum beten wir zu dir; du bist
So groß und gut, und hilfst so gern:
Ach! hilf uns doch, daß wir nicht wieder
Von neuem fehlen!

Leopold.

Hilf, ach! hilf
Uns doch, du großer, lieber Gott!

Nantchen.

Du thust es doch?

Leopold.

Du thust es! — Amen!

C.

Frizchens Gebet.

Der du mit Wohlgefallen
Die guten Kinder siehst,
Und auch ihr armes Lallen,
Ihr Stammeln nicht vergißt:
Vernimm mich kleinen Knaben!
Ich möchte gern von dir
Ein recht gut Herz noch haben;
Gieb, lieber Gott es mir!

Ich habs noch nicht; gewißlich!
Ich mache ja so oft
Papa, Mama verdrieslich,
Und weine noch so oft.
Itzt möcht' ich auch wohl weinen,
Doch nicht aus Ungebühr!
Aus Kummer möcht ich weinen.
Gott! — o vergieb es mir!

Ich habe da zwey Täubchen,
Die seh ich öfters an;
Das Männchen und das Weibchen
Sind mir so zugethan.
Sie thun mir nichts zuwieder,
Sind immer still und fromm;
Und flattern gleich hernieder,
Sobald ich sage: komm!

Das hab ich vor der Thüre
Oft recht beschämt gesehn.
Es sind nur arme Thiere,
Und machens doch so schön.
Ich bin wohl sechsmal grösser,
Und weiß, was Unrecht ist,
Und mach' es doch nicht besser! —
O! wie man sich vergißt!

Ach nein! ich bin noch lange
Nicht so, wie ich seyn will!
Befrei mich von dem Hange
Zum bösen Eigenwill!
Gehorsam laß mich werden,
Wie mirs die Täubchen sind.
Gott, mache mich auf Erden
Zum allerbesten Kind! Overbeck.

Das Kind am Morgen.

Ich lebe noch; wie froh bin ich!
Und alles das, was gestern mich
Erfreute, seh ich wieder —
Gottlob! Papa — Gottlob! Mama —
Mein Spielwerk — Alles, seht, ist da!
Nun sing ich meine Lieder.

Wie manches Kind schläft stumm im Grab,
Da ich nur ausgeschlafen hab',
Um munter jetzt zu singen!
Wie süß hab' ich die Nacht geruht!
Wie läßt sich's auf den Schlaf so gut
Jetzt laufen, hüpfen, springen!

Darf ich denn nicht recht fröhlich seyn?
Ha! ha! Was hab' ich denn für Pein?
Und wer will mir's denn wehren?
Den bösen Kindern wehret man,
Die guten, muntern lacht man an,
Und sucht sie nicht zu stören.

Gott selber, der mir alles gab,
Schlaf, Leben, alles — sieht herab
Auf mich; sieht seine Freude

An mir; sein liebes Kind bin ich;
Er schenkte meinen Eltern mich,
Und ich erfreu sie beide;

Bin, so wie sie, auch brav und fromm,
Weiß, daß ich in den Himmel komm:
O da ists gut zu leben!
Gott liebt mich jetzo schon so sehr,
Und da will er mir doch noch mehr,
Als hier auf Erden, geben.

Gewiß, ich will nicht böse seyn!
Wer bös' ist, kömmt ja nicht hinein —
Kriegt keine schöne Sachen.
Taglaglich will ich fromm und still,
Und artig seyn, wie man nur will,
Doch auch mich freun und lachen.

Overbeck.

Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich gieng mit seinem jüngsten Sohne, Hännschen, weit ins Feld spazieren. Es war an einem angenehmen, aber noch ziemlich warmen Herbsttage.

Vater, sagte Hännschen, da sie bei einem Garten vorbei kamen, der mitten im Felde lag, — mich durstet gar zu sehr!

Mich auch, mein Kind, antwortete Ehrenreich; aber wir müssen Geduld haben, bis wir nach Hause kommen.

Hännschen. Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich. Ich sehe; aber der steht im Garten!

Hännschen. Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich. Und was würde der, dem der Garten angehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hännschen. O er ist gewiß nicht hier; und es ist auch keiner da, der's ihm wieder sagen könnte!

Ehrenreich. Du irrest, mein Kind! Einer wenigstens würd' es gewiß sehen, und der müßte uns deswegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Hännschen. J, wer denn?

Ehrenreich. Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Hännschen. Ach ja; daran hatt' ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehn hinter dem Zaune im Grase gesessen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Hännschen folgendermaßen anredete:

„Danke Gott, mein Sohn, daß dein frömmer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu steigen und etwas zu nehmen, das nicht dein war!"

„Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangel habe legen müssen. Du würdest hineingetreten haben und immer lahm geblieben seyn."

„Aber, weil du auf die Erinnerungen deines Vaters den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeführet hast: so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben."

Er gieng darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Hännschen einen ganzen Hut voll der schönsten Birnen.

Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollt' es nicht nehmen.

Warum nicht? fragte Ehrenreich.

Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gern sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese Paar Birnen nicht missen lassen.

Ehrenreich drückte ihm die Hand, sahe gerührt zum Himmel, und gieng mit seinem Hännschen weiter.

Hännschen. Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich. Das ist er; und so sind alle, die auf das, was ihnen täglich begegnet, geachtet und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Hännschen. Hätte uns der liebe Gott denn wohl auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich. Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren seyn?

Hännschen. Ja, aber Gott hatte doch die Fußangel nicht dahin gelegt?

Ehrenreich. Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein Wissen und ohne sein Zulassen geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohne, dem Bösen zur Strafe dienen müssen.

Hör, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch so klein, wie du, und in meines Vaters Hause war: da hatten wir zwei Nachbaren, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der Eine hieß Schmid, der Andre Müller.

Schmid hatte einen Sohn, der hieß Kristian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß.

Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbaren waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden.

Nun hatte Kristian, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehen, ob er auch niemand schaden würde.

Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsers und des Nachbars Garten, so daß keiner darin vor seinem Werfen sicher war.

Sein Vater hatte dies einmal bemerkt, und verbot es ihn nachdrücklich.

Aber unglücklicher Weise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun müsse, wenn man ganz allein ist. Er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bei uns ist, und alles sieht, was wir thun.

Da er nun einmal wieder ganz allein im Garten war, kriegt' er abermal Lust, sich durch Werfen zu ergötzen; und weil er wußte, daß sein Vater ausgegangen war, so glaubt er, daß es ihm nicht schaden würde.

Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit seinem Konrad im Garten.

Dieser Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es wäre genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böses thäte. So bald man allein wäre, dacht' er, könnte man thun, was man wollte.

Sein Vater hatte eine geladene Flinte bei sich, um die Sperlinge zu schießen, die ihm die Kirschen abfraßen. Sie standen in der Laube und warteten, daß die Sperlinge kommen sollten: aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war.

Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu Konrad: du, rühre mir ja nicht die Flinte an!

Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn schaden, dacht' er, wenn ich ein bischen mit der Flinte spiele? Ich werde ja keinen damit todt schießen, und der Vater ist ja nun im Hause!

Er ergrif die Flinte, und exerzierte damit, wie ein Soldat. Dann wollt' er versuchen, ob er auch wohl schon den Hahn spannen könnte.

Er legte also die Flinte auf die Hecke recht nach Nachbar Schmids Garten hin, und nun faßt' er den Hahn, um ihn aufzuziehen.

In eben den Augenblicke warf Kristian aus seinen Garten mit einem scharfen Stein herüber; traf Konrad's Auge; Konrad ließ vor Schrecken und Schmerz den aufgezogenen Hahn fahren; puf! gieng der Schuß los, und au! au! hörte man in beiden Gärten schreien.

Konrad war um sein Auge, und Kristian hatte den ganzen Schuß ins Bein gekriegt. Jener wurde blind, dieser lahm, und beide blieben es ihr Lebelang.

Hännschen. O der arme Kristian und der arme Konrad!

Ehrenreich. Sie waren sehr zu bedauern, vornemlich deswegen, weil jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für Beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Hännschen. Warum, Vater?

Ehrenreich. Das will ich dir sagen; siehst du, Hännschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte: so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, so bald sie allein gewesen wären.

Nun aber lernten sie aus ihrer Erfahrung, daß dasjenige Uebel, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft werde.

Daher besserten beide sich, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte: denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Hännschen. Nun will ich niemals wieder Unrecht thun, und wenn's auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich. Gott erhalte dich bei diesem Vorsaze, mein Lieber!

Jezt waren sie wieder zu Hause angekommen.

C.

Frizchen, als der Mai da war.

Endlich, endlich hab ich ihn,
Meinen Sommermann.
Nun ist alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschenbäume blühn
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn;
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigal
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geisblat nach:
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O du lieber guter Mai,
Sey gesegnet mir!
Wenn du kömmst, ist alles neu,
Bliebest du noch hier!
Ich bin selber ganz wie neu,
Wie gefall' ich mir!
O du lieber guter Mai,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus ins Feld!
Ofen gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht.
Lauf, o Sonne wie ein Held,
Angethan mit Pracht!
Gott hat seine liebe Welt
Warm durch dich gemacht!

Brauch ich Fenster noch und Dach?
O wozu, wozu;
All der Himmel ist mein Dach?
Und der Baum dazu!
Seht den Vogel, wie gemach
Wiegt er sich in Ruh!
Warum thät ich's ihm nicht nach?
Vogel, ich und du! —

Heissa juch! wie froh, wie froh,
Ist mein ganzer Sinn!
Lebt ich doch, o lebt ich so
All mein Leben hin!
Mit dem Mai so froh, so froh,
Mehr nicht, als ich bin:
Lebt' ich nur, o lebt' ich so
All mein Leben hin!

Overbeck.

Gefälligkeit erwirbt Liebe.

Der kleine freundliche Kristian gieng mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben, der ganz verhungert aussah.

"Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, geb' er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bischen von seinem Butterbrod ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen."

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that aber Kristian? — Er war auch hungrig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein Butterbrod; und der

Knabe freute sich und die Mutter wünscht' ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Kristian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige zu Haus.

Am andern Morgen giengen beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmal begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen! ich habe meine Schuhschnalle verloren; kommt und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete: er habe keine Zeit dazu; und gieng fort. Kristian hingegen kehrte mit ihm um, die Schnalle zu suchen.

Sie fanden sie bald; und darauf fiengen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle, welche Valentin fand, schenkt' er dem, der ihm geholfen hatte, die Schnalle zu suchen; dem Andern hingegen gab er keine.

Also kriegte auch heute Kristian viel mehr Blumen als Peter. Darüber gieng jener froh, dieser mißvergnügt zu Hause.

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken: aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Kristian das Butterbrod gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine ganze Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte

Peter wollte sich selbst auch welche pflücken; aber da waren keine mehr zu finden, der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter kriegte also diesmal gar keine Blumen.

Da sie nun wieder zu Hause giengen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

"Lieber, sagte dieser zu Kristian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine Schnalle suchen zu helfen: so hab' ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir seyn möchte.„

"Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmal recht mit einander spielen.„

"Mein Vater hat dich auch recht lieb: Der sagte, ich sollte dich nur holen; denn wollt' er uns recht schöne Spiele lehren, und wollte selbst auch mitspielen.„

Freudig lief Kristian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? — ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn keiner gebeten hatte.

Da lernt' er endlich, wie gut es sey, liebreich und gefällig zu seyn gegen jedermann! Er ward es, und von der Zeit an, sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Kristian. E. R.

Frizchen und Hannchen.

Frizchen.

Und du bist traurig, Hannchen? — Auf der Welt
Ist alles ja so schön! — Ich kann mich nicht betrüben;
Hier ist so viel, das mir gefällt.
Wir haben Eltern, die uns lieben,
Wir haben Spielzeug —

Hannchen.

Frizchen, ach!
Wenn du es hörst, es wird dich auch betrüben.
Hin ist mein allerliebstes Spiel!
Mein wächsern Püpchen, sieh, es fiel!
Da liegt der Arm, den es im Fall zerbrach.
Wie könnt' ich nun noch fröhlich seyn!

Frizchen.

Du daurst mich, Schwester — aber nein!
Wer wollte sich so lange quälen?
Komm, du mußt mit mir fröhlich seyn;
Ich will dir was von meiner Lust erzählen.
Als ich hier jezt im Garten gieng,
Da sah ich — welch Vergnügen!
Den schönsten bunten Schmetterling
Von einem Blumenbeet zum andern fliegen.
Bald flog er himmelan,
Bald auf die Blumen nieder;
Wie bunt war sein Gefieder!
Es flammte, wie der Blitz
Jezt trank er Rosendüfte;
Jezt fächelt' er die Lüfte;
Jezt flatterk' er zur Erde nieder!
Dies Veilchen war sein Sitz.

Hannchen.

Halt doch — da glaub' ich ihn zu sehn,
Sitzt er nicht dort am Nelkenstocke?

Frizchen.

Das ist er; komm, er soll uns nicht entgehn!—
Hier hab' ich ihn erhascht!

Hannchen.

Wie schön
Ach! der macht mir so viel Vergnügen,
Als sonst die Pupp'.

Frizchen.

Er soll in deiner Stube fliegen;
Sein Bethen soll Lavendel seyn,

Und von Jasmin soll er sich nähren
Dein sey er, Schwester, dein!

Hannchen.

O herrlich!

Frizchen.

Sieh, nicht lange währen
Verdruß und Schmerz!
Wie bald versiegen unsre Zähren!
Zur Freude schuf Gott unser Herz.

Aus dem niedersächsischen Wochenblatte für Kinder.

Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum geht Charlotte weinend von dir? und du sitzest da allein so traurig. — Wie? du antwortest nicht?

Sophie. Ach, liebe Mutter —

Mutter. Du stotterst? macht dich die Antwort verlegen? Das ist kein gut Zeichen.

Sophie. Ach, liebe Mutter — sie wollte meine Puppe haben, und —

Mutter. Nun?

Sophie. Ich wollte sie ihr nicht geben!

Mutter. Nicht? und warum nicht, mein Kind? War sie etwa nicht hier?

Sophie. Ach ja!

Mutter. Oder du wolltest selbst damit spielen?

Sophie. Ach nein!

Mutter. Sie hat dir etwa neulich was daran zerrissen?

Sophie. Ach nein! das that ich an ihrer.

Mutter

Mutter. Nun, was für Ursache konntest du denn haben? —

Sophie. Ja — ich hatte keine Lust.

Mutter. Wie? keine Lust deiner Schwester ein Vergnügen zu machen? — Was hör ich?

Sophie weint.

Mutter. Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut: aber laß dir sagen, wie dirs gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hattest du vielleicht im Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; das war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie. Ja, so wars.

Mutter. Nun, und da achtetest du nicht weiter darauf, obs deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie. (weinend) Nein!

Mutter. Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bliebst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie. (weinend) Ach nein!

Mutter. Und warum nicht? weil du dich erinnerst — recht gethan zu haben? oder unrecht?

Sophie. (weinend) Unrecht.

Mutter. Ja, denn wenn man jemand ein Vergnügen machen kann, und thut es nicht, so thut man unrecht. Und glaubst du denn wohl, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie. Ja, das glaub ich.

Mutter. Ich auch, denn als du ihr gestern deine Karten überließest, wie freute sie sich nicht!

Sophie. O ja!

Mutter. Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie. O ja!

Mutter. Und du bliebst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie. Nein!

Mutter. Und da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man recht thut und Andere so vergnügt macht, als man kann. Denke nun ein andermal ja daran, wenn dich jemand bittet, und du es thun kannst: so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden seyn. Denn wer für Anderer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eignes mit. K. R.

Damöt und Doris.

Damöt.

O weh, was fang ich an!
Was wird mein armer Vater sagen!
Wie wird er um euch klagen,
Ihr armen Ziegen! — Nein, ich kann,
Ich kann nicht seine Thränen sehn!
Viel lieber will ich gehn,
So weit mich meine Füße tragen!
Ich armes Kind!

Doris.

Was weinest du, Damöt?

Damöt.

Ach, Doris, siehe, wie mir's geht!
Denk nur, zwo Ziegen, die
Mein Vater mir zu weiden gab,
Die stürzten sich vor mir vom Fels herab!
Der arme Greis hat nichts, als sie!

Wir lebten von der Milch, die sie uns gaben;
Was werden wir nun noch zu leben haben?
Wie liebt' ich nicht die armen Ziegen!
Sie spielten oft mit mir im Gras;
Oft sah ich sie, wenn ich im Schatten saß,
Ach! so vertraut zu meinen Füssen liegen.
Für sie sucht' ich den schönsten Klee,
Den klärsten Quell, die jüngsten Sprossen!
Ich badete sie oft und schlief nicht eh',
Bis ich sie selbst in ihren Stall verschlossen.
Nun sind sie hin! o weh! o weh!

Doris.

Allein, wie hast du's denn gemacht?
Warum gabst du nicht auf sie Acht?

Damöt.

Ich gieng nur eben erst vor einem Augenblicke
Aus dem Gebirg' ein wenig in das Thal hinaus,
Und suchte Blumen dort zu einem Strauß.
Indem ich nun so sitz' und Blumen pflücke,
Da kommt des Thirsis Hund in vollem Lauf
Von jener Seite her den Berg herauf,
Und bellt und schreckt mir meine Ziegen.
Die armen Thierchen stürzen sich herab! Ich schrie,
Ich lief; doch da ich kam, da fand ich sie
Schon todt zu meinen Füssen liegen.

Doris.

Du armes Kind!

Damör.

Ach! klag um mich nicht sehr,
Beklage meinen Vater nur!
Du weißt, es ist auf dieser Flur
Kein ärmrer Schäfer, als wie er.
Und nun hab' ich noch ärmer ihn gemacht;
Um alles ha' ich ihn gebracht!
O Doris, tröste ihn!
Denn ich will nun entfliehn
So weit ich kann, und niemals wiederkehren.

Doris.

Kind, bist du klug? Willst du noch seinen Schmerz vermehren?
Er ist so gut; er wird dir bald vergeben.

Damöt.

Ja, Doris, doch das ist es eben,
Was mich so sehr betrübt;
Weil ich ihn lieb', und er mich liebt;
So kann ich ihn unmöglich leiden sehn.

Doris.

Hör, Kind! du sollst nicht von uns gehn,
Wie kannst du deinen Vater lieben,
Und so empfindlich ihn betrüben?
Bleib nur und schweig!
Du weißt ja, ich bin reich;
Die größte Heerd auf dieser Flur
Ist mein; was thun mir denn zwo Ziegen nur?
Komm, Kind, ich will sie dir mit Freuden geben!

Damöt.

O Doris — Beßte! — o wie gut!
O Gott sey Dank, du schenkest mir das Leben!

Doris.

Wie glücklich ist, wer Andern Gutes thut!

Damöt.

Nun will ichs meinem Vater sagen.
Wie wird der arme Greis sich freun!
Er wird dich segnen; komm! doch nein!
Wir wollen selbst die Ziegen zu ihm tragen.
O, liebe Doris, sage mir:
Wie lieb' ich dich genug, wie dank ich dir?

Doris.

Schweig, Kind! — Zwo Ziegen waren vorher dein;
Jetzt sollen, dich und deinen Vater zu erfreun,
Drei Mütter und drei Lämmer euer seyn.

Damöt.

O Himmel! — O ich muß des Todes seyn
Vor Freuden! Doris, liebe Doris, nein!
Das ist zu viel!

Doris.

Komm, komm und hole nun
Aus meiner Heerde deine Ziegen.

O Menschen, giebt's ein grösseres Vergnügen,
Als andern Menschen wohlzuthun?

Aus dem niedersächsischen Wochenblatte für Kinder.

Bruder und Schwester, am Geburtstage ihrer Mutter.

Bruder.

Hüpfend bring ich einen Blumenkranz
Und ein Herz voll Freude dir entgegen;
Nimm's für deinen mütterlichen Segen,
Beßte, nimm es ganz.
Lieb' und Dank ist alles, was ich habe;
Und dies alles bring ich jetzt zur Gabe,
Und mein Mütterchen verschmäht es nicht.
Dich zu lieben — o der süßen Pflicht!
Unter allen Freuden wünsch' ich diese mir allein,
Stets dein liebes, frommes Kind zu seyn.

Schwester.

Jenes Pflänzchen hab' ich lange schon gepflegt,
Bis es endlich süße Früchte trägt.
Diese Früchte giebt es mir
Zur Belohnung nun dafür.
Wäre doch auch meine Blüthe schon,
Deiner sanften Pflege Lohn!
Ach! die beßte Mutter sieht

Nur ihr Knöspchen noch nicht aufgeblüht.
Aber, wenn wir wieder diesen Tag begehn,
O dann soll's in voller Blüthe stehn,
Dir, du beßte Mutter, gleich,
Und, wie du, an jeder schönen Tugend reich!

Aus dem niedersächsischen Wochenblatte für Kinder.

Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seyd, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzähl ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sey, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Mera, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige, oder beissige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt: so ließ sie das Gesicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beissen.

Wurd' ihr etwas befohlen, was sie nicht gerne that; oder wurd' ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thüre heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder von neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weinachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng.

Die Mutter gebot ihr zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedekt sahe. Sie konnte kein Wort sprechen.

„Triff näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dies alles soll.„

Meta trat näher und laß auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder und sagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ists?„ — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen.„

Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter; laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.„

Meta las: für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt

und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch! halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

"Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jezt vorgenommen hast."

"Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll."

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: "hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel dazu; brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen."

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne das Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter und fragte mit halberstikter Stimme: "Darf ich jezt, liebe Mutter?" — "Du darfst mein Kind," antwortete die entzükte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. "Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?"

"Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann so hab ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden."

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sa-

chen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsaz und Gebeth auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war.

Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beispiel zu folgen, um auch so gut und liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welch Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen? E. K.

Mailied.

O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!
Gras und Blumen wachsen:
Bäume haben Blätter;
Sanfte Winde wehen;
Heerden gehn und weiden;
Junge Lämmer blöken;
O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!

Sehet hier die Wiese!
Tausend grüne Spitzen,
Und an allen Spitzen
Hangen Tröpfchen Thau.
Wie die Schlüsselblumen
Hier beisammen stehn!

Wie die Blätter rauschen!
Und dort im Gebüsche
Singt die Nachtigal.

Rund umher ist Freude,
Freude dort am Hügel,
Und im Thale Freude;
Freud' ist in Gebüschen,
Freud' auf jedem Baume;
Alles lebt und fühlet.
O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!

Franz und Fritz.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mich deucht in Ammelharen;
Die hatten jeder einen Sohn,
Fast beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, inniglich
Und spielten schon zusammen.

Fritz glühte froh, wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrod,
Kam Fritzchen ihm gesprungen.

Die Väter sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudenthränen flossen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr, als sie,
Denn einer half dem andern.

Einst wollte Frizchens Vater weit,
Wer weiß wohin? verreisen.
Friz, sprach der Vater, willst du heut
Mit deinem Fränzchen speisen?

Ach ja, Papa! sprach unser Friz;
Und kaum war der im Wagen:
So lief der Kleine, wie der Blitz,
Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
Gieng mit nach Frizchens Hause.
Sie saßen, wie die Prinzen, da
Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sahe Friz die Kammerthür
(Sonst zu) izt offen stehen.
Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
Papa's Gewehre sehen?

Sie schlichen alsobald hinein!
Sieh, sagte Friz, die Vielen!
Das sollten rechte Flinten seyn,
Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! Nimm die braune da!
Ich bleib' hier bei der rothen.
Ach Frizchen? — sagte Franz, Papa
Hat's aber doch verboten!

"Ei was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen? „
Franz nahm sie hin, sie giengen fort,
Und spielten straks Soldaten.

Franz stand voll Trotz, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paf! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin
Den Strohm des Bluts zu stillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach, ich bin —
Sag' doch um Gottes Willen! —

Franz sah ihn an mit Todesqual,
Als wollt' er ihm vergeben;
Drückt ihm die Hand, schnapt noch einmal,
Zum letztenmal nach Leben!

Fritz schri', als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
Drauf stürzt' er todt bei Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
Ins Thor; und hört die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb gerührt vom Schlage.

Göckingk.

Als Lieschen sich von ihrer Mutter scheiden mußte.

Da bin ich überm Wasser und Mütterchen ist jenseits. Es gieng schwer ab, wie wir Abschied nahmen; und nun ists mir noch schwerer, da du jenseit des Wassers bist; am schwersten wird's seyn, wenn ich dich nicht mehr sehen kann, o du liebe, liebe Mutter! —

Noch — noch — noch — sieh doch — sieh doch nur noch einen Augenblick! — Weg ist sie, und ich? —

O gutes Mütterchen, ich bin in der weiten, lang und breiten Welt; erst bei dir, nun ohne dich in der weiten, weiten Welt!

Nun hör' ich dich nicht mehr beten, nun seh ich dich nicht mehr weinen. Nun rufst du nicht mehr Lieschen! wenn der Tisch raucht; Lieschen! wenn du reife Beeren findest; Lieschen! wenn du eine Quelle am schwülen Mittage entdeckest, die von der Sonne nicht gefunden war. Ich armes Lieschen!

Dies Wellchen kommt von mir, liebes Mütterchen, und bringt ein Thränchen mit von mir — von mir! Sieh es an, es wallt zu dir, sey ihm gut, dem Wellchen, es kommt von mir.

Da bin ich arme Waise! allein! ganz allein! Mütterchen weg! alles weg! alles!

Das Sternchen dort oben — wie es mich anblitzt! Willkommen! dich hab' ich auch in unserm Dörfchen gesehn; du sollst Muttersternchen heissen.

Ewig sollst du, ewig Mütterchen heissen, so lang ich sehen kann, soll es Mütterchen heissen.

Nenn' auch du ein Sternchen; dies Sternchen eine Spanlang vom Mond, Lieschen nenn' es, Töchterchen, o du gute Mutter jenseit des Flusses!

Gottlob! wie der ein Bekannter, der Kukuk, und eine gute Freundinn, die Nachtigal. Mütterchen, leb' wohl jenseit des Wassers!

Dich hab' ich nicht, kein Mütterchen hab' ich; doch bin ich nicht mehr in der Fremde. Ich hab' ein Sternchen dort oben, den Nachbar Kukuk, die liebe Freundin, die allerliebste Nachti-

gal, und o! — was klag ich? — ich habe ihn, ihn, der das Sternchen, den Kukuk, die Nachtigal, der mich, dein Lieschen, der dich, mein Mütterchen, schuf.

Leb' wohl, du gute Mutter! Wir sehen uns wieder, wo nicht jenseit des Flusses, doch jenseit des Sternchen, bei dem, der mich, dein Lieschen, der dich, mein Mütterchen schuf.

Aus den Lebensläufen in aufsteigender Linie.

Friz und seine Mutter.

Gelaufen kommt Friz und erzählt
Mit Lächeln seiner Mutter:
"Ich geh da draussen an den Garakenzun;
Da sitzt am Pfahl im Kraute
Der Wittwe kleiner Hanns,
Die an der Kirchhofsmauer dort
In einem schwarzen Kasten schläft.
Er saß und weinte sehr.„

Mutter.

Ihn wird gehungert haben?

Friz.

Ach ja! er klagte laut;
Mich hungert, hungert gar zu sehr!
Ich hab' ihn tüchtig ausgelacht.

Mutter.

O Gott! Mein Kind, darüber kannst du lachen?

Friz.

Ja, warum sitzt er da und weint?
Läßt das nicht gar zu kindisch;
Er könnte a zu uns nur kommen
Und essen; denn wir haben ja
Noch Brod und Butter gnug.

Mutter.

Das wars, warum du lachtest? — Komm,
In meine Arme, guter Junge! —
Nun lauf und sag ihm, daß er komme,
Der arme Knabe mag wohl denken,
Wir wollten ihm nichts geben.

Friz.

Nichts geben? Hm! —

Und Friz lief an den Zaun.

Brückner

Enthaltsamkeit.

„Was heißt Enthaltsamkeit?„ fragte der kleine wißbegierige Hanns seinen Vater, da er ihn dies Wort bei einer gewissen Gelegenheit aussprechen hörte.

Dem Vater war diese Frage sehr willkommen; denn so gut sein lieber Hanns auch war: so hatte er doch den Fehler an sich, daß er immer sehr unzufrieden war, und weinte, so oft er irgend etwas entbehren mußte, das ihm lieb war.

Und doch ist es nun einmal so in der Welt, daß wir oft etwas wünschen, und es doch nicht kriegen, oft etwas Angenehmes besitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird.

Es ist daher sehr nothig, daß wir von Jugend auf uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete also:

"Enthaltsamkeit, mein Sohn, ist, wenn du in der heutigen Freistunde dein liebes Schaukelpferd mit keinem Fuße besteigest.„

"O warum denn? fragte traurig der Kleine; du hast es mir doch selbst gegeben, Vater!„

„Das hab' ich, antwortete der Vater; auch verbiete ich dir nicht, es zu brauchen; es soll vielmehr dir selbst überlassen seyn, ob du es thun willst oder nicht.„

Hanns hatte nämlich das Pferd erst gestern gekriegt, und es war ihm so lieb, daß er jeden müßigen Augenblick, so gar beim Essen abbrach, um sich darauf zu setzen.

Hanns. Aber wozu soll mir das nützen?

Vater. Dazu, daß du dich übest so viel Gewalt über dich selbst zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, so bald es seyn muß.

Hanns. Aber dies muß ja nicht seyn.

Vater. Freilich nicht; aber wenn etwas erst seyn muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

Hanns schwieg und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte etwas von dem, was der Vater sagte, aber nicht Alles.

Vater. Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es sey, wenn man sich gewöhnt, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen?

Hanns. O ja, Vater!

Vater. Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert. Er wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer darnach sehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah.

Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er meinte, das hätte so lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könnte, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich

Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerk gar nichts vorfiel.

Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinnen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war,

Seine Begierde war unterdes immer stärker geworden; und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen.

Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkauft' er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: so — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar fürs erste entflohn; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter wurde von den Wellen verschlungen.

"O das ist schrecklich!" sagte seufzend Hanns.

"Ja wohl schrecklich, antwortete der Vater; und kam doch von nichts anders her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu genießen. — Merkst du nun, mein Lieber, warum ich dir den Versuch riekh, heute nicht auf dein Pferd zu steigen?"

Hanns. O ja, Vater, ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage

so machen in der einen Freistunde, bis ich es thun und lassen kann, so oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen herzhaften Entschluß. Noch mehr aber freut' er sich, da er sahe, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem ward es nachher bei allen andern Sachen eben so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen, und das bewahrte ihn vor manchen Kummer.

Wohl dem Kinde, das seinem Beispiele frühzeitig nachahmt! E. K.

Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug darnach;
Doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemach!
Sieh! ich sitz' an sichern Orte?
Glaube mir, du trifst mich nicht!
Endlich giebt er gute Worte;
Und die kleine Wespe spricht:
Sanftmuth findet stets Gehör;
Sieh nun stech' ich dich nicht mehr.

Gleim

Wiegenlied.

Schlumre, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Bäumen nichts,

Liebchen, schlumre! werde groß.
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt;
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind!
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Bäum und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlumre, wachs heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigal.

Unterm Nachtigallenlied
Kömmt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich,
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: — Gott ist hier! —

Jacobi.

Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und mahlt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Wie sehr man Ursach hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu seyn.

Ach, warum ist es doch so brennend heiß! sagte Mariane, zu ihrer Mutter, und trocknete den Schweiß von der triefenden Stirn und von den glühenden Wangen. — (Es war einer der heissesten Erntetage) Fast kann ich nicht mehr athmen. —

„Warum es so heiß ist, mein Kind, kann ich dir in einigen Wochen besser sagen, als izt, sprach die Mutter; izt will ich dich blos erinnern, daß es Gott ist, der's so heiß werden läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut oder geschehen läßt, das uns nicht gut wäre.„

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört.

Auch bemühete sie sich die Beschwerden der Hitze, die noch eine Zeitlang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen.

Der Monat August floh dahin, und mit ihm die Hitze.

Die kühleren Lüfte des Septembers und der mildere Sonnenschein lokte Marianen täglich in den Garten

Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Erndte.

Mariane bewunderte die reitzende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsichen, und über die Süßigkeit ihres Geschmaks gieng nichts. Der Honig selbst dünkte ihr nicht süßer.

Ach! Mutter, wie so herrliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er seyn! Wie lieb muß er uns haben! —

Ja mein Kind; aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte.

Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reitzende Farbe und den herrlichen Geschmak.

Gewöhne dich, mein Kind, mit allem, was er thut, zufrieden zu seyn; denn immer wirst du, es sey früh oder spät, erfahren, daß ers gut mit uns meinte.

Von der Eichel und dem Kürbis.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand

Alle Dinge. Sieh umher,
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! — und meistert Gott in ihr!
Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann;
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Manchen Kürbis gelb und weiß,
Reih an Reih in gleichem Raum
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch am starken Eichenbaum.
Also denkend geht er fort;
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche; lagert sich
Lange lange in ihren Schatten,
Und schläft ein.
Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber, als er schläft, entsteht
Schnell ein Sausen. Starke Aeste,
Schütteln Blätter, Zweig und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase.

Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Bluket, und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:
O wie thörigt war ich nicht,
Da ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbis, tragen sollte.
Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm sehr dumm hab' ich gedacht!
Gott hat alles wohl gemacht.

Gleim.

Gespräch.

Minna und Lina.

Minna.

Die lieben Weihnachten, die hab ich doch recht lieb; denn da kriegt man so schöne Sachen.

Lina. Ich auch, Minna, ich habe sie auch lieb, und kann die Zeit kaum erwarten. Alle Nächte träumt mir davon.

Minna. Weißt du noch wohl, wie vorm Jahre der große Saal ganz erleuchtet war von unsern brennenden Bäumen, und wie wir über alle die schönen Sachen ganz erstaunt stunden, und nicht wußten, was wir vor Freude sagen und thun sollten?

Lina. Ja, und weißt du noch wohl, wie Vater und Mutter da um uns herum waren, und ihre Herzensfreud an uns hatten, und sich an unserm Gelärm und Gewühl nicht satt sehen und hören konnten? — Ach! Minna, das Ge-

ben muß doch recht was herrliches seyn! Noch niemals hab' ich sie vergnügter gesehen, als den Abend, da wir alle vor Lust in die Hände klopften, und um unsre schönen Bäume einen Reihentanz machten.

Minna. Ja, und wie hernach in der andern Stube für die Leute beschеert ward, und die Mutter dann mit ihrer süßen Freundlichkeit rief: Kommt, Kinder, und nehmt eure kleinen Geschenke so froh, als ich sie gebe; und wie da ihre Augen von Freude glänzten!

Lina. Weißt du was, Minna? Wir sind wohl nur noch klein, und haben nur wenig; aber die Freude zu Geben könnten wir uns doch auch wohl machen. In 8 Tagen ist Weihnachten — und wir haben ja Geld in unsern Sparbüchsen. — —

Minna. Ja ja! ich hab einen ganzen Thaler! Aber sag, wie wollen wirs damit machen.

Lina. Du weißt doch, daß morgen der Markt angeht. Nun wollen wir früh aufstehn und arbeiten und lernen, daß wir Nachmittag auf den Markt gehen dürfen. Ich habe zwei Gulden. Laß uns jeder die Hälfte vom unserm Gelde nehmen, und so viel schöne Sachen dafür kaufen, als wir kriegen können. Die heben wir denn auf, und am Weihnachtsabend bitten wir Mama, daß sie Marie mit uns gehen läßt, und denn wollen wir sie unter des armen Tagelöhners Albrechts Kinder vertheilen.

Minna. Auch die Kinder unsrer armen Seideln müssen etwas davon haben.

Lina. Freilich! die hätt' ich bald gar vergessen. Ach wie werden sie springen! Das ist ihnen gewiß noch nicht wiederfahren. —

Minna. Wohl noch nicht. Und wir sinds, denk nur, wir sinds, die ihnen diese Freude ma-

chen. — O laß dich küssen, du Herzensschwester! — Wenns doch erst Weihnachten wäre'

Lina. Aber mir fällt was ein ———— ?

Minna. Nun was denn? ich bitte dich. Es ist dir doch nicht wieder leid? —— Denn ausgeben dürfen wir ja das Geld, wofür wir wollen, gewiß wir dürfen.

Lina. Ja, das weiß ich auch; aber—

Minna. Aber was denn?

Lina. Das Geld, was wir in unsern Sparbüchsen haben, ist uns von unsern lieben Eltern gegeben worden. Wenn wir nun das den armen Kindern wieder schenken, ja, so sind wir's ja eigentlich nicht, die es ihnen geben. Unsere Eltern sind's!

Minna. Ja, das ist wohl wahr; aber wir haben doch nun kein ander Geld, als dies!

Lina. Hör, liebe Minna, weißt du was? Ich habe nun schon lange recht fleißig stricken gelernt; und du verstehst ja auch schon ein bischen davon.

Minna. Ja, aber wie viel?

Lina. Du kannst doch wenigstens schon ein Paar Strumpfbänder stricken; ich arbeite schon seit 14 Tagen an einem Paar Strümpfen für unsern lieben Vater. Nun laß uns machen, was wir nur können, daß wir unsere Arbeiten noch vor Weihnachten fertig kriegen, du deine Strumpfbänder und ich meine Strümpfe.

Minna. Warum?

Lina. J, die wollen wir denn dem Vater bringen, der soll sie uns abkaufen; o und der wird uns gewiß noch dreimal so viel dafür geben, als sie werth sind, das weiß ich ganz gewiß.

Minna. Ja, aber der Markt ist schon morgen; und diesen Abend können wir doch das nicht mehr machen?

Lina. Das brauchl's auch nicht! Wir wollen das Geld, was mir morgen zum Einkauf nöthig haben, aus unsern Sparbüchsen borgen, und nachher eben so viel wieder hinein legen. Denn können wir uns doch mit Wahrheit sagen, daß wir den armen Kindern eine Freude gemacht haben!

Minna. O das ist schön! das ist herrlich! Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina, Was wir doch für glückliche Kinder sind, daß wir nun schon etwas zu verdienen wissen, wofür wir uns eine solche Freude machen können!

Minna (hüpfend.) O wenn's doch erst Weihnachten wäre!

Lina. Nur noch acht Tage, Schwesterchen, und morgen gehn wir zu Markte.

Das schlaflose Kind.

Mutter.

Was wälzest du dich denn im Bette?
Kannst du nicht schlafen, Kind?

Kind.

Ach nein!

Mutter

Was fehlt dir denn?

Kind.

Mich hungert so;

Mutter.

Wie kann dich hungern, Kind? Ich gab dir ja
Kurz vor dem Schlafengehn zu essen.

Kind.

Ach, liebste Mutter, sey nicht böse:
Da kam ein armes Kind vor's Haus
Und betete; das hörte keiner.
Da gab ich ihm mein Butterbrod,
Und sagt', es sollte fleißig bethen,
So gäb' ihm unser Herr Gott mehr.
Da freute sich das arme Mädchen,
Und sagte dreimal: Gottes Lohn!

Mutter.

Mein Herzenskind, das Allerbeste,
Was ich nur habe, geb ich dir;
Und wolltest du mir das nicht sagen?

Kind.

Vor Freuden dacht' ich nicht daran,
Daß ich selbst nichts gegessen hatte.

Mutter.

Nun weißt du denn doch, wie das thut,
Wenn arme Kinder ungegessen
Zu Bette gehn.

Kind.

Ach, liebe Mutter,
Heb' alle Tage ja was auf.
Für arme Kinder, wenn sie kommen!
Das Hungern, ach! thut gar zu weh;

Brückner.

Von der Verträglichkeit.

Emilie, Charlotte, Karoline und Sophie hatten eine Lehrerinn, die sie, wo das möglich ist, mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte.

Ich will sie Theone heissen, den ihren gewöhnlichen Namen darf ich nicht nennen.

Ihr eifrigster Wunsch war, daß ihre Zöglinge gut, das heißt, glücklich würden, durch gegenseitige Liebe sich die Freuden ihrer Jugend versüßten, und jedes Vergnügen ungestört genässen.

Mit unbeschreiblicher Freude sah sie den guten Erfolg ihrer Lehren und ihres Beispiels.

Aus allem, was sie that, sprach sichtbarliche Liebe; sie mochte nun belohnen, verzeihen oder strafen.

Ihre Kleinen fingen an die glücklichsten Kinder zu werden. Sie übersahen einander ihre Fehler, vergaben sich gern die kleinen Beleidigungen, theilten jede Freude, und wollten nicht ohne einander leben.

Aber wie leicht vergessen Kinder die Mittel zu ihrem Glücke, wenn sie sie auch schon kennen, und welche Wohlthat ist es für sie, immer in guter Aufsicht zu stehen!

Theone mußte von ihren Kindern auf einige Zeit abwesend seyn; sie hatte eine nothwendige Reise zu thun. Doch beschleunigte sie die Rückkehr, so sehr sie konnte.

Kaum war ein Monat verflossen, so flog sie ihren Lieblingen wieder zu.

Sie ward von ihnen mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen empfangen.

Aber ach! welche Veränderungen bemerkte sie bald an den Kleinen!

Eine foderte mit Ungestüm etwas von der Andern; diese weigerte sich trotzig, es zu thun; daraus entstanden verdrüsliche Reden, und alle Freuden des Spiels und der Arbeit waren dahin.

Alle Augenblicke kam eine der andern in den Weg; keiner gefiel's da, wo's der andern gefiel.

Wollte eine in dem Garten spielen, so bestand die andere darauf, in der Stube, und die

Drike vor der Thür zu bleiben. Diese Unart nahm täglich zu.

Eines Tages, da sie einander alle Gefälligkeit versagten, und sich so gar durch häßliche Gebärden zu kränken suchten, ward Theone so betrübt, daß eine Thräne nach der andern ihren Augen entrann.

Sie schwieg und gieng weg in ihr Zimmer.

Hier dachte sie ernsthaft darauf, den kleinen Unglücklichen die Freuden der Eintracht und gegenseitigen Liebe wieder zu geben,

Als sie wieder kam, liefen sie alle mürrisch und misvergnügt zu ihr, und klagten, daß sie durchaus nicht mehr vergnügt seyn könnten. Jede beschwerte sich über die Andere, daß sie schuld sey, und dann drangen sie in die Lehrerinn, sie, die ja immer gewußt ihnen Freude zu machen, möchte es doch auch diesmal thun,

Theone that einen ernsten Blick auf sie alle, und sagte: Ich gebiete von itzt an, daß keine die Andere in ihrem Spiele stört, und damit dies ja nicht geschehe, so soll eine jede ihren eignen Platz in diesem Zimmer besitzen, wo sie ihr Spiel allein nach all ihrem Wohlgefallen treiben kann.

Auch vergönne ich euch, damit ihr dieser Freiheit recht genießen möget, den ganzen Nachmittag zum Spielen.

Mit dieser Entscheidung höchst zufrieden, nahm eine jede den ihr angewiesnen Platz im Zimmer ein, und jede fing nun ihr besondres Spiel für sich an.

Die keine Wilhelmine erzählte ihrer Puppe Geschichtchen; aber die konnt' ihr nichts antworten, und ihr nichts wieder erzählen, und die Andern spielten für sich. —

Charlotte warf den Ball; aber niemand freute sich über ihre Geschicklichkeit im Fangen, und niemand war, der ihr nacheiferte, denn die Andern spielten für sich. —

Sophie wollte sich an ihrem Lieblingszeitvertreibe, dem Fragspiel erholen; aber wen sollte sie fragen? Die Andern spielten für sich. —

Emilie, die kleine häusliche, wollt' ein kleines Gastmahl machen von den Aepfeln und Birnen, die sie heute bekommen; aber wen konnte sie einladen? Die Andern spielten für sich. —

Und so wars mit allen Spielen. Keins wollte gehen. Da liefen sie alle zu Theonen, und baten sie mit Thränen, sie doch ein Mittel zu lehren, wie sie wieder froh würden.

Ich weiß nur eins, meine Kinder, sagte sie traurig, das ihr sonst auch wußtet. Ihr habt es vergessen; doch wenn ihr wollt, will ichs euch wieder lehren.

O, wir wollen von Herzen! riefen sie alle, und waren begierig, das erste Wort aus ihrem Munde zu vernehmen.

Es ist Verträgsamkeit, ist Schwesterliebe! O meine Kinder! wie unglücklich habt ihr euch und mich gemacht, seit ihr sie vergessen?

Sie schwieg, und eine zärtliche Thräne rollte ihr vom Gesichte.

Da standen die Kleinen alle vor Schaam bestürzt und verstummt vor ihr! — dann fielen sie sich in die Arme, und versprachen, sich wieder so lieb, als vormals zu haben.

Sie habens gehalten. Nie waren sie wieder eigensinnig und zänkisch: denn nun kannten sie die Folgen des Eigensinns und der Zanksucht.

Theone selbst hat mir dies erzählt, und versichert, daß aus ihren Zöglingen, die jetzt

liebenswerthe Mädchen sind, ein gar glückliches Völkchen geworden sey.

Luischen.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben;
Und alle Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Eltern gaben.

Einst lermte sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke;
Schri', wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und sprang auf Tisch und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid,
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon zehn Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief
Frisch einen Trunk zu wagen.
Ihr Bruder Karl schlich nach und rief:
Halt ein! sonst muß ich's sagen.

Luischen droht' ihm, nahm das Glas
Und trank's mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl sagst du was,
Gewiß, so sollst du's kriegen!

Karl schwieg und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen:
Und damit lief er weg von ihr
Noch brav herum zu springen.

Er platzt am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer:

Ach, wie erschrack er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen.
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Karl lief in Garten, schrie und rang
Die Haut sich von den Händen,
Sah himmelwärts und schluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indes rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter waren.
Da half kein Bitten und kein Dräun',
Sie ließ den Löffel fahren.

Und schri': Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen! —
Doch, sagte freundlich die Mama:
Versuchs! Mußt dich nur zwingen!

Ja! — sprach der Doktor, — liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was halfs? Luischen schlugs in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward leider nur zu bald,
Was hier der Doktor sagte:
Luischen lag schon starr und kalt,
Noch eh es wieder tagte.

Karl sah sie, schri' erschröcklich! ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder;
Er fiel, weg war sein Athem da,
Und kam auch niemals wieder.

Man legte beid' in einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,

Man heuk zu Tage noch in Warg,
Nicht weit von Leipzig, weiset.

Göckingk.

Zwei Knaben.

Zwei Knaben giengen einsmals in einem Garten spatzieren. Der Gärtner gab ihnen die Warnung: sie möchten ja den Bienenstöcken nicht zu nahe kommen; sonst würden sie gestochen werden.

Mich hat noch niemals eine Biene gestochen, sagte der eine Knabe, und gieng dreist hinzu. Aber ehe er sich's versah, bekam er einen Stich, der ihn nicht wenig schmerzte.

So ward er durch Schaden klug; der Andere hingegen war es durch Belehrung geworden. Welcher von beiden mag wohl der Verständigste gewesen seyn?

Aus dem angenehm. Zeitvertreibe rc. einer Ungenannten.

Der Geburtstag.

Uebermorgen schon ist Bruder Heinrichs Geburtstag, sagte die kleine Friederike, und ich weiß noch nicht, liebe Mutter, womit ich ihm wohl eine Freude mache?

Könntest du mir nicht etwas geben, das ich ihm schenke?

„Das könnt' ich wohl; aber ich kanns ihm ja auch eben so gut selbst geben. Meinst du nicht daß mir das Schenken auch Freude macht?„

„Und sieh nur, wenn ich's dir erst gebe, was du ihm schenken willst, so hab ich's ja doch geschenkt, und nicht du, mein Kind!„

Ja, das ist wohl wahr, liebste Mutter, aber ich möcht ihm doch gar zu gern etwas schenken.

„Nun gut, Friederikchen, laß sehen, was hast du denn wohl? — Dein Mirthenbäumchen?„

Ach, das hab ich gar zu lieb! sagte Friederike mit einem Seufzer.

„Dein Lämmchen?„

O Mutter, das möcht ich gar zu gern behalten!

„Dein Paar Lachtäubchen?„

Von allem, liebe Mutter, sind mir die das Liebste.

„Und warum wolltest du sie deinem Bruder nicht schenken? Eben das, was man werth hält, schenkt man denen, die man lieb hat.„

„Deine Börse mit den seltenen Goldstücken, die du von der Tante neulich bekamst, wäre für ihn eben kein sonderlich Geschenk, weil du sie nicht brauchen kannst, und also auch nicht liebst, und weil auch er sie nicht brauchen kann.„

„Aber das heißt wirklich geben, wenn man das gern und mit Freundlichkeit giebt, was uns selbst und den, der's bekommt, wirkliche Freude macht.„

Aber, liebe Mutter, muß ich denn Bruder Heinrich alles geben, was ich lieb habe?

„Nein, mein Kind, du kannst geben, was und so viel du willst„

Friederike besann sich einige Minuten, und dann — Ja, meine Täubchen, ja meine lieben freundlichen Täubchen soll er haben, und

die schönsten Blumen aus meinem Garten pflük ich ihm zum Strausse. —

Die Mutter sagte, indem sie sie umarmte: da wirst du ihm und mir viel Freude machen.

Auch mir selbst, rief Friederike mit vieler Lebhaftigkeit; schon izt freu ich mich herzlich. —

"Und übermorgen sollst du dich noch mehr freuen; denn du sollst ihn und seine liebsten Gespielen in deinen Garten bitten, und sie da mit frischer Milch und mit schönen Früchten bewirthen.

Friederike küßte der Mutter dankbar die Hand, tanzte vor Freuden rund um sie herum, und rief zu wiederholten malen: o wenn's doch erst Uebermorgen wäre!

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brod,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stund, und: Gott! ach Gott!
Seufzt er dabei.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder:
„Nehmt es doch,
Sprach es, ich bitt' euch, ich will noch
Wohl warten, Vater; weint nur nicht!„
Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: ich schneide noch ein Stück:
Behalt' es, Kind!
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.

Doch wie erschrickt er; — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brod.
„Ach, was ist das!
Sagt er erschrocken; „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen: ich will gehn,
Der Becker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,
Das aus dem lieben Brode fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indes
Dabei; ich will geschwinde gehn.
Er geht. Des Kindes Augen sehn
Ganz staar die blanken Thaler an;
Allein es rühret nicht daran.
Der Becker kommt; sieht sie, und spricht:
„Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein, glaubt es mir.“
„Doch, wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brod, das ihr geholt,
War nicht von mir! ihr aber sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Auch nicht erfahren.“
„Dieses wißt,
Daß gestern Abend einer kam,
Der mir das Brod gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brod holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt' er; ja, das ist gewiß!“
„Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seyd ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz.“
Der arme Mann erstaunet ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brod,
Und seufzt', und sagte nur: „ach Gott!“

Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sprach:
„Den Mann, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach lebte doch
(Er weint) nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!“
Das Söhnchen spricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

Gleim.

Die aufrichtigen Kinder.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem schönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein in dem Garten zu spielen. — (Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freiheit erworben.)

Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen.

Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum erstenmale trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren: sie wollte sie dem Vater, der verreist war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil sie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war: so sagte sie diesmal der Pfirsichen wegen nichts.

Als die Kleinen genug gespielt, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben herunter gefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte darnach, aß eine, und gab Hannchen, die andere, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Hannchen ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen, nun wird unsre gute Mutter unwillig auf uns werden, was wollen wir machen?

Wilhelm. I, sie weiß es ja nicht!

Hannchen. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm. Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hannchen. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie's ja aus Liebe, und wir werden's dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen.

Wilhelm. Du hast Recht, liebes Hannchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen. Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie's erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder heißt und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm. Ach, Hannchen, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich beide, und giengen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen; straf uns nur, wie wir's verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern, weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Siehe diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus

O Mutter höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh — —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — Ach Mutter, hilf! o Weh!
Sie würgt mich — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hilfe nicht zu hoffen.

Willamov.

Die Klätscherinn.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte.

Erfuhr es also etwas, welches man geheim halten wollte, so brannte es ihm auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle

seine Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimste dabei war, daß es auch alles das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten, wiedererzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabei großes Unrecht thun, manchen bittern Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klätscherinn wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerlei Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, sie zu fliehen? sie zu verabscheuen? — Man that dies durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundinn, ja nicht einmal eine Gesellschafterinn mehr.

Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verleugnen: und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt.

Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sahe ihn ein, und wollte sich davon bessern.

Aber wehe demjenigen, dem eine Unugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, sehr schwer, sich jemals ganz davon los zu machen.

Jungfer Schnikschnak, (so hieß dies unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jezt war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattinn zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klätscherinn zu seyn, das wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

" So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden! C.

Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn aufs nächste Dorf, wo etwa Kirchmeß war,
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.

Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam, Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmal bat er nicht den Vater abzusteigen,
Und ihm bald das, bald jenes recht zu zeigen.

Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pirenäen; *)
Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Budelhund daher.

*) Große Gebirge, die zwischen Spanien und Frankreich liegen.

„Was ist das? „sprach das Kind, das nie mit
Fragen ruhte.
Ach! — rief im Scherz der Vater — Sohn!
ein Bär! ein Bär!
Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes seyn.
Gut, sprach das Kind, wir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befrein.
O welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Michaelis.

Es ist nicht gut, ungehorsam zu seyn.

Vier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden geendigt waren, mit einander im Garten.

Ihre Lehrerinn, die ihre Freundinn war, und sie immer begleitete, war auch diesmal bei ihnen.

Es war eben um die Zeit, da das Obst anfing zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunter fiel, so kamen die Kleinen, fragten, ob es reif sey, und baten um Erlaubniß, es zu essen.

Ein kleines Geschäft nöthigte die Lehrerinn, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen.

"Esset ja, so lang ich weg bin, kein Obst, lieben Kinder, und leset euch keins auf!„ Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu seyn.

Indem die Kinder unter einem Baume da saßen und spielten, fiel eine schöne Birne vor ihnen zur Erde.

Ihrer Gewohnheit nach wollten alle darnach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerinn verboten habe, und daß es unrecht wäre, wenn sie es thäten.

Nur die kleine Rosette, (die Jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen; sie lief hin, langte nach der Birne, und sagte zu ihren Schwestern: "ich werde sie mir gut schmecken lassen, siehts doch Mamsell nicht."

Indem sie das sagte, kam die Lehrerinn den Gang herunter. Die kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich nach ihrem Gehorsam.

Die drei ältern versicherten sie davon mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtseyn der Unschuld allemal giebt; Rosette aber verstummte.

Gut, sagte die Lehrerinn, euch dreien gebe ich die Erlaubniß, euch von der Hecke dort Himbeeren, Kirschen und Stachelbeeren zu pflücken, denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts unreifes oder verbotenes esset. Ich werde nach der Lindenlaube dort gehen.

Du, Rosette, kannst nicht Theil an dem Vergnügen der Andern nehmen; denn du möchtest, weil ichs nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich ungesund essen; und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte.

Rosetten schmerzte die Folge ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine sehr glückliche Wirkung.

Sie ward nämlich dadurch zum Nachdenken geleitet, sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Feh-

ler ausseßt, und nahm sich fest vor, ihn von Stund an abzulegen.

Sie thats und genoß nun, wie ihre übrigen Geschwister, der ganzen Liebe aller derer, die sie kannten, und konnte an allen kleinen Freiheiten, die man jenen verstattete, ohne weitere Gefahr, Theil nehmen.

Der Bauerknabe.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht?
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Das hätt' ich nie gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
Darf nicht aus Hunger schrein;
Konfekt ißt es und Zuckerbrod,
Und trinkt Kaffe und Wein.

Und ich und Hannchen sind gesund,
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund,
Als Käs' und Butterbrod.

Und Milch und Wasser trinken wir
Bei immer frohem Sinn.
Du lieber Gott, wie dank ich's dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Willst du froh beim Spiele seyn, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße.

Ich möchte heut wohl spielen, liebe Mutter, sagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte sey dir gewährt, sagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern etwas abschlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all ihr Spielzeug zu holen.

Sie brachte es; aber nun war sie allein: denn ihre Geschwister waren alle bis zu ihren Spielstunden beschäftiget. (Es war kein Festtag.)

Sie bediente sich anfangs ihrer Freiheit so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiele nahm nach und nach ab.

Jezt hatte sie all' ihre Spiele für sich wiederholt, und wußte keins mehr. Das Spiel fing an, ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte ausser dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abschlagen, so ungern sie es auch that.

Mißmüthig saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammen kamen.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr währte, und wie sehnlich sie sie erwartet hätte.

Diese empfingen sie freundlich, und fingen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefällige Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuem, dies wäre ihr alles so alt, und sie wüßte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einan-

der beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von 11 Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

"Höre, Lauretchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen ist. — Du selber bist es; denn wir alle sind ja, wie du siehst, froh genug; ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt, als du.„

"Aber wir haben gearbeitet und etwas Nützliches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß dann würde es dir auch so süß seyn, als uns.

Die Mutter, die dazu kam, und Ida sprechen gehört, versicherte Lauretten, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Der liebreiche Bruder.

Ein Vater starb, und ließ bei seinem Sterben
Drei Söhne seine Güter erben;
Sie theilten sich.

Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüsteneien.

Zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.

Der dritte hört's. Er sprach: — Ich will den Segen

Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie sollten elend seyn?
Sie? meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche?

„ Verarmte Brüder!
Kommt, theilt von neuem! „ —
Und sie theilten wieder.

Winterlied.

Jauchze, wenn der Frühling wekt
Aber gebt dem Winter
Auch sein Löbchen; denn es steckt
Wahrlich was dahinter.

Lange Täge sind wohl gut,
Doch die kurzen geben
Rasche Beine, warmes Blut,
Schmausekraft daneben.

Brüder, wenn die Schüssel blinkt,
Wenn die Tafel stuzet,
Wenn der wakre Braten winkt,
Wie wird da gepuzet!

Wie wird da das Herz so weit,
Und so weit der Magen!
Und wie läuft die liebe Zeit!
Es ist nicht zu sagen!

Seht, im Sommer hängt das Linn
Müd und matt herunter.
Winterluft macht Herz und Sinn
Herzlich wach und munter.

Hinterm

Hinterm Ofen sitzt und hekt
Schelmerey die Streiche;
Pößchen dahlt und Muthwill nekt,
Kurzweil strengt die Bäuche.

Schaut das schöne weisse Land,
Wie's in Silber strahlet!
Und den sonniglichen Rand
Hell mit Gold bemahlet!

Stampft die schneebedekte Bahn:
Klingt sie nicht, wie Schellen?
Was kann Mai, der Sommermann,
Dem entgegen stellen?

Blumen sind, bei Ja und Nein!
Allerliebste Sachen,
Und der Sommer pflegt sich fein
Breit damit zu machen.

Doch weiß auch der Januar
Blumen aufzutreiben:
Künstlich wachsen sie so gar
An den Fensterscheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!
Was der liebe Gott uns giebt,
Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt ist, der lebt wohl;
Alle Jahreszeiten
Können uns ein Herzchen voll
Fröhlichkeit bereiten.

Overbeck.

Frizchens Morgengedanken.

Sey Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Geh hin, du Schlaf! gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur;
Sobald die Sonne kommen ist,
Vertilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wohl,
Und tränkt den armen dürren Sand,
Und macht ihn säftevoll.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er!
Die Sonn' ist zehnmal so viel werth,
Und segnet zehnmal mehr.

So bist du, Schlaf: weil's dunkel ist,
Hat jedermann dich gern,
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kommst von Gott dem Herrn.

Doch, wenn du nun gesegnet hast,
Dann mußt du wieder ziehn.
Auf immer wärst du eine Last;
Wer schliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag,
Ist unaussprechlich schön!
Auf Erden ist dann alles wach,
Und man kann um sich sehn!

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich seyn so sehr!
Wie Gott im Himmel Gutes thun,
Und frohlich seyn, wie Er!

Da scheint die Sonne denn darein,
Recht wie ein Vaterwink,
Daß sich die Kinder drob erfreun,
Und's schafft noch mal so flink!

Wie wimmelts dann auf Erden rund!
Wie wirkt so manche Hand!
Wie öfnet sich so mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! —

Ich schau, ich schau in deine Welt,
O Gott! und werde stumm.
O! wem es nicht in ihr gefällt,
Der ist doch wahrlich dumm!

Ich kleiner Knabe danke dir,
Und bin zufrieden, ich!
Und wär ichs nicht, hinweg mit mir!
Ich gieng' und schämte mich.

Ich gieng', und sähe keinen Baum
In seiner Pracht mehr an;
Ich scheute mich vor edem Baum,
Als einem wilden Mann.

Sein Wehen wär mir fürchterlich,
Als haderk' er mit mir,
Als spräch' er: „Hä, ich kenne dich!
„Entferne dich von hier!“

Obs möglich ist, daß Leute sind,
Die (sey es Gott geklagt!)
Gott meistern können! — (ach wie blind! —)
Hab' ich schon oft gedacht.

Ein trübes Wölkchen, trüber Tag,
Gewitter, Regenguß,
Und wie ichs weiter nennen mag —
Das macht euch schon Verdruß? —

Nein, lieber Gott! ich meistre nicht;
Ich nehm' es, wie du's giebst,
Seh auf dein gnädig Angesicht,
Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du in Ewigkeit
Für mich gesorget hast. —
Dies sey mein Morgenopfer heut;
Und damit Herz gefaßt!

Overbeck.

Schlimme Folgen der Unordentlichkeit.

Hanns war ein vortreflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern. Nur einen Fehler hatt' er an sich, und der bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen geladelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thrä-

nen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurück fiel.

Dafür mußt' er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büssen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind sey günstig und das Schiff zum Absegeln bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrack der Vater, da ihm Hanns in die Augen fiel, und da er den liederlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm da stand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuh herunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlten die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne litte: und dieser böse Name würd' ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hanns noch ein ander Kleid: aber unglücklicher Weise war dieses eben bei dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe, der arme Hanns hingegen, der

sich unter allen am meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und der Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

E. R.

Johannes, ein anderer Knabe, hatte eben denselben Fehler, und also auch ein ähnliches Schicksal.

Auch er war aufmerksam und fleißig, war folgsam und fromm; aber dabei so nachläßig in seinem Anzuge, daß man ihn selten ohne Widerwillen ansehen konnte.

Bald hatt' er dieses, bald jenes von seinen Kleidungsstücken beschmutzt oder zerrissen; bald dieses, bald jenes davon verloren.

Oft hatte der Vater ihm liebreich zugeredet, und ihn vor diesem Fehler gewarnet: aber er war ihm leider! auch schon zur Gewohnheit geworden.

Eines Tages, da er mit andern Kindern im Garten spielte: verlor er eine seiner Schuhschnallen.

Anstatt sich zu bemühen, sie wieder zu finden, bat er einen seiner jungen Freunde, Nikolas genannt, ihm eine von seinen Schuhschnallen zu leihen, weil dieser eben Stiefel trug.

Nikolas gab ihm die Schnalle; Johannes kehrte zurück in den Garten; und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatt' er auch diese verloren.

Er kommt abermals zu Nikolas; bittet ihn um die zweite Schnalle; und dieser, der die Gutwilligkeit selbst war, giebt sie ihm.

Es ist unglaublich zu erzählen, und doch ist es die reine Wahrheit: ehe es noch völlig Abend

war, hatte Johannes auch schon die dritte Schnalle verloren.

Am folgenden Tage erschien er in Schuhen ohne Schnallen. Ein trauriger Anblick für den Vater, der daraus sahe, daß alle seine bisherigen Ermahnungen zur Schonung und Erhaltung der Kleidungsstücke vergeblich gewesen waren.

Daß Johannes ohne Schnallen nicht aus dem Hause gehen könne, verstand sich wohl von selbst.

Er mußte sich also entschließen, den lustigen Spielen seiner Brüder und Freunde an den angenehmsten Frühlingstagen durchs Fenster zuzusehen.

Aber dies war noch nicht alles. Er hatte etwas verloren, welches nicht seyn war, und dieses mußte ersetzt werden. Aber womit?

Zum Glück hatte die Mutter ihn und die übrigen Kinder in müßigen Stunden die leichte Kunst, Schnüre zu knöpfeln, gelehrt.

Dies war die einzige Arbeit, womit Johannes etwas verdienen konnte.

Der Vater machte ihm also begreiflich, daß er so viele Schnüre verfertigen müsse, als hinreichend wären, ein Paar Schnallen dafür zu kaufen.

Dies geschahe.

Johannes knöpfelte von Morgen bis an den Abend, indes seine Gespielen bald spatzieren giengen, bald mit andern Kindern, die sie besuchten, die angenehmsten Spiele trieben.

O wie kläglich beseufzt' er da seine Unachtsamkeit, welche ihn auf einige Tage aller Vergnügungen beraubte!

Aber er hatte nun auch Zeit über sich selbst nachzudenken, und gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen.

Bis jetzt ist er diesen Vorsätzen treu geblieben, und man hat daher Ursache zu hoffen, daß auch er sich immer mehr und mehr zur Ordnung in seinen Sachen und zur Schonung seiner Kleidungsstücke gewöhnen werde.

Um sich täglich daran zu erinnern, lehrte der Vater ihn ein Lied, welches wir, unsern jungen Lesern zu Gefallen, hier gleichfalls hersetzen wollen. C.

Nothwendigkeit der Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Knabe seyn;
Der Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält:
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
Der jedermann mißfält.

Was eine Nessel wird, brennt bald,
O die Erfahrung sprichts!
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewiß ein Taugenichts!

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Knabe seyn:
Wenn ich erst groß bin, wird es mich
Gewißlich nicht gereun! Burmann.

Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth,
So oft ihm auch sein Vater rieth,

Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte;
Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt er dem Papa sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen.
Ich bin gleich ausser mir, und kann mich dann nicht fassen.

„Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten Muth.
Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg ich dir.“

Er ließ ihn lange warten;
Sehr lange. Fritzen schmerzt es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen.
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
War er doch froh, und freundlich, als ein Sohn.

„Nun, Kinder macht ein Spiel auf eurer Kegelbahn,“
Das Spiel stund Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu machen,
Das gab den andern was zu lachen,
Gleich war denn Zorn und Eifer da.

Das Spiel gieng an. Zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzen ward was rechts gehudelt,
Doch diesmal aus Respekt für den Papa
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich mit zu scherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab,
Bald scherzt er mit aus frohem Herzen.

Wie kams? fragt ihn darnach Papa,
Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen;

Aus Liebe gegen mich? Recht wohl. Nun siehst du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht.
Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater sieht?
Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?

Brückner.

Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen;„ und „sieh mal, Mutter, da thut Peter wieder dies oder das!„ So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald dies bald jenes nicht recht geschahe.

Besonders mußte ihr jüngerer Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestümm tadeln und beherrschen lassen.

Bald macht' er ihr dies, bald jenes nicht recht; vornämlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht alles, was sie verlangte, den Augenblick geschahe: gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig da stehen.

Die guten Eltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnet; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von allen geliebt würde, da hingegen ein

Mädchen, das immer seinen Willen haben wollte, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sey: aber umsonst! Sie blieb wie sie war. Alle andere Kinder fingen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen: aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihrem Eltern.

Dieser hörte eine Zeitlang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen:

"Wenn das meine Tochter wäre: so wüßt' ich wohl, was ich mit ihr thäte!„

"Und was denn?„ fragte die Mutter. "Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurbart und ließe sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte, und nicht verständigern und gesittetern Menschen, als sie ist, durch ihr ewiges Regieren zur Last fiele.„

Friederike stutzte, ward feuerroth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblick an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens, und beschloß, sich von diesem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich zur Erfüllung.

Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere kleine Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern ließe, als zu erwarten, daß auch einmal so ein verständiger Mann komme, und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr

zu einem Korporal, als zu einen liebenswürdigen Mädchen tauge. E. R.

Die Furcht im Dunkeln.

„Jetzt ziehn die Wolken — Lotte! Lotte!
Wo bist du Mädchen?“ — schrie der arme Karl,
Und sah beim falben Mondeslicht
Voll Angst umher im Garten.

Die lose Kleine,
Mit Mühe hatte sie ihn überredet;
„Laß uns noch eins in Onkels Garten gehn,
Das Dunkle thut uns nichts! Die Nacht ist still und kühl!
Zu Hause sehn wir so was schönes nicht,
Wir sind nur arm, und Onkel ist sehr reich.“

Nun ihre Lust mit ihm zu haben,
Als Karl den Mond beschaute, schlich
Sie heimlich fort, und laurte hinter einer Hecke.
Er redte noch, da war das Mädchen weg.

Im Dunkeln sah er sich auf einmal um
So ganz allein; den Mond bedeckten Wolken,
Und hu! wie finster war die Nacht!
Umher war alles grau und schwarz, und alles still!
Nur säuselten selten die Blätter. Angst und Grauen
Ergrif den Knaben; ach wo soll ich hin?

Er rief und horchte, rief und horchte wieder,
„Wie soll ich doch nach Hause finden!“
Er zitterte und gieng. Doch ach! der Bogengang,
Durch den er mußte, war so schrecklich schwarz!

Itzt blickt der Mond, da sieht er an den Stämmen
Hier die, da jene Gestalt, die plötzlich verschwindet,

Und alles still. Dann knirt die Wetterfahne;
Dann heulen Eulen aus der Kirchhofsrüster,
Dann wieder Mondsblick, und allerlei Gestalt.
Er steht und schreit!

Da springt mit lautem Gelächter
Ihm Lotchen aus dem Bogengang entgegen:
„Was schreist du, Karl? Wie? liessest du dich trüllen?„
Was machst du mir für Angst, du böses Kind!
"Ich dir? Du selbst! Was machst du dir für Angst?
Wie? meinst du denn, daß dich die Schatten beissen?
Hast einen grossen Krükstock, kannst du dich nicht wehren?

Ach Lotchen, sieh, sieh doch, was rührt sich da?
Hat einen grossen Kopf, und hüpft auf einem Beine!
Komm, laß uns gehn, es hat drei grosse Augen.
"Ei Karl, sey doch gescheid! das ist der kleine Birnbaum,
Dran spielt der Schatten von den grössern Bäumen.
Komm nur, du sollst es sehn.

Sie zog ihn sträubend fort.
Er sahs, und war beschämt. Nun trillt ihn Lotchen
Was rechts mit seiner Furcht im Dunkeln.
Er mußte sehn im Dunkeln, was sie wollte,
Und schrein und laufen, wie es ihr gefiel.

Sie scherzten noch; da plätscherts im Teiche
Und schrie und winselte. Schnell krächzten durch die Bäume

Mit lautem Flügelschlag gescheuchte Raben,
Und wieder schrie es jammernd auf im Teich.

Karl wollte fliehn, doch Lotchen hielt ihn auf:
„Komm, laß uns sehn, da ist ein Mensch im Wasser verunglückt.„

Lotte, nein, ich bitte dich,
Laß uns nach Hause gehn; wer weiß, was das mag seyn!

Was will es seyn? hörst du? es plätschert noch!
Gieb mir den Stock. „Willst mit?„ Sie lief.
Karl bleibt noch stehn, und ruft ihr ängstlich nach;
Dann rennt er verzweifelnd nach Hause.

Das Mädchen läuft getrost, wie vor dem Auge Gottes;
Der Mond umglänzet sie, und leuchtet ihren Füßen,
Sie eilt, sieht auf den Teich, da stehn zwei Füße
Empor, hinunter in das Wasser hing
Des Knaben Kopf, der schon verloren gab.

Was sollte Lotchen thun? Wie sollte sie ihn retten?
Schnell faßt sie ein Gesträuch, hält sich daran am Ufer,
Ergreift mit ihrem Krükstock ihn,
Und zieht ihn zitternd ans Land.

Da war es Frize,
Des reichen Onkels einzger Sohn.
Wie freut und ängstet sich das gute Mädchen!
Sie zieht ihn fort, ruft, küßt und streichelt ihn,
Sie rüttelt ihn, sein Odem kommt zurücke.
Er lebt, sieht auf und trieft.

Nun gehn sie Hand in Hand
Mit Furcht und großer Freude fort zu seinem Vater,
Der segnet das beherzte Mädchen,
Umarmt sie weinend, nennt sie seine Heldinn;
Nun, liebes Kind, nun bitte was von mir,
Es sey so groß es will, ich will dirs geben!

Sie küßt beschämt des lieben Onkels Hand,
Dreimal befahl er ihr, sie sollte bitten.
„Mein Bruder wollte gern studiren,
Und unser arme Vater sorgt denn so!„ — —

Gut, liebes Kind, ich lasse Karln studiren!
(Der saß mit dicker Nas' am Ofen;
Er war gestürzt, als er nach Hause rannte.)
Und du? du denkest nur an deinen Bruder?

Gerührt umarmt der Onkel ihren Vater!
Ich geb auch zur Erziehung dieses guten Kindes
So viel, als nöthig ist! Kind, du sollst alles lernen,
Was du nur willst! Komm nur, und fodre Geld!
Und wenn du groß wirst, geb ich dir
Zum Brautschatz —

Frizchen rief: Papa,
Dies Mädchen will ich haben, zur Frau, Papa,
Zu meiner Frau, so bald ich groß geworden!

Brückner.

Ein Beispiel von großmüthiger Wohlthätigkeit.

Vor etwa sieben Jahren ward in der großen Stadt Paris das Brod so theuer, daß viele arme Leute Hunger litten.

Es lebte damahls ein Prinz, der Herzog von Orleans genannt, der sehr fromm und mitleidig war. Dieser freute sich, daß der liebe Gott ihm so viel Geld beschеert hatte, und half damit allen Armen, die er kannte.

Eines Morgen gieng er in einem großen Garten ganz allein spaziren, nur schlecht gekleidet, wie ein gemeiner Bürgersmann. Seinen Wagen und seine Bedienten hatt' er vor der Thür gelassen.

Auf einmal sprang ein Mann hinter der Hecke hervor, hielt ihm die Pistole auf die Brust, und foderte vier Louisd'or von ihm. Der Mensch zitterte, indem er so vor ihm stand, am ganzen Leibe, und sahe aus so blaß, wie der Tod.

Der Herzog sah ihn mitleidig an, grif in die Tasche, gab ihm das verlangte Geld, und ermahnte ihn, sich künftig auf eine ehrlichere Weise zu nähren.

Der Räuber gieng: und der Herzog sah ihm nach, bis er zur Gartenthür hinaus war. Darauf rief er einen seiner Bedienten, und befahl demselben, dem Manne nachzugehen, und sich zu merken, wo er bleiben würde.

Der Herzog selbst fuhr ruhig nach Hause, und sagte keinem, was ihm begegnet war.

Nach einiger Zeit benachrichtigte ihn der Bediente, der Mann sey zuerst zu einem Becker gegangen, habe demselben zwei Louisd'or für alte Schuld bezahlt, dann hab' er einen ganzen Arm voll grobes Brod gekauft und sey damit nach Hause gerannt. Seine Wohnung wäre in einer kleinen abgelegenen Gasse viele Treppen hoch.

Der Herzog sagte dem Bedienten, es wäre gut; und weiter nichts.

Am

Am folgenden Morgen setzt' er sich in den Wagen, nahm einige Bediente mit, und ließ sich nach dem Hause des Räubers fahren.

Hier stieg er aus, kletterte die unbequemen Treppen hinan und klopfte an die Thür eines Zimmers, in welchem der Räuber wohnen sollte.

Dieser that die Thüre selbst ihm auf, und fuhr, da er ihn sahe, wie vom Blitz getroffen, zurück.

Aber Gott! welch ein Anblick! — Eine Frau und sechs Kinder lagen krank und ausgehungert auf dem Boden. Ihre Gesichter waren mit Todtesblässe überzogen, und nur einige wenige alte Lumpen bedeckten die Blöße ihrer abgezehrten Leiber.

Lange konnte der unglückliche Vater dieser jammervollen Familie kein Wort hervorbringen; endlich warf er sich vor dem Herzog auf die Knie und sagte mit zitternden Lippen, indem er auf seine Frau und seine Kinder zeigte:

"Sehen sie hier, mein Herr, was mich bewogen hat, Sie zu berauben! Schon seit drei Tagen hatten diese Unglücklichen kein Stückchen Brod genossen; der Becker, dem ich schuldig war, wollte mir nicht mehr borgen. Schon sahe ich mein Weib und meine Kleinen den langsamen und schrecklichen Tod des Hungers sterben. Die Verzweiflung ergriff mich; sinnlos lief ich aus, begegnete Ihnen und that, was ich sonst um aller Welt Güter Willen nicht gethan haben würde.„

"Uebergeben Sie mich der Gerechtigkeit; gern, gern will ich den Tod leiden, den ich verdient habe; aber o, — (hier umfaßt' er die Knie des Herzogs) — wenn ihr Herz des Mitleids fähig ist, so erbarmen Sie sich meines Weibes! erbarmen Sie sich meiner armen Kleinen!„

Die kranke Mutter und die ausgehungerten Kinder krochen gleichfalls laut weinend herbei, und fleheten um Erbarmung für den Gatten, um Erbarmung für den unglücklichen Vater.

Der Herzog wischte sich die Thränen ab; gebot allen ruhig zu seyn; und gab dem Manne einige liebreiche Ermahnungen.

Dann zog er seinen Geldbeutel hervor, gab ihn dem Manne, und befahl ihm erst das Nöthigste zur Erquickung seiner armen Familie einzukaufen, und dann zu ihm nach seinem Pallast zu kommen.

Hier erkannten die Unglücklichen den Herzog, und wenig fehlte, daß der Mann nicht vor Schrecken niederfiel.

Er wollte eine neue Entschuldigung stammeln; aber der gute Herzog gebot ihm, sich zu beruhigen, und wiederholte den Befehl, daß er zu ihm kommen sollte.

Da er hinkam, kündigte ihm der Herzog an, daß ihm monatlich eine gewisse Summe zum Unterhalt seiner Familie angewiesen sey; und daß er selbst auf dem Schlosse immer Arbeit finden, und reichlich dafür belohnt werden sollte.

Der gerührte Mann zerfloß in Thränen der Dankbarkeit; und seitdem vergieng kein Tag, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern sich nicht auf die Knie warf, um Gottes belohnenden Segen für seinen edelmüthigen Wohlthäter zu erflehen. C.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach!
Dies sah von oben eine Taube,

Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warfs ihr zu.
Das Bienchen schwam darnach
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Bienchen kam: pick! stach's ihn in die Hand!
Puf! gieng der ganze Schuß darneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du giebst den Armen heut dein Brod;
Der Arme kann dirs morgen geben.

Michaelis.

Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzeßin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: "ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dacht' er: " wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, si! da wärst du ja ein Dieb!„

"Es würde aber doch niemand wissen,„ dacht er weiter, — Allein in eben dem Augenblicke hört' er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schorstein.

Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht' es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen; und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah.

Schon streckt er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

" Soll ich?„ sagt' er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. — Soll ich? —

" Aber wär ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? Könnt ich wohl jemals wieder ruhig schlafen; könnt' ich wohl jemals einem wieder frei ins Angesicht sehen?„

" — Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!„

"Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt ich entdeckt werden? Es sieht ja keiner? — „

"Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?„

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. "Nein! sagt' er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht! „Und mit diesen Worten eilt er auf eben dem Wege wieder zurück, auf den er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dies mit angehört und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

"Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht?

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

"Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort; danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten.„

"Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möchte.„

Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Mann aufwachsen zu sehen.

Die Unschuld.

Unschuld ist vom Truge fern.
Unschuld glaubt das Beste gern
Von den Brüdern.
Unschuld giebt im Streite nach
Und sucht Unrecht oder Schmach
Keinem zu erwiedern

Unschuld übt die stille Pflicht,
Prahlt mit ihren Thaten nicht,
Läßt sich lehren.
Unschuld giebt getrosten Muth.
Unschuld ist ein großes Gut.
Führt zu wahren Ehren.

Aus dem niedersächsischen Wochenblatte für Kinder.

Des Morgens im Saat-Felde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich schwer von deinem Segen,
Allvater deiner Unermeßlichkeit

Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, welch eine Seligkeit!

Du giebst der ofnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann Saamen einzustreuen,
Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen:
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeugt das Mark in seinen Aehren,
Und deine Wolken träufeln ihn zu nähren:
Das Mark in seinen vollen Aehren reift.
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her, und winken
Dem Sämann, daß er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch und füllt die weite Scheune,
Er nimmt und samlet froh und nennts das Seine,
So stolz und kühn, als hätt' er sichs verschafft;
Dann kommt der Mensch und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut zum Schaffen seiner Werke;
Er nimmt und ißt, und geht einher in seiner Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand;
Dann kommen deine Thier', und du giebst allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen;
Und neues Leben strömt aus deiner Vaterhand.

Ach, wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! Schon auf Erden,
Schon hier könnt ihr, kann ich Gott ähnlich werden,
Und trinken diesen Kelch der Seligkeit!

Karoline Rudolphi.

Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sahe, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie nur immer konnte.

Einmahl fuhr sie mit aufs Land. Da sahe sie bei einer Brücke einen Trup Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbei schleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sahe überdem sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben: ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber sie sagte: ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Guts, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bei ihr war, wo sie gieng und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal auf ihr Bette, zerrte sie am Ermel und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrak, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbei zu rufen.

Diese kamen und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreiung vom demselben dem Mitleid zu verdanken, welches sie dem armen Hunde erwies.

Morgenlied.

Mit dem frühsten Morgenlichte
Bin ich frisch erwacht;
Frisch, wie dieser Morgenathem,
Wallt in allen meinen Adern
Neues Leben, neue Kraft!

Singen will ich; freudetrunken
Steigt mein Geist empor,
Auf der Morgenröthe Flügel,
Mit der Lerche Morgenliede
Mit der Hügel Kräuterduft!

Alles um mich lebt und webet.
Wo mein Auge sieht;
Hoch in Lüften, tief in Fluten,

Nah und ferne, lebet alles,
Singt und danket, daß es lebt.

Mitbewohner meiner Erde:
Heer der Luft, der Flur!
Schön und fröhlich seyd ihr alle,
Pflanzen, Thiere; eurer Schönheit,
Eurer Freude freu ich mich.

Darf euch aber nicht beneiden,
Mitgeschöpfe, nein!
Schön bist du, du Wald von Blumen,
Fröhlich bist du, Volk der Vögel,
Alle seyd ihr froh und schön.

Aber ich bin froher, froher,
Schöner auch, als ihr!
Denn zum edelsten Geschöpfe,
Edel durch Vernunft und Tugend
Schuf der große Schöpfer mich!

Der zum edelsten Geschöpfe
Mich auf Erden schuf —
Soll ich nicht den Guten kennen?
O ihr Mitgeschafnen alle,
Sagt mir, sagt mir, wo er ist?

O dein Angesicht! wie freundlich
Mußt du seyn, wie mild! —
Soll ich Vater, dich nicht kennen?
O ihr Mitgeschafnen alle,
Sagt mir, sagt mir, wo er ist?

Ueberall, im Thal, im Haine,
Wo sein Odem weht,
Ueberall, im hohen Himmel,
Auf der Erd', in tiefen Klüften,
Hier, hier, wo ich steh, ist Gott!

Wo ich deiner nur gedenke,
Findet dich mein Dank;

Auf der Morgenröthe Flügel
Mit dem leisen Abendlüftchen,
Steigt mein Dank zu dir empor.

Dank dir, daß du deine Sonne
Deinen Mond mir zeigst!
Daß du mir dies frohe Leben
Hier auf deiner schönen Erde
Unter deinen Kinder gabst!

Doch wie lang? — Die Blume welket,
Morgenroth erbleicht.
Sieh! der frische Thau verdünstet;
Alle Schönheit auf der Erden,
Alles Leben welkt dahin!

Wangenroth und Morgenröthe
Wohl verwelken kann;
Blumenpracht und Augenhelle,
Morgenthau und Lebensathem
Kann verfliegen, morgen, heut!

Aber Tugend, Scham und Unschuld,
Demuth, Frömmigkeit,
Süße Freundschaft, edle Liebe,
Seelenlust an guten Thaten —
Nein, ich kann nicht sterben, nein!

Aber flieht von mir die Tugend,
Sittsamkeit und Scham;
Schleichen Eitelkeit und Hochmuth,
Dringen Neid und Zorn und Unzucht
In mein tugendleeres Herz:

O was fromt mir dann das Leben!
Tod wär dann mein Wunsch;
Glücklich, wenn ich dann vergienge,
Wie der Thauglanz, wie die Blume,
Wie das Morgenroth vergeht!

P. Kr—z—dt.

Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem persischen König Cirus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwerdt aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschreckte kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: "Soldat, willst du den Krösus erschlagen?„

Der Soldat erschrak, und des Königes Leben war gerettet.

Lied junger Hirten.

Unschuld, Tochter der Natur,
Theures Kleinod beßrer Herzen;
Gieb uns Kindern dieser Flur,
Daß wir dich doch nie verscherzen.
Unsre Sicherheit und Ruh,
Unsrer Hütten stille Freuden,
So die Großen uns beneiden,
Alles, Unschuld, schenkest du.

Wenn der junge Morgen lacht,
Weckst du uns zu leichten Pflichten;
Giebst auf unsre Herzen acht,
Daß wir sie getreu verrichten.
Zieht der Abend dann aufs Feld,
Lehnen wir die Hirtenstäbe
An die thaubekräufte Rebe
Und vergessen aller Welt.

Redlichkeit und Treue gehn
Aus und ein zu unsern Thüren.
Gerne lassen wir's geschehn,
Daß sie Freunde zu uns führen:
Besser schmeckt das kleine Mahl
Unter grünen Lindensäulen,
Wenn es Freunde mit uns theilen;
Lieder hallen dann ins Thal.

Unser kleines Leben gleicht
Jenem Bach, der uns zu Füßen
Ruhig durch die Wiesen schleicht;
Ruhig sehen wir's verfliessen:
Ohne Sorgen, ohne Harm,
Ohne selbstgemachte Plage
Zählen wir nur Wonnetage
In der Freiheit Mutter arm

Die du uns so glücklich machst,
Die du uns und auch daneben
Unsre Lämmerchen bewachst,
Die der Himmel uns gegeben:
Unschuld, Tochter der Natur,
Weiche nie aus unserm Herzen!
Daß wir dich doch nie verscherzen,
Gieb uns Kindern dieser Flur!

Overbeck.

Whittington.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt,) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnt' er

anfänglich zu nichts gebraucht werden, Man ließ ihn also nur so im Hause herum laufen.

Da macht er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfnen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesamlet hatte: so brachte er beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl: denn er sahe daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun futterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepakt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arm trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antworte der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts als diese Katze, habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man

stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fodern und mit sich speisen. Aber ohngeachtet Essen genug da war; so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie schwarmweise auf dem Tische herum sprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreyen, ohngeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine schreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte: so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, flei-

ßig, und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

C.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd gieng neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!“
Was helfen! sagt der Grobian,
Du bist ein fauler Bauch; greif deine Knochen an!
Trag zu!
„Ich sterbe, liebes Pferd —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hilfte wär ein Spiel für dich!“
Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf
Des Esels Haut noch oben drauf.

Gleim

Der Löw' und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,

Das

Das wüßt' er nicht; dein Heldenmuth
Sey zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest ohn' Unterscheid:
Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht ich nicht!"

„Nur den, der gegen andre mich zu reizen wagt,
Und den, der Schmeichelei ins Angesicht mir sagt,
Den haß' ich, kann vor Augen ihn nicht sehen,
Elender, fort! sonst ist's um dich geschehen!" *)

Gleim.

Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Den Tag bei seiner Arbeit hin.
Zu beissen hatt' er oft nur wenig;
Doch war er froher als ein König,
Und seiner hellen Stimme Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ists? — Der muntre Seifensieder.

Es wohnte neben diesem an
Ein reicher, fauler, feister Mann,
Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.

*) Die letzten vier Verse sind Zusatz.

Doch schloß er kaum die müden Augen zu,
So stört' ihn schon in seiner Ruh
Durch laute frohe Morgenlieder
Johann, der muntre Seifensieder!

Drob zürnt der reiche faule Mann
Und hebt, wenn jener singt, voll Unmuth an:
Der Geyer hole deine Lieder,
Du Stöhr im Schlaf, du Seifensieder!
Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er zu Nachmittage kommen,
Und spricht: mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihr's an?
Ein jeder rühmt mir eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?
Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sey.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheeret,
Was der, der auf ihn folgt, verzehret.
Das kömmt im Jahr, (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig mal.

„Schon recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
Der eine weniger, der andre mehr;
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feyertage.
Ja, wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt;
Dem war die Arbeit wohl zuwider;
Gewiß, der war kein Seifensieder.

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
Ob dieser guten Nachricht, beut

Dem liederreichen Nachbarsmann
Viel schöne blanke Thaler an.
Nur daß er künftig nicht mehr singe
Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann verspricht's; läuft hocherfreut
Mit seinen Thalern heim und scheut,
Wie Diebesaugen, aller Blicke;
Ist ganz betäubt von seinem Glücke.
Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld
Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
Und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht
In einem wohlbeschlagnen Kasten.
Doch so auch kann er noch nicht rasten,
Weil ihm jetzt alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund regt,
Sobald der Kater sich beweget,
Springt er erschrocken auf und glaubt,
Man hab' ihn wirklich schon beraubt,
Bis, oft gestossen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er sparrt,
Daß Sorge sich mit Reichthum paart;
Sieht alle Ruhe, alle Freuden
Sich ohne Rückkehr von ihm scheiden.
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
Und Seufzer hört man, statt Gesang.

Zuletzt erwacht seyn vor'ger Sinn;
Schnell läuft er zu dem Nachbar hin
Und spricht: Herr, lehrt mich bessre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt eure Thaler wieder hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!

Mag, wer da will, euch euer Geld beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Mir ward, statt Geld und Geldesklang,
Ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder!

Hagedorn.

Im Winter.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben:
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben.
Auf weichen Betten drückt die Ruh
Mir sanft die müden Augen zu.

Doch weh dem Armen, dem anizt
Das Glück sogar das Nöthige versaget:
Den weder Kleid noch Dach beschützt,
Und der zu betteln doch nicht waget:
Den Krankheit hin aufs Lager streckt,
Auf dem kein weiches Bett ihn deckt.

Was zauderst du, o Bruderherz,
Mit Hilf ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Weiße.

Der glückliche Bauer.

Ihr, schwazt mir da von einem Bauer
Nicht so verächtlich, bitten wir!
Denn, wird ihm gleich sein Leben sauer,
So lebt er besser doch, als ihr.

Sein schwarzes Brod und seine Butter
Ißt er mit Lust, er ißt sich satt;
Für seine Thiere hat er Futter,
Hat alles, was man nöthig hat.

Sein Leben wird von Gott gesehen,
Und eures auch; allein, allein
Mit eurem Schmaus und Müssiggehen
Kann eures ihm so lieb nicht seyn.

Euch neid ich nicht. Von eurem Essen
Und eurem Trinken würd' ich krank;
Ich würde Gott und mich vergessen,
Ich feister Bauer! Schönen Dank!

Wir wollens bei dem Alten lassen:
Eßt Schneppenkoth, eßt Austern, ihr!
Die Alten, die nur Eicheln aßen,
Die waren besser wohl, als wir.

Gleim.

Freude über Gott.

Freu dich sehr, geliebte Jugend!
So du gehst den Weg der Tugend,
Fehlt es dir an Freuden hie,
Wahren, edlen Freuden, nie.

Das ist unsers Gottes Wille,
Froh zu seyn! Er ist die Fülle
Unsrer Fröhlichkeit; er giebt
Fröhlichkeit dem, der ihn liebt.

Das ist Fröhlichkeit, ihn kennen,
Ihn den Herrn, den Vater nennen,
Auf ihn warten, auf ihn sehn,
Und auf seinen Wegen gehn.

Einst, sie war noch nicht die Erde;
Gottes Hauch rief ihr, das werde!
Und sie ward; wir wurden auch
Unter unsers Gottes Hauch.

Und wir fanden Trank und Speise,
Fanden, so nach unsrer Weise
Zu genesen, zu gedeihn,
Und des Lebens uns zu freun.

Und wir fanden uns umgeben
Mit unendlich vielem Leben;
Thiere, groß und klein, gedieh'n,
Fanden Speis' und Trank durch ihn.

Aber wir allein, wir kannten
Ihn, den Vater! ach, und nannten
Vater ihn! Er rief uns zu:
Mensch, mein Ebenbild bist du!

Herrsche, wirke, denke, wisse,
Und empfinde, und genieße!
Dieses geb' ich nicht dem Thier,
Diesen Vorzug geb' ich dir.

Brauch ihn ja zu meiner Ehre!
Sieh! dein Glück ist meine Ehre!
Und dein Glück ist: gut zu seyn,
Deines Gottes dich zu freun. —

Welche Freude, dies empfinden,
Dies anbetungsvoll ergründen,
Daß uns je und je geliebt
Gott, der uns das Wesen giebt!

Daß in ihm, in ihm die Fülle
Unsrer Freuden ist; sein Wille,
Daß der ist, uns froh zu sehn,
Tugendhaft uns froh zu sehn!

Welch Entzücken, daß wir leben,
Neben Gott und in ihm leben,
Und unendlich sind, wie er
Ach, unendlich! —— Wonnenmeer! —

Die ihr Gottes Namen nennet,
Jauchzet, preiset, dankt, entbrennet!
Freuden Gottes, ewigs Heil,
Sind der guten Menschen Theil!

Liebe Kinder, liebe Jugend!
O verliert doch nie die Tugend!
Wo ihr sie, ach sie verliert,
Seyd ihr aller Freud entführt!

Overbeck.

Jachzorn.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hingieng, da er nicht sowohl an Kenntnissen zunahm, als Fehler einsah und abschafte.

Nur ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue abkaufen müssen.

Er war nämlich äußerst auffahrend, so bald ihm von seinen Gespielen jemand aus Versehen etwas zuwider that.

Er pflegte alsdann so gleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz alle Zeichen eines aufgebrachten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste leid zu machen.

Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas mittheilte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte.

Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mochte.

Unglücklicher Weise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihn ein paarmal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten kommen sollte.

Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so stark, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog.

Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß das Blut strohmweis die Schläfe herunter.

Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt, als Gottlieb leid zu thun!

Er stürzte über ihn her, schrie lauf — er ist todt! er ist todt! — ich habe Gottlieb getödtet, und statt, daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen.

Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrei aus seinem Fenster gehört.

Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, trug ihn auf ein Bette, und besprützte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam.

Dies war freilich etwas für den armen Johannes; aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu benehmen.

Nun ward die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen dürfen, um wirklich tödlich zu seyn.

Es ward ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fing an zu fantasiren.

Johannes wiche nicht von seinem Bette; weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille: denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte.

Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fantasie zu — "lieber Johannes — was hab ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergieb mirs, vergieb mirs! ich will dich nie wieder beleidigen.,,

Dies trieb denn vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch grössern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fing an zu heilen — und nach wenigen Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen.

Wer ist fähig sich Johannes seine Freude vorzustellen? Gewiß niemand, als der ganz die Angst gefühlt, die ihn, während Gottlieb in Gefahr war, durchwühlte.

Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernsten Reue, und mit einem

so vesten Vorsatz, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, begleitet, daß ihm fast keine Freude anzusehen war.

So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an, und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, seinen Jachzorn völlig zu besiegen.

Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; den Gottlieb behielt von seinem Falle nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne Rührung ansah, und oft, mit Dank gegen die Vorsehung, küßte.

Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwa von dem Fehler des Jachzorns übereilt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bei Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend jemand, oder ihr selbst, dadurch in Todesangst und Gefahr geräth?

E. R.

Frühlingslied.

O seht, die liebe Sonne lacht;
Die Wiese kleidet sich in Pracht;
Zerronnen ist der Winterschnee;
Und Blumen dringen aus dem Klee!

Auf blauen Veilchen sammlen sich
Die kleinen Bienen ämsiglich;
Der bunte Butervogel freut
Sich über sein bemaltes Kleid.

Die Lerche schwingt sich hoch empor;
Im Hain erschallt der Vögel Chor;
Vor allen aber tönnt der Schall
Der lieben kleinen Nachtigal.

Wohin ich sehe, seh ich Lust;
Vor Freuden schwillt die junge Brust,
Und denkt an Gott. — O Güte! dir
Weih ich mein ganzes Herz dafür.

Das beste Geschenk.

Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, jeder nach seinem Vermögen. Nur einer von ihnen, Aeschines genannt, war zu arm dazu.

„Ich besitze, sagt' er, nichts von Werth, was ich dir geben könnte; und nur darum thut es mir leid, daß ich arm bin. Ich gebe dir aber alles, was ich habe, — mich selbst. Verschmähe dieses kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß andere dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben."

Sokrates antwortete:

„Du giebst mir kein geringes Geschenk, Aeschines; so wenig du auch aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.

An eine welke Rose.

O Rose, noch vor wenig Tagen,
Da blühtest du vor mir!
Und ach! ist es nicht zu beklagen?
Hin ist schon deine ganze Zier!

Dir, sagt mein Vater, werd' ich gleichen;
Auch du, sprichst er, blühst heut:
Bald wird die Jugend dir verstreichen
Und deines Reizes schöne Zeit.

Nichts bleibt beständig als die Tugend;
O präge tief dir ein:
Nicht stolz auf deine flücht'ge Jugend,
Und nicht auf Schönheit stolz zu seyn.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann, kann selbst nicht gehen!
Doch scheint's, daß du für eine Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken!
Vereint wirkt dann dies schwache Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

Eine sonderbare Danksagung.

Ein reicher und angesehener Chineser war darauf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den

kostbarsten Edelgesteinen überall besetzt war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistlichen in China) folgte ihm durch verschiedene Straßen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten malen wegen seiner Edelgesteine.

„Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelgesteine gegeben.“

Ganz recht! fuhr der Bonze fort; aber ihr gebt mir Gelegenheit sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterschied, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, und diese Bemühung wünsche ich mir nicht.

Der Fuchs und der Esel.

Eine Fabel.

Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel, sprach der Fuchs,
Schon steh ich eine Stunde hier,
Betrachte jene da. O, welch ein Wuchs!
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum! In meinem Leben
Hab' ich nichts Artigers gesehn!
O bleibe doch ein Weilchen bei mir stehn!
„Warum?“ —
Um ihre Sprüng' und Schönheit anzusehn.
„Das wäre wohl der Mühe werth!
„Ich springe dir so gut, als dort das beste Pferd,“
Ei welch ein Wunder wäre das?
Du? solche Sprünge machen?

Der Esel sprang. Der Fuchs warf sich ins Gras,
Und wollte sich zu Tode lachen.

Gleim.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt und sieht hinein:
Sieht sich und auch das Fleisch.
Ihm dünket dieser Schein
Ein andrer Hund mit Fleisch zu seyn;
Sogleich nimmt ihm die Lust, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem; — Weg war beides!
Ein Geiziger ist nimmer satt;
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Wittwe — wo? hab' ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verloren hatte. Nur ein kleines Kapital war ihr übrig geblieben, von dessen Zinsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch den Bankrot eines Kaufmanns, den man für sehr reich und für völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig! denn Alter und Schwachheit hatten sie

zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können: aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie also hülflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bei sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmal sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau, auch während ihres vormaligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

„Nein sagte sie daher (auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen,) ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.„

„Lohn brauche ich nicht: denn ich habe mir von Ihrer vormahligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesamlet. Ausserdem habe ich noch 25 schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbaren ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund: so will ich schon für uns beide Brod schaffen.„

Die arme Wittwe war über diese Erklärung äusserst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Wittwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erstere starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jezt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Wittwe war auch ihr reicher Verwandter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtin, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät; denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbar darauf starb, ohne einmal verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten.

„Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihre seyn.„

Sie erhielt sie; und alle, welche davon hörten, freueten sich über die Großmuth des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Der Fühling.

Mit jedem Tage lächelt
Die Sonne freundlicher;
Mit jedem Tage fächelt
Der West uns lieblicher;
Mit jedem Tage schmücket
Sich schöner die Natur,

Und

Und alle Tag entzücket
Uns reizender die Flur.

Sieh jenes Veilchen blühen,
Das jezt die Knospe bricht;
Sieh jene Primel glühen,
Sie prangte gestern nicht;
Hör' jene Blättchen rauschen,
Und gestern noch — wie klein!
Den Frühling so belauschen
Muß Engeln Wollust seyn.

Lied eines Schiffenden nach überstandenem Sturm.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer;
Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um uns her.

Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus;
Und es schallen unsre Lieder
In das hohe Meer hinaus.

Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluten
Unsern Untergang gewiß.

Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wetternacht;
Flammenblitze nur zertheilten
Himmel, Wogen und die Nacht.

Jezt empor gehoben flogen
Wir hinauf in hohe Luft;
Wurden jezt hinabgezogen
In des Meeres tiefste Gruft.

Donner rollten, schwarze Fluthen
Bäumten kühn sich himmelan:
Kindlich flehten wir den guten
Starken Gott um Rettung an.

Und es schwiegen Sturm und Wetter,
Und es schwand die düstre Nacht.
Jauchzend danken wir dem Retter,
Dessen Auge uns bewacht.

Groß, wie seiner Himmel Pfade,
Zahllos, wie der Sterne Heer,
Ist des Weltenschöpfers Gnade —
Unergründlich, wie das Meer!

Walle, rother Wimpel, walle,
Ueber uns ist Gottes Hand,
Bald vom hohen Maste schalle
Jubelruf des Wächters: Land!

Richter.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser ward einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber gieng stolz vorüber und dankte ihm nicht einmal.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher, als jener, bin?

Lob des Winters.

Nicht dir, o Lenz, will ich allein
Nur meine frohen Lieder weihn:
Den Winter preis' ich auch, er ist
So schön und reitzend, als du bist.

Zwar Nachtigallen hat er nicht,
Nicht Rosen und Vergißmeinnicht. —
Auch fächelt nicht sein Abendwind,
Wie Zefirs Flügel, sanft und lind.

Auf grünen Wiesen läßt sich's schön,
Doch schön auch auf beschneiten gehn.
Und meiner Aussicht weiten Raum
Hemt mir kein dickbelaubter Baum.

Frey liegen nun, von fern und nah,
Die kleinen Bauerhütchen da.
In ihnen wohnt Zufriedenheit
Und unverfälschte Redlichkeit.

Die Sonne scheint so mild und gut,
Und ohne Schleier, ohne Hut,
Blik ich frei in ihr rothes Licht.
Das könnt ich doch im Sommer nicht.

Rasch gleitet dort ein Knabenheer,
Wie froh! auf blankem Stal einher,
Im weiten Spiegelsaal voll Glanz.
Mein Herz hüpft mir bei ihrem Tanz. —

Ja, schön ist auch der Winter, schön;
Ihn soll mein frohes Lied erhöhn,
Das lange seinen Reitz verkannt,
Ja gar unfreundlich ihn genannt.

Oft will ich über Thal und Höhn
Troß seiner stärksten Kälte gehn;
Will spotten träger Weichlichkeit,
Gehüllt ins wärmre Winterkleid.

Aemilia.

Winterlied.

Wenn ich einmal der Stadt entrinn,
Wird mir so wohl in meinem Sinn,
Ich grüsse Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gottes Welt.

Ich sehe froh und frisch heinein
So glücklich, wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Käficht fleucht,
Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan.
Das Meer gepanzert, weiß und hart;
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich am jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die zarte Saat empor,
Und gucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schooß.

Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut, und doch so wahr!

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnt unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Pallästen! Man höre nur, was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that!

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun neulich, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er nun verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälliger Weise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermann's in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebauet, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahndete ihn, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein wäre. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet habe.

„Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat doch der ehrliche Mann geirret! Wie leid thut mir's, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahre nach seinem Tode, bemerke! Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinder von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung.“

Gesagt, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe den Hinterlassenen des Zimmermann's zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben, von dem wir die Nachricht davon erhalten haben: denn der ehrliche Landmann selbst hat es niemand erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen: so ist eine solche That bloß gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig! Aber möchten erst alle Menschen so gerecht seyn: wie gut würd' es um die menschliche Gesellschaft stehen!

Aus den pädagog. Unterhandlungen.

Lied,

nach der Melodie:

Wer wollte sich mit Grillen plagen.

Wer wollte Gottes Hand verkennen
In deinen Wundern, o Natur!
Mag, wer da will, von dir sich trennen,
Mich reizet deine Schönheit nur.
In deiner Wonne mich berauschen,
In deiner Fülle will ich ruhn,
Will früh der Lerche Lied belauschen;
Doch nicht bloß fühlen, sondern thun.

Natur, du bist ein Tempel Gottes;
Sein Odem lebt und webt in dir!
Natur, du bist ein Tempel Gottes;
Allgegenwärtig ist er dir!
Sein Hauch schenkt Wohlgeruch der Blume,
Durch seine Sonne reift die Saat;
Ihm tönnt aus deinem Heiligthume
Der Vögel Danklied früh und spat.

Und wir nur sollten ihm nicht singen,
Und nicht verstehen seinen Ruf?
Wir, die Gefühl, Vernunft empfingen,
Die er für Ewigkeiten schuf?
Nein, Sterbliche, o nein, ihr Brüder!
Singt eurem Schöpfer, singt ihm laut;
Bis ihr dereinst die Hülle wieder
Der Mutter Erde anvertraut.

Bis an den Tod will ich mich freuen,
Daß Gott die Welt so herrlich schuf;
Den letzten Augenblick nicht scheuen:
Denn es wird einst auf seinen Ruf
Ein ew'ger Frühling mich umschweben
Und meiner Hülle Staub erneu'n.
Du rufst, ich komme; beßres Leben
Und Auferstehung warten mein!

Richter.

Spatziergang im Februar.

Vom holden blauen Himmel dort,
Soll's nächstens wieder schnei'n;
Das glaub' ich nicht! Nein, fort ist fort!
Trotz eurem Prophezeihn!

Scheint nicht die Sonne schon so warm?
Lebt nicht schon alles auf?

Und steigt nicht hier ein ganzer Schwarm
Von Tulpen Brut herauf?

O welch ein Himmel über mir!
Wie rein umher die Luft!
So lau, als wenn im Sommer, hier
Im Busch, der Kukuk ruft!

Der Nußbaum blüht, die Tanne sproßt
Und aus dem Rasen dringt
Hervor der Lämmer süße Kost;
Drum springt, ihr Lämmchen, springt!

Die wilde Gans, der Kranich, sah
Längst unsre Fluren schon,
Und horcht! — singt nicht die Lerche da
Mit süßem Frühlingston?

Sie schweigt! — o sing dein längstes Lied,
Ich höre gern dir zu,
Kein Vogel, eh das Veilchen blüht,
Singt reizender, als du.

O seht, seht da! hier gukt ja schon
Ein Veilchen halb heraus.
Sprecht länger nicht dem Frühling Hohn;
Und lacht mich nicht mehr aus.

Enthüllt vom Stroh die Reben nur
Und fürchtet keinen Frost,
Dies warme Lächeln der Natur
Verspricht euch reichlich Most.

Frl. vom H.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du keine Ruh und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen?
Und noch so munter seyn und so geschwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen.
Wenn ihr so stäts in euren Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,
Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wohl nicht fragenswerth,
Warum so gar das Gehen euch beschwert.
Denn bei der übertriebenen Ruh
Nimmt unsre Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

Ein Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe!“
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine Mücke
Dort wieder eine Mücke stach.

Er schalt; und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt man ihn.
„Ha! sprach er, last ihr nicht das Ding im Guten bleiben:
So sollt ihr sehn, ich will euch schon vertreiben!“
Und muthig nahm er seinen Stab
Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Lief Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth
„O sieh mal, Vater! das heißt stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht.
Geh künftig ruhig fort: so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat vor ihnen nimmer Friede.
Am klügsten ist, man achtet ihrer nicht;
So werden sie zulezt, des Streitens selber müde.

Gellert.

Nach Funk's Abänderung.

Von einem merkwürdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhunderte lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer junger Herr bewarb. Der

Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheurathet hätte?

Er antwortete: er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. "Aber wovon?„ fragte der Alte wieder.

"Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben.„

"Ich weiß;„ fuhr der Alte fort; "aber ich möchte wissen, ob sie denn nichts haben, das sicherer, als alle Güter, wäre, und was Ihnen niemand rauben könnte?

Jüngling. Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling. Nein'

Edelmann. Nun so können sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling. Und die Ursache?

Edelmann. Weil ich diese keinem Andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verlohren gehen sollten.

Jüngling. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschikter als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielte, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von

ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, im Stich lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als auch seine eigne Familie, durch sein Korbmachen. Noch jezt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeit bei ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Eltern seyn mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles Andere verloren geht! Dies wird überdem seinen vielfachen großen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon machen dürft. C.

Die aufgehende Sonne.

Schön ist die Morgensonne, schön!
Weg Trägheit! weg! Ich will sie sehn,
Kommt sie in ihrem Heldenlauf
Durch Nebel dort am Berg herauf!

Sie kommt, und alles wird erhellt:
Der Berg, der Wald, das weite Feld!
O wie, wie der die Menschen liebt,
Der dieses Licht der Sonne giebt!

Sie strahlt uns Wärme, Tag und Licht:
Ströhmt Freud' ins Herz und Angesicht:
O betet, Menschen, betet an
Den, der der Sonne weist die Bahn!

Wen sie erleuchtet weit und breit,
Der preise Gottes Herrlichkeit!

Der ruf und freue sich mit mir:
Gott, für die Sonne dank ich dir!

Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage.

Ja, heute, theuerste Tante, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute,
Da möcht ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gern was Schönes schenken.

An diesem Tage der frohesten Feier.
Da wäre sicher mir nichts zu theuer?
An guten Willen soll mir's nicht fehlen:
O wüßt' ich Armer doch nur zu wählen!

Soll ich ein niedliches Kränzchen winden,
Sie, beste Tante, damit zu binden?
Von Maienblümchen und Federnelken? —
Doch ach! die Blumen, die Blumen welken!

Von meinen blühenden Rosensträuchen
Den besten nehmen? — Ein schwaches Zeichen
Von meiner Liebe, die ewig glühet,
Dies Rosenstöckchen, das bald verblühet!

Ha! meine Vögelchen will ich bringen,
Die sollen Ihnen ein Liedchen singen!
Auf ihrem Nestchen will ich sie greifen —
Doch ach! sie können ja noch nicht pfeifen.

So kann ich Ihnen nichts Besseres geben,
Als dieses Herz, voller Freud' und Leben!
Hört's auf, so zärtlich für Sie zu schlagen,
Wie jetzt: so mag es ein Andrer tragen!

Charlotte, Louise, Leonore, Malchen,

etwa 10 = 8 = 7 = und 6 Jahr alt.

Charlotte (die zu den Andern ins Zimmer kommt.)

O da sitzt ihr schon wieder und näht, und ich dacht euch eben draussen im Schnee zu finden! So kommt doch, es ist so schön draussen!

Louise. Ja, so bald wir hier fertig sind.

Charlotte. Aber wie lang wird das vielleicht noch währen? mit dem ewigen Nähen!

Leonore. Nicht gar lange mehr, denn es hat schon von diesen Morgen um 6 angefangen.

Charlotte. Behüte der Himmel! — nein, das möcht ich nicht.

Louise. Und ich wette, du würdest dies doch mögen, wenn wir dir sagten, was es wäre.

Charlotte. Nun, was ists denn?

Leonore. (pakt es an die Seite.) Ja, das sagt man nicht so gleich; wenn du rathen kannst.

Malchen. Soll ichs nicht sagen?

Louise. Nein, liebes Kind, schweig — Charlotte muß rathen.

Charlotte. O ich kann denken, es ist für die Puppe.

Malchen. O nein!

Louise. Und wenns das wäre, so sagt die Mutter, wir üben uns dabei.

Charlotte. Aber ich mag überall nicht nähen.

Louise. Und ich sags noch einmal, du wirst es mögen, wenn wir dir sagen, was wir nähen.

Charlotte. Nun so sags denn endlich.

Malchen. Nun sag ichs gewiß.

Louise. Still, Mädchen, sonst nehmen wir dich nie wieder mit bei so etwas.

Leonore. (die alles wieder hervorlangt.) Nun sieh — und rathe.

Charlotte. (die einige Häubchen und Mützen und einige Tücher, dann einige wollene Röckchen und Kamisöler nach einander auslegt und besieht.) Das ist ja eine ganze Aussteuer — wer soll denn das haben?

Malchen. O, das muß ich sagen — ja gewiß, das muß ich.

Louise. Nun ja, das magst du denn!

Malchen. Hör einmal, Lotte — hör einmal — der arme Fritz — und seine Schwestern da, die keine Röcke nicht an hatten — und so froren, hu! hu! hu! hu!

Charlotte. Wie? die Kinder von der armen Frau, deren Mann gestorben ist, und die sich nun nichts verdienen kann?

Louise. Ja, die!

Charlotte. Aber deine Mutter und meine haben ihr ja Geld geschickt.

Leonore. Ja, aber erst kauft man Brod fürs Geld, und dann Kleider — und

Charlotte. O da können wir ihr lieber auch Kleider schicken.

Leonore. Ja, aber damit können sie ihre Kinder noch nicht anziehn.

Charlotte. Nun ich weiß, sie sind zu groß; aber dann muß sie sie kleiner machen.

Louise. Ja, das wars eben — Sieh, dies kann die arme Frau nicht.

Charlotte. Nicht! warum denn nicht?

Louise. Weil sie sich nicht in ihrer Jugend auf Handarbeit geübt hat. —

Charlotte. (mit einem Seufzer.) Nicht?

Louise. Nun baten wir die Mutter, daß sie uns einige gute starke Sachen gäbe, davon wollten wir ihr geschwind was zusammen nähen.

und ihr das auf den Abend hinbringen, damit sie doch was Warmes übern Leib kriegten. —

Leonore. He! merkst du's nun, Jünferchen, warum wir nicht im Schnee laufen?

Charlotte. (mit einem halb erstickten Seufzer,) O ich will auch mit nähen. —

Louise, Sagt' ichs nicht — aber das wird nicht nöthig seyn

Leonore. Ei warum nicht? so werden wir desto eher fertig — sieh, da hast du noch einen halben Saum; aber grade, das sag ich dir!

Malchen. Ja grade, Lotte! sonst giebts Schelte.

Charlotte. Was du doch sagst, kleine Weisnase, als ob du recht mit arbeitetest.

Louise. In der That thut sie das. Sie hat uns alle Fäden in die Nadel gefädelt, hat uns die Säume eingeschlagen, und das wohl so grad — und ist auch nicht einmal davon gelaufen.

Charlotte. So sieh denn, Louise, ob das so recht wird?

Louise. Es ist so was, Lotte! die Stiche sind ein wenig nur zu groß — und denn gehts auch schief.

Leonore. Laß sehn! Ach, das geht ja nimmer! Komm, du sollst die Bänder an diesen Rock nähen — du! — aber ein bischen geschwind, sonst thu ich's selbst — Fi! der Saum muß ja schlechterdings wieder auf. Lotte! Lotte!

Charlotte. Ja, ich kann das noch nicht so gut, als du! ich bin das nicht so gewohnt.

Leonore. Ja, das wars eben — das ist eben schlimm — ist das Band angenäht?

Louise. Nun, machs auch nicht zu arg mit der armen Lotte, du siehst ja, sie kanns nicht, sie hat sich nicht so darauf geübt, als wir — gieb her, Kind. So! das eine Band sitzt

ja

ja schon — (sie faßt ihn an und los läßt der Faden und das Band.) O ho! das geht wieder los.

Leonore. O herrlich! herrlich! ja, du sollst uns schön helfen.

Lotte. O, ich kann ja nicht — (weinerlich)

Louise. Laß gut sein, Kind — ich habe schon nichts mehr zu thun.

Leonore. Und ich auch nicht — mein Saum ist fertig — nun wollen wir zusammen packen. (sie legt alles in Ordnung auf einander.)

Die Mutter kömmt dazu.

Mutter. Nun, Kinderchen, wie gehts? braucht ihr auch Hilfe? —

Louise. Nein, liebe Mutter, wir sind eben fertig.

Mutter. Fertig! o das ist schön; und was sagt mein Malchen, hat dir auch die Zeit lang gewährt?

Malchen. O nein, Mutter, ich hab ja immerfort zu thun gehabt.

Mutter. Brav! und da ist ja auch unsre Lotte. Hat sie etwan auch mit geholfen?

Leonore. Sie wollt es —

Louise. Ja, aber wir waren schon fertig.

Malchen. Ja, und sie —

Louise. Fi! Malchen.

Mutter. Nun, Kinder, das ist schön — daß ihr fertig seyd! nun will ich euch auch eine Freude ankündigen.

Leonore. Nun?

Mutter. Da ist eben die arme Frau draussen mit all ihren vier kleinen Kindern, und nun sollt ihr die Kinder hier in die Kammer nehmen und sie ankleiden, und die Mutter damit überraschen.

Leonore. O ja!

Louise. O ja! das last uns thun.

Malchen. O ja! soll ich sie holen?

Mutter. Nein, ich schicke sie euch. Ihr habt doch alles zurechte?

Louise. O ja, liebe Mutter.

Mutter. Gut, so sollen sie zu euch kommen, und ich will unterdessen mit der Mutter reden, und hören, zu was für Arbeit ich sie etwa künftig brauchen kann.

(Geht, und die Kinder alle mit den Sachen in die Kammer.)

Die Mutter mit der armen Frau hinein zu den Kindern, die nun fröhlich auf sie zulaufen, sieh Mutter, sieh!

Arme Fr. O Gott, was seh ich! sind das meine Kinder? — liebste Madame. (sie will ihr die Hand küssen.)

Mutter. Nein, gute Frau, mir gehört kein Dank dafür; meine Kinder haben ihre Geschicklichkeit im Nähen ein wenig üben wollen, und da hab ich ihnen die Freude ganz allein gelassen — wenn's gut gerathen ist, solls mir lieb seyn. (Sie besieht jedes Kind besonders.)

Arme Fr. (geht umher, und will jedem Kinde die Hand küssen, welches aber keine leidet.) Dank! tausendmal. Gott belohne es ihnen! — (sie kömmt auch zu Lotte, die sich in eine Ecke allein gestellt hat, um ihr die Hand zu küssen.) Dank tausendmal!

Lotte. (zieht die Hand weg, und fängt laut an zu weinen; schluchzend.) O nein! — o nein! — ich habe nichts genäht — ich konnte nicht.

Mutter. Was ist das, liebe Lotte? — warum weinst du so sehr?

Charlotte. O, die Frau da dankt mir — und ich habe nichts genäht — weil ich nicht kann. (sie weint noch lauter.)

Mutter. Nun stille nur, liebes Lottchen; durch Weinen wird nichts gut — aber wohl durch einen guten Vorsatz. Sage, glaubst du nun, daß es einem Mädchen nützlich und angenehm sey, sich bei Zeiten in Händearbeiten zu üben?

Charlotte. O ja! —

Mutter. Nun? was denn für Noth? so wollen wir bald fertig werden. Du mußt nur jedesmal, statt daß du sonst dachtest: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, dir vorstellen, daß du dir und andern damit dienen kannst, und daß, je öfterer man eine Sache übt, je leichter und besser sie geräth.

Arme Fr. O ja, liebes Mamsellchen, thue sie das ja bei Zeiten! ich bitte sie! Wollte Gott, ich hätte nicht immer in meiner Jugend gesagt: ich habe keine Lust! ich mag nicht nähen! so könnt ich jetzt vielleicht auch andern Leuten mit meiner Hände Arbeit dienen, statt daß ich — (sie weint) itzt nun guten Menschen zur Last fallen muß. —

Mutter. Nun — freilich, gute Frau — wärs wohl besser gewesen — aber sie hat mir ja versprochen, von nun an wenigstens durch ihren Fleiß, was möglich ist, wieder gut zu machen. Kinder, das hab ich euch noch nicht gesagt. Diese gute Frau kriegt dort hinüber bei der Wäscherinn fürs erste eine kleine Wohnung; sie will sie bei der Wäsche brauchen, und in der Zwischenzeit, da nichts für sie zu thun ist, soll sie unsern Garten mit ausgäten helfen.

Alle. O schön! o schön! (in die Hände klatschend) das freuet mich!

Mutter. Und ihre Kinder sollen den Tag über zu der fleißigen alten Großmutter hingehen, die die kleinen Kinder so leicht Stricken und Nähen lehrt, und dann auch wieder mit ihnen spielt.

Arme Frau. Ach ja, liebe Madam, ich werde Ihnen mein ganzes künftiges Glück danken. Sie, meine lieben Kinder, danken sie ja Gott, daß er ihnen eine brave Mutter gegeben hat, die sie früh zum Fleiß und zur Arbeit anhält: denn das ist die Quelle so vieler Freuden für uns und andre! L. K.

Mitleid.

Als mich Laura gestern weinen sah,
Und mich freundlich fragte, was mir fehlte?
Und ich meinen Kummer ihr erzählte,
Ach, wie leichte ward mirs da!

Als sie liebreich schmeichelnd zu mir trat,
Ihre Thränen mit den meinen mischte,
Die sie sanft mit ihrem Tuch verwischte,
Und mich nicht zu härmen bat;

Als sie, tief gerührt von meiner Noth,
Meinen Kummer treulich mit mir theilte,
Und mit Thätigkeit zu helfen eilte,
Und ihr ganzes Taschengeld mir bot;

Ach, wie ward sie doch so innigst froh! —
Und wie glänzt ihr Angesicht von Freude —
Lange, lange kannten wir uns beide!
Aber nie sah ich sie so. —

O, nun weiß ich, was ich nie gewußt,
Weiß, es ist kein größer Glück auf Erden,
Als ein Trost der Traurigen zu werden,
Edler als das Mitleid, keine Lust.

Karoline Rudolphi.

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmal,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Hast jemals eine Haut so schön bemahlt gesehn?
Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glat und schön.

So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie gehts denn zu,
Frau Nachbarinn,
Daß ich sowohl gelitten bin,
Da jedermann vor deiner Schönheit grauf,
Und wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal;
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleisset du:
Inwendig bist du Gift und Galle!

Gleim.

Reiselied. *)

Auf nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh Unschuld übers Land,
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhligkeit,
Mit eintrachtsvollem Sinn,
Bereitet euch den Weg und streut
Jetzt Rosen vor euch hin.

Schauf um euch die Natur — wie schön
Glänzt sie jetzt überall,
In vollen Feldern, reichen Höhn,
In Wiesen, Wald und Thal!

Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.

Hier strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und schaut der Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begehn.

Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß!
Für uns auch thut er, was ihr seht —
O segnet seinen Fleiß!

*) Der Herausgeber hat dies Lied, welches von dem Verfasser nur für die Dessauischen Philantropisten bestimmt war, durch ein paar kleine Abänderungen für alle Kinder brauchbar zu machen gesucht.

Ein guter Pilger wird nicht matt,
Zeigt sich der Weg oft wild;
Geduld und Muth bahnt euch den Pfad,
Und er wird wieder mild.

Des Lebens Reise geht auch so
Auf sanft und rauher Bahn;
Bald unmuthvoll, bald wieder froh,
Bergab und Berg hinan;

Jezt von der Sonne Wärm' und Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und jezt von wilder Stürme Nacht
Verfinstert und gedrückt.

Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück, als fort,
Und kommt, stäts wartend, bis es tagt,
Nie an gewünschten Ort.

Allein der Muth'ge reisset sich
Fort, fort im kühnen Trab;
Verlacht den Sturm, den Dornenstich,
Klimmt Felsen auf und ab.

Und dringt dann in den Tempel ein
Allwo Zufriedenheit
Und Glück im ew'gen Sonnenschein
Ihr Siegeskränze beut.

Frisch dann, ihr muntren Brüder, auf!
Hebt muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Weiße.

Abendlied nach zurückgelegter Reise.

Vollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jezt lagert euch zum Pilgerschmaus,
Laßt ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar ist, was ihr hier vor euch sehk,
Nicht, was der Schlemmer preist:
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Sahk ihr, wie heut am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und froh bei Milch und schwarzem Brod
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr sahk's — Erquickung gab,
Genüg uns allen hier!
Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und wohl uns! — sind auch wir!

Der Schlemmer nur braucht köstlich Brod
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel,
Um einmal satt zu seyn.

Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;

Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.

Nicht kann er kämpfen unsern Kampf!
Nicht siegen unsern Sieg!
Den Kampf mit dieses Lebens Müh,
Den Sieg im Lasterkrieg.

Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Schöpfung große Pracht!
Nicht öfnen seine Brust, wie wir,
Vor Gottes Güt' und Macht!

Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstört des Lebens Glück;
Und schrekt von jeder großen That
Den kranken Geist zurück.

Genießt dann, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ist's, mäßig seyn.
Genießt, und mischet frohen Dank
Und laute Freuden drein!

Dann gehen wir zu unserm Freund,
Der thät'ge Menschen liebt,
Zum Schlaf in unsre Kammer ein,
Die sichre Ruh umgiebt;

Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf!

S.

Die Gartenlust.

Ein Knabe, der die Welt und was darauf geschah,
Nur durch das Stubenfenster sah,

Und niemals aus dem Hause kam,
Empfand so große Lust ein wenig auszugehen,
Daß ihm der Vater auf sein Flehen,
Mit in den schönen großen Garten nahm.
Erstaunend steht er da, indem er um sich sieht,
Wie liebreich alles grünt! Wie herrlich alles blüht!
Jezt hüpft er fort in die belaubten Gänge,
In denen eine ganze Menge
Tonreicher Nachtigallen sang.
Er kam an einen Fels, aus dem von allen Ecken
Das Wasser in die Marmorbecken
Mit silberhellen Wirbeln sprang.
Der Knabe ward nicht satt zu sehn und sich zu freun.
„Nein! schöner konnt es kaum im Paradiese seyn!
Ach, Vater, laß mich hier doch immer immer bleiben!
Wie will ich mir die Zeit so schön vertreiben.„
Der Vater that's, gieng fort und ließ den Sohn zurück.
O wie vergnügt war der! In lauter Fröhlichkeit
Verfloß ihm unvermerkt die schöne Sommerzeit.
Bald band er einen Blumenstraus
Von Rosen, Nelken und Jasminen;
Bald las er sich zur Kost die schönsten Aepfel aus;
Und schlummerte darauf im Grünen.
Indes verstrich das Jahr: die Tage kürzten sich;
Des Sommers sanfte Luft und linde Wärm entwich;
Des Gartens schönster Schmuk, die Rosen und die Nelken,
Begannen alle zu verwelken.

Der Nordwind riß dem Baum' die Sommerkleidung ab;
Der Winter kam, mit ihm die weissen Flocken,
Der Schnee, des abgefallnen Laubes Grab.
Die Vögel zogen heim; der Quell fing an zu stocken,
Und unser Knab' empfand des Frost's Beschwerlichkeit.

In dieser rauhen, freudenleeren Zeit,
Da Hand und Fuß ihm schon erstarten,
Schien ihm der sonst so schöne Garten
Ein Ort des Schmerzes und der Pein;
Er wünschte schon hinaus zu seyn.
Indem er nun betrübt und matt herum spazierte,
So kam der Vater an, der ihn nach Hause führte.

So reitzet uns und so gefällt
In unsrer Jugend uns die Welt;
Wenn aber Muth und Kräfte schwinden,
Wenn wir des Alters Last empfinden
Und aller Reitz des Lebens sich verliert:
Dann folgen — o dann folgen wir mit Freuden,
Wenn unser aller Vater aus den Leiden
Des Alters uns ins beßre Leben führt.

Lichtwehr.

Tim.

Eine Mecklenburgische Geschichte.

In Mamerow, einem Dorfe im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, wohnten ein Schulmeister und ein Weber nahe bei einander. Der letztere hieß Tim.

Beiden gieng es nur kümmerlich; denn ihr Verdienst war sehr klein, so daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Tim hatte der Kinder viele.

Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie eine sehr gute Nachbarschaft und genaue Freundschaft hielten. Die Kinder ahmten den Eltern nach; ausser den Schlafstunden waren sie fast immer beisammen, und es war den Eltern durch die lange Gewohnheit geworden, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

In wessen Hause sie zur Zeit des Vesper- und Abendbrods eben waren, da kriegten alle — die eigenen und des Nachbars Kinder — so viel zu essen, als Vorrath da war; und wenn in dem einen Hause Mangel war: so gab das andere her, was es vermogte; so daß der Schulmeister oft zu sagen pflegte: wenn er den Nachbar Tim nicht hätte; so müßt' er oft hungrig mit seinen Kindern zu Bette gehn: und Weber Tim sprach eben so von seinem Nachbar Schulmeister.

Auf solche Weise hatten sie sich einander manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust gieng ihnen allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Tim mit seiner Familie daran nahm, vereinigte diese Leute noch mehr.

Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das Eine war nicht nur beständig kränklich, sondern auch so gebrechlich, daß es ohne Hilfe eines andern nichts vermogte. Dieses Kind war für die andern alle eine große Last, weil es nicht nur selbst nichts schaffen konnte mit seinen Händen, sondern auch noch überdem zwei andere Hände, die seiner warten mußten, zum Erwerben unbrauchbar machte.

Indes, da die Mutter des Kindes, die es immer so herzlich geliebt, und nach ihrem besten Vermögen gepflegt hatte, gestorben war: so nahm Tims Frau sich seiner so vorzüglich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlen konnte.

Der Schulmeister weinte oft heisse Dankthränen auf die Hand der Timmen, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte, und sagte: daß er vor Gottes Thron ihr das gedenken wolle, was sie an ihm und seinem Kinde thäte. Doch fühlt' er es auch, daß die Last zu groß war, die sich diese Frau, aus Freundschaft und Mitleiden, selbst aufgebürdet hatte, und entschloß sich, wieder zu heurathen.

Er machte seinen Vorsatz kund; er wurde gebilliget, und man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern könnte.

Die Wahl fiel endlich auf eines Jägers Tochter im benachbarten Dorfe. Nachbar Tim übernahm es, Anwerbung darum zu thun; und es wurde alles in kurzer Zeit so weit fertig, daß die Hochzeit schon auf einen gewissen Tag bestimmet war — aber leider! nie vollzogen wurde.

Der Schulmeister hatte überlegt, daß, wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein bischen warmes Essen vorsetzen mußte. Nun hatt' er aber keinen Stock Holz im Hause. Er nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Tim seine Absicht, und gieng allein ins Holz, um sich ein bischen trokenes Holz hin und wieder abzuhauen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, und der Schulmeister kam nicht wieder. Den Tim befremdete dies etwas, weil der Schulmeister

ihm nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben würde. Er vermuthete indes, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölze begegnet wäre, und ihn mit sich zu Hause genommen hätte.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und Schwiegervater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten alle Weber Tim nach ihm. Dieser wurde äusserst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hätte. Man entschloß sich, augenbliklich ins Gehölz zu gehen und ihn zu suchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein, welch ein gräslicher Anblik! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um sich einen starken troknen Zweig abzuhauen; hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Zweig ihm aufs Genicke geschossen war, und er, von demselben zerquetscht im Baume hieng

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesellschaft dauerte eine Weile fort, bis Tim sagte: laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunter bringen. Ich kann die gräsliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete, was vorgefallen war, an das herzogliche Amt. Dieses ließ vor der Hand das Bischen Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Tim, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verfügung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein Paar Tage darauf kam Tim zur Stadt; gieng zu dem Beamten A...., und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein

war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er zur höchsten Nothdürft selbst brauchte; und dies Geschenk deswegen, damit er doch ihm die Kinder seines unglüklichen Nachbars nicht nehmen möchte; er wollte sie gerne umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaubte, daß das nicht anginge, oder ihm zu viel werden möchte: so bäte er ihn um Gottes willen (wobei die hellen Thränen ihm die Backen herunter rollten) ihm doch nur nicht das gebrechliche Kind zu nehmen.

Die Wangen glühten dem guten Beamten, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, über diese seltene Gutherzigkeit und Großmuth. Er druckte gerührt dem edlen Tim die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben sollte. Das ihm angebötene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück, und verlangte von Tim, daß er zu ihm kommen sollte, so oft er ferner Unterstützung nöthig hätte.

Freilich nur ein kleines Geschichtchen, aber voll der schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft und Mithilfe zu erleichtern suchen — Menschen, die selbst sich ihren nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um ein fremdes gebrechliches Kind nur bei sich behalten zu können, von dem sie doch nichts, als Last und Kosten haben werden, und um dessentwillen sie in Zukunft noch mehr Hunger und Kummer werden leiden müssen: welch ein rührender Anblick! — Freilich auch ein niederschlagender Zug, daß der Arme durch Geschenke seiner Bitte Nachdruck geben zu müssen glaubt! Aber völlige Schadloshaltung an dem rechtschaffenen Beamten, der nicht nur nicht nimmt,

was ihm angeboten wird, sondern es auch mit Wucher zurück giebt. Der Name dieses würdigen Mannes ist Ackermann.

Aus den Zeitungen.

Henriette und die Mutter.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter, ich wollte lieber das kleine Taschenbuch fertig machen.

Mutter. Aber, Henriette, Karoline wird den Nähbeutel lieber haben; du weißt, wie sehr ihr deiner gefiel.

Henriette. Welcher denn?

Mutter. Der mit der Inschrift: dem Fleisse; der dir an deinem letzten Geburtstage geschenkt ward.

Henriette. O ja — den — aber ich weiß gewiß, das ist ihr alles eins.

Mutter. Nun meinetwegen, Henriette; aber wie willst du fertig werden? An dem Taschenbuche fehlt noch so viel, und an dem Nähbeutel so wenig. Gewiß willst du Karolinen doch auch gerne ein Geschenk an ihrem Geburtstage mitbringen.

Henriette. O ja, das will ich auch! aber du sollst sehen, ich will wohl fertig werden.

Mutter. Auch, wenn der Vater schon um vier Uhr spazieren geht?

Henriette. Ach, das wird er nicht!

Mutter. Wer um vier Uhr nicht mit seiner Arbeit fertig wär, sagt er, der gienge nicht mit.

Henriette. Aber ich denke, er sagte um fünf Uhr.

Mutter. Henriette! Henriette! bedenke, was ich dir so oft gesagt habe. Du solltest dir

den

den garstigen Fehler abgewöhnen, immer alles anders wissen und thun zu wollen, als man dir sagt, kurz, das ewige Widersprechen; oder du würdest dich einmal selbst häßlich dadurch bestrafen.

Henriette. Aber, liebe Mutter, wenn ich es doch nun gewiß weiß, daß der Vater gesagt hat, um fünf Uhr gieng er spazieren?

Mutter. Nun gut, wir wollen sehen, wer da fertig ist.

Henriette. O, das bin ich gewiß! Da sieh nur, wie fleißig ich schon gewesen bin!

Mutter. Schon gut — halt dich nur nicht auf.

Henriette. Ja — aber, Mutter, diesen Strich möcht' ich doch wieder aufmachen, er geht so schief.

Mutter. Er hätt' ein wenig gerader seyn können; aber für diesmal denk ich, kann er sitzen bleiben.

Henriette. Ach nein, Mutter, er geht gar zu schief, ich muß ihn wirklich wieder aufmachen.

Mutter. Henriette, du willst dich mit Fleiß verspäten.

Henriette. Ach nein, Mutter, ich will schon fertig werden, wenn ich nur draussen in der Laube wäre.

Mutter. Und warum das?

Henriette. Ich kann ja da besser sehen.

Mutter. Aber das hält noch so viel länger auf mit dem Hin- und Hergehen.

Henriette. Ach, da bin ich ja gleich, und dann so gehts da viel geschwinder.

Mutter. Meinetwegen, meinetwegen Henriette; aber erinnere dich, wenns zum Spazie-

ren geht, und du nicht fertig bist, daß ich dir alles vorher gesagt.

Henriette. O, du sollst nur sehen, ich will gewiß fertig seyn.

(Nach einer guten Weile.)

Henriette, die Mutter, der Vater, und andere Kinder.

Mutter. Nun, Henriette, wie wirds; bist du fertig.

Henriette. O noch nicht, Mutter; aber es ist auch ja doch nicht fünf Uhr.

Mutter. Fünf nicht, Henriette, aber vier. Die Dielenuhr hat schon geschlagen.

Henriette. Die Dielenuhr? ich hab sie nicht gehört.

Mutter Ich aber; und wenns nun vollends schon die Zeit wäre, da der Vater spazieren will.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter —

Mutter. Nicht! Und was bedeutet denn, daß da getrommelt wird und alle herauskommen.

Henriette, Ja — das weiß ich — gewiß nicht.

Hanns. Ha Henriette, wo bist du? Wir gehen.

Henriette. Nun doch noch nicht.

Hanns. Allerdings! Hast du vergessen, daß der Vater sagte, um vier Uhr, weil Karolinens Geburtstag wäre? Du bist doch fertig mit deiner Arbeit? — Sieh, diese Zeichnung bring ich Karolinen.

Gottlieb. Und ich dies Bild.

Diedrich. Und ich diesen Brief.

Nikolas. Und ich diesen Korb.

Friz. Na na, nur zu! Vater kömmt schon.

(Alle laufen weg).

Vater, (In einiger Entfernung.) Henriette! He! Henriette! wir gehn. Du weißt, ich warte nach keinem; wenn du den Spaziergang verdient hast, so komm. Geschwind!

Henriette. (fängt an zu weinen.) Ach, nun bin ich nicht fertig.

Mutter. Ja, Henriette, das hatt' ich dir vorher gesagt.

Henriette. Ach, ich dachte, der Vater würde erst um fünf Uhr gehen.

Mutter. Ja, auch das sagt ich dir vorher, er würde um vier Uhr gehen.

Henriette. Ach, und nun muß ich allein zu Hause bleiben — und habe mich so dazu gefreuet! — (sie weint heftiger)

Mutter. Ja, Henriette, das weißt du, so gern ich dir die Freude gegönnt hätte: du weißt, daß ich dirs vorher gesagt habe. Der häßliche Fehler, alles besser wissen zu wollen, immer zu widersprechen, würde dich einmal selbst bestrafen. Hättest du meinem Rath gefolgt, als ich dir sagte, bei dem Nähbeutel zu bleiben, und nicht umher zu laufen, nichts wieder zu zernichten, was einmal gemacht war: so wärst du fertig geworden; ja hättest du endlich es nicht durchaus besser wissen wollen, daß der Vater um fünf und nicht um vier Uhr gienge, so wärst du auch fertig geworden, und mitgegangen! nun aber mußt du die Folge deines Fehlers ertragen.

Henriette. Ach, und nun kriegt Karoline kein Geschenk von mir? (sie weint)

Mutter. Auch das nicht, Henriette. Es kömmt alles aus der nämlichen Ursache; darin kann ich dir eben so wenig helfen. Aber wenn du es wünschest, so will ich dir einen Rath geben, dadurch dir dieser Tag auf eine andere Art noch mehr Freude geben soll, als er dir durch

den Spaziergang gegeben hätte; sage, willst du ihn hören?

Henriette. Und wodurch denn?

Mutter. Dadurch, daß du von heute an dir fest vornimmst, niemals mehr zu widersprechen, wenn verständigere Leute, als du, dir etwas sagen, sondern hübsch zu folgen, damit es dir nicht wieder so gehe, wie heute, und kein verständiger Mensch dir mehr seine Meinung sagen mag. Willst du das?

Henriette. Ach ja, Mutter — das will ich — wenn ich doch nur das Taschenbuch fertig hätte, damit ich Karolinen auch noch heute was schenken könnte.

Mutter. Nein, liebe Henriette, heute muß das so gehen, dir zum Andenken, damit du dich desto besser der bösen Folgen erinnerst, die dein ewiges Widerreden gehabt, und desto ernstlicher darauf denkst, es abzuschaffen. Aber künftigen Sonntag, wenn du Wort hältst, und diese ganze Woche den Fehler vermeidest, wollen wir beide hin, und es ihr bringen, und denn kannst du dich immer mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, da du einen so großen Fehler abgeschaft hast. Sage, gefällt dir das?

Henriette. Ach ja, liebe Mutter. (die Mutter küßt sie.)

Mutter. Nun, so kannst du auch heute wieder vergnügt seyn; aber sonst nicht.

E. R.

Thomas Morus.

Die Tugend, lieben Kinder, wird zwar schon hier in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnet: aber zuweilen findet doch die weise göttli-

che Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeitlang Leiden aufzulegen, die sie zu einer grössern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten müssen.

Es ist euch gut, dieß im voraus zu wissen, damit es euch nicht zu sehr befremde, wenn auch euch einst Unglücksfälle treffen sollten, von denen ihr euch bewußt seyn werdet, daß ihr nicht durch eigene Verschuldung sie euch zugezogen habt. Deswegen erzähle ich euch folgende Geschichte.

Thomas Morus war von redlichen aber armen Eltern gebohren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bei Allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen ungeheuchelten Gottesfurcht.

Dadurch macht' er sich dann, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden, und jedermann suchte ihm fortzuhelfen.

Da er sich frühzeitig ausserordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, denen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand.

Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstuffe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von England, welches in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein Anderer hätte dadurch eitel werden können: aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte.

Er hätte sich bereichern können: aber seine Uneigennützigkeit gieng so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmal darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um eurentwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu denen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung, mehr als einmal, ausgesetzt: aber er widerstand ihr jedesmal mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht.

Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu seyn schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile einrichten möchte; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen:

„Wozu dieses Geschenk? Wenn Sie Recht haben: so brauchen Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben Sie aber Unrecht, so können alle Ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu Ihrem Vortheile zu entscheiden.„

Bei einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte.

Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten.

Sie stellten allerlei falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er höret sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an; nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied: bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möchte, und kehrte, wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Roper, vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmal zu sehen.

Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. „Mein Vater! — o mein Vater!“ Dies war alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

„Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich hab' es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ohngeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat.“

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten, und er that das mit einer so

unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihm selbst nicht angienge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht hindurch so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihn anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden sollte. Aber er zerfloß dabei in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hofnung eines bessern, ewigen Lebens, in welchem sie sich wieder finden würden, und trug ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne allen Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angesetzte Stunde gekommen war, gieng er mit gesetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüste herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worin er alle zur Frömmigkeit und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich sogar, um den Mann noch beherzter zu machen, einen Spaß, den man geladelt hat, weil man seine Absicht dabei verkannte.

„Guter Freund, sagt' er; nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt

denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen."

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Des Morgens im Walde,

den 26sten Jäner.

Wie sie da stehn, voll Kraft vom Herrn,
Die hohen Tannen nah und fern!
Wie schön der Morgensonne Glanz,
Bemalt den leichten Nebelkranz!

Ach! wie in ihrer Winterkracht
Die Flur im Silberschlummer lacht!
Des freuen sich die Vögelein,
Und jubeln durch den lichten Hain.

Gott, deiner Werke sind so viel;
Und deine Güte hat kein Ziel:
Sie hat in jeder Jahreszeit
Der Freuden rund um uns gestreut.

Zwar ruhn verhüllt in dichtem Moos
Die Blumen noch im Erdenschooß
Und harren still der Schöpferkraft,
Die sie zum neuen Leben schaft.

Zwar schmückt noch nicht den Schattenbaum
Sein grünes Feierkleid, und kaum

Wagt schüchtern sich die Knosp' hervor,
Wo er den Blätterschmuck verlor;

Und doch — der herrlichen Gestalt
Des Winters! — schaut den Tannenwald,
Wie er da steht und unbewegt
Sein edles Haupt zum Himmel trägt!

Wie ihn der rasche Wind durchsaust,
Und kalt durch seine Wipfel braust!
Er steht und trinkt vom Sonnenlicht
Und achtet seiner Pfeile nicht.

Wer gab zu dieser Dämmerung, wer
Nur einen Zweig, ein Pflänzchen her?
Wer lieh ihm dieses Winterkleid,
Das aller Stürme Wuth nicht scheut!

O kommt und opfert unserm Gott,
Der ihm zu werden hier gebot!
Kommt Menschen, fühlt die Seligkeit,
Die Gottes schöne Schöpfung beut!

Karoline Rudophi.

Denke nichts Arges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner Dienste nun nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er gieng daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möchte.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für

ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bei ihm zu essen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie, als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Prise nehmen; aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnt' er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken eingesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden habe.

Da sagt' ein andrer Gast: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehre. Er selbst machte den Anfang.

Alle Andre folgten seinem Beispiel. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun.

Man sagte ihm, er würde dadurch sich sehr verdächtig machen: aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb wäre, und alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und gieng nach aufgehobener Tafel nach Hause.

Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schoße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte.

Dieser erschien, und der Minister, der ihn mit ofnen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möcht' ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Tasche nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wohl sagen: gestern konnt' ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere seyn möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterwegens eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speise zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde jedermann gesehen, und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten, und da diese versammlet war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde. —

Diese Geschichte hab' ich euch, meine kleinen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

C.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht jemand kommen würde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen.

Ein Unbekannter kam und setzte sich hinein; wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt, weil der Herr des Schiffes nicht da wäre, so wollt' er in einen andern Kahn steigen.

Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?

Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde Tag: ich wollte nur einigemal in dem Hafen auf und abschiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andre Sprache.

Robert. Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Der Unbekannte. Fi! welch ein Geiz für Ihr Alter! — den hätt' ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Robert. Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen: so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen.

Der Unbekannte. Es kann seyn, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Spazierfahrt machen; Sie sollen mir unterdes Ihre Geschichte erzählen, — — Nun wohl, mein Freund: so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse; Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Robert. Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jezt daraus erlösen konnte.

Der Unbekannte. Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch —

Robert. Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kauft' er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smirna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen seyn, und fuhr also mit ab.

Allein das Schiff ward unterwegens von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan in dem Lande Fez, auf der Afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fodert 2000 Thaler für seine Be-

freiung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen?

Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn als Juwelierer, welches ich zu meiner Profeßion gewählt habe; und überdem suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nutzen.

Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung.

Ich war anfangs gesonnen, selbst hin zu reisen und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sey, und ließ allen Schiffsherren, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Der Unbekannte. Bekommen Sie denn auch wohl zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet.

Robert. Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde, und die Arbeiten, zu denen man ihn braucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeit zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattinn und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Der Unbekannte. Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Robert. Er hat seinen Namen nicht verändert, er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Der Unbekannte. So! so! — Robert also bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Robert. Ja mein Herr.

Der Unbekannte. Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besser Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg, und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, druckte beim Aussteigen dem jungen Robert seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmal danken konnte.

In dem Geldbeutel fanden sich sechszehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese ausserordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken: aber umsonst! er war nirgends zu finden.

Die Familie fuhr indes fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die nöthige Summe zusammen zu bringen.

Eines Tages, da sie eben im Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brod und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahen sie auf einmal — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

"Ach meine Frau! Ach meine lieben Kinder!" rief er aus, und stürzte jedem um den Hals. "Wie ist es euch möglich gewesen, mich

so

so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?"

„Seht, wie ihr mich ausstaffiert habt! Und dann noch die funfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdienet in der äussersten Dürftigkeit, worinn ich euch sehe?"

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinne und Sprache verloren und fiel endlich ohnmächtig nieder.

Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache wieder mächtig; sie umarmte noch einmal ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte:

„Siehe da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusamen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohns zu danken."

„Dieses edle treffliche Kind hat ohne Zweifel Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen."

„Siehe, wie er das Glück, dich wieder zu sehen, empfindet! Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen!"

Die Mutter flieht zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt

man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Macht zu sprechen.

Der Vater hingegen schweigt auf einmal ganz still; steht in Gedanken; wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht:

Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, ohne sie durch irgend eine schlechte That erkauft zu seyn? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus, und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu seyn."

„Beruhigen Sie sich mein Vater, antwortet der junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth."

„Nicht mir, nicht uns allen haben Sie Ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter, meine Mutter! jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß ist er es! Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch seyn mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen!"

Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater ward dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, giengen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von statten. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder alle versorgt, und glücklich, genie-

ßen mit ihm und seiner Frau einer Glückselig-
keit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den
unaufhörlichen Nachforschungen des Sohns ge-
länge, jenen verborgenen Wohlthäter zu entde-
cken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu ver-
danken hatten.

Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da
er des Morgens allein am Hafen spaßieren gieng.
— „Ach, mein Schuzengel!“ war alles, was
er aussprechen konnte: und mit diesen Worten
warf er sich zu seinen Füßen, wo er ohne Be-
wußtseyn niederfiel.

Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und
brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Was-
ser wieder zu sich selbst. Dann fragt er ihn um
die Ursache dieses seines Zustandes.

Der junge Robert. Ach, mein Herr! kön-
nen Sie darnach fragen? Haben Sie den Robert
und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie
glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater
wiedergaben?

Der Unbekannte. Sie irren sich, mein
Freund! ich kenne Sie nicht, und Sie können
mich auch nicht kennen; denn ich bin fremd zu
Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich
hier. —

Der junge Robert. Alles das kann seyn;
aber Sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei
Jahren auch hier waren; daß Sie im Hafen spa-
zieren fuhren und so großen Antheil an meinem
Unglücke nahmen! was für Fragen Sie mir tha-
ten, damit Sie in den Stand gesetzt würden,
mein Wohlthäter zu werden. — Befreier mei-
nes Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der
Retter einer ganzen Familie sind, der nichts zu
wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen?

O versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht; theilen Sie Ihre Freude, vermischen Sie die Thränen Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit. Kommen Sie! —

Der Unbekannte. Gemach, mein lieber Freund! Ich hab' es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich

Der junge Robert. Nein, mein Herr; ich irre mich nicht; Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie, edler Mann. —

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fort zu ziehen, und das Volk versammlete sich um Beide herum.

Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaftern und gesetztern Ton an. „Mein Herr, sagt er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß Sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich da der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.

Welche Grausamkeit! rief der junge Robert aus. Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen? Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eignes Werk zu betrachten."

Hier rafte der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu so einer ausnehmenden Wollust, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volks

den starrsehenden Augen des jungen Roberts, und hinterläßt der erstaunten Menge das Beispiel eines Edelmuths, dergleichen es noch nie gesehen hatte.

Der junge Robert war ausser sich. Man sahe sich genöthiget, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein Strohm wohlthätiger Thränen ihm Linderung schafte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man, ganz von ungefähr, daß er der Präsident von Montesquieu gewesen sey einer der vortreflichsten französischen Schriftsteller.

Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht; aber diese einzige schöne That macht ihm mehr Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle. —
Einem Vater haben wir,
Einen Schöpfer alle.

Einen Vater in der Höh,
Der uns alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut und Klee,
Milch und Waizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,

Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich sein Kind
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen.

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden;
Blieb' ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden:

Glücklich könnt' ich dann nicht seyn,
Einsam und verlassen
Würd' ich erst die Menschen scheun,
Dann mich selber hassen.

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag es wonnevoll
Unter euren Küssen!

Glücklich oder elend, mir
Seyd ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen;

Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen;
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken!

An die Nachtigall,

den ersten Mai 1779.

Willkommen, süße Kleine,
In unsern Blüthenhaine;
Sey tausendmal willkommen hier,
Die Frühlingsfreude kommt mit dir!

O laß dich bei uns nieder,
Komm, gönn' uns deine Lieder!
Mit all' der süßen Zauberei:
Komm, bau dein Hütchen ohne Scheu.

Du sollst hier sicher wohnen,
Wir wollen treu dich schonen.
Und deine lieben Kinder auch:
Das Schonen ist so unser Brauch.

Denn wir sind nicht Despoten *)
Nicht mürrische Zeloten. **)

*) Herrschsüchtige Leute, die ihre Untergebene als Sklaven behandeln.

**) Leute, welche alle diejenigen verdammen und verfolgen, die nicht eben so denken und reden, als sie.

Du sollst dich deines Frühlings freun,
Und uns nur desto lieber seyn,

Sollst sehn, wie wir dich ehren;
Sollst, Vögelchen, uns lehren
Uns unsers Lebens auch erfreun,
Und sorgenlos, wie du, zu seyn.

Wolln dich nicht rezensiren, *)
Wolln lieber dich studieren;
Und nicht verdrehn der Lieder Sinn,
Du liebe kleine Meisterin.

Auch solls dir niemals mangeln;
Sollst nicht nach Würmchen angeln,
Sollst Herrinn aller Maden seyn,
In diesem ganzen Blüthenhain.

Komm, laß dich bei uns nieder,
Du Meisterin der Lieder;
Wo sich dein Stimchen hören ließ,
Da fand ich stets ein Paradies.

Karoline Rudolphi.

Der Mai.

Der Nachtigal reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder,
Dich, lieblicher Frühling, ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche
Nun schwazet der gaukelnde Staar.

*) Wir wollen deinen Gesang nicht so beurtheilen und tadeln, wie man die neuen Bücher in den gelehrten Zeitungen zu beurtheilen pflegt.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie liebreich blümt sich die Erde!
Wie jugendlich schimmert die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse;
Der Entrich besuchet die Flüsse;
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime!
Nun prangen mit Blätter die Bäume;
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen;
Nun tränken die spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen;
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springt und jauchzet im Sprunge;
Der Knecht hebt mit muthigem Schwunge
Das leichtere Mädchen empor.

O freut euch in Unschuld der Wonne
Des Frühlings, bald flammet die Sonne
Euch näher in heisserer Glut.
Nie reitze die Stadt euch zum Neide!
In Dörfern wohnt Unschuld und Freude
Gesundheit und frölicher Muth.

Hagedorn.

Ein Theil der zweckmäßigen Abänderungen dieses Liedes rührt von dem würdigen Herrn Funk, Rektor der Magdeburgischen Domschule, her.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt in seinen Blüthentagen

Die Stirn in düstre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen
Die durch dies Pilgerleben gehn:
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn,

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie'er durch Adams Bäume schien;
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch labt in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.
Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu:
Noch ströhmt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh.
O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölty.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun immerhin!
Mag er's! so ist, er was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Mogols Gold
Des Glück — wie hieß er doch,
Der als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch? —

Ich wünsche nichts von alle dem;
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
Was hälf mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht sehr:
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr ist obendrauf,
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht.
Und mancher Mann mit seiner Kron
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Claudius.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn

Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher,
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Fluht herab.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt:
„O wie schön
Ist jetzt die Gegend! sieh den Schwan,
Sieh, wie von seiner Brut umringt,
Er in die Fluth sich taucht!
Wie heimlich flüstert dort am Strand
Der schlanken Espen zitternd Laub;
Und o wie reitzend wallt die Saat
In sanften grünen Wellen fort!
O was für Anmuth hauchen jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur.„

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebenlang,
Wenn du nie von der Tugend weichst,
Und wenn nicht wilde Leidenschaft
Der Schönheit sanft Gefühl in dir
Zerstöret. ——
O Geliebtester
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen, und die schöne Welt,
Um in noch schönern Gegenden
Glückseliger, als hier, zu seyn.
O bleib der Tugend immer treu
Und weine mit den Weinenden!
Gieb gern von deinem Vorrath, gern

Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sey arbeitsam!
Erheb dein Herz empor zu Gott,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der alles uns zum Besten lenkt.
Wähl lieber Mangel, Schand und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
Ein ruhig Herz macht unser Glück.

So, mein Geliebter, dacht' ich stets,
Und war stets glücklich. Und wiewohl
Ich achtzigmale schon den Wald
Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud und Lust.
Zwar hab ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen ach! der Thränen viel,
Und alles, alles schien mir schwarz!
Auch faßte oft mich auf dem Meer,
Im leichten Kahn, der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen hoch empor.
Dann stürzten donnernd sie herab;
Ich stürzte mit, und meinte dann,
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein furchtbar Grab sich öfnete.

Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell:
Und ich erblikt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sah empor
Aus seiner Höhl' in tiefer See;
Und alles Volk des weiten Meers
Spielt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh und Freude kam zurück

In meine Brust.
Jezt warket schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht,
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen, seyn.
O Sohn, sey fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt stets diese Welt dir schön.
Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm und sprach:
Nein, Vater, nein! du stirbst noch nicht:
Du lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'.
Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedekte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antliz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Kleist.

Auch die Veränderungen dieses Stüks rühren größtentheils von Herrn Funk her.

Die Freundschaft.

Leander und Selin, zween Freunde, die
Ein gleiches Herz und gleicher Edelmuth

Verbanden, traten in Geschäften einst
Zusammen eine Fahrt durchs weite Weltmeer an.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn.
Das Ufer floh, und bald erblikten sie
Ringsum nur Luft und Meer. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel:
Als schnel ein reissender Orkan erwacht.
Der peitscht das Meer, durchwühlt den tiefen Grund,
Treibt Bergen gleich, die hohen Wogen fort,
Und schleudert mächtig gegen einen Fels
Das Schif. Es scheitert.

Jeder sucht dem Tod'
Auf Stücken von dem Schiffe zu entfliehn.
Den beiden Freunden ward ein Bret zu theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken! sprach Selin! das Bret erträgt
Uns beide nicht! o Freund, leb' ewig wohl!
Du mußt erhalten seyn; an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel; und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual.„

Nein, sprach Leander, nein, ich sterb',
o Freund! —
Allein Selin verließ zu schnel das Bret,
Und übergab getrost dem nassen Grab
Der Wasserwogen sich.

Die Vorsehung,
Die über alles wacht, sah seine Treu
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trugs
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.

Er fand Leandern schon daselbst. — Wer
Beschreibt die namenlose Freude, die

Sie beide fühlten! — Sie umarmten sich
Mit einer Thränenfluth.
Leander sprach:
O allzutreuer Freund, in was für Quaal
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt;
Was du thatst, wollt ich thun: denn ohne dich
Wünscht ich das Leben nicht.
Geliebtester,
Was wär ich ohne dich? versezt Selin.
Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm, laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
Verehren, und ihm ganz das Leben weihn.
Sie knieten weinend an das Ufer hin
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihr Gebet drang durch die Wolken
Zu Gott.
Leander theilte mit Selin,
Der arm an Geld, doch reich an Tugend war,
All seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch beglückter fand.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie der Nebenmenschen Glück.

Kleist.

Die guten Beyspiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Scheelsucht oder Harm
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Erd' und Grillen,
Mit Dank und hohem Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr

Ihr schielet nie die Elster nach:
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön
Vor unsern Stoffen allen!
Allein die Krähe kann sie sehn
Von Misgunst unbefallen.

Wann denkt der muntre Spaz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er gaukelt froh, singt, was er kann,
Und schmauset, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stöhren.

Fuchs.

Zufriedenheit.

Gott hat mir, was mein Herz begehrt
Nicht minder oder mehr bescheert,
Ein ärmlich kleines Hütchen nur
Auf dieser stillen Schäferflur.

Da sprech' ich Pracht und Reichthum Hohn,
Und gäb' um keine Königskron
Die Blümchen meiner Flur dahin,
Die mir zum leichtern Kranze blühn!

Ein klares Bächlein rieselt hier
Vorbei, vor meiner Hütte Thür;
Da sitz' ich manchen lieben Tag
Und denke Gottes Milde nach;

Und dank' ihm: daß er diese Welt
So herrlich schuf und auch erhält,
Daß er mir gab gesundes Blut,
Genügsamkeit, und frohen Muth.

Und fleh ihn: "laß so still und rein,
„Wie dieser Bach, mein Leben seyn,
„Und nimm, hab' ich vollbracht den Lauf,
„Mich in den schönern Himmel auf!„

Aemilia.

Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich seyn,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wältzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren!

Denn er kommt mit seiner Freudenschaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen—
Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
Und so kauml' ich meinem Freund entgegen!

Claudius.

Kristel, bei Betrachtung eines Kirchhofes.

Es hat doch seinen Nutzen auch,
Ja, macht auch wohl Vergnügen,

Auf einem Kirchhof so zu stehn,
Und all die Hügel anzusehn,
Worunter Leiber liegen;

Zu stehen und zu sagen sich:
„Was ist der Mensch hienieden?
Was ist der Fürst, der Unterthan,
Der Bettler und der reiche Mann,
Sind Seel' und Leib geschieden?"

„Was wären wir, was würd' aus uns,
Wenn wir den Geist nicht hätten?
Ach, eine Handvoll Asch und Staub
Und ewiglich des Todes Raub
In diesen finstern Betten!"

Und wenn man diese schöne Welt
Dann wiederum bedenket,
Zu sagen: „Gütger Himmel mein!
Wie schön muß wohl nicht jene seyn,
Die Gott den Frommen schenket?"

„Schon diese, wahrlich! ist es werth,
Daß man sich ihrer freue;
Und nicht das Bischen Ungemach,
Das auch wohl Fromme treffen mag,
Darin so mächtig scheue!"

„Denn lohnt nicht der, der sie erschuf
Dies Bischen Erdenleiden,
Dem Fürsten und dem Unterthan,
War er nur hier ein braver Mann,
Mit ew'gen Himmelsfreuden?

O wenn ich dieses so bedenk,
Kann ich euch Hügel schauen;
Und macht mir euer dickes Moos,
Und euer enger kalter Schooß
Auch nicht das mindste Grauen!

Ja, käm, so wahr ich Kristel heiß!
Jetzt gleich der Tod herüber;
Mit dreistem Blick nach ihm gewandt,
Faßt ich ihn bei der Knochenhand,
Und fragt' ihn: willst mich, Lieber?

v. St.

Zufriedenheit.

Mir ward das allerbeste Loos,
Zufriedenheit, zu Theil;
Kein König, wär er noch so groß,
Macht mir um Gold dies feil;
Hab' ich nur immer frohen Muth,
Was frag ich denn nach Gold und Gut?

Viel mehr, als Ehr' und Rang und Geld,
Beglückt ein leichter Sinn;
Was hilft mir eine ganze Welt,
Wenn ich nicht ruhig bin?
Wenn Unzufriedenheit mich plagt,
Und wie ein Wurm am Leben nagt?

Gottlob! zu meiner Hütte naht
Sich diese Feindin nie!
Ich bin zufrieden früh und spat
Zufrieden spat und früh,
Und achte weder Geld noch Gut,
Behalt ich nur den frohen Muth.

Aemilia.

Der Fönix und die andern Vögel.

Der Fönix zeigte sich,
(Ihr wißt, in hundert Jahren *)

*) Wie die Fabel sagt.

Sieht man ihn einmal nur) gleich sammelten die Schaaren
Der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
Den seltnen Gast. Die Elstern und die Staaren
Die schwatzten viel von seiner Schönheit und Gesang;
Der Rabe lobte sein Gefieder,
Von seinem Scharfsinn schalf' das Lob der Eule wieder,
Und Pfauen rühmten seiner Stimme Klang.
Die Neugier ihn zu sehn, reizt' auch die Turteltaube.
Sie staunt ihn an — dann girt sie ihrem Tauber zu:
Geliebter, er ist schön; allein ich glaube,
So glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu seyn?
Er ist ja! — armer Fönix! — ganz allein,
Und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Aus dem deutschen Merkur.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den grünen Wald
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wärmres Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; mit Recht trift also mich
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug?

Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?

Indessen weht
Ein guter Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreut war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn, sah er das beßre Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft beseufzt, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur.
Jenseits des Ufers gibt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Kleist.

Die Freundschaft.

Soll ich mit finstern Blick und träge,
Tief in mich selbst verhüllet, gehn?
Nicht Blumen pflücken, die am Wege,
Wie Gottes Rauchaltäre, stehn?
Vorübereilend frostig grüßen
Den guten frommen Wandersmann;
Nicht freundschaftlich mich an ihn schließen,
Und, ach! so lang ich immer kann,
Das Glück, ein Mensch zu seyn, genießen?

Es ist so reizend, seinen Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat;

Mit einem Freunde nachzuspüren;
So reizend mit geschlungner Hand,
An einer jähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen, sich zu führen;
Dem Durstenden aus hohler Hand
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Und Wanderern Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und ihm zu Liebe gern verweilen,
Sein Führer und sein Schutz zu seyn.
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Aus voller Brust mit ihm zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen,
Bei jedem sauern Lebensgang
Sich zu ermunkern mit Geschwätzen,
Und unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.
O Freundschaft, erstgebohrnes Kind
Des liebevollesten der Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen,
Dem hofnungslosen Kranken sind!
O, dieses Lebens Labirinth,
Was wär es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh ich, wohin du führest, mit.
Als Knaben hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt;
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt!
Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust!
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust.

Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

An einen Kanarienvogel.

Du bist zu beneiden,
Muntres kleines Thier!
Alle deine Freuden
Schöpfest du aus dir.
In der engen Klause
Ist dir herzlich wohl,
Findest du zum Schmause
Nur dein Näpfchen voll.

Dann bist du geschieden
Von der ganzen Welt,
Gönnst ihr Krieg und Frieden,
Wie es ihr gefällt;
Hüpfest hin und wieder,
Neidest keinen Thor,
Singest deine Lieder
Nur dir selber vor.

Lob und Tadel störet
Deine Ruhe nie;
Obs gleich niemand höret,
Singst du gerne früh.
Und wenn alle Weisen
Weit und breit umher
Vor dir stehen und preisen
Gibst du doch nichts mehr.

Was du hast, ist wenig;
Dennoch gibst du's nicht

Selbst dem größten König
Um ein hold Gesicht.
Da auf deinem Stecken
Kennst du keinen Spaß;
Will der Held dich necken,
Kneipest du ihn baß.

Lieber Vogel, höre:
Vogel auf zu seyn,
Solch ein Vorschlag wäre,
Mir nun wohl zu klein.
Gar zu kurzes Leben
Schenkt der Himmel euch;
Seyd uns auch darneben
Nicht im Köpfchen gleich.

Doch in meinem Gleise,
Wie der Mann im Faß, *)
Eurer freyen Weise
Nachzuahmen, das
Ist ja auszuführen:
Lieber Vogel das
Mögt' ich auch studiren,
Wie der Mann im Faß.

Overbeck.

Einladung an zwei Freundinnen.

(Abends in der Laube.)

Schön ist dieser Abend — schön!
Meine Rosenstöcke stehn
Lachend um mich her und blühn,
Und die Laube ist so grün!
Und so freundlich schien gewiß
Nur der Mond ins Paradies!

*) Diogenes.

Kommt, ihr Lieben, kommt mit mir
Eurer Jugend euch zu freun!
Unsre Pfade wollen wir
Dicht mit Blumen überstreun!
Hier ist Fülle! — o genießt,
Eh' der Lenz vorüberfließt!

Unmuth ist oft bloßer Wahn;
Laßt uns ewig ihm entfliehn!
Auch auf rauher Felsenbahn
Sieht man oft ein Blümchen blühn;
Selig, wer es dankbar pflückt,
Und nicht achtlos niederdrückt!

Macht dies kurze Leben nicht
Durch Verdruß euch selbst zur Quaal!
Denkt, durch düstre Wolken bricht
Auch wohl oft ein Sonnenstrahl. —
Freut, so lang es Gott gefällt —
Freut euch seiner schönen Welt!

Amalia.

An ein kleines Landmädchen.

Kleiner Engel, Schooßkind der Natur,
Kränze dich mit Blumen deiner Flur!
Lächl' umher mit deinen Taubenblicken,
Lächl' in aller Menschen Herz Entzücken!
Hüpfe, süßes Mädchen, hüpfe hin
So in deinem unbefangnen Sinn!

Unschuld goß auf dich ihr ganzes Bild,
Schuf dein kleines Herz so weich und mild,
Wiegte dich im stillen Hain der Liebe
Nährte sorgsam deine zarten Triebe;
Und so nahm dich deine Mutter hin
Aus dem Arm der hohen Pflegerin.

Mädchen, Mädchen, freu dich deiner Flur;
Freude wohnt bei frommer Unschuld nur.
Aeugle nie, gleich andern Bäuerinnen,
Nach den überkünchten Städterinnen;
Manche weinten, wenn sie Hütten sahn,
Thränen, welche Gott kaum stillen kann.

Overbeck.

Loblied.

Groß ist der Herr! Verkündigt alle ihn
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! stammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, tanzt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse rauschet es!
Es neige sich der Tannen hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr' im Hain;
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Ihr Felsenberge, die sein Blitzstrahl traf,
Eu'r Dampf sey Weihrauch ihm!

Der Erden und der Himml Widerhal
Sing' ihm ein lautes Lob!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Lieb' und Dankbarkeit!

Dich hat er, mehr als alles, hochbeglückt:
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen schaut und kennt
Die Räder der Natur.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wann's schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Genügsamkeit.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehst,
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Ich will im Staub', ein schwacher Wurm vor dir,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad' des Meers und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Auen Teppich dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn.
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

Kleist.

Nachtrag von Sprichwörten und Sittensprüchen.*)

Das Glück hilft denen, die sich selber helfen.

Faulheit bringt Krankheit.

Ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank.

Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.

Trägheit geht langsam voran und Armuth geht geschwind hinter her.

Treibe du dein Geschäft, und laß dich nicht von deinem Geschäfte treiben.

Früh zu Bett' und früh wieder auf,
Macht weis' und gesund und reich in Kauf.

Wer von Hofnung lebt, stirbt an Fasten.

Kein Gewinn ohne Mühe.

Lotterieloose sind Eingangszettel ins Armenhaus.

Wer ein Land hat, muß eine Hand haben; wer ein Gewerbe hat, hat ein Gut, und wer einen Beruf hat, hat ein Amt, das ihm Geld und Ehre bringen kann. Aber das Land muß fleißig bearbeitet, das Gewerbe getrieben und der Beruf besorgt werden.

Ein Fleissiger stirbt niemals Hunger.

Dem Fleissigen gukt der Hunger wohl ins Fenster, kömmt aber niemals in die Thür.

Als der Hungrige schlief,
Pflügte der Fleissige tief.
Und hatte Korn, als der Käufer rief.

Fasse nie ein Werkzeug mit spitzigen Fingern an; denn die Katze, welche Handschuh trug, fing keine Mäuse.

*) Zu denjenigen, welche in der Neuen Methode, die Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren, von J. H. Campe, enthalten sind.

Fleiß ist der Vater des Glücks, und Gott giebt alle Dinge dem Fleißigen.

Arbeit' heut! denn wir wissen nicht, ob Morgen seyn wird.

Der Tropfenfall höhlt endlich den härtesten Stein aus.

Wenn du ein Geschäft gut willst ausgerichtet haben; so thu' es selbst; wo nicht, so schicke jemand anders.

Des Herrn Auge hilft mehr, als seine beiden Hände.

Eine kleine Nachläßigkeit bringt oft großes Unglück.

Da ein Hufnagel fehlte, gieng das Hufeisen verloren; durch den Verlust des Hufeisens der Huf; mit dem Hufe das Pferd; mit dem Pferde der Reuter. Er blieb stecken im Morast und verhungerte, weil er nicht für den Hufnagel gesorgt hatte.

Wer die Kunst zu sparen nicht versteht, mag die Nase Tag und Nacht über der Arbeit haben; er wird doch als ein Bettler sterben.

Eine fette Küche macht einen magern Beutel.

Weil die Weiber vergaßen das Spinnen und Knülten,
Die Männer beim Wein über Staatssachen stritten,
Sind viele von Haus und Hof geschritten.

Durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Ankertau zerbeissen.

Durch wiederholte kleine Streiche
Fällt zuletzt die größte Eiche.

Fliehe die Vergnügungen, und sie werden dir nachlaufen, aber sie werden vor dir fliehen, wenn du ihnen nachläufst.

Ein Stein, der oft den Ort verändert, begraset nicht.

Drei Veränderungen seines Wohnsitzes sind so gut, als eine Feuersbrunst.

Durch alles Gold aus ganz Indien ist Spanien nicht reich worden, weil es mehr ausgab, als einnahm.

Es kostet mehr eine Narrheit zu halten, als zwei Kinder.

Ein kleines Loch versenkt die größten Schiffe.

Kaufe das, was du nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen müssen, was du brauchst.

Was man nicht braucht, ist allezeit zu theuer, auch wenn es noch so wohlfeil wäre.

Viele sind arm worden dadurch, daß sie viel um ein Spotgeld einkauften.

Samet und Seide können das Feuer in der Küche auslöschen.

Der Pflugtreiber ist höher auf den Füßen, als der Edelmann auf den Knien.

Immer heraus, nimmer hinein,
Werdet ihr bald auf den Boden seyn.

Große Schiffe können in See treiben; Böte müssen am Ufer bleiben.

Der Stolz ißt zu Mittage mit der Pracht, zu Abend mit der Verachtung.

Ein lediger Sack kann schwerlich aufrecht stehen.

Es ist leichter, zwei Oefen zu bauen, als einen zu heizen.

Erfahrung hält eine theure Schule; aber Narren wollen in keiner andern lernen.

Die Weisheit.

Einstens, als noch Knab' und Mann
Gern die Weisheit lieb gewann,
Gern an ihrer Seite saß:
Welche Zeiten waren das!

Diese Zeiten sind dahin,
Thorheit trübt der Leutlein Sinn,
Vielen ist der Bauch ihr Gott,
Stille Tugend wird zu Spott.

Und von ihrem Thron gebankt,
Zieht die Weisheit durch das Land;
Zieht umher mit bangem Fuß,
Beut nur schüchtern ihren Gruß.

Selig wer den Gruß versteht,
Nicht die Schüchterne verschmäht:
Sey er Jüngling oder Mann,
Bleibt sie treu ihm zugethan.

Höre, Jüngling, insgemein
Kehrt sie gern beim Jüngling ein;
Lächelt ihm ins Angesicht —
O mein Bruder, fleuch sie nicht!

Und sie geht mit ihm aufs Feld,
Zeigt ihm Gottes schöne Welt,
Zeigt ihm Hain und Wasserfall;
Gärten Gottes überall.

Und der Jüngling schaut umher,
Trinket aus dem Wonnemeer;
Und die hohe Führerinn
Lenkt sein Herz zum Schöpfer hin.

Und nun kehrt sie mit ihm heim,
Pflegt in ihm der Tugend Keim,

Trok-

Trocknet ihm den edlen Schweiß,
Lohnt mit Segen seinen Fleiß.

Und ihr königlich Gebot:
Mitleid für der Brüder Noth!
Prägt sie tief in seine Brust,
Wirkt in ihm zum Wolthun Lust.

Wenn er sie dann brünstig liebt,
Unbegränzt sich ihr ergiebt,
Mehren seine Jahre sich,
Doch sein Herz bleibt jugendlich.

Und des schönsten Lohnes werth,
Wird ihm dann das Weib bescheert,
Daß er wählte; seine Wahl
Krönen Freuden ohne Zahl. Overbeck.

An einen tugendhaften Jüngling.

Gesundheit röthet das Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Tugend mondenhelles Licht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es verrann, das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug, die Misgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du mehr, als Stadterobrer, Held!
Ich weide, Jüngling, mich an dir;
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich himmelan
Zu dem, der dieses Himmelszelt,
Die Sonn' und tausend Sterne dran
So stattlich schön dahin gestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
„Schön ist die Welt, schön um mich her,
Ach! aber ich entehre sie,
Und mir — mir ist sie freudenleer!"

Dir zwitschert jede Kehle Lust,
Die froh den dunklen Hain belebt;
Vom Danke schwillt die volle Brust,
Die auf zu deinem Gott sich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
„Mir ist die Seele rein, wie du."
Wohin du gehst, folgt sie dir nach,
Der Unschuld himmelvolle Ruh.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich.
Mit diesem freyen Seelenblick!
Aus diesem Auge fleußt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich ward in England ein Offizier von einem andern zum Duel herausgefordert, welcher ein Schottländer war und behauptete, jener habe von der Schottischen Nation beleidigend gesprochen. Beide waren Männer von bekanntem und bewährtem Muth.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: warum wollen wir uns denn eigentlich schlagen?

„Um meine und meines Vaterlandes Ehre!“ antwortete dieser

Nein versetzte jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog: hierum. Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick: denn Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich gieng, und dem Andern freundschaftlich die Hände reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusetzen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhaftigkeit.

Aus den Zeitungen.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich durch die bangen Fluren!
Ach! wie zittern sie, die Wälder! Tod ist hinter seinen Spuren!
Was er auf dem Wege findet, wird des raschen Würgers Raub.
Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und stürzt sie in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe, ihm entfliehen des Meeres Wellen,
Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie zu Gebirgen schwellen,

Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewohner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach! mit einem düstern Schleier,
Wird er bald sein Antlitz schwärzen, rauben bald der Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hält er ihren Lebensstrahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und ersäuft das holde Thal.

Ach! da schwimmen Hütt' und Garben, es ertrinken Hirt und Heerde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste wird die Erde.
O, laß ab! laß ab! wir flehen, wir bekennen deine Macht;
Laß die Sonn' uns wiederschauen, nimm sie von uns, diese Nacht!

Nahe sind wir dem Verderben! — Doch, wer rief dem wilden Sturme
Aus der himmlischen Behausung? Wars nicht Gott? Geziemts dem Wurme,
Den er Mensch heißt, wohl, zu rechten über seines Schöpfers That? —
O, er lieg' im Staub und schweige und verehre seinen Rath.

Aber er, der Ewiggute, wollte, daß wir selber läsen
In den Tiefen seiner Weisheit, und erkennetes sein Wesen;
Darum liegt vor uns der Schöpfung hoher wundervoller Plan,
Ströhmt ein Quell dem Weisheitsfreunde, wo er täglich schöpfen kann.

Kommt und schauet seine Werke! — Thauen läßt er es und regnen,
Linde Frühlingslüfte wehen, seine Erdenwelt zu segnen;
Und der West, der Thau, der Regen, seiner Sonne mildes Licht
Sind die Boten seines Segens: aber sinds die Stürme nicht?

Ja, auch sie sind seine Boten; Blitze dienen seinem Willen,
Furchtbar seine Welt zu machen, und mit Gütern zu erfüllen;
Winterfrost wie Frühlingssäuseln, lichter Tag wie dicke Nacht,
Alles brauchet er zum Werkzeug seiner Huld wie seiner Macht.

Wir, wir flehn oft das Verderben, und er giebt uns dafür Leben —
Ruhig woll'n wir seinen Händen unser Schicksal übergeben,
Wollen in Gefahr nicht zagen, stärken soll sich unser Muth. —
Was von ihm, dem guten Vater, was von ihm kommt, das ist gut!

Karoline Rudolphi.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch Kunst gemachten Wüstenei,
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen,
Begann ihr Werk, und sah dabei
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedne Vögel mancherlei
Zu Nestern sich zusammen suchen.

Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Er hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen jene blos auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug zur Hülle spann.
„Die armen Vögelein! — hub sie an,
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!

Was holen sie von Ost und West
Nicht alles her, und steht das Nest:
Dann neue Sorge! stäles Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!

Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
Und flattern auf, und jammern; kurz
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen
Da kann ich ohne Stroh und Leim,
Nach eigener Lust Gezelte stricken,
Erwarte Fliegen drin und Mücken,
Und sitz' in mich gehüllt, daheim.
Ich zittre nicht, daß einer mich verjage,
Weil überall ein Winkel ist,
Zur Wohnung mir genug, und weil zu jeder Frist
Ich alles Meine bei mir trage."
Der Hänfling war so eben recht
Zum Horchen auf den Ast gekommen;
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wohl vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: liebe Nachbarin!
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen finstern Mauren
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Wald' es bin.

Uns aber mußt du nicht bedauren.
Im grünen Walde giebt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr,
Und Räuber groß und klein, die täglich auf uns lauren;
Wir zittern oft: jedoch wer nie will trauren,
Hat keine Freuden auch; bedünkt es dich nicht schön,
Aus freyer Luft hinab ins reiche Thal zu sehn?
Wir brauchen viel zum Flechten und Bewinden,
Doch ist es Wonne, das zu finden!
Und suchen wir ein Körnchen weit und breit,
Dann lohnt uns Flur und Wald mit ihrer Herrlichkeit.
Nicht selten wurde mir um Nest und Futter bang,
Indessen regt' ich mich, entfloh dem Untergang,
Und heller durch den Busch erkönnte mein Gesang.
Ich dächte, liebe Nachbarin,
Wir nützten das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben.

Jakobi.

Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Leben des englischen Viceadmirals John Byron.

Euch ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle eure künftigen Tage eben so ruhig, eben so sorgenlos und gemächlich dahin fließen werden, als euch jetzt die harmlose Jugendzeit verstreicht; und die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt

habt zu lernen, wie nöthig es sey, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeit des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt, noch der Reichthum seiner Eltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßer Erzählung euch ein kalter Schauder überfallen wird. —

John Byron, jetziger englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine, seinem Stande gemäße, Erziehung geben ließ. Um seinem Vaterlande so früh, als möglich, zu dienen, widmete er sich sehr jung dem Seedienste. Seine erste Ausfluchtwar mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, ohnmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten im Stand sey. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen: so verdienen sie für alle junge Leute als ein Spiegel, aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre gieng er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen der Eskader, mit welcher Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indienfahrer und mit allerlei Vorrath zum Gebrauch der Eskader so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge la Maire, unfern am Ende von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte und bald nachher durch

einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Demohngeachtet wollte der Kapitain versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hofte, daselbst die ganze Eskader wieder vorzufinden.

Alle Offiziere riethen ihm von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden, augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich, als den Uebrigen, vorkam.

Er wurde gar bald, wiewohl zu spät, von seinem Irthume überzeuget, und befahl, man sollte suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun habe? Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Herr Byron sagt: er habe hierbei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeusserungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. gieng auf dem Verdecke herum, schwung seinen Hirschfänger und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe ans Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten konnte. Es gelang ihnen; sie liefen in eine Oefnung ein, klemten das Schiff zwischen

zwei Felsen, und kapten darauf die beiden noch übrigen Masten.

Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert: denn dieses Land war fast noch schrecklicher, als die See. Oede und unfruchtbar war alles, was sie sahen, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel.

Schon seit zweimal 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jezt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebakkrumen, einer Rothgans und etwas wilden Selleri; ein kärgliches Frühstück für 140 Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren.

Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern sogar auch die See, welche sonst so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschaft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbei kamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbissen waren.

Einige Indianer, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas weniges von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theils der Schiffsmanschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schatzes, und stürzte sie vollends in das alleräußerste Elend.

Diese unmenschlichen Leute empörten sich nemlich gegen ihren Kapitain, kündigten ihm al-

ten Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrathe der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemü ungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit den Verlassenen das Aeusserste dulden, als mit diesen unbarmherzigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu seyn. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas wieder von ihnen erfahren.

Sie wußten jezt, daß sie auf einer Insel wären. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Die Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt, hat man in der Folge den Namen Wagersinsel beigelegt.

Ihre Noth war jezt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrössert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben:

Byron hatte einen kleinen indianischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein lieb gewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byrons Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, ihn doch leben zu lassen; aber vergebens! Sie nahmen ihn mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzt' er sich bei ihnen nieder und

speiseten mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halb vermoderten Pfoten und dem Felle, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Grösse ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen, Namens **Phips**, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brauchte sie, darauf, statt eines Fahrzeuges, um in die See zu fahren, und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann man sich vorstellen.

Der Kapitain war willens, wo möglich, die Insel **Chiloe** zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge, hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht der, der zwischen möglicher Todesgefahr und gewissem Hungerstod zu wählen hat? Sie schifften sich also ein. Aber nach einer vergeblichen Arbeit von zweien Monaten, in welcher Zeit sie auf die schreckliche Weise herumgetrieben waren, sahen sie sich genöthiget, nach **Wagersinsel** zurück zu kehren; weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebürge herum zu kommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und viere von ihren Leuten verloren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Parthei Indianer in zwei Böten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von **Chiloe** zu Hause waren. Es befand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken, oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiff gerettete Eisenwerk geben

wollten, wenn er sie durch die Bay's und Buchten führen wollte, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schifften darauf abermals ein; aber es waren ihrer jezt nur noch dreizehn.

Diese ihre Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wohl schwerlich jemals ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strohm hinauf zu arbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer herunter sank. Der Kapitain wollte ihm keinen Bissen Essen geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte: so hart hatte ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben, verlängert wurde.

Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie einsmals sich in die dicken Moräste des Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis ans Knie, oft bis an die Lende hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unterdes sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indianer der Barke, und ließen den Kapitain, Byron und drei andere Herren in dem allerhülflosesten Zustande zurück.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jezt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage eine bloße Kleinigkeit zu seyn. Aber grade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hofnungslose Zustand sollte ihnen ein Be-

weis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden.

Indem sie nämlich ohne Trost und Hofnung da saßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indianern. Man winkte ihnen, und sie kamen an Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strohm hinauf zu fahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barcke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung.

Zwar sah es um diese Errettung noch sehr mißlich aus; denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äusserst öde, morastig und unfruchtbar.

Zu den Beschwerlichkeiten ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, mit dem sie unabläßig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichling Uebelkeiten verursachen muß. Aber dies darf für mich kein Bewegungsgrund seyn, sie zu unterdrücken; weil grade dieser Weichling daraus lernen kann, wie gut es sey, wenn man gegen allerlei im Leben mögliche Beschwerlichkeiten sich zum Voraus abzuhärten sucht.

Da Byron und seine noch übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen: so fingen sie bald an, ganz entsetzlich vom Ungeziefer zu leiden. Der Kapitain glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieser Insekten auf ihm herumkrochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sahe, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun

ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Stein darauf, in Hofnung Hunderte auf einen Streich zu tödten.

Wessen Delikatesse sich gegen diese Erzählung empört, der denke doch, daß es der würdige, der seine Admiral Byron war, der dies erfuhr, und mehr daran litte, als selbst vom Hunger. Und sollten wir nicht einmal in der Beschreibung aushalten können, was ein solcher Mann, (wohl übrigens eben so empfindlich gegen Dinge dieser Art, als wir,) wirklich leiden mußte?

Nach verschiedenen mühseeligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte etwas zu tragen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stück von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitain gehörte. Dieser Weg gieng durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an die Lende hinein sank!

Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worin er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein da der Kapitain ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbfleisch verloren hätte, gieng er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen.

Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaffung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten kriegte. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Anbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er

in einiger Entfernung etliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hinein gehen, bekam aber verschiedene Stöße ins Gesicht, und wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein; und da die Wilden, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten; so schifft' er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn ans Land, machten sich den Augenblick davon und ließen den armen Byron in einer dunklen und traurigen Wüste im starken Regen zurück.

Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln fanden. Aber so verhungert Byron auch war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammlen zu verlieren; und er hatte seinen Hut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten.

Jezt fing er an sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indianer plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben, nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdes von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben; und ein

ein Andrer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Parthei Indianer gefolgt.

Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Monat Junius, also dort mitten im Winter, als sie landeten; und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indianer nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als essen. Herrn Byron sagte, der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen waren, geschwind in die Tasche zu stecken.

Ihre ferneren Schicksale zu erzählen würde zu weitläuftig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt worden; bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurück zu kehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen sie endlich glücklich wieder zu London an.

Eben dieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glücklich zurück führte, um in dem gegenwärtigen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden.

Aus öffentlichen Nachrichten.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb ich wieder?
Seh die Schöpfung, preise dich?
Sank noch zu dem Staub nicht nieder?
Freue deines Lebens mich? —
Lauf erhebe sich mein Dank,
Werde froher Lobgesang.

Werde Lobgesang, und töne
In die Stimmen der Natur,
Zu der Vögel Stimme; töne
Zu dem Säuseln auf der Flur;
Lob ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in finstrer Nacht!

Großer Vater, ja ich preise,
Voll Bewundrung preis' ich dich:
Mächtig bist du, gütig, weise;
Und liebst mich so väterlich!
Denn von dir, mein Gott, bedeckt,
Hat kein Unfall mich geweckt.

Schöpfer, Vater, o! wie nennen
Deine Menschen würdig dich!
Besser will ich dich erkennen,
Reiner, wärmer lieben dich!
All mein Thun sey Lobgesang,
Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir!
So bewahr mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Und nicht voll Bewundrung stehen,
Voll Entzücken über sie;
Dann, o Vater werd' auch ich
Würdiger einst preisen dich.

Karoline Rudolphi.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann
Noch mir des Neides werth,
Der nun mit prunkendem Gespan
Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
Als wär es sein Pallast;
So stolz und kalt, nicht aufwärts sieht
Zum Fruchtbeladnen Ast;

Durch Spiegelfenster, o Natur,
Dich ohne Lust erblickt;
Zu deinem Mutterfeste nur
Die Tagelöhner schickt.

Dagegen halt' ich neidenswerth,
Und lobe mir den Mann,
Der sich von seinen Früchten nährt,
Und des sich freuen kann;

Der unter seinen Bäumen wohnt,
Oft sie zu schauen gieng,
Bevor ein lauter Frühlings-Mond
Die erste Blüth empfing.

Bei Regen und bei Sonnenstrahl
Und in bereifter Nacht,
Mit Liebessorge jedesmal
An seine Bäume dacht;

Und so die Früchte wachsen sah,
Von süßer Hofnung voll,
Und nun, der reichen Erndte nah,
Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, der die Bäume groß
Gewünschet und gepflegt;
Die Birn mit Lachen in den Schooß
Des treuen Weibes legt.

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
Ein Häufchen Kinder singt,
Mit Backen frisch und roth, daß kaum
Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Gartenthür
Die Wittwe sich, und blickt
Aufs arme Waislein neben ihr,
Dem keiner Früchte pflückt.

Weil er die Wittwe trösten kann
Mit dem, was Gott bescheert:
Deswegen lob' ich mir den Mann,
Und halt ihn neidenswerth.

Jakobi.

Am Fenster beim Mondschein.

Nacht und Still' ist um uns her,
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt;
Tausend Sorgen eingewiegt;
Und so manchem Leidenden
Zeigt ein Traum Elisien.

Jede markernde Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der wohl um das Puppenspiel
Dieser Welt mir sonst entfiel.

Immer, Glück, mir gilt es gleich,
Mache andre groß und reich;
Denn von allem, was du hast,
Raubt mir nichts der Seelen Rast.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur;
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis an's Grabes Rand:

O was wünsch ich dann wohl mehr?
Rings blühn Freuden um mich her;
Und mit frohem leichten Sinn
Blick ich durch das Leben hin.

Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörigte Leidenschaft besiegen könne.

"Während den Kriegen unter der Königin Anna Regierung stand ich als Fähndrich bei der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war. „

"Kaum konnt' ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüssigen, um sie der Ruhe zu widmen; und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhausen, und hörte das Gepraſſel der Würfel."

"Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschlukte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen."

"Ausser den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiß für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz alles, was die Natur schönes und bewundernswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen."

"Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wär er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so sehr verwilderten Gemüthe, niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich nicht erst zu sagen."

"Eine Zeitlang spielt' ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!"

"So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mirs, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jezt in diesem meinen Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken

daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.„

„Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf; ich aber war unterdeß so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor.„

„Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen.„

„Wie, antwortete dieser: ich sollte mein Geld einem Spieler von Handwerke leihen? Nein, mein Herr; Sie werden mich entschuldigen. Eines muß ich jezt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.„

„Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich äusserst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf.„

„Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollt' ich die Rekruten zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schafte, und wenn es bekannt würde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte, was konnt ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande kassiert zu werden?„

„Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war, wie ich gleich merkte — Müssiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jezt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer.„

„Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regiment verkauft werden sollte und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde.„

„Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen könnte. Aber ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regimente seyn; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?„

„Indem ich in der äussersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitain, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit dem größten Kaltsinn und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten.„

Er fragte mich: wie ich mich aus meiner Verlegenheit los zu machen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüßte, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen sollte.„

„Sogleich stand der Kapitain auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstau

nen fehlte, und sagte: Theuerster! Ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen, Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: Müssiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht zu ihrem Dienste.„

„Da, fügt' er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit und bedienen Sie sich derselben zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Rekruten.„

„Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühete mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.„

„Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte; so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.„

Seht, jungen Freunde, pflegte der Oberste am Ende dieser Erzählung hinzu zu fügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hilfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müssiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit sey.

An den Schlaf.

O du sanfter erquickender Engel,
Steige von deinem Hügel herab,
Und bedecke mit leisem Gefieder
Die Augen meiner geliebten,
Ewig geliebten Freunde.
Aber weiche, weiche von diesen sinnenden Augen,
Und laß erst im Busen mich forschen:
War ich des heutigen Tages auch werth? —
Und wenn mich kein Verbrechen verklagt,
(Meine Versehn, o die werden verziehn!)
Und wenn mich kein Verbrechen verklagt,
Dann meinen innigsten Dank hinauf,
Still zum Himmel mich seufzen.
Süßer, erquickender, holder bist du,
Wohnt hier erst die Ruhe,
Lispelt mein eigener Engel hier erst
Beifall und Trost. Karoline Rudolphi.

Diogenes und der junge Kriton.

Zu Korinth lebte vor Zeiten ein Mann, der heiß Diogenes; ein höchst sonderbarer Mann! — Er lebte ganz ausserordentlich mäßig; kehrte sich an keine Gebräuche; handelte dadurch mannichmal wider den Mohlstand; that aber übrigens sehr viel Gutes, und keinem etwas zu Leide.

Einstmals begegnete ihm Kriton, ein junger Mensch, den er liebte, weil es ein guter unverdorbener Jüngling war. "Wo willst du hin, Kriton?„ fragte Diogenes; "du bist ja so geschmükt!„ Zum Klinias, antwortete der Jüngling; Klinias giebt diesen Abend seinen Freunden ein

Gastmahl; er hat auch mich dazu eingeladen; es wird da herrlich hergehen.

Diogenes. Das glaub' ich wohl; denn Klinias ist reich und üppig. Aber du mußt nicht hingehen.

Kriton. Warum nicht, lieber Diogenes?

Diogenes. Weil du sonst eben so lasterhaft wirst, als Klinias selbst ist.

Kriton. Wie so, Diogenes? Warum sollt' ich nicht einmal recht vergnügt seyn?

Diogenes. Das sollst du nach meinem Wunsche immer seyn; nur nicht auf diese Weise. Denn das sind keine wahre Vergnügungen, woran wir nachher mit Reue denken müssen; Klinias und seine Gesellschaft sind für dich gefährlich.

Kriton. Fürchte nichts, Diogenes; ich will, wie ich dir sagte, nur vergnügt seyn. Verführen werd' ich mich nicht lassen.

Diogenes. Aber das steht nicht mehr in deiner Gewalt, wenn du nicht die Gelegenheit dazu vermeidest. Das Laster ist anfangs süß, und du bist zu jung, als daß du so mächtigen Versuchungen widerstehen könntest. Thue mir den Gefallen, und gehe wieder zu deinen Eltern zurück.

Kriton. Ich kann nicht, Diogenes, ich habe einmal mein Wort gegeben.

Diogenes. Daran hast du freilich nicht wohl gethan; aber du würdest noch weit übler thun, wenn du in diesem Falle dein Wort hieltest. So wahr ich dich liebe, du sollst mir nicht zu diesem Gastmahl gehen!

Der Jüngling wollte noch dieses und jenes einwenden; aber Diogenes, der durch seine Mäßigkeit auch zugleich ein starker Mann war, nahm ihn ohne Umstände beim Arm, und führte ihn zu seinen Eltern zurück.

Du sollst das Recht haben, mich nicht mehr zu lieben, sagt' er zu ihm unterwegens, wenn ich dich nicht schon morgen überführe, daß ich recht gethan habe. Lies heute Abend noch ein gutes Buch; morgen früh werd' ich wieder bei dir seyn.

Des andern Morgen gieng Diogenes, der Abrede gemäß, zu seinem lieben Jüngling, und fand ihn bereits angekleidet. Nach dem gewöhnlichen Gruß der Griechen, die sich Freude zu wünschen pflegten, sagt' er zu ihm:

"Es ist billig, daß ich es auf mich nehme, dich bei dem Klinias und seinen Gästen zu entschuldigen. Komm, wir wollen ihnen unsern Besuch abstatten."

Kriton. Sehr gern Diogenes; ich würde dich darum gebeten haben, wenn du mir es nicht selbst angeboten hättest; darum hab ich mich so früh angekleidet. Ich hoffe doch, du wirst ihnen sagen, daß ich habe zu ihnen gehen wollen, und daß du mich abgehalten hast?

Diogenes. O ja! freilich werde ich ihnen das sagen, und ich denke, ich werde ihnen noch mehr sagen. Aber erst laß uns in freiem Felde des herrlichen Morgens genießen.

Kriton. Wollen wir nicht lieber gleich zu ihnen gehen? Wir möchten sie sonst nicht zu Hause finden.

Diogenes. Fürchte das nicht, mein Lieber; ich kenne diese Gesellen. Die Sonne muß schon sehr hoch stehen, wenn sie ihre wollüstigen Betten verlassen sollen; und heute denke ich, werden sie für die vergangene Nacht mit schlafen. Glaube mir, wir kommen für sie noch immer früh genug, wenn wir um Mittag zu ihnen gehen.

Diogenes führte hierauf den Jüngling weit in das Feld, durch schattigte Wälder und duftreiche Wiesen, in eine herrliche Gegend, wo die Natur in aller ihrer Frühlingspracht glänzte. Noch hatte der Jüngling seinen Verdruß darüber, daß Diogenes ihn gestern von einem Vergnügen abgehalten hatte, nicht ganz überwinden können.

Zwar liebte und ehrte er den Diogenes, von dessen Weisheit er schon viel gelernt hatte; aber er liebte auch das Vergnügen, besonders die gesellschaftlichen Vergnügungen bei Wein und Tanz, wozu ihm Diogenes, wie er meinte, eine schöne Gelegenheit verdorben hatte. Er hatte daher den ganzen Weg über wenig gesprochen.

Jetzt bemerkte Diogenes, daß sein Gesicht heiter wurde. „Fühlst du nicht, mein Lieber, sagte er zu ihm, wie dieser herrliche Anblick dein Gemüth erheitert? Wie die Wohlgerüche, die um uns her verbreitet sind, deine Brust erweitern, und alle deine Gliedmaßen so leicht machen?

Was für ein mächtiger Zauber liegt doch in der Natur, daß sie so blos durch ihren Anblick alle unsere kleine Leidenschaften besänftigen kann! Ich selbst spüre jetzt diesen wohlthätigen Einfluß. Ich hatte noch von gestern her einen Verdruß über einen Freund, auf den ich böse wurde, weil er mir etwas zuwider that; aber dieser Spaziergang und diese schöne Gegend haben mich wieder ganz heiter gemacht.

Kriton. O ich verstehe dich, Diogenes! Nicht wahr, du meinst, es sey jetzt mit mir so, als du von dir sagst? Du hast nicht ganz Unrecht: aber ich war doch nicht eigentlich böse auf dich: du meinst es ja so gut mit mir; ich war nur unruhig.

Diogenes. Und warum denn unruhig, mein Lieber?

Kriton. Weil ich noch nicht einsehe, warum du gestern so hart gegen mich seyn mußtest.

Diogenes. O, das wirst du bald deutlich einsehen; und ich denke, du hast dazu schon einen guten Anfang gemacht. Nicht wahr, mein Lieber, du empfindest doch jetzt alles das, wovon ich vorher sagte: die Erquickung deines Körpers, die Erheitrung und Erhebung deiner Seele, die Besänftigung deiner Leidenschaften; kurz, den ganzen wohlthätigen Einfluß der hier um uns her liegenden schönen Natur? Du siehest auch ein, das alles dieses nicht bloß vorübergehende Vergnügungen, sondern große, dauerhafte Vortheile für uns sind, weil sie so gerade zu dahin führen, uns an Leib und Seele gesund zu erhalten, welches, wie du weißt, die Summe aller menschlichen Glückseligkeit, so wie das Bestreben darnach die Summe aller menschlichen Weisheit ist.

Kriton. Allerdings, Diogenes, es ist, wie du sagst. Aber wodurch habe ich dir Gelegenheit gegeben, zu argwöhnen, daß ich von dem allen nicht recht überzeugt sey?

Diogenes. Das nicht, mein Lieber! sondern mich deucht nur, daß, wer davon so recht überzeugt ist, auch einsehen müsse, daß das sehr thörigte Menschen sind, die sich selbst dieser großen Vortheile berauben.

Kriton. Auch das, Diogenes; auch das gesteh ich.

Diogenes. Nun, so gestehe auch, daß Klinias und seine lustige Gesellschaft, die jetzt noch in ihren Betten liegen, dergleichen thörigte Menschen sind.

Kriton. Ei, wer weiß denn, Diogenes, ob sie nicht jetzt so gut, als wir, diesen schönen Morgen genießen?

Diogenes. O, das weiß ich! Noch ehe ich zu dir kam, wußte ich durch Nachfrage, daß sie erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen sind. Auch ist das so ihre Weise. Gleichwohl fodert die Natur ihr Recht. Sie hat unsern Körper so eingerichtet, daß er von Zeit zu Zeit Ruhe bedarf; sie hat unsre Augen so eingerichtet, daß sie zum Sehen Licht brauchen; sie hat in jenem flammenden Weltkörper, der sich regelmäßig unsern Augen entzieht und wieder darstellt, am Tage nur dieses Licht aufgesteckt, und dagegen die Zeit der Nacht noch auf mancherlei andere Art für unsere Thätigkeit unbequem gemacht. Dieses sind Weisungen der Natur, und von ihr kann man sich keinen Schritt verlaufen, ohne sich zugleich eben so weit von seiner wahren Glückseligkeit zu entfernen. Es ist blos natürlich, daß, wer die Nächte verschwendet, die Tage verschlafe, oder wenigstens verträume, es ist blos natürlich, daß, wer die zur Ruhe bestimmte Zeit misbraucht, an den Vergnügungen des Tages keinen Theil habe.

Kriton. Aber, Diogenes, Wein und Tanz, und Musik sind doch auch Vergnügungen, und ich denke, auch sie hat der Schöpfer gegeben, der alles dieses so herrlich geschaffen hat.

Diogenes. Das hat er, Kriton! Aber siehe hier den großen Unterschied dieser Vergnügungen! Jene einfache, für unser ganzes Wesen so wohlthätige Freude der Natur, wie durchaus unschädlich, wie unbedenklich ist ihr Gebrauch! — Berausche dich, wenn du kannst, in ihrem Genuß; gewöhne deine Seele zu jenen hohen Betrachtungen, welche sie mit sich führen, und du hast gerade nicht mehr gethan, als die Natur von dir verlangte. Du wirst gerade ein um so viel besserer Mensch seyn, je mehr du deine See-

le allen diesen seligen Eindrücken geöffnet hast. — Aber thue nur einen Schritt über die so schwer zu erkennende Grenze im Genuß jener gröbern oder erkünstelten Vergnügungen, oder laß dich gar von ihnen hinreissen: und du bist mehr oder weniger ein verworfner unglücklicher Mensch! — Von dem Weine wirst du mir dieses leicht zugeben, weil du die redenden Beweise davon täglich vor Augen siehest; und von der Musik ist hier nicht die Rede, weil sie bei den sinnlichen Vergnügungen, wider welche ich hier eifre, nur eine Gefährtin und zwar eine gemisbrauchte Gefährtin ist.

Du siehest wohl, daß ich unter gefährlichen Vergnügungen hier nur den Wein und den Tanz verstehen kann. Aber eben den Tanz — nicht wahr, Kriton? — eben den Tanz möchtest du dir nicht gerne nehmen lassen; möchtest du nicht gern in diese Klasse gesetzt wissen? Und doch kann ich, so wie dies Vergnügen jetzt gebraucht wird, von meiner Behauptung nichts zurück nehmen.

Der Tanz — so wie er nun einmal von unsern Musikmeistern gemodelt und in unsern sogenannten feinen Gesellschaften eingeführt ist — dieser Tanz, sage ich, zerstört den Körper eben so unausbleiblich, als der unmäßige Genuß des Weins; und sehr oft zerstört er ihn noch unweit plötzlicher. Alle seine Bewegungen sind so gewaltsam; die Dauer dieses gesellschaftlichen Vergnügens ist so unrichtig bestimmt, und die Zeit zum Genuß desselben so durchaus unschicklich gewählt, daß ich fast nicht weiß, ob der Misbrauch des Weins, oder dieser unvernünftige Gebrauch des Tanzes unserer Gesundheit gefährlicher ist. Denke dir, was es erst seyn müsse, wenn, wie gewöhnlich, beide mit einander verbunden werden.

Kri-

Kriton. Aber, Diogenes, sollt' es denn nicht möglich seyn, dieser gesellschaftlichen Freuden so zu genießen, daß sie uns nicht schädlich werden könnten? Sollt' es nicht möglich seyn, auch hierin eine Mittelstraße zu halten?

Diogenes. O ja, mein Lieber! wer wird daran zweifeln? Aber wie willst du diese Mittelstraße erkennen, wie halten, und nicht alle Augenblicke davon abweichen, wenn du die Anstalten so triefst, daß weder dein Verstand noch dein Wille frei bleiben? Wenn die vereinigte Gewalt lockender Versuchungen deine Sinne bestürmt, und spottender Aberwitz einer leichtsinnigen Gesellschaft deine Grundsätze verhöhnt.

Das sicherste Mittel, diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, wäre freilich wohl, wenn man allein tränke und allein tanzte. Aber da allein trinken nun einmal so traurig, und allein tanzen gar lächerlich ist; da beides auch wirklich seinen besten Werth verliert, wenn es nicht zur gesellschaftlichen Vergnügung, das ist, zu einem Mittel, Geselligkeit zu befördern, und in dieser Geselligkeit auch wirkliche Seelenfreuden zu schmecken, gemacht wird: so ist unsre Pflicht hierbei nur dieses, daß wir die Vergnügungen nicht anders, als in weiser Gesellschaft genießen.

Und hier, junger Freund, sind wir grade auf dem Punkte, worauf es eigentlich zwischen uns beiden ankömmt; denn unter allen unweisen Thoren, welche jene gesellschaftliche Freuden zu ihrem und Anderer Verderben misbrauchen, stehen Klinias und seine Gesellschaft oben an. Bei ihnen artet jeder Genuß des Weins in Völlerei aus; jeder Tanz in wollüstige Ueppigkeit; jede ihrer Zusammenkünfte in die vollständigste Schwelgerei. Daher sind denn bei ihnen auch die Folgen dieser ausschweifenden Ver-

gnügungen auffallender und sichtbarer, als sie gewöhnlich zu seyn pflegen.

Denn was meinst du wohl, in welchem Zustande sie sich heute befinden? Jeder von ihnen ist heute, und so noch einige folgende Tage, mehr oder weniger krank; je nachdem er von Natur stärker oder schwächer ist. Keiner ist unter ihnen, den ich nicht ohne große Schwierigkeit niederwerfe, wenn er gleich sonst viel stärker wäre; keiner, der nicht zur Zerstörung seiner Gesundheit gestern entweder den Grund gelegt, oder, da dieser bei den meisten von ihnen schon gelegt ist, der nicht weiter darauf fortgebauet hätte; keiner endlich, der heute zu irgend einer edlen Beschäftigung Lust oder Kraft in sich verspürte.

Siehe, Kriton, dies ist die Gesellschaft, von der ich gestern dich abgehalten habe; dies sind die Vergnügungen, denen ich dich gestern entreissen mußte. Und doch habe ich dir ihre Gefährlichkeit nur erst von einer Seite gezeigt.

Kriton. Ich erstaune, Diogenes, über alles, was du mir da sagest. Aber ich kann nicht glauben, daß Klinias und seine Freunde, die mir solche feine Leute zu seyn scheinen; so durchaus unvernünftig sollten handeln können.

Diogenes. Freilich, mein lieber Kriton, ist es schwer zu begreifen, wie vernünftige Menschen, und besonders Leute, denen es nicht ganz an Erziehung gefehlt hat, wirkliche Freuden des Lebens so schändlich misbrauchen können: und wohl dir! wenn dir es recht sehr unbegreiflich scheint!

Aber wer die Welt kennt, weiß gleichwohl, daß es so ist, und wer, wie ich, unsere Korinther beobachte, weiß, daß er durch ein solches Urtheil einem Klinias und seines Gleichen nicht zu viel thut. Doch, was brauchst du mir hier

aufs Wort zu glauben! Was du bezweifelst, ist Thatsache, die der Augenschein dir beweisen kann. Komm, mein Lieber, wir wollen jetzt wieder nach der Stadt zurück gehen; unsere Leute werden alsdann wohl aufgestanden seyn.

Kriton. O ja, Diogenes! Laß uns eilen; ich kann kaum erwarten, zu sehen, ob Klinias und seine Freunde wirklich so thörigt gehandelt haben sollten.

Diogenes. Nun, nun, das wirst du bald sehen. Aber übereilen dürfen wir uns um deshalb nicht. Glaube mir, sie liegen zu Hause eben so fest, als deines Vaters Hund an der Kette; — denn ob unsere Kräfte durch äusserliche Gewalt, oder durch innerliche Stockung, gehemmt sind, siehe, das ist eins!

Der Jüngling überwand nunmehr seine kleine Ungeduld, bald wieder in der Stadt zu seyn; und so giengen sie auf einem andern Wege langsam zurück. Unterwegens bezeugte Diogenes dem Jüngling seine Zufriedenheit über die Geduld und Aufmerksamkeit, mit welcher er ihm zugehöret hatte; und dieser hieng nun wieder an ihm mit der ganzen warmen Empfindung eines dankbaren Sohns, der durch Nachdenken immer mehr überzeugt wird, wie nützlich und nothwendig ihm sein weiserer Vater sey.

Eine Zeitlang gieng er in stiller Ueberlegung. Endlich brach er das Stillschweigen.

„Sage mir doch Diogenes, fieng er an, welches sind eigentlich die Betrachtungen, von welchen du vorhin sagtest, daß sie das Anschauen und den Genuß der Natur mit sich führen, und uns dadurch zu bessern und glücklichern Menschen machen?

Diogenes. Eben dieselbigen, guter Kriton, welche du gewiß schon oft bei dir angestellt hast,

und wovon du nur den Zusammenhang mit jenen großen Folgen, welche ich von ihnen gerühmt habe, nicht deutlich einsiehest: nämlich die Betrachtungen über die Grösse, Güte und Weisheit des Schöpfers.

Diese Betrachtungen sind, wie ich gesagt habe, in einem hohen Grade für uns fruchtbar und wohlthätig. Sie sind fruchtbar für unsern Verstand, indem sie ihn mit den würdigsten Gegenständen beschäftigen, ihn dadurch erweitern, aufklären, berichtigen, und so die Erkenntniß des Wahren und Guten in uns befördern, welches die beste Frucht unsers Nachdenkens ist, weil sie die Erkenntniß unserer Pflichten unmittelbar mit sich führt.

Sie sind aber auch fruchtbar für unser Herz, indem sie eben durch diese Erkenntniß des Wahren und Guten unsern Willen reinigen, und dadurch jene Zufriedenheit in uns befördern, ohne welche wir nie glücklich seyn können.

Siehe, Kriton, auf diese Art werden jene Betrachtungen, welche der Anblick und der Genuß der schönen Natur in uns veranlassen, für uns fruchtbar und wohlthätig, und auf diese Art geschieht es, daß der öftere Anblick und Genuß der Natur uns zu bessern Menschen macht.

Denn wisse, — und behalte es als eine große Wahrheit, die du nie aus den Augen verlieren mußt, — so wie unsere eigentliche wahre Bestimmung hienieden ist, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen, und alsdann durch diese Erkenntniß in Gesellschaft unserer Nebenmenschen gut und glücklich zu werden; so ist auch die Erfüllung dieser unserer Bestimmung der eigentliche wahre Maaßstab unsers Werths.

Wähne auch nicht, mein Lieber, als ob dieses alles nur so aus einer von mir erlernten

oder erbettelten Weisheit daherströhme, oder als ob ich dem Einflusse der schönen Natur auf uns mehr zuschreibe, als er wirklich leistet. Alles, was ich dir jezt gesagt habe, sind Wahrheiten, die sich bei dem Anblick der Natur jeder unverderbten Seele aufdringen, sich in jeder mit der Zeit mehr oder weniger entwickeln, je nachdem sie sich öfters und anhaltend damit beschäftiget. Du selbst, junger Freund, wirst dieses gewiß schon oft an dir erfahren haben.

Kriton. O ja, Diogenes! Ich bin niemals im freien Felde allein gewesen, ohne einige von diesen Betrachtungen anzustellen! und ich habe immer gefunden, daß ich alsdann vergnügter und glücklicher geworden bin. Aber da der Anblick und der Genuß der schönen Natur allen Menschen offen steht; wie kömmt es doch, daß nicht alle Geschmack daran finden, und also auch nicht besser und glücklicher dadurch werden?

Diogenes. Freilich sollte die Wirkung dieser weisen Anstalt des Schöpfers eben so allgemein seyn, als sie an sich groß und gewiß ist. Aber daß sie es nicht ist, o! das, lieber Kriton, ist nicht ein Fehler der Einrichtung selbst, sondern die Folge einer ganz besondern Verkehrtheit mancher Menschen, die mit allen unsern Thränen nicht genug beweint werden kann. Wisse nämlich, und daß es dir durch dein ganzes Leben zur beständigen Aufmerksamkeit auf dich selbst diene, daß besonders seit der unglücklichen Verfeinerung der Sitten, die nun so oft die Stelle der Tugenden vertritt, viele Menschen den wahren Werth der Dinge gänzlich verkennen, und daher auch an jenen simpeln, für uns so wohlthätigen Freuden der Natur entweder gar keinen Geschmack finden, oder sie doch bei weitem nicht so innig empfinden; als zur Hervorbringung jener heilsamen Wirkung

nöthig ist. Die Aufmerksamkeit solcher verwöhnten Menschen ist zu sehr zerstreut, zu sehr auf andere nichtswürdige Dinge gerichtet, und ihr ganzes Empfindungsvermögen ist viel zu sehr geschwächt, als daß sie beim Anblick der schönen Natur das denken und das empfinden könnten, was der unverderbte, am Verstande und Herzen noch gesunde Mensch dabei zu denken und zu empfinden sich nicht enthalten kann. Wie wär es sonst möglich, daß ein Mensch jene großen Schauspiele der Natur — den Aufgang und Untergang der Sonne, die unendlich mannigfaltige Pracht des Erdbodens in den schönen Jahreszeiten, den sternvollen Himmel und den freundlichen Mond, oft und anhaltend, ohne wirkliche Vervollkommung seiner selbst anschauen könnte?

Kriton. O wie danke ich dir, Diogenes, daß du mich auf alle Gefahren aufmerksam machst, die mir bevorstehn!

Unter diesen Gesprächen waren sie unvermerkt wieder der Stadt nahe gekommen. Kurz vor dem Thore begegnete ihnen ein hoher offner Wagen, auf welchen eine zahlreiche Gesellschaft, unter Jauchzen und Singen, zu einem ländlichen Feste fuhr.

Der Wagen fuhr hart auf der Seite des Jünglings vorbei, und in dem Augenblick stürzte ein Kind herab, das dem Schooße seiner unvorsichtigen Mutter entfiel.

Halt! schrie der Jüngling, mit einer Stimme, die weit über sein Alter war, und die ihm nur eine starke innere Empfindung geben konnte; halt! schrie er, und mit dem Worte sprang er zwischen die Räder, fing das fallende Kind in seinen Armen, und ehe Diogenes noch etwas dazu thun konnte, lag er damit zur Erde —

denn im Wegspringen hatte das Rad an seinem Kleide gestreift, und ihn zur Erde gerissen.

Erschrocken und bekümmert lief Diogenes auf ihn zu, und erkundigte sich ängstlich, ob er auch Schaden gelitten habe? Aber als nun der Jüngling munter und unbeschädigt wieder aufsprang, und wie im Triumphe das gerettete Kind der herzueilenden Mutter entgegen hielt, da stand er, wie wonnetrunken, die Augen starr auf den Jüngling geheftet, und hohe, tugendhafte Freude mahlte sich auf seinem ganzen Gesichte.

„Vater! allmächtiger Vater der Menschen! rief er mit einer Inbrunst, die jede Nerve seines Körpers anspannte, erhalte mir diesen Jüngling, er wird einst dein herrlichstes Geschöpf seyn!„

Mit Thränen der Dankbarkeit empfing die freudige Mutter ihr Kind aus den Händen des Jünglings, und Diogenes liebkosete und dankte ihm, als ob er ihm selbst die größte Wohlthat erzeigt hätte.

Wie ist dir denn, Diogenes, sagte der Jüngling, daß du mich so herzlich liebkoset? Habe ich denn etwa so was ausserordentliches gethan?

Diogenes. Nein, nein, mein Bester, du hast blos wohlgethan. Ich sollte dir so gar bei dieser Veranlassung jene Vorsichtigkeit vorhalten, die bei solchen Ausbrüchen unsers liebevollen Herzens unsre Menschenliebe leiten muß. Aber ich bin dazu jezt nicht in der Fassung; es wird sich schon einandermal dazu Gelegenheit finden.

Kriton. Du bist gütig, Diogenes. Ich sehe jezt selbst, daß ich dabei etwas gewagt habe: aber in dem Augenblick dacht ich nicht daran. Und was wäre es denn auch, wenn ich

mich ein wenig beschädiget hätte? Das Leben des Kindes war doch in so augenscheinlicher Gefahr.

Diogenes. Wohl, wohl, mein Lieber. Wir wollen diese Materie ein andermal vornehmen. —

Nun waren sie wieder in der Stadt; und es war um die Zeit, wo Tausende im Schweisse ihres Angesichts ihr Mittagsessen bereits verzehrt hatten.

Erinnerst du dich noch, mein Guter, sagte Diogenes zu seinem geliebten Jüngling, was wir noch zu thun haben? Oder willst du mich meines Versprechens, dich bei dem Klinias und seinen Freunden zu entschuldigen, lieber entlassen?

Kriton. Nicht gern, Diogenes; denn alsdann würde ich mich selbst entschuldigen müssen, und ich gestehe dir, daß mich das in Verlegenheit setzt.

Diogenes. Nun, nun, sey darüber unbesorgt; meine Frage war nicht ernstlich. Denn wenn du mir auch mein Versprechen zurück gäbest, so würde ich doch selbst nicht den Beweis zurücknehmen, den ich dir schuldig bin. Wir wollen also einige von diesen Herren aufsuchen. Klinias selbst ist uns wohl hier der nächste, und als Wirth hat auch eigentlich nur er auf deine Entschuldigung ein Recht.

Sie giengen also zum Klinias; aber gleich beim Eintritt hat ihnen sein Thürhüter zu wissen, daß er den gemessenen Befehl habe, alle Besuche auf den Vormittag abzuweisen, weil sein Herr unpäßlich sey; und so mußten sie unverrichteter Sache wieder weggehen.

Gleiche Antwort bekamen sie bei drei andern von der Gesellschaft; nur daß Diogenes

der in diesen Häusern mehr bekannt war, von den schwazhaften Bedienten herauslokte, — daß ihre Herren erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen, sich in ihren Betten sehr übel befänden. Zween von ihnen hatten kurz vorher ihren Arzt rufen lassen, der zur Abwendung der dringensten Gefahr, dem Einen ein Brechmittel, und dem Andern ein Aderlassen verordnet hatte.

Merkst du wohl, wo das hinaus will? sagte Diogenes zu seinem lieben Jüngling. Wir sollen keinen von ihnen zu sehen bekommen; aber das geht nicht, einer von ihnen muß uns wenigstens Stand halten; und das soll Xenofant seyn, der dort in dem ansehnlichen Hause wohnt.

Aber ich werde mich schon einer kleinen List bedienen müssen, um vor ihn zu kommen; denn ich weiß etwas von seinen Heimlichkeiten.

Xenofant hatte in seinem Hause nicht so gute Anstalten gemacht, als die vorigen; denn Diogenes und sein junger Gefährte waren schon vor seinem Wohnzimmer, ehe sich noch ein Bedienter sehen ließ.

Endlich erschien einer, der sie so gleich anmeldete, aber auch zugleich mit der ungeschikten Antwort zurück kam, daß sein Herr nicht zu Hause wäre.

Freund, du sagst Unwahrheit, antwortete Diogenes, indem er ihm starr ins Gesicht sah: sage deinem Herrn, es sey Diogenes, der ihn zu sprechen verlangte, und der ihn von Seiten des Wechslers Polikrates die gute Nachricht zu bringen habe, daß er bereit sey, ihm die verlangte Summe zu leihen.

Betroffen über diese unerwartete Antwort gieng der Bediente zurück, und bald darauf wurden sie von ihm unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zu seinem Herrn eingeführt.

Vergieb mir, Diogenes, rief ihnen Xenofant aus seinem Belte entgegen, daß ich mich habe verleugnen lassen. Wir sind gestern beim Klinias ein wenig lustig gewesen, und ich befinde mich heute darauf so übel, daß ich den ganzen Tag niemanden sprechen wollte. Aber wenn ich gleich gewußt hätte, daß du es wärest —

Laß das gut seyn, Xenofant, fiel ihm Diogenes ins Wort, denn es ist eben so wenig wahr, daß ich im Namen des Polikrates zu dir komme. Wir können also mit einander aufheben, und unsre Absicht mag entscheiden, ob wir gelogen, oder blos Unwahrheiten gesagt haben.

Xenofant. Du bist doch ein sonderbarer Mann, Diogenes, daß du gleich alles so ernstlich nimmst.

Diogenes, Nicht doch Xenofant, ich nehme es sehr gelinde, denn ich verlange nicht einmal deine Entschuldigung. Aber last uns nun zur Sache kommen. Meine Absicht ist eigentlich, diesen guten Jüngling bei dir und deinen Freunden zu entschuldigen, daß er nicht zu eurem Gastmahl gekommen ist: denn ich bin es, der ihn mit Gewalt davon abgehalten hat, als er schon dahin unterwegens war. Klinias hat uns nicht vor sich gelassen, du wirst also schon so gut seyn, diese Entschuldigung an ihn und seine übrigen Freunde abzugeben.

Xenofant. Aber, Diogenes, wie kannst du dir denn herausnehmen, jemanden mit Gewalt davon abzuhalten, des Klinias Gast zu seyn; und wie denkst du denn, daß er diese Entschuldigung aufnehmen wird?

Diogenes. Wie er sie aufnehmen wird? — O der wichtigen Besorgniß! Ich denke, wie er es für gut findet. Aber damit er sie so aufnehme, wie ich will, daß er sie aufnehmen soll,

so sage ihm zugleich, daß ich ihn und dich, und die übrigen Mitglieder eurer saubern Gesellschaft, als Verführer der Jugend ansehe, denen der Staat bald das Handwerk legen muß, wenn er nicht will, daß Tugend und gute Sitten mit der Zeit ganz aussterben sollen.

Xenofant. Du vergißt dich, Diogenes; weißt du auch, daß du in meiner Behausung bist?

Diogenes. Ei! wie sollte ich das nicht wissen? Alles, was ich vor mir und um mich sehe, erinnert mich ja daran.

Xenofant. Diogenes, du scheinst es darauf anzulegen, mich böse zu machen. Aber ich finde es blos lächerlich, daß du dich um die Sachen bekümmerst, die dich nichts angehen. Denn was gehet es dich an, auf welche Weise wir unsers Lebens genießen wollen?

Diogenes. Nun, nun, das ist noch das beste, was du thun kannst: denn es ist blos kindisch, böse zu werden, wenn man unrecht hat. Aber was mich eure Lebensart angeht, frägst, du? Eurentwegen freilich nicht viel, denn mit euch ist es wohl zu weit gekommen, als daß ihr durch mich gebessert werden könntet. Frage also lieber, was mich dieser Jüngling angeht, dem ich freilich weder als Vater, noch als Vetter, noch als Vormund angehöre; frage es dreist, sage ich, und hier hast du meine Antwort:

Alle rechtschaffene Leute sind meine Verwandte, und alle unverdorbene Jünglinge sind meine Kinder. Daß ihr also so wider euch selbst handelt, daß ihr eure Seele wie euren Körper schändet, daß ihr eure Gesundheit zerstört, daß ihr alle eure Kräfte, so wie alle Güter des Lebens misbraucht — das mögt ihr, wenn ihr euch nicht wollt rathen lassen, so lange ihr könnt;

und dann mögt ihr es bei dem verantworten, der euch diese Kräfte und diese Güter gegeben hat. Aber daß ihr euer Verderben auch auf andere verbreitet, daß ihr auch andere, aus denen noch gute Menschen werden könnten, zu dieser Lebensart anführt; das habt ihr gegen den Staat, gegen mich und gegen alle Rechtschaffene zu verantworten, und Diogenes wird der Erste seyn, der diesen euren Unfug vor Gericht bringt, wenn ihr ihn fortsetzt. Vergiß nicht, auch dieses dem Klinias und deinen übrigen Freunden zu hinterbringen.

Komm, mein Lieber, fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefährten wandte, unser Werk ist hier vollbracht; länger dürfen wir uns an einem solchen Orte nicht aufhalten. Du, Xenofant, lebe wohl, wenn du kannst, und vergiß nicht meine Bestellung an deine Freunde.

Xenofant wußte nicht, wie er sich bei dieser Rede gebehrden sollte, und Diogenes verließ ihn in aller der Verwirrung, welche das böse Gewissen in solchen Fällen allemal und ganz unausbleiblich hervorbringt.

Du siehst, mein Bester, sagte er zu seinem Jüngling, als sie wieder auf der Straße waren, es ist, wie ich dir gesagt habe. Was ich dir durch den Augenschein zu beweisen versprach, hätte ich dir so ziemlich bewiesen. Was ich dir aber nicht beweisen kann, und was du mir gleichwohl nicht weniger glauben mußt, ist dieses, daß wenn anders mehrere deines gleichen bei diesem Gastmahle gewesen sind, mancher von ihnen zugleich seine Unschuld verloren, jeder anderer aber sich in dem Netze der Wollust von neuem so veste verstrikt hat, daß er sich vielleicht niemals wieder davon loswickeln kann. Und dieses, mein Bester, ist eben die gefährliche Seite

dieser Vergnügungen, der ich heute früh nur obenhin erwähnte; dieses ist es, wodurch die Zusammenkünfte dieser Herren, die sie seine Abendmahlzeiten zu nennen pflegen, für die Tugend eben so gefährlich werden, als sie für die Gesundheit zerstörend sind. Vergieb mir also, daß ich dich auf eine fast unhöfliche Art davon abgehalten habe.

Nicht so, Diogenes, antwortete der Jüngling, indem er seine Hand zärtlich drückte, nicht so, wenn du nicht willst, das ich im Gefühl deiner Güte für mich, mich meiner selbst schämen soll. Vergieb du mir, bester, gütiger Mann, daß ich auch nur einen Augenblick um deshalb auf dich ungehalten seyn konnte: denn ich sehe nun wohl, daß ich auf einem sehr gefährlichen Wege war, da ich blos auf dem Wege zum Vergnügen zu seyn glaubte.

Diese Einsicht, mein Sohn, sagte Diogenes, nähre und erhalte, so wirst du vielen Versuchungen zu widerstehen im Stande seyn. Mit diesen Worten, und mit einem belohnenden väterlichen Kuße, ließ er ihn von sich.

S.

Einige von den goldenen Sprüchen des Pythagoras.

— — Bemühe dich, Meister zu werden
Ueber den Trieb zu schwelgen, über den Schlaf und die Wollust,
Und den Zorn. Nie treibe was Schändliches, weder mit Andern,
Noch mit dir, Ehre vielmehr, o Jüngling, dich selber am meisten!

Ferner: übe Gerechtigkeit aus mit Worten und Thaten,
Und gewöhne dich niemals unbedachtsam, zu handeln.
Was dir von Uebeln, die nach dem Rathschluß des Himmel die Menschen
Drücken, zufällt, trage geduldig und murre niemals;
(Doch nach Vermögen es lindern ist deine Pflicht!) denn erwäge,
Daß der Himmel die guten Seelen zu sehr nicht belastet.
Unter den Menschen pflegen oft gute, oft böse Gerüchte
Vorzugehn: laß dich dadurch nicht schrecken, noch den gefaßten
Vorsatz dir wendig machen. Sind Lügen darunter, so schweige
Unem örk; nur merke vorzüglich auf folgende Lehre:
Ueberleg' es, eh du was vornimmst, um Thorheit zu meiden;
(Welch ein elender Thor, der gedankenlos redet und handelt!
Thue du das, was nachher nie die Reue verursacht.
Sey nicht läßig, für des Körpers Gesundheit zu sorgen;
Sondern sey mäßig im Essen, im Trinken in Pflegung des Leibes
Sey beflissen auf Reinlichkeit, ohne doch üppig zu leben.
Schweif im Aufwand nicht aus und bleib in der Ehrbarkeit Schranken:
Ohne filzig zu seyn: denn Maaß ist in allem das Beste.

Hüte dich, daß der Schlaf nicht eher die Augen dir schließe,
Bis du pünktlich die ganzen Geschäfte des Tages durchforschet:
Worin irrt' ich? Was that ich? Welcherlei Pflichten versäumt ich?
Schaue die Reihe der Handlungen durch von Morgen bis Abend;
Wenn du dann Böses gethan, so schilt dich, wenn Gutes, frolocke!

— — — Wirke, schreite zur Arbeit,
Doch vergiß nicht vorher um Beistand die Gottheit zu bitten.

Du wirst finden, daß manche sich selber Qualen bereiten.
Wehe dem, der das offenbare Gute nicht siehet,
Es nicht höret! — — Sie werden, gleich Walzen,
Von und zu Uebeln getrieben, geplagt, wie von endlosen Seuchen.

Doch getrost! die Menschen sind ja von göttlicher Abkunft,
Und sie werden das Gute früh oder später erkennen.

Hast du je Antheil am Licht, so halte meine Befehle:
Dann wirst du deinen Geist von jenen Verderbnissen heilen.
Stirbst du, hinauf dich schwingend zum seligen Aether, so wirst du
Seyn unsterblich, ein Gott, unverweslich, dem Tod nicht mehr dienstbar.

Von einem jungen Verbrecher, der sein eigener Ankläger ward, ohne es zu wissen.

In einer Stadt, die wir nicht nennen wollen, ereignete sich vor kurzen folgender trauriger Vorfall.

Ein Vater, dem es weder an gutem Willen, noch an Vermögen fehlte, seinem einzigen Sohne eine recht gute Erziehung zu geben, hatte bis zum zwölften Jahre des Kindes die Freude, seine Hofnung an ihm erfüllt zu sehen.

Voll Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit blühete der muntere Knabe bis zum Jünglingsalter auf, und alle, die ihn sahen, konnten nicht umhin, ihn zu lieben, und dem Vater schon zum voraus zu der Freude Glück zu wünschen, die er an ihm erleben würde. Aber plötzlich ereignete sich mit diesem hofnungsvollen Knaben eine recht traurige Veränderung.

Seine purpurrothen Wangen fingen an, zu erblassen, seine sonst so lebhaften Augen traten zurück, wurden feucht und trübe, und unter denselben zeigte sich ein durchschimmernder blauer Kreis, der ein Zeichen eines geschwächten Körpers zu seyn pflegt.

Daneben war er träge, unwillig zum Lernen, unlustig zum Gehen und Arbeiten, und so furchtsam, daß er durch die geringste Kleinigkeit erschreckt werden konnte. Auch sein Gedächtniß war nicht mehr halb so gut, als es vorher gewesen war; was er heute lernte, war morgen schon wieder vergessen.

Lauter schreckliche Anzeigen, daß der junge Mensch mit einem Laster bekannt geworden seyn muß.

müsse, welches so schändlich und so verderblich ist, daß gute Menschen nicht einmal den Namen desselben ohne Schaudern aussprechen oder hören können.

Es besteht aber dieses abscheuliche Laster in einer wollüstigen Beschauung und unzüchtigen Betastung eines gewissen Theiles unsers Körpers, den die Ehrbarkeit deutlicher zu beschreiben verbietet; ein Laster, wovon die Erfahrung und die Aerzte schon längst bewiesen haben, daß es die Gesundheit des Lebens und des Geistes auf die allerfürchterlichste Weise untergrabe.

Der liebreiche Vater des jungen Menschen, der die künftigen Folgen davon mit Schrecken voraussahe, suchte ihn durch die rührendsten Vorstellungen und durch das Versprechen einer gänzlichen Verzeihung, zum Geständniß zu bewegen. Aber umsonst!

Der junge unzüchtige Verbrecher hatte sein Laster zu lieb; hielt die Gefahr, die sein Vater ihm vorstellte, für erdichtet, weil er bis dahin noch nichts schmerzhaftes davon empfunden hatte; und hoffte seine Schandthaten so heimlich fortsetzen zu können, daß kein menschliches Auge sie zu entdecken im Stande wäre. Daß aber dennoch das allgegenwärtige Auge Gottes ihn bemerken werde, daran dacht' er nicht. Der Unverständige!

Einige Zeit nachher hatte er dasselbe abscheuliche Laster kurz vor dem Einschlafen begangen. Kaum war er darüber eingeschlummert; so hörte ihn sein Vater, der in dem Nebenzimmer war, mit vernehmlicher Stimme im Schlafe reden.

Er trat näher und da vernahm er deutlich, daß er von diesem seinen eigenen verabscheuungswürdigen Laster sprach. Er redete davon so ver-

nehmlich, und gab solche besondere Umstände an, daß ihn der Vater des andern Tages überführen konnte.

„Höre, sprach er darauf zu ihm, du bist nun überwiesen. Hättest du mir dein Laster freiwillig gestanden, wie ich dich oft gebeten habe, so hätte ich gehofft, dich durch meine väterliche Ermahnungen bessern zu können. So aber bist du zu gleicher Zeit ein ungehorsamer Sohn, ein halsstärriger Lügner, und ein abgehärteter Bösewicht gewesen.“

„Solche Kinder können von ihren Eltern allein nicht gebessert werden. Wenn also Besserung überhaupt noch bei dir möglich ist, so kann sie nur durch anhaltende, sehr empfindliche körperliche Schmerzen, unter der Peitsche fremder Zuchtmeister, bewirkt werden.“

„Ich schicke dich daher ins Zuchthaus, wo du so lange bleiben sollst, bis ich Ursache zu glauben habe, daß du zur Erkenntniß der Schändlichkeit deiner Laster gekommen seyst, und künftig sie von ganzem Herzen verabscheuen werdest.“

Ehe diese Strafe an ihm vollzogen wurde, ließ der Vater seinen Gesundheitszustand von erfahrnen Aerzten untersuchen. Diese fanden, daß alle seine Nerven schon so geschwächt, und alle Säfte seines Körpers schon so äusserst verdorben wären, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang seyn würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeihen konnten.

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschens.

Ein Schiff mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein Paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte.

Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurück gelegt und das offenbare Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und herschleuderte. Es kriegte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschaft werden konnte. Das Schiff fieng also an zu sinken.

Es befand sich grade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde gehen wollte, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff gieng darauf unter und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hofnung übrig; weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken; dennoch hielt er es für Pflicht sein

Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich seyn würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält ward, daß er endlich ein Loch in den Wollsack krotzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmeer herauszusaugen. So eckelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken; als sich plötzlich zu seiner unbeschreiblichen Freude am fernen Horizonte ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft; das Schiff segelte wirklich heran; die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus, um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitain des Schiffes brauchte die nöthige Vorsichtigkeit, ihm Anfangs nur ein wenig Schiffzwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußt' er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Porzion Speise gereicht, worauf er abermals sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung durch Speise und Schlaf ward der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein.

An Lina.

Wie unter den Rosen im ruhigen Thal
Täubchen von Unschuld scherzen;
Wie in dem duftenden Klee
Unten am silbernen Quell
Lämmer sich jugendlich freun;
Wie sich der glückliche Hirt,
Wenn im erwachenden Mai
Alles zur Freude ihm winkt,
Lockenden Freuden sorglos ergibt:
Lina, so folge du auch
Jedem Wink der Natur.
Freue dich ruhig der seligen Zeit,
Die uns im Rosenschmuck lächelt;
Doch sey sie der Unschuld geweiht!
Sind einst die Rosen verblüht
Eilt mit beflügeltem Schritt
Unsere Jugend vorüber,
Daß dann die Weisheit uns gern
In ihre schützenden Arme beschließe
Und jegliches Tages Begleiterin sey,
Bis sie dem Führer zur himmlischen Ruh
Einst unser irdisch Leben vertraut.

Karoline Rudolphi.

Der Bauer.

Ich esse Brod und trinke Wasser;
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch?
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen!
Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jagt er dort der stolze Reuter?
Er jagt, allein er kömmt nicht weiter;
Wir kommen beid' — ans Grab.

Gleim.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur.
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die, die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von jener Höh,
Befreit von allen Sorgen
Des Himmels Segen übersehe
An einem schönen Morgen;

Im Hain bei mildem Sonnenblick
Die Vögel höre singen —
Und unten nun im Thal erblick
Wie meine Schäfchen springen!

Wie in der ersten Morgenstund
Im Dörfchen alles lebet
Und fröhlich, munter und gesund
Zur Arbeit sich erhebet!

So oft ruf ich: mein Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!

Dem Reichen giebst du Geld und Gut,
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! — ich kann's nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag,
Kraft oder Muth benommen,
Er sey so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann, o welche Lust!
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Knie schlingen.

Wenn Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich alle zu mir sezen,
Und an dem süßen Milchgericht
Recht königlich ergözen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Engel singen:

Dann fühl ich's ganz und sags oft laut:
Daß glücklicher und weißer
Der ist, der seinen Acker baut,
Als König oder Kaiser.

Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Haye, einem Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte: so befahl er, daß ihm ausser dem, was er zuvor erhalten hatte, noch einige hundert Thaler, Jahr vor Jahr ausgezahlt würden; denn er wollte, daß der Mann sich pflegen sollte. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntag auf seine Kanzel und sprach.

"Der König hat mir bezeugt, daß er mit mir und mit meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten, und wie ich nur will, gebrauchen soll. Höret also, liebe Leute, was hierbei meine Meinung und mein Wille ist!„

"Böses habe ich euch freilich nie erwiesen, Gutes aber, so viel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein jeder, der dieses thut, recht große Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug.„

"Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und wißet also, ich würde mich selbst für unverschämt ansehen, wenn ich auch noch vom König eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, daß er mir angewiesen hat, das sey nicht mir; sondern euch geschenkt: und höret nun, wozu es euch geschenkt seyn soll.„

Ihr wißt, unsre Straßen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt

nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wohl solltet, wenn Straßen und Wege ebener wären. Ihr fahret auch eure Wagens zu Grunde, und ihr erschweret eurem Zugvieh die Lasten! — wir wollen also von diesem Gelde die Straßen und die Wege ebener machen.„

"Ihr habt überdem auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibet, welches eure Saaten verdirbet, so daß ihr fast nichts davon erndten könnt; — wir wollen also Graben ziehen, das Wasser ableiten, und dadurch eure Erndte verbessern!„

"Ihr habt auch Sümpfe und Moräste, und die nützen euch zu nichts. Wir wollen also diese eure Sümpfe und Moräste durch Graben vom Wasser befreien, sie austrolnen und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren.„

"Ihr habt endlich auch dornigte, wüste und sandigte Pläze und auch diese geben euch keinen Vortheil: wir wollen also die Dornen ausraden, und, was wir nicht düngen, nicht mit Gras oder Getraide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken, oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen: denn wenigstens wachsen Fichten oder Weiden darauf.„

"Dies also und dergleichen etwas wollen wir thun! Alle Jahr erhalten wir daß Geld; alle Jahr wollen wir daher etwas thun und immer so viel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bei uns geschehen seyn; und wißet ihr, was wir dann thun wollen?„

"Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbaren thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen

unter ihnen unsere Hilfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüßen und ihnen sagen: — "Gönnet uns, lieben Brüder, die Freude, daß wir euch helfen! Eure Wege, eure Felder, eure Moräste, eure wüsten Sandflecke u. s. w. wollen wir verbessern und brauchbarer machen, eben so, wie es nun die unsrigen sind, und so weiter,

"So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern Gott! dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen segnen euch und eure Kinder und Kindeskinder!„ —

Ohngefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel und wollte beten. Aber das Herz des Volkes schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und schrie: — "es lebe der König! Es lebe unser Pfarrer!„

Wienbibliothek im Rathaus
3/4
T 313770 A
MA 9 – SD 25 – 082008 – 21A

Bibliothek."

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben von

J. H. Campe.

Neue Auflage.

Dritter Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute.
1789.

T A 313 770

SA 174660

IN 512.458

Fritzchen am Weihnachtsabend.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen guten Eltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann.

Da seht nur, was für schöne Gaben
Sie wieder mir zum heilgen Krist
So mildiglich bescheeret haben! —
O was das alles herrlich ist!

Dich, buntes Futteral mit Kärtchen,
Dich liebes, goldnes Bibelbuch,
Und o, du allerliebstes Pferdchen,
Nie, niemals seh' ich euch genug!

Wie möcht' ich doch den theuren Beiden
Gern wieder was zu Liebe thun!
Allein — ich Armer kann vor Freuden
Nur weinen; kann sonst gar nichts thun.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang ich armer Knab' es an,
Daß meinen besten Eltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

C.

Karl und Lieschen.

Es war ein angenehmer Frühlingstag; und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehen, der vor dem Thore lag.

Indes der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtiger Weise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf.

Sie hatte es noch in der Hand, indem der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte: — Mir die Blume abzureissen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sey doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen konnte, Blumen abzureissen: so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder und schwieg. Da konnte Karl sich länger nicht halten; er trat vor den Vater hin mit Thränen in den Augen und sagte:

Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben und Lieschen mit dir gehn.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz entzückt war, nahm sie beide in seine Arme, küßte sie und sprach: ihr seyd beide meine lieben Kinder und sollt beide mit mir gehen.

Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben und beide zu guten Menschen aufwachsen werdet.

Da hüpften sie an seiner Seite beide vergnügt zum Garten C.

Auf ein andermal bedächtiger.

Hännschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling:
„Willst du nicht ein wenig warten?“
Sprach er — „kleines schwaches Ding?“

„Gut! Ich will dich doch wohl kriegen!“
Und verfolgt ihn überall;
Konnte was im Wege liegen:
Hännschen denkt an keinen Fall.

„Ich will dich doch endlich haben!“
Schrie er und sah in die Höh;
Doch, da war ein großer Graben,
Hännschen fällt darein — o weh!

Wehnert.

Frühlingslied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt;

Die Blüten keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald,
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen;
Wer weiß, wie bald,
Sie für uns schallt!

Drum seyd zwar froh;
Doch, Kinder, so,
Daß ihr dies Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

Fritzchens guter Vorsatz.

Nun will ich doch, das lob' ich an,
In meinem ganzen Leben,
Wenn Gust mir was zu Leid gethan,
Ihm brüderlich vergeben.
Jüngst schlug er mich beym Kräuselspiel;
Ich gieng, ihn zu verklagen,
That sehr bedrückt, und weinte viel,
Und sah ihn wieder schlagen.

Die Rache wäre jemals süß?
Ich hab' es nicht gefunden!
Ich sah ihn schlagen: und gewiß,
Mir brannt's wie heiße Wunden,
Ich thu's nicht wieder! Armer Gust!
Er dauert mich noch immer!

Wie weint' er! Hätt' ich das gewußt,
Verklagt hätt' ich ihn nimmer.

Und künftig, wenn er wieder schlägt,
(Er hat nicht oft geschlagen.)
So bitt' ich, daß er sich verträgt,
Und denk' an kein Verklagen.
So leben wir in Einigkeit,
Und sind uns gut von Herzen;
Verspielen unsre Tändelzeit,
Und sparen uns viel Schmerzen.

Overbeck.

Zwei ungleiche Brüder.

Einst lebten irgendwo zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer abgeschmackte Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern; hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem einen und mit dem andern geworden seyn müsse.

Als der jüngere eilf Jahr alt war, konnt' er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nah-

men; theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verständigen und guten Leuten allerlei lernen möchte,

(Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel im Büchern gelesen hat.)

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, gieng es ganz anders.

Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig, oder gar nichts; noch viel weniger aber konnt' er selbst vernünftig und angenehm sprechen.

Seine Eltern hätten auch ihn gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze gewesen und man würde gesagt haben:

„Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten; und er gehört noch unter die Kinder."

Also mußt' er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er endlich den guten Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumschwärmen einmal gewöhnt war; so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer.

Er that sich vielen Zwang an, und doch wollt' es ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe gieng, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu seyn: er wies ihm, wie man es anfangen müs-

se; er erklärte ihm dieses und jenes und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommner zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darinnen seyn größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerksam seyn können.

Kurz, er selbst konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen wäre, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwohl hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte: denn der war allzuweit vor ihm voraus.

Es ist hiermit eben, wie mit dem Feldbaue. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlich erndten.

Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde. Tessin.

Malchen, eine kleine Erzählung.

„Sei stets ein frommes gutes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
Was, Malchen, dich gereue!„

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen ihrem Kinde;
Und lehrte sie zugleich dabei,
Das, was gereut, sey Sünde

Und das, was böse Sünde sey,
Das könne jeder wissen;
Ein Stimchen in uns sag' es laut:
Dies Stimchen heißt Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Des Morgens in die Laube:
Stand Kaffee, Thee und Zucker da,
Auch Kuchen, wie ich glaube.

Nun kriegte unser Malchen Lust,
Und wollte Zucker essen;
Daß Zuckeressen Kindern schad't,
Das hatte sie vergessen.

Sie nahm — gleich war das Stimchen da —
Geschwind, „will's nicht genießen;
Ich will was Böses, denn das sagt.
Mir lauf ja mein Gewissen."

Nun kam Mama, und gern verzieh
Sie ihrem lieben Kinde.
„Merks, dein Gewissen warnte dich,
Mein Kind, vor einer Sünde."

„Das ist das Stimchen — weißt du noch?
Es wird dich immer lehren;
Doch mußt du, liebes Malchen, auch
Dem guten Stimchen hören.

O haltet's immer hoch und werth,
Ihr alle liebe Kleinen!
Daß nicht Papa, daß nicht Mama
Um böse Kinder weinen!

Kühl.

Junker Hanns.

Der Junker Hanns war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mit unter auch ein wenig basch,
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lektzion,
Und damit, meint'er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Aeltern warnten ihn,
Und sagten wohl mit Grämen:
„Hanns, lässest dich nicht besser ziehn,
Wirds kein gut Ende nehmen.„
Hanns hörte kaum mit halbem Ohr,
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
Drauf eine kurze Pause;
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbey
Ein ledigloser Schimmel.
Das war dem Junker Hanns so neu,
Ihm deucht', er käm' in Himmel.
„Ein ledigloser Gaul? Was kann
„Willkommener mir seyn? Wohlan,
„Ich will aus freien Stücken
„Probiren seinen Rücken!" —

Gesagt war allezeit gethan.
Er packt den Gaul beim Schopfe.
Der Schimmel stutzt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch schütteln hin, und schütteln her!
Mein Hanns hinauf, und fort jagt er:
Die Aeltern, ach! von weiten
Sehn ihren Junker reiten.

"Um Gotteswillen! hinter ihm!"
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,
Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu sehn,
Die Aeltern wollen fast vergehn;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Des stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Das Herz sprang hoch vor Freuden;
Und mir nichts, dir nichts, ritt er hin
Wohl über Busch und Weiden.
Und schup! gings rasch an einen Stein:
Der Schimmel stürzt', und brach ein Bein;
Mein Hanns von seinem Sitze
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als wollt' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr,
Von ferne bellen Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrein drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das alt und schwach
Vom Wege sich verloren.
„Ach, lieber Gott!" sprach sie bei sich,
Und wankte matt und kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hanns zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben,
Da ward ihr schnel das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben.

„Komm," sprach sie, „armes Kind, mit mir;
„Ich will auch sorgen für dein Thier,
„Und binden seine Wunden,
„Wenn wir nach Haus gefunden." —

„O Frau, das Thier gehört mir nicht!
„Ach hätt' ichs nie gesehen!
„Erretket nur mich armen Wicht,
„Und laßt den Schimmel gehen!" —
„Ihn gehen lassen, böses Kind?"
Sprachs Weiblein zornig und geschwind,
„Und siehst, daß er die Knochen
„Ob deinem Stolz gebrochen?"

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Behend aus seiner Pfüze.
Sie deckt' ihm den beklomnen Kopf
Mit ihrer warmen Müze,
Und nahm den Knaben bei der Hand,
Ging irrend über manches Land;
Bis an den Lauf von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweisses Bette,
Und fodert einen Mann zu sich,
Daß er den Schimmel rette.
Und puk puk! klopfets an der Thür.
„Holla! wer ist so spät noch hier?" —
„Bergt ihr den kleinen Knaben,
„Den wir gesuchet haben?" —

„Den kleinen Knaben berg' ich wohl,
„Er liegt im Schlummer,
„Sei euer Herz des Trostes voll,
„Und lasset allen Kummer!
„Den kleinen Knaben geb' ich euch,
„Wenn er euch kennen wird, sogleich." —
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.

„O Mutter! daß euch Gott belohn!“ —
„Fahr hin, mein Kind, mit Freuden!“
„Die Aeltern danken euch den Sohn!
„Gott wendet ihre Leiden! —
„Lebt wohl! lebt wohl!“ — Sie zogen hin;
Und milder ward des Knaben Sinn;
Er dacht' an seinen Schimmel
Und seufzte still gen Himmel.

Und als er nun nach Hause kam.
War alles noch im Jammer.
Den Weg er augenbliklich nahm
Zu seiner Aeltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in den Arm:
Da wird das Herz den Aeltern warm.
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.

Die Aeltern brachten Geld und Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel krigte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.
Der Junker Hanns ward fromm und gut
Und beugte seinen raschen Muth;
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen. Overbek.

Lied eines Fröhlichen.

Heida! täglich freu' ich mich
Und bin guter Dinge!
Lieben Leute, seht wie ich
Fröhlich hüpf' und springe!

Meinen Lebensweg bestreut
Unschuld noch mit Rosen:

Glücklich, wer sich stets so freut,
Stets so geht auf Rosen.

Drum, wenn ich nun älter bin,
Will ich mich bestreben,
Immer bei vergnügtem Sinn
Tugendhaft zu leben.

Meine Pflichten thu ich dann
Unter frohen Scherzen.
Thue alles, was ich kann,
Mit vergnügtem Herzen.

Vater, Mutter, jedermann
Mag dann Fritzen leiden;
Und erlang ich das: o dann
Spring ich hoch vor Freuden!

Trift dann auch ein Stürmlein mich
Einst in meinen Tagen:
Heida! was bekümr' ich mich!
Werd's ja auch wohl tragen.

Ein Ungenannter.

Der Aufschub.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen dies und jenes thun.

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Dies nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze,
Die nur ist gewiß für mich. Weiße.

Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen gebohren bist!

Einst verlor sich ein kleines Kind von seinen Eltern weg in einem Walde, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu leide, sondern futterten es und liessen es mit sich laufen.

Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde harricht, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein andres Kind kam unter eine Heerde wilder Schafe. Dieses wurde ein Schaf, blökte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, mein Kind, kamst unter Menschen, und zwar unter gesittete Menschen: also kannst du sprechen, bist schon etwas vernünftig und wirst, wills Gott! noch vernünftiger werden.

So wie die Alten sind, so werden gemeiniglich auch die Jungen. Sind jene klug, so werden es diese auch; sind jene dumm, so bleiben es auch diese.

Kann wohl ein Kind stricken lernen, wenn im ganzen Lande niemand ist, der stricken kann?

Aber auch, sind die Alten Diebe und Räuber: so stehlen auch die Kinder, und haben nichts arges daraus. Und fressen jene gar Men-

schen; nun, so werden die Kinder auch kleine Menschenfresser.

Wohl dir also, daß du unter gesitteten Menschen gebohren bist! Schlözer.

Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleissig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stöhren. — Aber, liebes Kind,
Suchst dir ja die kleinen Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen,
Komm, laß deine Arbeit liegen;
Lustig, lustig laß uns seyn!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen.
Weil ich so erzogen bin.
O um alles könnt ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wohl die Königin?

Hummel.

Je, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weiß.

Biene.

Fi! Behüte!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu befahren.
Sie soll mit uns, kurz und gut.
Wenn sie's mir nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königin verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen,

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden
So ist Unschuld meine Trösterin.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb ich sie nicht hin.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.
Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Gränze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei:
So nenn ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedelei;
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt;
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft;
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.

Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin;
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn
Des Ufers Büschchen
Und selbst die Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald hernieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Nein, schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr! Bürger.

Der furchtsame Knabe.

Eine alberne Magd hatte einem Kinde viel abgeschmakte Dinge von einem schwarzen Mann in den Kopf gesetzt.

Dieses Kind sah einmal einen Schornsteinfeger ins Haus kommen, den es noch nie gesehen hatte. Darüber erschrak es, und lief vor Schrecken in die Küche, sich da zu verstecken.

Eben war es hinein, so war auch schon der schwarze Mann hinter ihm.

In voller Angst rennt es zur andern Thür hinaus in eine Stube und kroch hinter den Ofen.

Kaum aber hatte sichs ein wenig erhohlt: so hörte es den fürchterlichen Mann dicht neben sich hinter der Wand im Schorstein kratzen.

Im neuen Schrecken sprang es aus der Stube und dem Hause hinaus in den Garten, verstekte sich hinter einem Baume, sah mit verstörten Blicken und mit pochendem Herzen nach allen Seiten, und siehe! da kam plötzlich die schwarze Gestalt oben aus dem Schorstein hervor.

Nunmehr fing das Kind an, aus allen Kräften um Hilfe zu schreien.

Der Vater kam und fragte, warum es so schrie? — Das Kind wies mit schüchterner Gebehrde auf den Schorstein; denn noch war es so ausser sich, daß es nicht die Kräfte hatte, ein Wort vorzubringen.

Der Vater lächelte und belehrte den kleinen furchtsamen Menschen, wie wenig Ursach er gehabt, sich so zu ängstigen.

Der Knabe schämte sich, und hörte nachher niemals wieder auf die Erzählungen abergläubischer Leute.

Kleine Belustigungen für Kinder.

Ein Frühlingsliedchen.

Ihr Freunde des Lenzen,
Erfreuet euch hier!
Umwindet mit Kränzen
Die Schläfe, wie wir.

Uns grünet die Weide,
Uns blühet der Hain;
Uns ladet zur Freude
Die Nachtigal ein.

Dem Hasser der Tugend
Nag' Unmuth die Brust;
Unschuldiger Jugend
Gebühret nur Lust.

Ja, Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Drum, Freunde der Tugend,
Erfreuet euch hier;
Genießet der Jugend
In Unschuld, wie wir. Gleim.

An ein junges Fräulein,

dem man weiß gemacht hatte, daß es besser sey, als andre Menschen.

Junges, gnädiges Fräulein, dein Stammvater ist auch der Meinige. Er heißt Adam, nicht Herr von Adam.

Alle Königinnen sind deine Verwandte; aber — sey nicht stolz — deine Magd, das lumpichte Bettelmädchen und die schmierige Hökenkokkin sind es auch.

Alle Menschen sind Vettern und Basen zusammen: die Deutschen, die schwarzen Aethiopier und die Kanibalen, wie die Franken, die Sachsen und die Baiern; die Tagelöhner, die Bauern und die Bettler, wie die Kaiser, die

Könige und die Edelleute. Folglich sind alle Menschen einander gleich. Das wissen viele grosse und kleine Leute nicht.

In Ostindien giebts närrische Leute, die 4 Adams glauben; diese sollen heissen: Brahmin, Situri, Beise und Sudur. Vom ersten sollen die Geistlichen, vom zweiten die grossen Herren, vom dritten die Bürger und vom vierten die Bauern herkommen. Die närrischen Leute!

Auf Jamaika soll es Kaufmannsfrauen aus England geben, die nicht glauben wollen, daß ihre schwarzen Sklavinnen so gut Menschen sind, wie sie. Die albernen Weiber!

Es war einmal eine kleine Königstochter; sie hieß, wo ich nicht irre, Isabelchen, war weiß, wie Schnee, und fein und zierlich, wie ein Püpchen.

Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf, viele vornehme Leute küßten dem Mägdlein gar das Händlein: alles seines Papas wegen; aber das Närrchen meinte, es geschehe seinetwegen.

Nun sah es oft Straßenkinder von seinem Fenster herab, die ekelhaft und lumpicht umherliefen.

Es sah in seinem Bilderbuche allerlei häßliche wilde Leute, und seine Gouvernantin erklärte ihm diese Bilder.

Da dachte das gute Kind: ich muß doch wohl ein ganz andrer Mensch seyn, wie diese gemeinen, dummen, schmutzigen Leute!

Es sagte dies seinem Garderobemädchen, und das einfältige Ding antwortete: ja freilich, gnädige Prinzeßin!

Es sagte dies seinem Friseur, und der albere Kerl antwortete: ja freilich, gnädige Prinzeßin!

Es sagte dies seiner Hofmeisterin: aber, aber, was antwortete die! — —

„Diese gemeinen schmutzigen Leute da sind eben so gut Menschen, wie sie, Prinzeßchen; und daß sie anders und besser aussehen, dafür können sie nicht, Kind! Also dürfen sie ja nicht stolz darauf seyn.“

Wären sie unter den Jameos erzogen, sie würden noch nicht fünfe zählen können; wären sie im Samojedenlande gebohren, sie würden sich im Schnee wälzen; wären sie unter Schweinen aufgewachsen, Prinzeßchen! sie würden, so wahr ich ehrlich bin, den Sitten nach, ein Ferken seyn!

„Hätte es hingegen dem Könige, ihrem Papa, gefallen, statt ihrer, ein gemeines Mädchen von der Straße aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen, wie sie: so würden diese — jetzt gemeine, dumme und eckelhafte Kinder, — so vornehm, klug und niedlich seyn, wie sie.“

Isabelchen konnte das nicht begreifen, oder mogt es nicht begreifen. Laß sehn, mein Kind, ob du gescheuter bist? Schlözer.

Ein Liedchen.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt:
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald,
Gleich eilenden Blitzen
Entfliehn sie dahin;
Drum will ich sie nützen,
So lang ich noch bin.

Der Gesang der Vögel.

Ein Kind.

Wie schön erönt's im nahen Wald!
Mein Vater, rund umher erschallt
Gesang; und freudiges Gekümmel
Steigt lieblich auf zum hohen Himmel.

Der Vater.

Ja, Kind! zum Himmel könt's empor,
Der munkern Vögel frohes Chor,
Die mit Gesang den Schöpfer droben
An jedem Morgen dankbar loben.
Und wie dem Vater aller Welt
Der Vögel Lobgesang gefällt;
So läßt er gütig auch dein Lallen,
Wenn du ihm dankst, sich wohlgefallen.

Wilmsen.

Das Ringspiel.

Personen:

1. Vater.
2. Gottlieb.
3. Konrad.
4. Kristel.
5. Karl.
6. Fritz.
7. Lotte.

Gottlieb.

O Vater, wollen wir nicht wieder in den Garten gehen und die Wege harken?

Vater. Es regnet, Gottlieb.

Fritz. O was schadt das?

Vater. Uns nichts, aber unsern Kleidern.

Lotte. O Vater, so gieb uns doch noch eine Lehrstunde, sonst müssen wir gewiß müssig seyn und können nicht davor!

Vater. Lehrstunden habt ihr heute genug gehabt; ich will sehen, ob ich euch nicht sonst etwas zu thun geben kann. — Du, Lotte, hast ja deine Strickrolle da an der Seite hängen! Was denn für Noth? Und ihr andern — wißt ihr was? — wir wollen der Mutter den Spinat verlesen, den sie morgen kochen will. Die soll sich einmal freuen, wenn sie diesen Abend aus der Stadt zu Hause kömmt, und alles schon gethan findet!

Alle. O ja! O ja! das wollen wir.

Lotte. O Vater, laß mich doch mit Spinat verlesen. Ich wollt es gar zu gern.

Vater. Immerhin! Nun da hat jeder seine Porzion; laß sehn, wer am ersten damit fertig seyn wird?

Kristel. Will Vater uns denn auch wieder was erzählen unterdes, daß wir arbeiten?

Vater. Das wollt ich wohl; aber ich mag nicht gern oft allein sprechen. Laßt uns lieber irgend etwas spielen, wobei ihr alle mitsprechen könnt.

Konrad. Ja, können wir denn zugleich arbeiten und spielen?

Vater. Wenn Arbeit und Spiel darnach sind; warum nicht? Ich will euch eins vorschlagen, was euch wenig oder gar nicht stören soll.

Gottlieb. Na, das soll mich doch wundern!

Fritz. Nur zu, Vater!

Vater. Es soll das Ringspiel seyn.

Karl. Das sich so anfängt: Es ist ein Ring von meiner Hand?

Vater. Ja!

Alle. O das!

Vater. Nun?

Einige. O das ist nicht hübsch!

Vater. Warum nicht?

Kristel. Ja, etwas ist wohl hübsch darin, aber etwas ist doch dumm Zeug.

Vater. Wie, wenn wir's so machten? Du, Konrad, gäbest Kristeln den Ring — o es kann auch wohl ein Spinatblatt thun; darauf kömmts ja gar nicht an! — und sagtest dann: nimm hin das! dann antwortete er: Was ist das? Und du sprächest wieder:

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant:
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über groß und klein,
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Gottlieb. Ja, so ists besser!

Vater. Aber da müßt ihr euch auch darauf gefaßt machen, daß ein jeder etwas zu sagen weiß, so wie die Reihe an ihn kömmt. — Hört, laß uns erst zehn Minuten studiren — hier ist die Uhr! — Unter der Zeit muß keiner ein Wort sprechen, und jeder besinnt sich unterdeß erstlich auf ein Urtheil; ihr wißt doch noch, was das ist — ein Urtheil?

Kristel. Ja, wenn man über etwas urtheilt.

Vater. Wenn man also sagt, daß eine Sache so oder so ist, oder nicht ist. — Zweitens besinnt sich jeder auf etwas Merkwürdiges aus der Geographie, und erzählt uns das; drittens auf ein Räthsel, viertens auf ein Paar Verse, und endlich auf ein Sprichwort. Nun, in zehn Minuten soll's losgehn! — — — — — — Sie sind verflossen! Nun also, Konrad, fang an.

Konrad. (zu Kristel, indem er ihm ein Spinatblatt reicht) Nimm hin das!

Kristel. Was ist das?

Konrad.

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant;
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über groß und klein;
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Kristel. Dein Urtheil ist?

Konrad. Regenwetter ist auch gut.

Vater. Wozu denn?

Konrad. J, es würde sonst nichts wachsen; und denn so hätten auch die Menschen und die Thiere nichts zu trinken, wenn's nicht zuweilen regnete.

Vater. Könnten denn nicht Brunnen, Bäche und Flüsse seyn?

Konrad. Ja, wie bald würden die vertrocknen! — Und denn, so kann man zu Hause spielen, wenn's draussen regnet.

Vater. Wie wir jetzt; nun weiter!

Kristel. Etwas Merkwürdiges aus der Geographie?

Konrad. Zu Surinam in Amerika giebt es eine Art Ameisen, die man die Visitenameisen nennt. Diese ziehen zuweilen in großen Heeren aus, und wo sie hinkommen, da freuen sich die Leute und machen ihnen Thür und Fenster auf.

Fritz. J, warum denn?

Konrad. Ja, wo diese Ameisen hinkommen; da durchsuchen sie das ganze Haus, und wo sie nur eine Ratte, eine Maus, eine Wespe, eine Fliege, eine Spinne oder so etwas finden, da beissen sie sie todt und freßen sie auf. Deswegen machen ihnen die Leute, so bald sie ankommen, alle Thüren, und alle Schränke und Kästen auf, und gehen selbst aus dem Hause, um sie nicht zu stören. In zwei oder drei Tagen pfle-

gen sie mit allem fertig zu seyn, und dann ziehen sie weiter.

Lotte. Das sind ja scharmante Thierchen!

Konrad. Ja wohl!

Kristel. Dein Räthsel?

Konrad. Ich hab' ein Paar Pferde gesehen, die fraßen täglich mehr als hundert Scheffel Haber.

Alle. Ho! ho!

Konrad. Ja, und sie standen noch dazu auf Köpfen und fraßen mit Beinen.

Fritzchen. Das ist doch gewiß nicht wahr!

Konrad. Und da war auch ein Huhn dabei, das legte täglich mehr als tausend Eier!

Gottlieb. (mit dem Finger drohend) Konrad, Konrad, weißt du nicht?

Konrad. Was denn?

Gottlieb. Daß man auch im Spaß nicht lügen muß?

Konrad. Ich lüge ja auch nicht! Es ist wirklich wahr.

Kristel. Ah! ich weiß schon, ich weiß schon, wie das ist!

Vater. Nun?

Kristel. Ja, hundert Scheffel Haber können ja gar nicht fressen: also können ja zwei Pferde mehr verzehren, als sie.

Karl. Ha! ha! — Ja, das glaub ich! Nun weiß ich auch, warum das Huhn mehr, als 1000 Eier legen konnte — weil tausend Eier kein einziges legen!

Vater. Richtig! Aber wie kam's, daß die Pferde auf Köpfen standen und mit Beinen fraßen?

Lotte. Das mogten wohl Mißgeburten seyn?

Konrad. Nein!

Lotte. Ja, so weiß ich nicht!

Konrad. Sie standen auf den Köpfen der Nägel, womit ihnen die Hufeisen angenagelt

waren; und ihre Zähne waren von Knochen, oder Bein; das ist ja einerlei!

Alle. Ja so!

Kristel. Na, deinen Reim?

Konrad. Unschuld und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Kristel. Und nun noch dein Sprichwort?

Konrad. Jung gewohnt, alt gethan.

Gottlieb. Nun frag ich Kristeln; nicht wahr, Vater?

Vater. Ja!

Gottlieb. Na, dein Urtheil?

Kristel. Mein Urtheil? — I nun, mein Urtheil ist, daß wir Kinder uns in unserm Urtheile oftmals irren.

Vater. Nun, dasmal hast du gewiß nicht falsch geurtheilt.

Gottlieb. Etwas Wunderbares?

Kristel. In Afrika ist eine Gegend, die man Senegal nennt, wo sich die Engländer angebauet haben. Da soll es ungeheure Schlangen geben, die wohl 40 bis 50 Fuß lang sind.

Fritz. Hu!

Kristel. Wenn sie sich auf dem Schwanze in die Höhe richten: so sollen sie wie Mastbäume aussehen.

Lotte. O die armen Leute, die da wohnen müssen!

Kristel. O sey du nur unbesorgt, Lotte! Was meinst du wohl, die Leute mögen diese großen Schlangen recht gern haben, und leiden gar nicht, daß man eine davon tödten darf.

Lotte. Ist das wohl wahr, Vater?

Vater. Allerdings. Kristel wird dir auch die Ursache sagen.

Lotte. Na?

Kristel. Sieh nur, Lotte, da in eben dem Lande, wo es erschrecklich heiß ist, giebt es auch eine Menge von andern giftigen Thieren und von allerhand Ungeziefer, als Schlangen, Kröten, Eidexen und besonders große Heuschrecken, wovon oft so viel auf einmal angeflogen kommen, daß es ganz finster wird. Da sind nun die großen Riesenschlangen (so nennt man sie) dahinterher und fressen sie auf, und wenn sie das nicht thäten, so würden die Heuschrecken in kurzer Zeit alles Grüne in der ganzen Gegend verzehren. Deswegen können die schwarzen Einwohner dieses Landes gewaltig böse werden, wenn ein weißer Fremdling sich unterfteht, eine dieser Schlangen todt zu machen.

Gottlieb. Nun dein Räthsel?

Kristel. Hier ists: Welche Lichter brennen am längsten?

Konrad. Die Wachslichter.

Kristel. Nein!

Konrad. Ja, so weiß ich nicht.

Kristel. Diejenigen, welche der liebe Gott gemacht hat — Sonne, Mond und Sterne.

Gottlieb. Sieh! — Aber nun deinen Reim?

Kristel. Dem kleinen Veilchen gleich, das
im Verborgnen blühet,
Sey immer fromm und gut, auch
wenn dich niemand sieht.

Gottlieb. Das war einmal ein netter Vers! — Na! und dein Sprichwort?

Kristel. Frisch daran,
Ist halb gethan.

Gottlieb. Nun, Karl, frägst du mich.

Karl. Dein Urtheil?

Gottlieb. Mein Urtheil ist: daß wir hier zu Lande doch viel glücklicher sind, als die Grönländer.

Karl. Warum?

Gottlieb. Frag du nur erst weiter, so sollst du es wohl hören.

Karl. Etwas Merkwürdiges aus der Geographie.

Gottlieb. Nun gieb Achtung! — So ein Grönländer ist doch ein recht armseliger Mensch! Er wohnt in einem Loche, das viel elender und schmuziger seyn soll, als unsers Lerberus sein Hundehaus. Darin liegt er vier Monate lang fast ganz müssig; (denn so lange ist es da oben in Grönland Nacht) und friert, daß ihm die Zähne klappern, und hat fast nichts zu essen, als stinkendes Seehundsfleisch. Er selbst und sein Loch triefen beständig von Wallfisch- und Seehundsfett. Aber was das schlimmste ist, so ist er ganz lebendig von Läusen. Und das sind die armen Leute so gewohnt, daß sie sich gar nicht viel daraus machen. Das abscheulichste aber ist, daß diese Läuse auch Scharrenweise auf ihre Speisen herumkriechen, und daß ihnen gar nicht davor eckelt.

Lotte. Fi?

Vater. Du hast doch wohl nicht vergessen, lieber Gottlieb, was ich euch damals auch erzählte, daß der liebe Gott doch auch für diese Grönländer recht wunderbar gesorgt habe?

Gottlieb. Ach ja! — Weil in Grönland selbst kein Holz wächst, so hat der liebe Gott gemacht, daß das Meer eine Menge von Bäumen — Tannen, Espen und Birken — in andern Ländern losreissen und hier herführen muß. Das nennen sie Treibholz. Ohne das würden sie keine Hütten und keine Kähne bauen, auch keine Pfeile zur Jagd verfertigen können. Denn so läßt der liebe Gott in ihrem Lande auch ein gewisses Moos wachsen, das so weich, wie ein Pelz,

ist. Damit verstopfen sie die Ritzen und Spalten in ihren Hütten, und auch Dochte in ihre Lampen machen sie davon. Von dem Seehunde oder Robben können sie fast alles machen, was sie nöthig haben. Aus dem Felle desselben verfertigen sie sich Kleider, Schuh und Stiefel; von den Rippen machen sie Nägel; den Magen brauchen sie als einen Schlauch, um etwas Flüssiges, besonders den Tran, darin zu verwahren; aus den Därmen machen sie sich ihre Hemden, und ihre Strümpfe aus den Fellen der ungebohrnen Seehunde.

Karl. Ist das alles

Gottlieb. Ja!

Karl. So sage dein Räthsel.

Gottlieb. Wo kann man 1000 Meilen in einem Tage reisen?

Kristel. Nirgends!

Gottlieb. O ja; irgendwo.

Kristel. Nu, wo denn?

Gottlieb. Eben da, wo es Länder ohne Einwohner, Städte ohne Häuser, und Flüsse ohne Wasser giebt.

Karl. Ah! ich weiß, ich weiß! — Auf der Landkarte.

Gottlieb. Richtig! — Na, nun will ich dir auch gleich meinen Reim sagen:

Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Ist sehr beklagenswerth.

Karl. Und dein Sprichwort?

Gottlieb. Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Karl. Wer frägt denn nun mich? —

Friz. Ich, ich! — Dein Urtheil?

Karl. Es ist heute recht dummes Wetter.

Vater. Dummes?

Karl. Ja, dummes Wetter; es regnet ja immer!

Vater. Also, wenn unser Karl das Wetter zu machen hätte: so würden wir immer Sonnenschein haben?

Karl. Ja,

Vater. Wir werden diesen Abend Erdbeeren mit Milch, nachher junge Erbsen und Mohrrüben mit geröstetem Fleische essen: das sind wohl lauter Sachen, die du nicht magst, Karl?

Karl. O um Verzeihung; das sind ja meine Leibgerichte!

Vater. Aber, wenn du die Welt zu regieren hättest: so würdest du doch nicht alle Jahr Erbsen, Mohrrüben und Erdbeeren wachsen lassen?

Karl. Warum denn nicht? O es sollte mir so ein Menge daran wachsen, daß wir sie nicht alle verzehren konnten.

Vater. Besinne dich, Karl! — Da müßtest du ja auch oft regnen lassen, wenn du so was haben wolltest: und den Regen magst du ja nicht leiden.

Karl. Kann man denn die Früchte nicht ohne Regen wachsen lassen?

Vater. Das kannst du ja versuchen. Pflanze einmal eine Erdbeerstaude in einen Topf, und setze den Topf an einen Ort, wo kein Regen dazu kommen kann: dann wirst du sehen, ob Erdbeeren daran wachsen werden.

Karl. Werden keine daran wachsen?

Vater. So wenig, als an diesem Tische; du müßtest denn die Pflanze fleißig begiessen.

Karl. Na, so könnte man alles andre ja auch begiessen; so brauchts ja doch nicht zu regnen.

Vater. Und mit was für Wasser sollten wir denn begiessen?

Karl. Ja, mit Wasser aus dem Brunnen, oder aus dem Bache.

Vater. Aber hast du nicht gehört, was Konrad vorher bemerkte, daß wir gar keine Brunnen und Bäche haben würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete?

Karl. Nicht?

Vater. Nein! — Denn woher kömmt denn wohl das Wasser, das in den Brunnen und in den Bächen ist?

Karl. Aus der Erde.

Vater. Und wie kam es vorher in die Erde? Nicht wahr, von Regen, Thau, Schnee und Hagel, die aus den Wolken herabfielen. Von der Oberfläche der Erde drang dies herabgefallene Wasser tiefer ein, und sammelte sich entweder in unterirrdischen Höhlen, aus denen es, wie ein Bach, wieder hervorlief, oder es ward aufgegraben; und so entstand ein Brunnen. Im Grunde also ist alles Wasser, was wir haben, Regenwasser; und wenn's also niemals regnete: so würden wir auch keinen Tropfen Wasser haben. — Nun, Karl, würdest du noch immer nicht regnen lassen, wenn es von dir abhinge?

Karl. (Beschämt.) O ja!

Vater. Und scheint's dir nun noch wohl recht geredet zu seyn, wenn jemand bei regnigtem Wetter spricht; es ist heute dummes Wetter! Es ist heute garstiges, abscheuliches Wetter!

Karl. Nein!

Vater. Nun, Kinder, so laßt uns künftig auch besser auf unsre Worte achten, damit wir nicht so unverständig reden, wie wir wohl zuweilen andre Menschen reden hören, die nicht bedenken, was sie sagen. Jede Witterung gereicht zu unserm Besten, der Regen wie der

Sonnen-

Sonnenschein, die Kälte wie die Wärme, der rauhe Wintersturm wie die angenehme Frühlingszeit, und Gott allein weiß, wie das alles zum Wohl der Menschen und der Thiere zu jeder Zeit mit einander abwechseln muß. Fern sey von uns der Unsinn, uns einzubilden, daß wir es besser machen könnten, als Er, — der allein weise und allgütige Weltregierer! — Nun, Friz, so frage denn weiter!

Friz. Etwas Merkwürdiges?

Karl. Zu Surinam, in Amerika, welches den Holländern gehört, giebt es eine Art großer Fledermäuse, die eine stachlichte Zunge haben. Diese setzen sich zuweilen an Pferde und Rindvieh, auch wohl an schlafende Menschen an, und lecken so lange an einer und eben derselben Stelle, bis sie eine Ader aufgeleckt haben. Sie machen aber nur eine kleine zarte Wunde, die ganz und gar nicht weh thut, und die auch bald wieder zuheilt. Derjenige, dem sie auf diese Weise zur Ader gelassen haben, befindet sich am andern Morgen munterer und leichter, als vorher, weil sie ihm das dicke träge Blut ausgesogen haben. Daher wünschen sich dort viele Leute, daß eine solche Fledermaus des Nachts zu ihnen kommen möge.

Friz. Das ist doch närrisch! — Na, sage dein Räthsel.

Karl. Was macht die Pferde fett?

Friz. J, wenn sie viel Haber zu fressen kriegen.

Karl. Nein! — Des Herrn Auge.

Friz. Ist das wohl wahr, Vater?

Vater. Ich meine ja, Friz. Nicht wahr, wenn der Herr selbst fleißig in den Pferdestal geht und zusieht, ob seine Pferde auch recht gefuttert werden; so wird der Knecht wohl immer

darüber aus seyn, den Pferden ihr gehöriges Futter zu geben, und sie hübsch reinlich zu halten?

Friz. Ja!

Vater. Nun, dann werden sie auch wohl fett werden. Wenn aber der Herr sich nicht selbst um sein Vieh bekümmert, ja dann vergessen die Bedienten auch wohl zuweilen ihre Pflicht, und dann muß es das arme Vieh entgelten.

Friz. Gut; ich will unserm Kaninchen immer selbst Gras bringen. — Nun sage auch deinen Reim.

Karl. Ein weises Herz ein froher Muth,
Sind köstlicher, als Geld und Gut.

Friz. und dein Sprichwort?

Karl. Hier ists! — Was du thust, da gehe frisch daran.

Vater. Nun, Lotte, jezt frägst du deinen Nachbar Friz.

Friz. Nur zu!

Lotte. Dein Urtheil?

Friz. Mein Urtheil? — J! — Ja, wie muß ich das denn machen, Vater?

Vater. Wie sieht dieser Spinat aus, Friz?

Friz. Grün.

Vater. Siehst du! da hast du ja gleich ein Urtheil gemacht.

Friz. Was denn für eins?

Vater. Dieses, der Spinat ist grün.

Friz. Ist denn das ein Urtheil?

Vater. Ja wohl! Man urtheilt, Friz, wenn man sagt, was eine Sache ist, oder auch nicht ist. Nun, du hast gesagt, der Spinat wäre grün, also hast du ja darüber geurtheilt.

Friz. Na, das ist gut; mir war wirklich schon bange, daß ich nichts wüßte.

Lotte, Etwas Wunderbares?

Friz. O das weiß ich! Vater erzählte uns einmal von Lüneburg, daß da ein Salzwerk wäre, und daß ein Schwein die Salzquelle zuerst aufgewühlt hätte.

Vater. Richtig! Und was für eine Ehre haben die Lüneburger dafür dem Schweine erwiesen?

Friz. Sie haben einen Schinken davon aufbewahrt in einem Glasschranke, und darüber haben sie mit goldenen Buchstaben auf lateinisch geschrieben: daß dies Schwein die Salzquelle erfunden habe.

Lotte. Dein Räthsel?

Friz. Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.
Was ist das?

Lotte. O das ist ja so ein altes Ding; — Ein Zuckerhut!

Friz. Ja, du hasts schon gewußt, sonst hättest du es mir nicht errathen sollen!

Lotte. Dein Reim.

Friz. Wenn ich artig bin,
Und ohn Eigensinn
Thue, was ich soll:
O wie ist mir wohl!
Mich lobt der Papa,
Mich liebt die Mama;
Alles freuet sich,
Lobt und liebet mich.

Lotte. Nun noch dein Sprichwort!

Friz. Eine Hand wäscht die andre.

Vater. Was soll das wohl heissen, Friz?

Friz. Ja, wenn man andern Leuten was zu Gefallen thut, so thun sie einem wieder was zu Gefallen.

Vater. Richtig! Nun, das gieng ja recht gut, Friz! Jezt, Lotte, kömmt die Reihe an

uns beide. Wer von uns soll zuerst fragen: du oder ich?

Lotte. Du.

Vater. Dein Urtheil?

Lotte. Daß die Faulheit den Menschen verdirbt.

Vater. Wie so?

Lotte. Ja, wenn man nicht fleißig arbeitet, so wird man ungesund, und es fält einem lauter dummes Zeug ein.

Gottlieb. Und man ist auch so unzufrieden!

Kristel. Und wird gar nicht stark.

Karl. Ja, und das Essen schmekt einem auch gar nicht so gut, als wenn man recht fleissig gewesen ist.

Vater. Und dann, so entbehrt auch ein fauler Mensch der großen Freude, die der Fleissige alle Abend empfindet, wenn er bedenkt, was er alles den Tag über gethan hat. — Nun weiter! An was für eine Merkwürdigkeit aus der Geographie erinnerst du dich denn?

Lotte. Ich weiß noch wohl, wo der Sago wächst.

Vater. Nun, wo denn?

Lotte. In Ostindien. Da giebts einen Baum, der heißt die Sagopalme. Na, dieser Baum hat inwendig so ein Mark, wie bei uns der Ahorn. Dieses Mark nehmen die Leute heraus und troknen es; das ist denn der Sago, wovon wir Suppen machen.

Vater. Erinnert sich jemand unter euch, was ich euch von diesem Sagobaume einmal erzählt habe? Wie der liebe Gott ihn verwahrt hat?

Kristel. Ach ja! Er ist ganz stachlicht von aussen.

Vater. Worüber die Reisenden sich oft zu beklagen pflegen: aber haben sie wohl Recht, darüber zu klagen?

Kristel. O nein! — Wenn diese Stacheln nicht wären: so würden die wilden Schweine, die den Mark der Sagopalme auch gern fressen, die Bäume gewiß alle zerstören.

Vater. Und dann müßten viele Indianer, die fast einzig und allein von diesem Baume leben, verhungern, und wir würden auch keine Sagosuppen mehr essen können. — Nun, dein Räthsel?

Lotte. Warum thut der Hahn die Augen zu, wenn er krähet?

Karl. Es mag ihm wohl so sauer werden.

Lotte. O nein! Seine Hennen sollen glauben, daß er's auswendig gelernt habe.

Alle. Ha! ha! ha! das ist närrisch.

Vater. Nun, und dein Sprichwort?

Lotte. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Vater. Bravo! — Jezt also werde ich gefragt werden.

Lotte. Dein Urtheil?

Vater. Ist dieses: daß ihr heute alle recht fleissige Kinder gewesen seyd! Unsre Arbeit ist ja gleich vollendet.

Lotte. Nun erzähle uns auch etwas Merkwürdiges; aber was wir noch nicht wissen: hörst du, Väterchen?

Vater. Laßt sehn, ob ihr dies dafür wollt gelten lassen. Am persischen Meerbusen — ihr wißt doch noch, wo der ist?

Alle. O ja! o ja; da unten in Asien!

Vater. Nun, in der Gegend dieses Meerbusens also entsteht zuweilen ein sehr gefährlicher Wind, den man dort zu Lande Samiel oder

Sanum nennt. Dieser Wind ist brennend heiß und tödtet auf der Stelle alles, was er unterwegens antrift, es sey Mensch oder Thier. Doch zum guten Glücke fährt dieser Wind nicht dicht auf der Erde her. Wenn daher die Leute an gewissen Kennzeichen merken, daß er losbrechen will: so werfen sie sich flugs mit dem Gesichte auf die Erde, und dann thut er ihnen nichts. Diejenigen aber, die er übereilt und erstickt hat, liegen da, als wenn sie schliefen. Sie sind aber durch und durch verbrannt; wenn man sie daher beim Arme oder beim Beine faßt: so lösen sich Arm und Bein ab, und man behält sie in der Hand. — Gut, daß dieser schlimme Wind nicht auch bey uns weht!

Lotte. Nun dein Räthsel?

Vater. Wann hat man weniger, als gar nichts?

Lotte. Ja, das weiß ich nicht.

Gottlieb. O ich weiß es! Wenn man nichts hat, und noch dazu etwas schuldig ist.

Vater. Richtig. — Jezt ist also noch mein Sprichwort übrig.

Lotte. Mein, mit Erlaubniß! Erst deinen Reim.

Vater. Ah! den hätt ich bald vergessen.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav, und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins.

Und hier endlich mein Sprichwort:

Ehrlich währt am längsten.

Kristel. Mein Stückchen Arbeit ist just fertig.

Alle. Meins auch! Meins auch!

Vater. Dann laßt uns sehn, ob die Mutter noch nicht angefahren kömmt, um ihr mit dem verlesenen Spinat entgegen zu laufen! C.

Die Blumen.

Ludewig und Karoline wurden von ihren liebreichen Vater öfters mitgenommen, wenn er ausgieng. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittages, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben, nahm sie der Vater beide an die Hand und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wohl allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubt' es ihnen, und gieng mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beide Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt ward. Diesmal aber vergaßen sie sich, und mogten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen.

Sie giengen beide und pflükten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Straus dem Bruder; der fand, daß der Seinige nicht so schön wäre, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflükte auch noch einen. Den fand Ludewig wieder besser, und wollte sich nicht zuvor kommen lassen Und so pflükten sie in die Wette, Ludewig Huf

und Taschen voll, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren.

Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen wären: sie mogte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenigen Minuten so schön waren, und die sie verwüstet hatten. —

Vor Scham wußte sie nicht, wo sie die gepflükten Blumen lassen sollte. Da bat sie ihren Bruder Ludewig, sie ihr abzunehmen; aber dem gieng es eben so.

Indem sie nun traurig und beschämt da standen, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrak, als er die Verwüstung im Garten und die Unlust an seinen Kindern sahe.

Sie wollten erzählen und konnten nicht: endlich bracht es Ludewig stotternd heraus.

Der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der zum Glück einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern thut.

Dann blickt er sie ernsthaft an, und wollte sie wieder verlassen.

Aber die Kinder hingen sich an seinen Arm; O, bester Vater! baten sie, laß uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissen nun, wie nöthig wir deiner Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu seyn, bis wir uns gewöhnt haben immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, obs auch gut ist, was wir thun wollen?

Karoline Rudolphi.

Lieschens Klage über Frizchens Tod.

Frizchen, mein Bruder, starb! o wenn er noch lebte! o wenn! o wenn! o wenn!

Welch Lieschen hat nicht ein Frizchen nöthig, einen Bruder Frizchen! Für ein anderes Frizchen dank ich.

Seliges Frizchen! warum nahmst du mich nicht mit? warum die Nachtigal? warum? —

Das Vögelchen verschied in Frizchens Hand. Sie hatten sich sehr lieb, — das Vögelchen und Frizchen! Ich sah sie beide sterben. Sie liessen nicht von einander.

Friz sieht mich an. Was siehst du, Frizchen? Was? — Ich weinte — sollt ich nicht?

„Still, Lieschen," ich hör es ihn noch sagen, „still, Lieschen, bleib bei Vater und „Mütterchen; ich finde dort auch ein Lieschen, „unser Schwesterchen, dort, wo der liebe Gott „seinen Himmel hat, der besser als seine „Erde ist, auch wenn Felder und Wiesen voll „sind. Hilf ihn bitten, sehr bitten, den lieben „Gott, daß er mich in den Himmel nimmt, und „auch mein Vögelchen herein läßt — uns beide „für einen. Du bist ein gutes Mädchen, der „liebe Gott thut dirs gewiß zu gefallen!"

Friz sah gen Himmel und seufzte; das Vögelchen sang noch aus; und jedes neigte sein Köpfchen auf die Brust, und jedes starb.

O wenn sie noch lebten! wenn Bruder Frizchen noch lebte!

Dort leben sie beide, Frizchen, auch sein Nachtigälchen. Was kommts dem lieben Gott auf ein Plätzchen für ein Nachtigälchen an?

Lieschen zum Schmetterling.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich!

Sieh den Sperling, der auf dich lauert, und seinen Schnabel wezet, um dich als einen Braten zu essen, und Sallat von dem Blätchen, wo du sitzest, dazu zu picken.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Ich will dir nicht einen Flügel ausreissen, oder einen Fuß, oder dich ängstigen, Närrchen! Nein! Du bist klein, wie ich!

Georg, mein größerer Bruder, fängt sich grössere Vögel, und er geht nicht mit ihnen um, wie ich mit dir umgehen werde. — Weißt du, was ich will? Ich will dich ein wenig ansehen, schönes Jüngferchen, nicht lange. —

Ich weiß, du lebst nur kurz, armes Vögelchen! Künftigen Sommer bist du nicht mehr, und ich bin schon sieben Sommer alt. —

Ich will dich nicht vom Leben aufhalten, armes Vögelchen; aber besehen will ich dich, dein niedliches Köpfchen, und dein schlankes Leibchen, und deine spitzen Flügelchen, das will ich besehn.

Und damit du keine Zeit verlierst, werd ich dir ein Blätchen vorhalten, damit du während der Zeit essen kannst.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Närrchen, ich mein es gut mit dir.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich!

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

Fritz und der Käfer.

So, — Punktum! — nun hinaus ins Feld,
der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen groß und klein
im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
willkommen, lieber Mann!
Wie man dich, und die Sternelein
doch nie gnug sehn kann!

So sagte Fritz, und sprang ins Feld,
und freute herzlich sich;
That recht daran! — Mach du's auch so,
erst lern, — dann freue dich.

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
an dessen Stämchen kroch
Ein brauner Käfer, sorgenlos,
der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Fritzchen da:
komm her, du Räuber, her!
Empfang den Lohn; denn du zerfrißt
mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
ein seidnes Fädchen ihm!
Und, wenn es angstvoll aufwärts flog,
wollt er's herunter ziehn.

Es flog, er zupfte, — und das Bein
am Fädchen riß; da sprach —
Der Käfer? Nein; des Knaben Herz,
als sprächs dem Käfer nach.

„Denk, ich sey Mensch, und Käfer du;
dich hungerte, wie mich.

Und weil du deine Nahrung suchst,
nur darum quält ich dich!

Wiß es, Ein Gott hat uns gemacht;
quäl ja kein Thierchen mehr!
Ach wüßtest du, wie weh mirs thut,
mein Füßchen, ach wie sehr!“

Friz ließ den Käfer: doch für ihn
War alle Lust dahin;
Faßt, Kinder, was sein Herz ihm sprach,
ja fest in euren Sinn! Kühl.

Frizens Morgenlied.

Du, lieber Gott, hörst gern es an,
Wenn Kinder Dank dir bringen;
Drum will ich jezt, so gut ich kann,
Dir auch mein Loblied singen.

Mich hat ein sanfter Schlaf erquickt,
Ich bin gesund und fröhlich.
Wie viele sind nicht so beglückt,
Sind krank, sind nicht so fröhlich!

Ja, lieber Gott, dir sag ich Dank;
Du lässest jeden Morgen
Mit nöthger Speise und mit Trank
So gütig mich versorgen.

Für meine Eltern dank ich dir,
Die mich so zärtlich lieben;
Auch für die Freunde dank ich dir,
Die mich im Guten üben,

O, laß uns diese Eltern noch
Recht lange, lange leben!
Thu, lieber Gott, o thu es doch,
Laß sie noch lange leben!

Wir wollen (ich und Bruder Gust)
Sie auch recht oft erfreuen;
Wir wollen lernen, recht mit Lust,
Nie Fleiß noch Mühe scheuen.

Wir wollen leben, so wie hier
Die Menschen leben sollen:
Wenn sie sich hier, und dort, bei dir,
Im Himmel freuen wollen.

Ein Ungenannter.

Der Klügste giebt nach.

Johann und das Pferd.

Wüthend schlug Johann sein Pferd;
Und da dies sich wieder wehrt,
Steiget seine Wuth aufs höchste,
Einer, der vorübergeht,
Ruft mit Lachen aus: „Ei, seht!
Wer ist da doch wohl der Klügste?“

Wehnert.

Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen.

Anton.

Vater, ich wollte, daß ich schon groß wäre; so groß wie du!

Vater. Und warum wolltest du das, Anton?

Anton. Ja, dann hätte mir keiner mehr was zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater. Das wäre wohl was schönes, gelt, Anton?

Anton. O so herrlich!

Vater. Lieschen, was sagst du dazu? Möchtest du auch wohl thun dürfen, was du Lust hättest?

Lieschen. Das glaub ich!

Anton. Das sollte gehn! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater. Nun hört, Kinder; die Freude kann ich euch wohl machen. Von Morgen früh an, sollt ihr die Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide (aufspringend) Sollen wir?

Vater. Eure gute Mutter und ich und alle Erwachsene im Hause wollen einmal nichts zu befehlen haben.

Beide (hüpfend und springend) Nicht? o je! o je! daß soll einmal eine Lust seyn!

Vater. Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht blos Morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, daß wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton. O das soll denn gewiß lange währen!

Vater. Nun es soll mir lieb seyn, wenn ihr künftig euch werdet allein regieren können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

Der Morgen kam. Statt, daß die Kinder sonst um sechs Uhr geweckt wurden, weckte sie jezt niemand, und sie schliefen daher bis nach Achten.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und jeder sein Bett verließ.

Indeß ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, daß sie heute thun und lassen konnten, was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen. J, wir wollen spielen!

Anton. Aber was?

Lieschen. J nun, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton. O das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen. So laß uns Blindekuh spielen.

Anton. Ja, wir beide! wenn du sonst nichts weißt!

Lieschen. Oder mit Knipkügelchen.

Anton. Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen. Na, so sag du was bessers.

Anton. Weißt du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen. O das ist was rechts! Nein, das thu ich nicht.

Anton. Na, so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst daß Pferd und ich will der Kutscher seyn.

Lieschen. Ja, daß du mich wieder mit der Peitsche kräfest, wie letzt; weißt du noch?

Anton. J nu, das that ich ja nicht gern!

Lieschen. Ja, aber es that doch weh; nein, nein, da wird nichts draus!

Anton. O du willst auch gar nichts! — So laß uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch seyn; komm, komm Lieschen!

Lieschen. Mit deinem Jagdspielen! Da kömmst du mir immer mit.

Anton. Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; daß du's nur weißt!

Lieschen. Und ich nicht mit dir; daß du's auch nur weißt!

Mit diesen Worten gieng der Eine in diese, die Andere in jene Ecke des Zimmers, und ließ die Lippe hängen.

Lange saßen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schönen Vormittage waren nun nur noch zwei Stunden übrig; als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knipkügelchen mit dir spielen.

Lieschen. Ja, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die mußt du mir geben.

Anton. O was ich dir gestern schuldig war, das gilt nicht mehr!

Lieschen. J, warum denn nicht?

Anton. Ja, weil uns heute keiner was zu befehlen hat.

Lieschen. O ich werd' es wohl dem Vater sagen!

Anton. J, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben!

Lieschen. Na, so spiel ich nicht!

Anton. So laß es bleiben!

Abermals eine traurige Pause; abermals jeder in seinen Winkel! Anton pfif, Lieschen fieng an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um damit zu plaudern; Anton brummte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke eilfe schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige Stunde übrig.

Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche, und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen sich einander

ander an, und wußten nicht, was sie sich sagen wollten. Endlich sprach Lieschen:

Nun so komm denn; ich will dein Pferd seyn.

Anton. Na, das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel seyn. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen. Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton. Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, daß die Pferde das Gebiß im Maule haben, und daß der Zügel dran sitzt?

Lieschen. Ich bin ja aber kein rechtes Pferd!

Anton. Ja, du mußt dich aber doch so anstellen.

Lieschen. O das ist nicht nöthig!

Anton. O du willst auch alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen. Nein, in den Mund nehm' ich ihn nicht.

Anton. So laß es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen. Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurd' es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig wäre, zum Essen zu kommen.

„Aber was fehlt euch denn?" fragt' er, da er sie beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmal vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiß, daß vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seyd nun heute einmal eure eigene Herren; ihr dürft also auch essen und trinken, was ihr Lust habt.

Die Kinder ließen sich dieses nicht zweimal sagen; das Eine foderte sich dies, das Andere jenes, und beide schenkten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

„Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank darnach werden!“

„Ich weiß wohl, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, daß sie einmal krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmäßigkeit schadet, als daß wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen.“

Die Mutter sahe ein, daß der Vater Recht habe, und ließ es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fieng an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riß das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteich, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust hineinzutreten.

„Aber weißt du nicht, sagte Lieschen, daß uns das verboten ist?“

Verboten? antwortete Anton; weißt du denn nicht, daß uns heute nichts verboten ist?

„Ach ja, das ist auch wahr,“ sagte Lieschen; gab ihrem Bruder die Hand und beide traten in den Kahn.

Hier näherte sich der Vater; doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wußte, daß der Teich nicht sehr tief war. „Und wenn sie nun auch hinein fielen, dacht' er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehn.“—

Die Kinder wollten den Kahn los machen, um darin zu fahren: aber es fand sich, daß er fest angekettet war.

„So wollen wir wackeln!“ rief der rüstige Anton; und fieng an, den Kahn auf und nieder schwancken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; aber plump! lagen beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergrif mit jeder Hand eins seiner thörigten Kinder, und trug sie halb entseelt zu Hause.

Hier mußten beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich ganz ermattet und mit fürchterlichen Kopfschmerzen zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Uebelkeit, welche von Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit großen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichen Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh am andern Morgen trat der Vater vor ihr Bett und fragte, wie sie geschlafen hätten?

„Ach, gar nicht gut! antworteten beide mit leiser kränklicher Stimme.“

„Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan.“

Ihr armen Kinder! sagte der Vater! ich beklage euch.

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

„O ja nicht! ja nicht!“ riefen beide mit großer Heftigkeit.

Aber, warum nicht? fragte der Vater; ihr sagtet ja, daß das so herrlich wäre, thun zu können, was man wolle!

„O wir sind wohl recht dumm gewesen!“ antwortete Anton.

„Ja gewiß, recht dumm!“ sagte Lieschen.

Vater. Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren seyn?

Beide. O nein, nein! lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater. Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll: so werd ich anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide. O wir wollen gern alles, alles thun!

Vater. Seht, hier hab ich ein braunliches Pulver, heißt Rhabarber, schmekt sehr häßlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun noch wollt, daß ich euch wieder befehlen soll, so gebiethe ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide. Ja, ja, lieber Vater! Und wenn's auch noch so garstig schmekte.

Der Vater rührte jedem ein Pulver ein, und gab's ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bittere Arzenei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und beide genesetten.

Wenn man ihnen nachher eine recht große Strafe drohen wollte; so sagte man zu ihnen: ihr sollt wieder eure eigene Herren seyn! und die Kinder zitterten dabei mehr, als andere, zu denen man sagt: ihr sollt die Ruthe kriegen! C.

Frizchens Tischgedanken.

Schon wieder Hunger; aber auch
Schon wieder keine Noth!
Der liebe Gott, nach altem Brauch,
Ist da, mit Speis' und Brod.

Wo nimmt Er's doch auch alles her,
Für so viel Alt und Jung?
Auf Erden, in der Luft, im Meer
Hat jeder Mund genung.

Du speisest alles, was sich regt,
Mit Freuden und mit Lust!
O Herr! ich bin sehr tief bewegt,
Und voll ist meine Brust!

Wie sich mein lieber Vater freut,
Wenns seinem Frizchen schmekt,
So hast auch du all weit und breit
Den grossen Tisch gedeckt.

Wir essen all' und trinken all',
Und danken unserm Gott!

Ein süßer Dank, ein Dank mit Schall! —
Wir danken unserm Gott!

Wer äße nun nicht herzlich froh,
Und tränke wacker drauf? —
Ach Gott! der arme Mann auf Stroh
Sieht auch zu dir hinauf.

Er hungert doch nicht, lieber Gott?
Gieb doch dem armen Mann
Auf Stroh auch ein klein Stückchen Brod,
Du, der so vieles kann! Querbeck.

Frizchens Dankgebet nach Tische.

Daß ich nun wieder fröhlich bin,
Gesättigt und genährt,
Das dank' ich dir in meinem Sinn,
Du, der du mirs bescheert!

Ich will auf deinen Segen baun,
So oft es mir gebricht,
Und deiner Gütigkeit vertraun,
Denn du versäumst mich nicht.

Ich will doch aber redlich seyn
In allem, was ich thu;
Du giebst dem Redlichen allein,
Die andern hassest du.

Sei immer noch mein Herr, mein Gott,
Mein Vater und mein Schutz;
So bieť ich sicher jeder Noth
Und jedem Uebel Trotz. Querbeck.

Frizchen nach der Arbeit.

Nun, wohl bekom es mir!
Ich bin auch endlich müde!
Doch süßer, süßer Friede
Liegt auf der Seele hier.

Ich hab mein Werk gethan,
Nun ruhet aus, ihr Glieder!
Auf Morgen ruf' ich wieder;
Dann gehts von neuem an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun geniessen;
Und froh zu Bette gehn.

Wie wird' es anders seyn,
Hätt' ich heut nichts gelesen,
Und wäre faul gewesen:
Mich würde nichts erfreun.

Beschämt würd' ich den Kopf
Auf beiden Armen stützen,
Und in der Stube sitzen
Erbärmlich wie ein Tropf.

Dann fragte mich Papa:
„Wie ists? was kann dir fehlen?
Weißt du nichts zu erzählen?„
Kein Wörtchen wüßt ich da.

Dann käme Fiekchen her,
Und suchte mich mit Necken

Vom bösen Traum zu wecken:
Doch Fiekchen hin und her!

Verdrießlich würd ich dann,
Mich ärgerten die Wände,
Und, und — ich fieng' am Ende
Wohl gar zu weinen an.

O wie ists doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sey dem lieben Gott:
Er stärkte mich auch heute,
Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch zum süßen Lohn
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen;
Mich dünkt, ich schmeck' es schon.

Overbek.

Frizchen an den Tod.

Wenn ich nun alt erst bin und groß,
Und habe viel gethan,
Dann bringe mich in Gottes Schooß,
Du schwarzer Knochenmann!

Noch laß mich leben, denn ich bin
Noch lange nicht geschickt,
Und habe manches noch im Sinn;
Wenn mirs nur alles glückt.

Ich möchte wohl, im Ernst gesagt,
Vor allen andern hier

Der beste seyn! Ich hab' gedacht,
Der Wunsch gezieme mir.

Das ist kein tüchtiger Soldat,
Fiel mir aus Büchern ein,
Der nie darauf gesonnen hat,
Mal General zu seyn.

Wohlan denn, Fritzchen! dacht ich da,
Was rechtes oder nichts!
Und guten Beistand hast du ja!
Der liebe Gott verspricht's.

Je mehr wir thun, je lieber ist
Es unserm guten Gott;
Und wenn du nun ein Mann erst bist,
Dann hats nicht weiter Noth.

Sieh, lieber Hain, *) das ist mein Ziel;
Drum gehe nur vorbei!
Es fehlt mir noch so viel, so viel;
Die Sach' ist noch zu neu.

Und ich bin klein und arm und schwach;
O wär ich doch erst groß!
Und gut! — dann bring mich allgemach
Du Hain, in Gottes Schooß!

Overbek.

Ein Bild vom menschlichen Leben.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesenland übersehen konnte.

Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere bald größere — sehr schnell vorbei,

*) So viel als: lieber Tod.

so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand.

Lotte sah den Schatten über die Wiese laufen und sprach: „O sieh, sieh, Vater, wie der Schatten dahinunter läuft! Nun ist die Wiese ganz dunkel; nun wieder hell! — O sieh! da kömmt schon wieder ein schwarzer Schatten! Da ist er schon wieder weg!„

Vater. Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht, Lotte?

Lotte. O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

Vater. Aber auch der verfliegt doch bald?

Lotte. Da ist er schon weg! Das ist doch närrisch!

Vater. Kind, was du da siehst, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren?

Lotte. Wie so, Vater?

Vater. Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir, wie im Sonnenschein.

Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmal im Schatten, das heißt, wir haben Misvergnügen.

Aber, getrost, liebes Kind! Auch dieses Misvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst.

Denke daran, wenn du älter wirst; und es wird dir gut thun, daß ichs dir vorausgesagt habe. C.

Erndtelied.

Kein Klang von allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in goldner Pracht
Rauscht, Halm an Halm gewiegt;
O wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinen Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Staales Schnitt.

Gemezelt liegt die ganze Schaar
Der Halme lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar bei Paar,
In Wellen ringsumher.

Da steht der Schnitter mitten drin,
Und jauchzet lauf ins Thal,
Nun hüpft die schlanke Bäuerin
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;

Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden, und emporgestellt;
Und nimmer keine Rast!

Und hui! kömmt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! gehts in raschem Trab,
Gekümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab,
Zum Scheurenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kömmt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erndtefreude sey.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest.
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt. Overbeck.

Fritzchen an Lotte, da ihre Mutter krank war.

Bleib in der stillen Kammer;
Ich mag dich izt nicht sehn!
Ich müßte bei dem Jammer,
Der dich bedrückt, vergehn.
An deiner Mutter Bette,
Mit bleichen Angesicht —
Wenn ich zehn Augen hätte,
Ich sähe dieses nicht!

Dies Ringen und dies Leiden,
Dich in der Mutter Arm,
In Angst von ihr zu scheiden,
Im stummen öden Harm!
Der theuren Kranken Stöhnen!
Ihr heisses Auge naß!
Und deine tausend Thränen! —
Gott! wie vermögt' ich das?

In meiner Stub' alleine,
Gestützt auf meinen Pult,
Da sitz' ich hier und weine,
Und bete dir Geduld.
Und bet' um deren Leben,
Die, mir zur Freude, dir
Das deine hat gegeben:
Hilf, unser Vater, ihr!

O daß die trüben Tage
Mit Flügeln dir entflöhn!
Daß nach gestillter Klage
Wir bald uns wieder sähn!
Dann Beide Blumen streuten
In deiner Mutter Schoos;
Uns ihres Lebens freuten!
Die Freude wäre groß.

Indessen wächst ein Bäumchen
Mit duftigem Jasmin
In meinem liebsten Räumchen;
Für Lotte setzt' ich ihn.
In dieses Bäumchens Kühle
Da feiren wir hernach
Mit ausgesuchtem Spiele
Froh den Genesungstag.

Overbek.

Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug:
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlagnem Buch;
Doch nicht genug:
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

Gespräch einer Mutter mit ihrem dreijährigen Kinde.

Kind.

's ist Morgen, liebe Mutter, 's ist Morgen; Sonne scheint hell am Himmel.

Mutter. Das weiß ich, Kleine; warum sagst du das?

Kind. Ha — freu mich, daß ich ihn seh', den lieben Morgen und noch lebe.

Mutter. Du hast ja schon oft wieder einen Morgen erlebt, liebes Kind; jeden Tag von deinem Leben, so lange du dich besinnen kannst; hattest du die Freude: woher freut's dich denn heute eben so ausserordentlich?

Kind. Ha — weil Amme gestern Abend sagte, daß ich wohl heut' Nacht sterben könnte, daß man immer nicht wüßte, wenn man's Abends so zu Bett' ginge, ob man auch des andern Morgens noch lebte; und siehst, lieb' Mutter, nun bin ich nicht gestorben, leb' noch, o freu mich; freu mich so sehr, so sehr, lieb' süße Mutter!

Mutter. Was ist denn sterben, liebes Kind?

Kind. Weißt du das nicht, Mutter?

Mutter. Ja, Kleine, so gut man's wissen kann, wenn man's noch nicht erfahren hat; ich mögte aber gerne hören, was du davon denkst?

Kind. J, je nun, ich denk' eben nichts böses davon.

Mutter (lächelt) Hast mich nicht verstanden, Kind; wie du meinst, was sterben ist?

Kind. J, wenn man sich hinlegt und die Augen zu hat, und kalt ist, wie Nachbars Louischen war.

Mutter. Wenn du schläfst, so legst du dich auch hin, und hast auch die Augen zu.

Kind. Ja, aber denn ist man nicht kalt, Mutter.

Mutter. Wie weißt du das, hast du je einen angefühlt, der schlief?

Kind. Je nun — so begraben sie einen doch nicht. Aber Louischen begruben sie, ich hab's gesehen, Mutter; wie du weg warst, nahm die Amme mich auf'n Arm, und trug mich in die Kirche; da steckten sie sie mit dem schwarzen Kasten in ein finster finster Loch, tief 'nein.

Mutter. Warum litt sie denn das, Kleine?

Kind. Je nun, sie wußt's ja wohl nicht, sie schlief ja, ich hatte sie den Tag vorher viel, viel gerufen; aber sie antwortete mir nicht, und da sagte die Amme, sie könnt's nicht mehr hören.

Mutter. Kannst du denn auch nicht hören, wenn du schläfst?

Kind. Ja — weißt wohl, wenn du mich's Morgens laut, laut rufst, so wach' ich auf.

Mutter. Und Louischen hörte es nicht, daß du laut, laut riefst, und wachte nicht auf?

Kind. Nein; das ist's eben.

Mutter. Weißt du denn nicht, wie das kömmt?

Kind. Nein — Mutter.

Mutter. Das, Kind, kömmt daher: das, was da macht, daß wir hören, aufwachen und verstehen können, war nicht mehr bei ihr — ohngefehr so, als wenn du des Morgens deinen Hansup *) ausgezogen hast, und schon im Garten herum läufst. Wenn ich dich aufwecken will, so hört und versteht dein Hansup mich nicht, wenn ich ihn rufe; kömmt auch nicht vom Bette zu mir, da er doch zu mir kömmt, wenn du ihn anhast.

Kind. J — je — Mutter, mein Hansup, ist ja auch nicht ich.

Mutter. Was da in dem schwarzen Kasten lag, war auch nicht Louischen, es war ihr Hansup, so ohngefähr wenigstens, ein bischen anders ist's freilich wohl, wirst's schon sehen, wenn du älter wirst, aber meistens läuft's doch auf eins hinaus.

Kind. Wo war aber denn Louischen selbst, Mutter?

Mutter. Louischens Gestalt, ihr Kleid, oder wie es eigentlich heißt, ihr Körper, lag wie du sagst, in dem schwarzen Kasten, den die Menschen Sarg nennen; das aber, was es vordem machte, daß Louischen dich hören und verstehen, und sich mit dir übern lieben Gott und alles Schöne, was er euch gab, freuen konnte, war und ist nun noch an einem Orte, den wir Himmel nennen, wo es sich viel mehr freut, als du dich eben jezt freuest, daß du noch lebtest; denn dies Leben hört doch einmal mit Krank-

*) Ein niedersächsischer Ausdruck, der eine Kinderkleidung bedeutet, die die Kinder des Nachts tragen.

Krankheit, die weh thut, und mit dem Sterben, vor dem du dich so fürchtest, auf; aber, wenn man durch dies Sterben erst dahin gekommen ist, wo Louischen Seele nun ist, so ist man nicht mehr krank, und stirbt auch nicht mehr.

Kind. Seele! — was ist das?

Mutter. Kannst's noch nicht recht begreifen, liebes Kind; alle Menschen begreifens, so lange sie leben, nicht ganz; etwas aber kann ich dir wohl davon sagen. Du bist Seele: das ist Seele in dir und in uns allen, was denken und verstehen, lernen und sich freuen kann: das andre da, deine Arme, Hände, Füße, Kopf, Beine, ist nur dein Körper, oder wie ich erst sagte, der Seele ihr Hansup, den sie aber noch weit nöthiger hat, als der Leib seinen Hansup, denn er hilft ihr oft, daß sie sich viel, viel freuen kann, was sie ohne ihn nicht könnte. Aber einmal muß sie ihn doch ausziehen, und wenn sie denn recht fromm gewesen ist, soll sie einen bessern wieder haben, der nie weh thun wird, und den sie auch nicht wieder auszuziehen braucht, und soll dann immer beim lieben Gott bleiben, wo sie gleich nach dem Tode hinkömmt, und soll sich da viel tausendmal mehr freuen, als du dich freuest, wenn du Blumen pflückest und sie mir bringst, oder Erdbeeren issest und deine Vögel fütterst.

Kind. Kriegt Louischen denn auch so 'n Körper wieder?

Mutter. Wir alle, Kind, wenn wir fromm sind.

Kind. Und die nicht fromm sind, Mutter?

Mutter. O Kleine, darnach frage mich nicht, die werden nie den lieben Gott sehen.

Kind. Nie den lieben Gott sehen? o Mutter, Mutter, wie können sie denn leben? Den lieben lieben Herzensvater nicht einmal sehen, der all die schönen Bäume und Blumen, und dich, liebe Mutter, und die freundlichen kleinen Vögel gemacht hat, und die Sonne, die schöne helle Sonne da! Sieh, Mutter, o sieh mal (das Kind hüpfte in die Höhe) wie sie da ans Fenster hinscheint! Das Fenster wird ganz golden davon; ach, wie will ich fromm seyn, dich, Mutter und alle Leute lieb haben, immer freundlich seyn, nicht einmal weinen, daß ich den lieben Gott zu sehen kriege, und auch so'n Leib, der nicht mehr weh thun kann, so wie Lauischen, und denn mit lieb' Louischen immer spielen kann.

A. H.

Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sey immerhin, du Sturm, erbost!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissens ja, wir fühlens auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeihn,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrein,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnets mild herab;

Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat.
Sein Donner rollt mit starckem Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann Er von mir seyn,
Der Blitz verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gebt mir ein Tuch, daß ich mich hüll',
Und schweige vor dem Herrn!
Er kömmt; die Lüfte werden still;
Wo Gott ist, bin ich gern.

Ich leg' an meine Stirn die Hand,
Denn dunkel wird es mir,
Ich falle nieder in den Sand;
Der Herr, der Herr ist hier!

Trompeten reden nicht so laut,
Wie diese Stille spricht,
Wenn sich der Herr ein Denkmahl baut:
Das keine Zeit zerbricht.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelbläu',
Er wirft den Sturm hinab ins Meer,
Und bricht den Blitz entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an,
Sie leuchtet wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sey, Erde, seines Ruhmes voll,
Und preis' ihn, Menschenkind! Overbeck.

Hirtenlied.

Frei von Sorgen
Treib' ich jeden Morgen
Meine Heerd ins Feld.
Wann die Vöglein singen,
Meine Schäfchen springen,
Sing' ich: „Gott erhält
Gnädig, mächtig,
Gütig, prächtig
Seine liebe Welt!"

„Grüne Wälder,
Korn und Weizenfelder,
Milder Sonnenschein,
Kleine, liebe, helle,
Reine Silberquelle,
Schattenreicher Hain;
Gottes Willen
Zu erfüllen
Müßt ihr uns erfreun!"

„Thau und Regen
Schütten reichen Segen
Ueber Thal und Höhn;
Laue sanfte Winde
Kühlen uns gelinde,
Wenn sie spielend wehn;
Schwüle Hitze
Dämpfen Blitze,
Nur bei Nacht zu sehn."

„O wie mächtig,
Gnädig, gütig, prächtig
Ist der Herr der Welt;
Welcher seine Erde,
König, Hirt und Heerde,

Liebet und erhält!
Laß mein Lallen
Dir gefallen,
Großer Herr der Welt!“

Lied eines kleinen Mädchens

an ihren Vater, bei Ueberreichung eines Rosenknöspchen.

Nimm, Vater, dieses Röschen hin,
Ich pflückt' es nur für dich;
Dies Röschen ist, was ich jezt bin,
Aufblühend, jugendlich,

Es hauchet seinen süßen Duft,
O Vater, nur für dich;
Für dich durchwürzet es die Luft,
Und öfnet sich für dich!

Auch ich, ich blühe nur für dich;
Gott schuf mich, dein zu seyn.
Mit sanften Tugenden will ich
Dein Alter einst erfreun. A. H.

Fritzchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O ich thu euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mir mit dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hier auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das ofne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie eigne Welt.
Ueberall seyd ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihrs gedekt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wirds nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Mit den lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unterm Dach.
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam, Schrit vor Schrit;
Alte Leute haben Pferde.
Mir erlaubt man keinen Rit.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O was sind die Flügel, schön!

Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt es nur im Scherz geschehn.
Aber wahrlich, sie zu leihen
So bisweilen, o das wär!
Fliegen wollt ich ach im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärrchen! dies Vergnügen
Theil' ich doch wohl nie mit dir.
Mögt ihr denn alleine fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:
Solchen Sinn, und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch ein fromm und treu Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

Durch gegenseitige Hilfsleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang.

Albert gieng mit seinem Vater einmal über die Gasse, und da kamen sie an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stokwerke fertig war.

Albert sah, wie die Maurer auf den Stufen einer Leiter saßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel dem Kleinen.

O lieber Vater! rief er, wie lustig das aussieht! Laß uns da hinan gehen.

Der Vater gieng näher mit ihm hinan, und beide sahen ein Weilchen zu, wie der Unterstehende Steine aufnahm, sie dem auf der ersten Stuffe zureichte, wie der sie dem auf der zweiten Stuffe, und der wieder dem Nächsten, und der wieder dem Folgenden zulangte, und wie das

immer so rasch forkgieng, bis die Steine hinauf waren, und vermauert wurden.

Was meinst du, Albert, sagte der Vater, warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? und warum arbeiten so viel an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten und die Andern indes auch Häuser bauen, oder etwas anders thun?

Ja wohl, Vater, antwortete Albert geschwind; dann würd' es recht viele Häuser geben.

Der Vater erwiederte: sollt' es wohl, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du eben sagtest?

Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte: so viele, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, so ein Haus bauen zu können.

Aber laß uns einmal glauben, daß einer das alles in kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein ohne Hilfe anfangen zu bauen, laß ihn alles Holz, alle Steine und alles übrige, was zum Bau gehört, zusammen schleppen, dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde aufbauen.

Wenn er das erste Stokwerk vollendet, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine diese Leiter herunter und wieder hinauf steigen, um ihn zu holen, laß ihn sofort allein arbeiten — wann meinst du wohl, daß das Haus unter Dach kommen würde?

Ach, lieber Vater, sagte der Knabe, ich sehe, wie sehr ich mich geirrt! Auf diese Weise würde nie ein Haus wie dieses zu Stande kommen. —

Du hast Recht, mein Sohn, versezte der Vater, und so wie es mit diesem Bau ist, so ists fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens; sollen sie von statten gehn, so müssen vereinte Kräfte und Geschiklichkeiten angewandt werden.

Wenn ihrer viele einander die Hände bieten, so kommen große und schwere Dinge in kurzen zu Stande, die einer in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte.

So mein Sohn, ists auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; sollten wir sie uns selbst verschaffen, so würden wir nur wenige geniessen können.

Aber da viele in der Gesellschaft das Ihre zur Bequemlichkeit der andern beitragen, so ist für alle zum mäßigen Genusse da.

Auch du, mein Sohn, kannst einmal das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst.

Und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, wirst du finden, daß tausend andere wieder für dich arbeiten.

Der Vater sagte ihm hierüber noch so viel, als er ihm verständlich machen konnte, und Albert fieng an, sich geselliger Tugenden zu befleißigen, und hat bald ihre Vortreflichkeit erfahren.

Karoline Rudolphi.

Einige Beispiele
von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.

Kleanth, ein junger Athenienser, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm.

Dennoch hatt' er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mogte ihm auch noch so sauer werden.

Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Nahmens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno's Unterricht genossen: aber wovon sollt' er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Tagelöhner, arbeiten mußte, wie konnt' er denn in Zeno's Schule gehen?

Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hört' er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getraide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. „Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?"

Einer gieng gar so weit, ihn bei den Richtern ordentlich zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwürbe.

Die Richter liessen ihn vor sich kommen.

Da nun Kleanth hörte, worauf es ankäme, hohlte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe.

Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen: und warum mogt' er das wohl thun?

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden: aber er schien von Natur dazu verdorben zu seyn.

Denn erstlich stotterte er über die Maaßen und den Buchstaben r konnt er gar nicht aussprechen.

Zweitens hatt' er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lunge.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an einem, der sich öffentlich auf dem Markte hinstellen und vor allem Volke reden sollte!

Auch machte Demosthenes, da er das erstemal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen: aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfieng, sich zu bilden.

Zuweilen gieng er an das Gestade des Meers, wo sich die Meereswellen mit einem lermenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht einfallen möchte, eher wieder auszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeitlang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelachet werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihn hängenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achsel zuckte, sich verwunden mögte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er

der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so viel hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit, bewundert werden.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören.

Einstmals aber wurden die Athenienser den Leuten von Megara feind, und liessen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen erkappen liesse, des Todes seyn sollte.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides.

Gar zu gern hätt' er den Sokrates ferner gehört; aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch bedenklich.

Endlich aber siegte doch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen.

Hört, wie er das anfieng.

Alle Abend gegen Untergang der Sonne zog er Weiberkleider an, und marschirte in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Wege von wenigstens zwei Meilen war.

Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, marschirte er wieder ab.

So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdriessen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weisheit in Griechenland, als Sokrates.

Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu haben, mit denen er gar nichts ausrichten konnte.

Vergebens ermahnte er sie, doch recht Achtung zu geben auf das, was er sie lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden; aber er predigte tauben Ohren.

Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Eltern.

Es war aber unter ihnen einer, Namens Diogenes; der war ganz anders gesinnt, als die Uebrigen.

Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes.

Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die andern fortgeschickt wurden, man mogte ihm auch sagen, was man wollte.

Antisthenes drohete ihm: wenn er nicht gienge, so wollte er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, prügeln.

Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der junge Mensch seinem Vorsatze treu bleiben würde: denn sonst wäre das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen.

Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig prügeln,

„Schlag nur, sagt' er, so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen forjagen könntest."

Von diesem Augenblicke an, gewann ihn Antisthenes vorzüglich lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen. C.

Morgenlied.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel!
Um die Natur. — Die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache — frei von eitlen Sorgen
Sing ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich nieder sieht.
O du, mein Schöpfer! sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — sie fließt zu deiner Ehre
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld herrscht und laß mich niemals müde
In der Erfüllung meiner Pflichten seyn!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! — dir will ich meine Jugend
Und meine spaten Jahre weihn.

Verlaß mich nicht, wenn einst der Prüfung Leiden
Mich schrecken. — Halte mir die beßren Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor,
Getrost blickt dann mein Geist aus Labyrinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

Der Abend.

Frey von des Tags unruhigem Gekümmel
Entschlummert die Natur!
Die stille Nacht senkt sich herab vom Himmel
Auf Wald und Flur.

Der Abendwind kühlt sanft die schwüllen Lüfte;
Und Hügel, Feld und Au
Streun ringsumher balsamisch süße Düfte,
Erfrischt vom Thau.

Mit frohem Muth ergeb' ich mich dem Schlummer
Durch Gottes Schutz bedeckt;
Ich Glücklicher! den keine Furcht, kein Kummer
In Träumen schrekt.

Schon fühl ich mich ermattet und mir sinken
Die müden Augen zu.
Kaum seh ich noch dich Abendstern dort blinken,
O süße Ruh!

An den jungen Leser.

Es ist dir gut, lieber junger Freund, dich mit den Leiden andrer Menschen bekannt zu machen, damit du dich glücklich preisest, wenn du selbst von solchen Leiden frei bist, und damit du nicht vergessest, dem zu danken, der es dir so gut werden ließ.

Deswegen lege ich dir auch folgendes Lied vor, worin die mannigfaltige Noth eines Schwindsüchtigen beschrieben wird.

Lerne daraus, welch großes Glück es sey, frey und ohne Schmerzen Athem zu schöpfen,

und

und so, wie du thust, in jeder Nacht eines sanften erquickenden Schlafs zu genieſſen.

Dann wirst du gewiß auch vorsichtig werden und dich in Acht nehmen, daß du dir nicht durch eine plötzliche Erkältung, oder durch einen abkühlenden Trunk, die Schwindsucht zuziehest, von der du hörst, daß sie ein so großes Uebel ist. Und nun vernimm also das

Lied eines Schwindsüchtigen:

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust,
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Ein rechtes Bild der Noth;
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil,
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich markern und kasteln.

Und doch labt und erquickt's mich nicht,
Machts mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr seyn,

Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht
Und pfuschen drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hilf allein bleibt Sarg und Grab.
O, sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab:
Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Thür
Sie laut: "Ich hab mein Sach ꝛc." *)
Und trügen mich **) und folgten mir
In langer Reihe nach.

Rund um die Kirch ans Grab heran,
Und senkten mich hinein!
Ich läg, und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel. Claudius.

Ein Landmann zu einem reichen Städter.

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;

*) Der Anfang eines bekannten Sterbeliedes: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt.

**) Der Verfasser will sagen: meinen gewesenen Leib.

Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn auf freier Flur;
Dir mahlen theure Mahler, mir mahlet die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, und ich bin stäts gesund;
Dich schützt um Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du trinkst gefärbte Weine, und ich den klaren Quell;
Dein Auge sieht oft finster, und meines blickt so hell.

Ewald.

Der edelmüthige Bauer.

Es entstand einmal in dem braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst; und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen.

Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwey andre Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schafften Sicherheit beim Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde.

Das eine Faß war schon heiß von der Gluk.

Einige Zeit nachher lobte jemand diesen Mann wegen seiner That, äusserte aber dabei,

daß es doch sehr verwegen von ihm gewesen wäre.

"Nein, glaub' er mir, erwiederte der Bauer, ich hab es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn auch nun das Pulver losgeht, so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch manches zu retten; und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen!

Aus den Zeitungen.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kömmt ja nicht vom Fleck mit dir.
Er jagt voraus.

In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet ihn, verhönet ihn.
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer war es, der geschwinder lief?

L. H. Nicolai.

Der Schäfer und der Weltweise.

Aus dem Gay *)

Entfernt von Städten, lebte einst ein Schäfer,
Den nie die Sorge um Gewinst bekümmert.
Das Alter hatte schon sein Haupt versilbert,
Und die Erfahrung Weisheit ihn gelehrt.
Im heißsten Sommer, wie im kältsten Winter,
War sein Geschäft, zu warten seiner Heerde,
Sie weiden, und in sichre Hürden schliessen.
So flohn die Stunden in vergnügter Arbeit,
Indem ihn weder Geiz noch Neid verfolgte.
Das ganze Land umher erscholl mit Beifall
Von seiner Weisheit und von seiner Tugend.

Ein tiefgelehrter Weiser, von dem Rufe
Des Schäfers hergelocket, kam und forschte:
Von wannen ihm die seltne Weisheit käme?
„Woher, so sprach er, hast du all dein Wissen?
Hast du aus Büchern, bei dem Schein der Lampe,
In durchgewachten Nächten sie gesammelt?
Nahmst du aus Rom und Griechenland dein Vorbild?
Hast du des Platos großen Geist ermessen?
War Sokrates, war Tullius dein Führer?
Wie? oder hat, Ulisses gleich, dein Schicksall
Von Reich zu Reich dich fern umher geführet?
Und fremder Völker Sitten und Gesetze,
Und Weisheit und Gebräuche dich gelehret?„
Bescheiden gab der Schäfer ihm die Antwort:
Ich habe nie nach Wissenschaft getrachtet;
Noch bin ich fremde Länder durchgewandert,

*) Einem englischen Dichter.

Um andrer Künst' und Sitten nachzuspüren:
Denn voll Verstellung ist der Mensch und fähig
Das allerschärfste Auge zu betrügen.
Wer darf von diesem Forschen Weisheit hoffen?
Da wir uns selber niemals ganz erkennen.
Die kleine Kenntniß, die ich mir gesammelt,
Die hab' ich einzig der Natur zu danken.
Aus ihr zog ich die Richtschnur meines Lebens,
Aus ihr den stäten Abscheu vor dem Bösen.
Der Biene Tagwerk weckte mich zum Fleiße,
Die Ameis hieß mich für die Zukunft sammeln,
Mein Hund, der treuste seiner Gattung, feurte
Zur Dankbarkeit mich an zum treuem Dienste;
Ich lernte von der Taub' und ihrem Gatten
Der Ehe Zärtlichkeit und ihre Treue,
Und von der Henne, die mit frommen Flügeln
Ihr kleines Volk vor Frost und Unfall schützet,
Lernt' ich den Umfang väterlicher Pflichten.

Auch diente die Natur mir stäts zur Warnung
Vor jedem Abweg aus der Bahn des Guten.
Nicht Elstern gleich, mit ewigen Geschwäze
Der Hörer Ohr vergebens zu ermüden;
Nicht, gleich der dumpfen feierlichen Eule,
Mit weisem Spruch allein das Wort zu führen;
Noch, dem verhaßten Habicht gleich und Wölfe,
Durch diebschen Grif des Nächsten Gut zu schmälen;
Und ärger noch, gleich einer giftgen Kröte,
Durch Lügen seinen Namen zu vergiften.
So ward mir jeder Gegenstand der Schöpfung
Ein Anlaß zur Betrachtung. Denn das Kleinste
Giebt tugendhaften Seelen Stof zum Lernen.
„Dein Ruf sagt wahr, erwiedert ihm der Weise:
In deiner Tugend liegt dein wahres Wissen.
Zu oft misleiten Bücher uns und Menschen;
Doch wer die Pfade der Natur erforschet,
Kömmt zu der sichern Quelle ächter Weisheit

Nur sie allein ist, ohne Schulen, fähig
Den Menschen weis' und tugendhaft zu machen."

L. R.

Nach einem Gewitter.

Es ist vorbeigegangen, das schwarze Gewitter. Die majestätische Stimme des Donners schweigt; die Blitze schlängeln sich nicht mehr durchs schwarze Gewölk.

Die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdache gesammelt hatten, schütteln den Regen von der triefenden Wolle und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide.

Wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrißne Gewölk! Wie schönfärbigt strahlt dort der Regenbogen, von einem benezten Hügel zum andern ausgespannt!

Die Wolken fliehen! Sieh! wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreun!

Dort liegt die Anhöh mit ihren Hütten und Heerden im Schatten; jetzt flieht der Schatten und läßt sie im Sonnenglanze. Sieh, wie er durchs Thal hin über die blumichten Wiesen läuft!

Wie herrlich ist alles rings umher! Wie schön alles! Von der belebenden Sonne an bis zu der kleinsten Pflanze.

O wie werd' ich entzückt, wenn ich vom hohen Hügel die weite Gegend übersehe! oder wenn ich ins Gras hingestreckt die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte, und die unzählbaren Würmchen, die darauf wohnen! oder wenn ich den anbrechenden Morgen, oder den Glanz

des Abendrothes, oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel anschaue.

Dann kommen tausend süße Gedanken, tausend große Gedanken kommen dann in mein Herz; mein Auge vergießt Freudenthränen, und voller Entzücken bete ich an den, der alles erschaffen hat, den Vater aller Geschöpfe.

O wie herrlich, wie allmächtig, o wie gütig muß er seyn! Geßner.

An ein neugebohrnes Kind.

Sey willkommen uns im Erdenleben,
Du gewünschter Knabe, sey gegrüßt!
Sieh, wir freun uns deiner; sieh mir heben
Unsre Hände hoch, von wo du kommen bist;

Blicken dankend auf und flehen Segen
Auf dich kleinen Erdengast herab,
Für dein ganzes Pilgerleben Segen
Aus der treuen Vaterhand, die dich uns gab.

Schön ist, lieber Pilger, schön der Pfad zu gehen,
Sieh, mit Rosen ist er überstreut;
Horch der Schattenbäume lieblichs Wehen,
Sieh der Lilie silberweisses Kleid!

Dich umfließt ein lichter blauer Himmel,
Dich umstrahlt der hohen Sonne Glanz,
Und ein Mond bescheint dies Erdgewimmel,
Schon geschmükt mit einem Sternenkranz.

Und noch tausend tausend Gottesgaben
Sind auf Erden rund um dich gesä't;
Und die alle sollst du, Liebchen, haben,
Wenn dein Herz erst den Genuß versteht,

Und wir woll'n, dich ihn verstehn zu lehren,
Brauchen süße Red und süßen Sang,

Und du wirst mit freudiger Begier uns hören
Und wir erndten frühe deinen Dank.

Wirst dann wandeln unter Blütenbäumen,
Unter Gottes lieben lichtem Mond,
Und die Tugend wird in deinem Herzen keimen,
In dem Herzen, wo die Unschuld wohnt.

Sey willkommen uns im Erdenleben!
Wir empfangen dich mit frohem Sang.
Du gewünschter Knabe, sieh, wir heben
Unsre Händ' empor zum frohen Dank!

Karoline Rudolphi.

Der gewissenhafte Tagelöhner.

In dem Hause der Eltern des Herrn Probsts Spalding zu Berlin arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in den kurzen Wintertagen Holz. Als der Abend hereinbrach, gab man ihm seinen Tagelohn, und zwar eben so viel, als er sonst in längern Tagen bekommen hatte.

Er zählte das Geld und sprach: es ist zu viel; so viel hab' ich nicht verdient. Da man ihm aber antwortete: es solle ihm doch gegeben werden, nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, jemand im Hofe Holz spalten. Es wird einer hinausgeschickt zu sehen, wer dieser sey; und siehe! es ist der ehrliche Tagelöhner.

Auf die Frage: warum er jezt diese Arbeit verrichte? giebt er die Antwort: „ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich eigent-

lich hätte haben sollen: den will ich nun verdienen.

Diese Antwort kam aus der Seele eines gutdenkenden Tagelöhners. Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit in seinem Stande, konnte er nicht geben.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen;
Weil jeder kluge Wirth auf künftige Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil jezt noch das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemal
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jezt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Erndte kam,
Und seinen Irthum ihm benahm;
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seiner Thorheit reun.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, seyn;
Statt daß er, weil er jezt nichts mehr zu finden wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Stappe.

Xenophon und Sokrates.

Der junge Xenophon begegnete dem Sokrates in einen engen Gäßchen.

Da der Weltweise dieses Jünglings vielversprechende und bescheidene Gesichtsbildung wahrnahm; so hielt er ihm den Stock vor, damit er nicht vorbei gienge; und als jener hierauf stille stand, so fragt' er ihn; wo dies und jenes zu kaufen wäre?

Xenophon beantwortete ihm diese Fragen mit der größten Fertigkeit.

Darauf fragte Sokrates ferner: wo denn hier in der Stadt gute und rechtschaffene Menschen gebildet würden?

„Das wisse er nicht!" antwortete der Jüngling. „So folge mir denn," erwiederte Sokrates, „und du sollst es sehen!"

Von der Zeit an ward Xenophon des Sokrates bleibender Zuhörer. Diogenes Laert.

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
Ich bitte dich, mir doch die Stund' izt anzugeben.
(Es war ein trüber Tag, auch sprach's die Stolze nur
Sich über jene zu erheben.)
Ich weiß sie nicht, versezt der Zeiger ihr;
Man sieht die Stunde nur an mir,
Wenn sich die Sonn' am Himmel eingefunden

Du dauerst mich, fuhr jene fort.
Was mich betrift, ich bin an keinen Ort,
An keine Zeit und an kein Licht gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Zieht man in meinem Leib' ein Rad des Morgens auf,
Zeig' ich den ganzen Tag, die ganze Nacht die Stunden.
Auch zeig' ich nicht allein, ich schlag auch; doch von dir
Hör' ich nicht einen Laut. Es scheint du kannst nicht zählen,
Nun höre mich! Eins, zwei, drei, vier!
So viel ist's an der Zeit; nie wird der Ton mir fehlen.

Indem sie spricht, zertheilet sich sogleich
Der Nebel, und die Wolken fliehen;
Die Sonne steht allein und strahlenreich
Am Himmel: Aehrenfeld und Teich und Felsen glühen.
Der Zeiger weiset drei, ein Viertel noch dazu.

„Wie nun, Frau Nachbarin! Verschmähest du
Mich noch, daß ich so selten etwas sage?
Antworten kannst du zwar auf jede Frage;
Doch wer dir traut, läuft Gefahr,
Daß er bald allzuviel, bald allzuwenig zählet.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet,
Ich rede selten, aber — wahr."

L. H. Nicolai.

Ananiceris und Plato.

Ananiceris brüstete sich mit einer ausserordentlichen Geschicklichkeit, die er, so wohl im Reiten, als auch im Fahren sich erworben hatte.

Einst wollt' er auch dem Philosophen Plato seine Künste zeigen, und fuhr zu vielen Malen dergestalt im Zirkel herum, daß die Räder seines Wagens immer einen und ebendenselben Zirkel beschrieben.

Alle Zuschauer waren erstaunt und klatschten ihm den lautesten Beifall zu.

Der einzige Plato nur klatschte nicht mit. Ihm schien an einem jungen Manne, der nicht dazu bestimmt war, Kutscher oder Postillion zu werden, eine solche Geschicklichkeit mehr tadelnswürdig, als rühmlich zu seyn.

„Denn, sagte er, wie ist es möglich, daß einer, der auf eine Fertigkeit dieser Art so viel Fleiß verwandt hat, nicht weit nützlichere und vorzüglichere Dinge darüber sollte versäumt haben?“ Aelian.

Frühlingslied.

Horch! Die Nachtigal ruft;
Es keimt das Feld, es glänzt die Luft;
Milde Sonnenstrahlen schweben;
Blumen dringen hervor,
Und mit freudigen Leben
Schwingt die Lerche sich empor.

O laßt mich, laßt michs ganz erquicken
Der balsamirten Lüfte Wehn!
Laßt mich das erste Veilchen pflücken,
Das meine frohen Augen sehn!

O daß ich, wie auf Schwalbenflügeln,
Im Nu, vom Thale zu den Hügeln,
Von da mich hoch zum Himmel dürfte drehn;
Um überall die Höhen heiter,

Die keimenden Wälder, die Berge voll Kräuter,
Die rieselnden Bäche zu sehn!

Kretschmann.

Protagoras und Demokritus.

Protagoras war von so armen Eltern gebohren, das er sich, als Jüngling, seinen Lebensunterhalt durch Lastragen erwerben mußte.

Einst kam er vom Lande nach der Stadt Abdera zurück, aus der er gebürtig war, und trug eine Menge Holzstrünke, die er mit einem kurzen Bindfaden künstlich zusammengeschnürt hatte.

Von ungefehr begegnete ihm der Philosoph Demokritus, der die Art, wie er den Holzstoß zusammen gebunden und sich aufgelegt hatte, bewundernswürdig fand.

Er bat ihn daher, ein wenig auszuruhen, und trat hinzu, um die Art des Zusammenlegens und des Bindens, worin er etwas geometrisches bemerkte, genauer zu beobachten.

Dann fragt er ihn, wer das Holz so zusammengelegt habe? und da jener antwortete, daß er es selbst gethan habe: so bat ihn der Philosoph, das Bündel aufzulösen und in seiner Gegenwart ein neues zu binden.

Der junge Protagoras erfüllte diese Bitte, und wußte das Holz wieder grade eben so zusammenzulegen und zu binden, als es vorher gewesen war.

Da bewunderte Demokritus die sinnreiche Geschicklichkeit dieses nicht gelehrten Jünglings, und er sprach zu ihm: „Junger Freund, da du die Gabe hast, das, was du thust, gut zu thun,

so giebt es grössere und edlere Beschäftigungen, die ich dir bei mir machen kann."

Er nahm ihn hierauf mit sich, hielt ihn in allem frei, lehrte ihn die Philosophie, und machte aus ihm den großen Mann, der er nachher geworden ist.

So gewiß ist es, daß derjenige, der bei kleinen Geschäften Ordnung und Nachdenken anwendet, auch in grössern glücklich fortkommen wird.

A. Gellius.

Polemo und Xenokrates.

Polemo, ein zur Schwelgerei und zu einem liederlichen Leben verführter Jüngling, kehrte einst bei hellen Tage von einem Gastmahle zurück, welches die ganze Nacht hindurch gedauert hatte.

Sein Aufzug paßte sich zu seinen Sitten. Ein leichtes durchsichtiges Kleid bedekten zur Hälfte seinen unzüchtigen Körper, der von Pomade duftete: und sein Haupt war mit einem Blumenkranze umwunden.

Taumelnd von Trunkenheit schwankte er in diesem Aufzuge bis zu der Wohnung des Philosophen Xenokrates, bei dem sich schon eine Menge lernbegieriger Zuhörer versammlet hatte, um Weisheit von ihm zu lernen.

Der Wollüstling kriegte den Einfall, auch zu ihm hinzugehen, und hatte sogar die Unverschämtheit, sich mitten unter den gelehrten Zuhörern desselben niederzusetzen, recht als wenn er ihnen das Gegentheil von dem weisen und vernünftigen Betragen zeigen wollte, wozu der Weltweise sie ermunterte.

Aller Augen waren mit Unwillen auf ihn gerichtet.

Nur Xenokrates blieb in seiner Fassung, und gieng, ohne eine Miene zu verändern, in seinem Vortrage zur Empfehlung der Bescheidenheit und der Mäßigkeit über.

Er redete so nachdrücklich darüber, daß Polemo mit allem seinen Leichtsinn ihm nicht widerstehen konnte.

Erst sahe man ihn den Kranz aus den Haaren nehmen, und zur Erde werfen; dann zog er den Mantel zusammen, um seine entblößten Arme zu bedecken; nach und nach verschwand aus seinem Gesichte die ausgelassene Fröhlichkeit des Zechers, und endlich legte er auch jedes andere Kennzeichen eines Schwelgers ab.

Seine kranke Seele ward durch die Rede des Philosophen plötzlich geheilt, und aus einem elenden Wollüstling ward er selbst ein Weiser.

Valerius Maximus.

Die Kröte und die Wassermaus.

Von den Ufern einer See
Krochen einst des Abends späte
Eine Wassermaus und Kröte
An den Bergen in die Höh'.
Aber mitten in dem Wandern
Rollt die eine mit der andern
Plötzlich in den See hinab;
Und so sehr die Kröte rang,
Und den Leib zum Schwimmen zwang,
Fand sie doch allda ihr Grab.
Also gieng's der armen Kröte.
Ihr Gesell, die Wassermaus,
Machte sich nicht viel daraus;

Sie

Sie treibt ihr Gewerb' in Flüssen,
Wenn es auf der Erde ruht.

*

Also, sag' ich, ist es gut,
Mehr als eine Kunst zu wissen.

Lichtwer.

Beispiel eines jungen Helden.

Bei dem Treffen zu Freemans House in Amerika, welches im Jahre 1777 zwischen den Engländern und Amerikanern vorfiel, focht auch der eilfjährige Sohn des Kapitän Monin an der Seite seines Vaters mit blankem Säbel.

Die Freiwilligen von Kanada, welche Kapitän Monin anführte, standen auf dem linken Flügel, der von den Amerikanern lebhaft angegriffen wurde und Kapitän Monin stürzte von einer Flintenkugel todt zur Erde.

Der Oberst Fraser, welcher sich an der Spitze des englischen Korps befand, bat den Jüngling, das Gefecht zu verlassen und beim Leichname seines Vaters zu bleiben.

Der Knabe trat hierauf nur zwei Schritte zurück, um die erkaltete Hand seines Vaters zum letztenmale zu küssen; dann trat er wieder ins Glied und rief den Soldaten zu: beherzt, brave Kanadier, drauf zu!

Aus den Zeitungen.

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland giengen, daselbst arbeiteten, und

dann mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude ward nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, so bald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich wäre.

„Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöst hat vom Tode."

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

„Nun, Gott vergelts dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und scheelte sie, der soll's mit mir zu thun haben!

Noch grösser ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: „Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein! O Gott segne ihn! und mache alle die Juden selig.“

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührendste beim Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beide einen Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem Erstern nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Wilhelm und Franz.

Wilhelm und Franz waren beide Kinder ansehnlicher Eltern. Sie waren Freunde, und sahen sich täglich; denn ihre Eltern wohnten Haus an Haus bei einander.

Beider Erziehung war sehr verschieden.

Franzens Eltern waren reich, Wilhelms Eltern hingegen hatten nur ein mäßiges Auskommen.

Sie lebten dabei vergnügt, und dachten mit aller Sorgfalt darauf, ihren einzigen geliebten Sohn, dem sie wenig Vermögen hinterlassen konnten, zum glücklichen Mann zu erziehen.

Dazu wählten sie nun gerade die besten Mittel.

Er war erst 9 Jahr alt, als er schon verschiedene Handarbeiten verstund, zu mancherlei nützlichen Leibesübungen gewöhnt war, auch von den Dingen um sich her schon eine ziemliche Kenntniß hatte.

Auch wußt' und begriff er schon, wie weit ein guter Handwerker oder Ackerer einem schlechten Gelehrten oder unthätigen Reichen vorgeht.

Da er immer geschäftig und voller Leben war; so fehlt' es ihm auch an Gesundheit und Freude nicht. Immer war es hell in seiner Seele, und verdrüßliche Langeweile kannte er nicht.

Dies wußte sein kleiner Nachbar Franz wohl; denn, wenn Wilhelm nicht bei ihm war, so wußte er nichts anzufangen.

Um sich die Langeweile zu vertreiben, aß und trank er ohne Hunger und Durst, und was war dann gewisser, als ein verdorbner Magen und Kopfschmerz? —

Damit ihr aber wißt, woher das kam, so hört auch etwas von seiner Erziehung.

Auch seine Eltern hatten die gute Absicht, ihren Sohn glücklich zu machen; nur gelangs ihnen nicht, weil sie die rechten Mittel nicht kannten.

Von seiner ersten Kindheit an, bis zu seinen Jünglingsjahren, ließ man ihn beständig bedienen; so daß er sich nie von einem Stuhle zum andern bewegen durfte, wenn er nicht wollte, und doch alle Bequemlichkeiten im Ueberflusse genoß.

Man ließ ihn aus- und ankleiden, und nicht das geringste durfte er sich selbst thun.

Euch, ihr glücklichen Kinder, die ihr zur Selbstthätigkeit gewöhnt seyd; euch wird es befremden; aber es war so: man hielt es für Glückseligkeit, daß andre für ihn lebten und handelten.

Wenn Wilhelm im leinenen Röckchen umhersprang, oder seinem Vater, der zur Lust im Garten arbeitete, allerlei zutrug, und dann vor Freude, schon etwas gethan zu haben, in die Hände klopfte, dann ward der junge Herr Franz prächtig geputzt; in den Wagen gehoben, um mit seiner Mama Besuche zu machen.

Auch ward er wohl zur Mozion auf dem Felde herum gefahren, wo er denn ganz natür-

lich weiter nicht viel zu sehen bekam, als die plüschnen Wände der Kutsche, worin er eingesperrt saß.

Weil er die leckerhaftesten Speisen täglich im Ueberflusse genoß, ward er ihrer so gewohnt, ja so überdrüßig, daß er immer nach etwas bessern verlangte.

Seine allzuzärtliche Mutter suchte seinem Verlangen zuvorzukommen, und sann täglich auf neue Leckerien für ihn.

Aber zu ihrer Bekümmerniß sah sie, daß sie ihren Zweck doch nicht erreichte. Er war nicht zufrieden, ward kränklich und immer mürrischer, jemehr sie seine mürrische Laune zu vertreiben suchte.

Da befahl sie nun den Leuten im Hause, ihrem kranken Goldjöhnchen ja alles zu willen zu thun, damit es sich nicht ärgerte. Dies geschahe pünktlich, obgleich sein Wille oft sehr verkehrt war.

Wars nun Wunder, daß er der eigensinnigste, trotzigste, umgestümste Mensch ward, bei dem kein Bedienter und kein Gesellschafter bleiben wollte?

Wilhelm war ausser seinen Eltern der einzige, der ihn liebte, und mit ihm Geduld hatte. Seinen Willen konnt er ihm nun wohl nicht immer thun! aber doch verließ er ihn nie misvergnügt.

Wenn er zu ihm gieng, sann er immer auf neue Spiele, macht' auch selbst die Geräthschaften dazu.

Wußt' er nun etwas, dann kam er in vollen Springen zu ihm: Komm, Fränzchen, und laß uns froh seyn; ich habe wieder ein neues Spiel; und eher ruht' er nicht, bis sein kleiner Freund guter Dinge war.

Darüber gewannen ihn Franzens Eltern sehr lieb, und täglich liessen sie ihn zu sich bitten. Da fragt' ihn Franzens Vater einmal:

„Sage mir, lieber Wilhelm, wie du es machst, daß du immer so froh bist?"

Wie ichs mache? weiß ich doch wirklich nicht, antwortete Wilhelm; aber mein Vater sagt immer, daß nur der Arbeitsame bei seinen Spielen und Erholungen froh seyn könne.

Daß er auch hier, wie immer, die Wahrheit gesagt, hab' ich dann am meisten erfahren, wenn wir einmal verreiseten, oder Fremde hatten, und ich keine Arbeitsstunden und keine Lehrstunden haben konnte.

Und dazu, so bin ich immer gesund. Ich scheue keine Abend- und Morgenluft, und darf sicher im Garten arbeiten oder spielen, wenn der arme Franz noch im Bette seyn oder gar einnehmen muß.

Hier entfuhr dem Vater ein Seufzer. Er beschloß Wilhelms Vater zu fragen, welche Mittel er brauchen müßte, um seinen Sohn eben so gesund und fröhlich zu sehen, als Wilhelm war.

Der redliche Mann sagte ihm mit Freuden, wie ers angefangen, um seinem geliebten Sohne die Gesundheit des Körpers und die noch edlere Gesundheit der Seele zu erhalten.

„Die Kräfte des Geistes und des Leibes, sagte er, müssen geübt und durch Uebung zum künftigen Gebrauche gestärkt werden, wenn sie nicht erschlaffen, oder als todte Schätze vergraben liegen sollen.

Weiter sagte er: daß der Gesundheit und Glückseligkeit der Kinder nichts so sehr schade, als wenn man sie durch beständige Erfüllung ihrer

Wünsche, und Befriedigung ihres unbilligen oder thörigten Verlangens, zum Eigensinn verwöhnte.

Und weiter sagte er: welch einem Unmuthe und Grame geht ein Mensch in dieser Welt entgegen, der als Kind gewöhnt ist, viel Wünsche zu haben, und sie immer befriedigt, zu sehen — in dieser Welt, wo von zehn unserer Wünsche kaum einer erfüllt wird, und wo es uns gut ist, daß sie unerfüllt bleiben. —

Mit inniger Freude setzt' er hinzu, daß er gewiß hoffe, seinen Liebling einmal einen nützlichen und glücklichen Mann werden zu sehen.

Franzens Vater war bewegt, und entschloß sich, auch seinen Sohn auf denselben Weg zur Glückseligkeit zu führen.

Es war zu spät; denn der kleine Weichling war nun schon 12 Jahr alt; dazu widersetzte er sich, nach seinem gewohnten Eigensinn, allem, was seiner Weichlichkeit ein wenig wehe that.

Die allzuzärtliche Mutter bat denn wohl in solchen Fällen den Vater, es doch nur seyn zu lassen, weils doch nicht mehr gienge. Sie wiederhohlte dies so oft, bis sie ihn ermüdete, und so bliebs denn beim Alten. —

Krank am Leibe und an der Seele wuchs der junge Franz so fort, bis in sein 17tes Jahr, da ihn der Vater auf die Universität schickte, wo er die Rechte erlernen sollte. Wilhelm begleitete ihn; er hatte sich dasselbe Studium gewählt. Nur kamen sie ganz verschieden vorbereitet dahin.

Ich habe vergessen zu erzählen, daß Wilhelm nur wenige Lehrmeister hatte, und fast in allen Vorerkenntnissen von seinem Vater allein unterwiesen ward. Franz hatte der Lehrmeister eben so viele, als er Künste erlernen sollte, und das waren nicht wenige.

Träg und zum Lernen ungeschickt, behielt er von dem, was er erlernen sollte, meistens nur Worte und Namen.

Wilhelms Seele gliech einem schönen lüftigen und sonnigten Garten, wo alles Gute wuchs und bekam. Reich an mancherlei schönen Kenntnissen, und begierig nach mehrern, kam er an den Ort, der viele nützliche und glückliche Männer gebildet, und viel verderbte Jünglinge noch mehr verdorben hat.

Sein Fleiß und seine Sitten waren Beispiele für alle Mitstudirenden. Eine Seele, wie die seinige, gab seinem Umgange viel Annehmlichkeit: alles war ihm hold, und alles drängte sich nach seiner Gesellschaft.

Franz, der anfangs bei ihm wohnte, konnte, nach seinem Stolz und Eigensinn, die vorzügliche Achtung, die Wilhelm genoß, nicht vertragen, und zog von ihm.

Seine kranke Seele sehnte sich nach Vergnügungen — begierig ergriff er alles, was nur von fern einem Vergnügen ähnlich sah.

Wie oft er getäuscht ward, wie sehr er sich selbst schadete, und wie er von einer Thorheit zur andern, von einer Ausschweifung zur andern fortgieng, will ich euch nicht erzählen.

Es mag euch genug seyn zu wissen, daß er mit dem Keim des Todes in seinem Innern nach Hause zurück kam, bettlägerig ward, und nach einer halbjährigen schmerzvollen Krankheit starb.—

Auch unser Wilhelm kam zurück, mit Schätzen der Weisheit beladen, und voll brennenden Verlangens, ein brauchbarer Mann zu werden.—

Wie er von seinen Lehrern und Mitschülern schied — und wie sein Vater und alle die Seinen ihn empfingen — o Kinder! es ist ein köst-

lich Ding, geliebt zu werden, und Liebe zu verdienen. —

Seine Mutter pries sich die glücklichste, und seines Vaters ganze Freude war er.

Ein wichtiges Amt in seiner Vaterstadt befriedigte sein Verlangen, nützlich zu werden.

Er wards. Und wo von glücklichen Menschen die Rede war, nannte man ihn gewiß zuerst.

Karoline Rudolphi.

An den Mond.

Wie schön kommt dort, mit freundlich sanftem Lichte,
Der volle Mond daher!
Wie wiegt, im Silberglanz, die Pappel und die Fichte
Die schlanken Aeste hin und her!

O welch ein Blick! O welch ein sanfter Schimmer! —
Oft hab' ich dich gesehn,
Du stiller, guter Mond, und doch bist du mir immer,
So neu, so lieb, so wunderschön!

Wer lehrte dich, so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen;
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf, muß wohl ein weises Wesen,
Muß wohl recht gütig seyn,
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen,
Nicht dem Erkenntlichen allein;

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,
Und milde seyn, wie du,

Ich will durch Liebe den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und seyn der Fördrer seiner Ruh.

Du wirst es sehen, von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht bei Nacht'
Ich aber will indeß den hohen Schöpfer loben,
Der dich und mich so gut gemacht.

v. St.

Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten.

Zu Lanterbury in England sieht man an einem der schönsten Häuser einen Schild, zum Zeichen, daß es ehemals ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einmal der Herzog von Nivernois ab, da er, als französischer Abgesandter an den englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bei sich. Des andern Tages macht ihm gleichwohl der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bei diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dies erfuhr: so kündigte er ihm auf. Das ganze Publikum folgte diesem Beispiele. Man setzte den Vorfall in die öffentlichen Zeitungen. Niemand kehrte mehr bei ihm ein.

Der Gasthof war verlassen und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackend aus dem Hause jagten.

Aus den Zeitungen.

Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaße drein zu stecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich mir kaum selber zugetraut!
„Ja, ja! die Schuld lag blos an meinem grauen Felle;
„Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
„Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt, wird gut!
„Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
„Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
„Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen;
„Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
„Und schlaf', um wieder auszuruhn:
„Wie andre große Herren thun.
„Ich geh, wenn's mir beliebt, auch wohl einmal spatziren.
„Und lasse mich von Menschen und von Thieren
„Nach Standsgebühr gehörig respektiren.
„Der Mensch wird, denk ich, doch auch so verständig seyn
„Und sich vor meinem Kleide scheun."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
In aller Lust daher gesprungen;
Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als einer, der zuerst den neuen Löwen sah.
Ein Löwe rief; und schnell entfloh der ganze Haufen.

„Seht! fuhr der Esel fort, wie ich euch jagen kann!
„Und das hat blos mein stattlich Kleid gethan!

„Halt! halt! ihr sollt mir besser laufen,
„Fang' ich nur erst zu brüllen an."

Straks ließ er seine Stimm aus vollem Halse hören;
Doch, statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille stehn.

„Was heißt denn das? Ha! Ha! nun fällt mir's ein;
„Sie können wohl vor Angst nicht aus der Stelle gehn,
„Ja, ja! das wirds gewißlich seyn.
„Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

Drauf läßt er sein Geschrei zum zweitenmal erschallen.
Doch statt, daß sie zur Erde niederfallen,
Kömmt einer gar zurück.
Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein Ohr
Von seinem dummen Kopf hervor.

Der kühne Knabe siehts und droht ihm mit dem Stecken,
Auf einmal fällt dem Esel aller Muth.
Er kehrt sich um und spricht:
„Für diesmal ists schon gut!
„Ich merke, daß ihr's bloß aus Unverstande thut;
„Drum könnt ihr jetzt nur eure Wege gehn!
„Und überdem seh' ich hier eine Distel stehn."

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder;
„Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
„Seht nur, wie schön er Disteln speist!

„Wir wollen ihn nach Hause schicken!
„Ein Sack gehört auf deinen Rücken,
„Und keine Löwenhaut.“
Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schaar herbei;
„Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!„
Der Esel lief.
Das war das Ende von dem Spiele.

* * *

Auch mancher unter uns, und nicht nur unter Thieren,
Dünkt sich verehrungswerth und groß. Warum?
Ihn zieren
Ein hoher Federhut,
Ein prächtigs Kleid, auch wohl — ein Ordensband,
Doch seinen trägen Muth,
Und seinen Unverstand,
Versteckt kein Federhut,
Bedeckt kein Ordensband,
Er trage noch so hoch sein leeres Haupt empor:
Der Mangel an Verdienst blickt überall hervor.
Unedel und gemein ist, was er thut und spricht;
Man bücket sich vor ihm; allein man ehrt ihn nicht.

Kleine Beschäftigungen für Kinder.

Dionisius und der Reiche.

In Sirakus war einst ein reicher Mann,
Der hatte seinen Schatz vergraben.

Man zeigt es dem Tirannen an,
(Ein Nachbar mogte wohl das Ding gemerket haben)
Und Dionis schickt Häscher auf den Platz
Und raubt ihm seinen ganzen Schatz.

Nicht ganz, ich irre mich. Zum großen Glücke
Blieb ihm ein kleiner Rest zurücke,
Den er besonders hielt.
Nach einer andern Stadt
Zieht er mit dem, was er gerettet hat.
Was thut er nun? Empfängt die Erde
Die Baarschaft wieder? Ei, mit nichten! Meint ihr doch
Er sey so dumm? Ja wohl! Damit auch dieses noch
Ihm über Nacht geraubet werde?
Ein Landgut kauft er sich; spart weder Fleiß noch Geld,
Er düngt, besäet, baut sein Feld,
Macht urbar, was versäumt gelegen;
Und so gelangt er bald zum vorigen Vermögen.
Ei, wenn nur Dionis es diesmal nicht erfährt!
Doch hier kömmt ein Befehl. Laß sehn, was er bedeute!
Was anders, als daß ihn der Fürst zu sich begehrt?
Ich hab' es wohl gedacht! Er riechet neue Beute.
Mit Zittern kehrt der gute Mann
Nach Dionisens Stadt zurücke,
Und sieht sein schönes Gut schon für verloren an:
Ich wünsche dir, spricht der Tiran,
Zu deinem neuen Reichthum Glücke.
Es freuet mich, daß meine That
Bei dir so gut gefruchtet hat.
Ich habe dir beweisen wollen,
Daß, wenn das Glück uns wohl gewollt,
Wir das uns anvertraute Gold
Gebrauchen, nicht verscharren sollen.
Besitze nun dein Gut in Ruh.
Hier steht der Schatz, den du vergraben,
Und den ich dir geraubt. Nimm diesen auch dazu;
Jetzt bist du würdig ihn zu haben.

L. H. Nicolai.

An die Tugend.

Holde Tugend,
Wohn in meiner Brust!
Für das Alter, für die Jugend
Hast du Himmelslust.

Ruhm und Segen
Folgt der Frömmigkeit;
Auf der Tugend sichern Wegen
Blüht Zufriedenheit.

Schmidt.

Erkenntlichkeit.

Ein gewisser französischer Herr gieng vor einiger Zeit über die Seine, zwischen dem Invaliden-Hause und dem Pont-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nähmlichen Nachen. Um doch etwas mit dieser guten Frau zu sprechen, sagte er zu ihr:

Ob sie verheirathet sey? —

„Ja, mein Herr!“ war die Antwort.

Und was macht ihr Mann?

„Er arbeitet auf dem Flusse.“

In welchem Quartiere der Stadt wohnt sie?

„Im Gros-Caillou.“

Und wo gedenkt sie hinzugehn?

„Nach der Barriere du Roule.“

Da hat sie einen weiten Weg zu machen. —

„Es ist um Brod zu kaufen.“

Brod? giebts denn in Gros-Caillou kein Brod zu kaufen?

„Um Vergebung!“

Es ist also in Roule besser oder wohlfeiler?

„Auch das nicht, mein Herr.“

Was kann sie denn für eine Ursache haben, alle Woche wenigstens zweimal eine so weite Reise zu machen?

„Eh mein Mann zu seinem izigen Verdienst kam, waren wir im Elende. Der Becker, der izt in Roule wohnt, wohnte damals in Gros-Caillou; und er war so gut, und gab uns Brod auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen.“

Nun weiter?

„Lieber Herr, man ist erkenntlich, wie man kann. Ich kaufe izt mein Brod bei unserm alten Nachbar, um ihm für das zu danken, was er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat.“

Aus dem deutschen Museum.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen:
Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Straus
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?“ rief das Bienchen zürnend aus;
„Vermuthlich wardst du nie gestochen?
„Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog
„Und ruhig meinen Honig sog!
„Denkst du vielleicht, ich sey zu klein,
„Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
„So klein ich bin, so soll dichs reun.“

So sprach sie und den Augenblick
War's auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.

Drum

Drum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An andern übt, sich selber elend mache.

Bremische Beiträge.

Der Tod einer Fliege und einer Mücke.

Es flog einst eine junge Fliege
Beherzt auf einen Becher Wein;
That unbesorgt drei gute Züge,
Und sank berauscht ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen;
„Den Abgrund, sprach sie, will ich scheun!
„Am Lichte will ich mich vergnügen;
„Und nicht an einem Becher Wein.“

Allein, verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine
Und starb nach einem kurzen Ach!

Gellert.

Freundschaftslied.

Nichts auf Erden kömmt dir gleich,
Süßer Freundschaft Himmelreich!
Keine Wonne ruft, wie du,
Hohen Muth dem Menschen zu.

Herrlich bist du, o Natur!
Herrlich durch des Schöpfers Spur!
Aber deine größte Pracht
Ist der Blick, der Freundschaft lacht.

Hoher Werth ists, Mensch zu seyn;
Doch kein Mensch bestünd' allein.
Freundschaft, deinen ersten Bund
Schloß des Schöpfers eigner Mund.

Töne, töne, wie Gesang,
Goldnes Wort, beim Becherklang,
Freundschaft! wie ein Festgeschrei
In der Flur, und Tanz dabei!

Freude nährt des Menschen Brust;
Freundschaft weckt die junge Lust!
Wer kann launen, wenn der Freund,
Wie die liebe Sonne, scheint?

Arbeit brennt die Stirne feucht;
Freundschaft macht die Bürde leicht.
Mit dem Freunde Hand in Hand
Zög' ich in ein wüstes Land.

Selbst bei Wasser und bei Brod.
Bin ich frei von jeder Noth,
Wenn ein Freund es mit mir theilt,
Mit mir hin zur Quelle eilt.

Kummer beiß wie scharfer Frost;
Aber milden süßen Most
Hat die Freundschaft: trink' ich ihn.
Schmilzt der bittre Kummer hin.

Nach der Mühe läßt sichs fein
Sorgenfrei im Schatten seyn;
Lieg' ich meinem Freund im Arm,
Macht kein Wetterstrum mir Harm.

Leben heißt, mit Freunden sich
Freun des Lebens brüderlich
Freundschaft ist, durch Gottes Kraft,
Unsers Lebens Wissenschaft.

Ueberall ist weit und breit
Gottes Segen ausgestreut.
Auch an Freunden fehlt es nie;
Wer nur suchet, findet sie.

Wie zwo Blumen gleicher Art
Stehen Freunde hingepaart;
Aufgenährt in einer Luft
Strömt ihr süßer Morgenduft.

Doch die frische Blume bebt;
Denn bald ist der Tag verlebt,
Und das Band der Freuden bricht! —
Sey getrost, und zittre nicht!

Durch des Lebens Thal hinab
Sucht mein Freund mit mir das Grab;
Und des Todes Schrecken flieht,
Wenn mein Freund mich sterben sieht.

Droben wird, bei Ja und Nein!
Freundschaft auch die Losung seyn!
Wenn das Band der Freuden bricht,
Junge Blume, zittre nicht! Overbeck.

Wahre Schönheit.

Gretchen und Lieschen.

Gretchen.
Lieschen, hast du schon meiner Schwester ihren neuen Hund gesehn?

Lieschen. Ich glaube nicht, Gretchen! — was ist es denn für einer?

Gretchen. Ach! das schönste Thierchen von der Welt.

Lieschen. Das gesteh ich! — Wie heißt er denn?

Gretchen. Scharmant.

Lieschen. Scharmant? Das ist ja ein scharmanter Name!

Gretchen. Ja; aber er ist auch in der That scharmant?

Lieschen. So? — und was hat er denn alles an sich, was so schön ist?

Gretchen. Sieh, Lieschen, es ist dir ein Hündchen, das nur so groß ist!

Lieschen. Die kleinen Hunde habe ich immer gern leiden mögen; und —?

Gretchen. Und denn, so ist er eine Art von Windspiel; aber von der feinsten, kleinsten Art.

Lieschen. Das ist schön!

Gretchen. Und denn hat er ein ganz spitzes Schnäuzchen — o so spiz! und kleine niederhängende Oerchen, und Haare, so fein, wie Seide.

Lieschen. Und welche Farbe hat er, Gretchen?

Gretchen. Isabelfarbe.

Lieschen. Welche Farbe ist das?

Gretchen. Eine Art von blasgelb.

Lieschen. Ein besonderer Name; woher der wohl kommen mag? *) — Aber, Gretchen, kann der Hund auch schöne Künste?

Gretchen. O nach seinem Alter gewiß schon genug! Er giebt die Pfote, und unterscheidet da-

*) Man sagt, von einer gewissen spanischen Prinzessen, Isabella genannt. Diese hatte die Niederlande geerbt; und da eine Stadt in derselben sich ihr nicht ergeben wollte: so that sie das Gelübd, daß sie eher kein reines Hemd anziehen wollte, bis die Stadt erobert wäre. Nun dauerte aber die Belagerung lange; ihr Hemde krigte daher endlich die Farbe, die man ihr zu Ehren nachher Isabelfarbe genannt hat.

bei so genau die rechte und linke, daß es recht zu verwundern ist.

Lieschen. Das ist wahr! Aber kann er nicht mehr?

Gretchen. O ja! Höre nur, Lieschen —

Lieschen. Nun;

Gretchen. Er thut, als wenn er todt wäre; legt sich lang nieder, und steht nicht eher wieder auf, bis er Erlaubniß dazu bekömt. Dann steht er auch Schildwache, und tanzt, daß es was allerliebstes ist.

Lieschen. Das ist viel!

Gretchen. Ja, und denn weiß er auch, wenn man ihm zweierlei Handschuh hinwirft, jedem den Seinigen wieder zu bringen, ohne daß er ein einzigesmal fehlt.

Lieschen. Gewiß der Hund ist klug, sehr klug! Aber, Gretchen, ist er auch immer hübsch artig, freundlich, und thut er keinem was zu Leide?

Gretchen. Ja, das ist nun so, so! Wenn ein Fremder ins Haus kömmt; so fährt er ihm wohl nach den Beinen.

Lieschen. Das müßt' er nur des Nachts thun, wenn er das Haus bewacht.

Gretchen. Ja, und denn beißt er auch immer meines Vaters seinen alten treuen Hund, der ihm doch nichts zu leide thut; und ist so neidisch auf ihn, daß er ihm nicht einmal das Essen gönnt, sondern ihm immer alles vor dem Maule wegschnapt.

Lieschen. Wie, Gretchen, das thut er?

Gretchen. Wirklich!

Lieschen. Und doch heißt er Scharmant?

Gretchen. O, doch! Er ist ja so schön, und so geschickt!

Lieschen. Geh, Gretchen! — Fi aller Schönheit und Geschicklichkeit, sagt der Vater, wenn das Herz häßlich ist.

Die Jagd.

Es war ein schöner lichter Frühlingsmorgen, und der zehnjährige kleine Gustav gieng seinem Vater zur Seite zu Busche, um die Jagdlust mit ihm zu theilen.

Rüstig trabt er mit seiner kleinen Flinte daher, und dünkt sich im Geist ein kleiner Nimrod *). Wie dauert ihm der Weg zum Gehölze so lange!

Ehe sie noch heran kamen, flogen zwei zwitschernde Schwalben über ihren Köpfen dahin. Izt, Vater! rief der Kleine begierig, spante den Hahn, und wollte abdrücken.

Nein, sagte der Vater, izt nicht, mein Sohn.

Indem ließ sich eine Lerche aus den Wolken hernieder. Izt, Vater! schrie der Kleine begierig.

Izt noch nicht, mein Sohn, war die Antwort wieder.

Der kleine Jäger war schon ungeduldig. Darauf kam ein Storch und erfüllte mit mächtigem Geklapper die Luft. — Nun doch, lieber Vater? rief er mit Ungestüm.

Auch izt noch nicht, war abermals die Antwort.

Da ward des Knaben Ungeduld grösser, als sein Gehorsam. Warum hast du mich denn mitgenommen, Vater, wenn du heut nicht schießen

*) Von dem in der Bibel gesagt wird, er sey ein starker Jäger gewesen.

willst? sagt er mit Unmuth. Und warum verwehrst du mir das Schießen?

Der Vater. Damit du deine Begierde mäßigen lernest. Mit dieser Hitze hättest du doch nichts erzielt.

Gustav. Wenn das ist, Vater, so gereut mich das Warten nicht. Sieh, ich bin schon gelassen — und gern laß ich noch einen vorbei; aber wenn dann wieder eine Schwalbe kömmt; soll ich?

Der Vater. Nein.

Gustav. Aber eine Lerche?

Der Vater. Nein!

Gustav. Aber einen Storch, Vater?

Der Vater. Auch den nicht.

Gustav. Aber warum denn nicht, liebster Vater?

Der Vater. Hat dir je eine Schwalbe etwas gethan?

Gustav. Nein, Vater.

Der Vater. Eine Lerche?

Gustav. Niemals.

Der Vater. Ein Storch?

Gustav. Mir nicht.

Der Vater. Nun, sieh, mein Sohn, andern Leuten eben so wenig als dir.

Gustav. Aber darf man denn keine Thiere tödten, als die, die einem zu nahe kommen?

Der Vater. O ja; Thiere, deren Fleisch eßbar ist, sind uns zu tödten nicht verboten. Sind uns diese Thiere noch dazu schädlich, so ist's uns völlig erlaubt, sie aus dem Wege zu schaffen, weil uns ihr Tod vor Schaden bewahrt.

Aber, daß weder die Lerche, noch der Storch, noch die Schwalbe schädlich sind, sagtest du selbst; und wann hast du gehört, daß das Fleisch der beiden lezkern gegessen würde? Man müßte sie al-

so aus bloßer Lust zu tödten umbringen, und wäre das nicht Grausamkeit?

Das Fleisch der Lerche wird zwar gegessen; aber was könnte uns ein einziger so kleiner Braten sonderlich nützen? Ein Mundvoll — dann wär er schon verzehrt. Sie darum zu tödten, hiesse also aus Mordlust Bluk vergiessen; und das soll von meinem Gustav nie gesagt werden.

Gustav. Das hatt' ich nicht bedacht. — Soll ich meine Flinte nur losschiessen?

Der Vater. Wart nur noch, Lieber; du könntest sie noch brauchen. — — Gesagt, geschehen! mit einemmal flog ein Volk Rebhüner vor ihnen auf; nun schieß, rief der Vater, und trif! Gustav zielte und traf.

Froh stekt er seine Beute in die Jagdtasche, und wanderte fort mit seinem Vater, der im Gehen dem aufmerksamen Sohne vieles von der Natur und Nutzbarkeit der Pflanzen und Thiere erzählte.

Karoline Rudolphi.

Thue Gutes, selbst denen, die dich beleidigen.

Der mächt'ge Sussan saß einmal
Bei Tafel, als der Sklaven einer
Ihm eine Schüssel brachte
Mit Reis, der fast noch siedend war.

Dem Sklaven wird's zu heiß,
Nicht einen Augenblick
Kann er sie länger halten.
Die Schüssel fällt — und ach! sie fällt
Dem mächt'gen Sussan auf den Kopf.

Ergrimt sieht er den Sklaven an;
Doch dieser fällt ihm gleich zu Füßen,
Und spricht mit festem Muthe
Aus seinem Alkoran: *)

„Für die nur, strenger Herr,
„Die ihren Zorn bemeistern,
„Ist einst das Paradies.

Ich bin nicht zornig mehr,
Antwortet Hussan kurz.

Sklave.

„Und denen gern verzeihn,
„Die uns beleidigt haben. —

Hussan.

Auch ich verzeihe dir.

Sklave.

„Doch liebt Gott die vor allen,
„Die Böses gar mit Gutem lohnen.

Und Hussan — hört es, Kinder!
Und Hussan reicht ihm freundlich
Die Hand, um aufzustehn;
Schenkt ihm die Freiheit und daneben
Noch hundert blanke Thaler.

Und dieser Hussan — merkts!
War nicht ein Krist; er war — nur Türke!

Wehnert.

Die Streitsucht.

Anton war sonst ein wackerer Knabe, lernte fleißig und war mit Freuden gehorsam; deswegen

*) Der Koran, oder Alkoran, ist die Bibel der Türken.

liebte man ihn sehr; aber er litt seit einiger Zeit, ich weiß nicht wodurch? an einer traurigen Krankheit — an der Streitsucht.

Man bedauerte ihn daher, und wünscht, ihn zu heilen.

Schon viele Versuche hatte sein liebreicher Vater mit ihm gemacht; aber alle waren sie fruchtlos geblieben.

Seine Schwester, Mariane, seine gewöhnlichste Gespielin, war eines von den gutartigen Mädchen, die viel lieber Unrecht leiden, als streiten mögen.

Nie gerieth sie mit ihm in Zank, so oft sie auch zusammen spielten: denn so bald sie merkte, daß ihn sein Zankfieber ankrat, schwieg sie still; und wollte er dann nicht weiter spielen, so gieng sie weg, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen.

Dies gute Betragen des lieben Mädchen hätte ihn sicher geheilt, wäre sein Uebel nicht schon zu tief eingewurzelt gewesen; aber so weit war es mit ihm gekommen, daß ihre Sanftmuth ihn nicht mehr beschämte.

Was das schlimste war, so ward er täglich kränker. Seine übrigens gute Gemüthsart hatte ihm manchen kleinen Freund erworben. Da sah er es nun sehr gern, wenn er nach seinen Lehrstunden Erlaubniß bekam, einen oder den andern zu besuchen, und sich mit ihnen zu vergnügen.

Unter diesen waren auch ein Paar Knaben von heftigem Gemüthe.

So lange unser Anton sich seines Fehlers enthielt, gieng es recht gut; aber das war nicht lange, er ward bald wieder davon hingerissen.

Einst kam er zu seinem Freund Philipp, bei dem noch zwei andre, Gustav und Karl, zum Spiel sich versamlet hatten.

Sie wollten ein Spiel anfangen, ein jeder schlug eins vor, und bestand darauf, daß es gespielt würde, am meisten Anton. Philipp bat, sie möchten sich doch freundschaftlich drum vertragen, und rieth, daß eines jeden Spiel gespielt würde; und weil es doch nicht angieng, daß die Gesellschaft sie alle auf einmal spielte, so schlug er vor, man möchte losen, wessen Spiel zuerst daran kommen sollte.

Billiger konnte man nun wohl nicht entscheiden, als Freund Philipp, und doch ward er nicht gehört.

Die kleinen Streitgeister waren nicht fähig, ihn anzuhören, und bestunden alle drei gleich hartnäckig auf ihrem Willen.

Daß es für diesmal um das Vergnügen der Gesellschaft gethan war, versteht sich wohl von selbst. Aber wenns dies nur allein gewesen wäre.

Doch ach! sie hörten auf, sich zu lieben, und Anton versicherte, weil er gar nicht schuld zu seyn glaubte, daß er nie wieder in ihre Gesellschaft kommen würde; die Andern versicherten dasselbe, und so gieng man aus einander, ohne daß das Zureden des gutmüthigen Philipps das geringste geholfen hatte.

Anton kam mismüthig nach Hause, gieng stumm und finster allein umher, und wagt es doch nicht, sich selbst zu fragen, woher sein Mismuth entstanden sey? Doch sagt' ihm eine ganz leise Stimme, daß seine Streitsucht wohl Schuld seyn mögte.

Am folgenden Tage gieng er, nach erhaltener Erlaubniß seines Vaters, zu einem andern kleinen Freunde, Simon genannt. Er erinner-

te sich des gestrigen Tages, und war anfangs friedsamer.

Simon hatte auch noch einen Bruder, der Kristoph hieß. Alle drei giengen in den Garten, wo eine Kegelbahn, eine Schaukel, und verschiedene andere Spielanstalten waren.

Hier giengs nun, wie man denken kann, sehr vergnügt zu: denn bisher war Anton der friedsamste Knabe gewesen, und seine beiden Freunde bestrebten sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen.

Von ungefähr wird Anton am andern Ende des Gartens einen kleinen Teich und einen Kahn darauf gewahr.

O laßt uns dahin gehen, und uns auf dem Teiche herumfahren, sagt' er zu seinen Freunden. Wir dürfen nicht, lieber Anton, antwortete Simon. Der Vater fährt uns selbst; uns hat ers verboten, uns zu fahren; wenn wirs uns je einfallen liessen, sagt' er, es dennoch zu thun, so würden wir dies Vergnügen auf immer verlieren. —

Anton. Und warum das?

Kristoph. Weil wirs nicht verstehen, einen Kahn zu regieren, lieber Anton, und leicht zu Schaden kommen könnten.

Anton. O, wenn er sonst keine Ursach hat! — ich versteh das Rudern; ich will euch schon fahren.

Simon. Das kann seyn Anton; aber wir wagen es doch nicht: es könnte dir doch fehlen, und wir könnten alle drei unglücklich seyn; überdem so hats der Vater verboten, und dies ist uns genug.

Kristoph. Wenn du nur warten willst, bis der Vater zu Hause kommt, so wollen wir ihn bitten, daß er uns fährt.

Anton vergaß sich; fuhr fort zu streiten und zu behaupten, daß sie es ohne Schaden thun könnten.

Da die beiden sich immer standhaft weigerten, und endlich versicherten, daß sie nicht wollten, nannt er sie furchtsam.

Simon, ohne böse zu werden, sagte ihm, daß sie sich bei dieser Furcht, ihren Vater zu beleidigen, besser befänden, als bei ihrer ehemaligen Wildheit.

Dies beleidigte Anton so sehr, daß er trotzig weggieng, und versicherte, er würde nie wieder kommen.

Sie, die froh waren, einen lästigen Gesellschafter los zu werden, hielten ihn nicht; und er gieng nach Hause, finstrer und mürrischer als je.

Den Vater schmerzte das sehr, den Knaben mit diesem Unmuthe von einem Orte kommen zu sehen, von wo er sonst so viele Freude mitbrachte.

Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß seine traurige Streitsucht die Ursache dieses Misbehagens sey. Noch einmal, obgleich mit weniger Hofnung, wagt' er den Versuch ihn zu heilen.

Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte er zu Anton.

Anton. O, ich möchte, daß ich nicht ausgegangen wäre!

Vater Warum das?

Anton. Denke nur, Vater, die Knaben, wo ich war, Simon und Kristoph, sind weit jünger, als ich, und wollten mir doch nicht glauben.

Vater. Und was wars, das sie dir nicht glauben wollten„

Anton. Im Garten ist ein Teich; darauf wollt' ich sie fahren. (Du selbst hast mich ja das Rudern gelehrt, als wir einmal auf dem Lande waren, und auf des Onkels großem See zu-

sammen fuhren.) Aber das wollten sie nicht glauben, so viel ichs ihnen auch versicherte. Die albernen Knaben waren zu furchtsam, und blieben dabei, ihr Vater hätt's ihnen verboten.

Vater. Und das nahmst du übel?

Anton. Ja, wenn ich etwas gewiß weiß, und man es mir nicht glauben will — und widerstreitet. —

Vater. Also magst du das Streiten nicht leiden?

Anton. Wenn ich Recht habe, und man mirs doch abstreiten will. —

Vater. Wie kannst du denn so gewiß wissen, ob du Recht hast? Kannst du nicht irren?

Anton. Ja, das wohl.

Vater. Nun sieh, gleich diesmal hast du wirklich geirret.

Anton. Ich, Vater?

Vater. Ja, mein Sohn; deine beiden Freunde waren vernünftiger, als du. — Ihr Vater hatte ihnen ohne weitere Einschränkung das Fahren auf dem Teiche verboten. Daran hielten sie sich, und liessen sich durch deinen Ungestüm nicht irre machen; denn er hatte ihnen nicht gesagt: wenn ein älterer und stärkerer Knabe, wie ihr, euch zuredet, so könnt ihr wohl fahren.

Auch konnten sie ihn, weil er nicht da war, hierüber nicht fragen; sie hatten also Recht, an sein Verbot sich zu halten, und du hattest Unrecht, sehr Unrecht: denn du hättest sie bald zu einem großen Fehler verleitet.

Anton. Ach, Vater, ich seh, daß ich ein Thor war. Kannst du mir verzeihen?

Vater. Von Herzen gern, mein Sohn. Und wie würd' ich dich lieben, wenn du von heut an dich bestrebtest, deine alten Fehler abzulegen!

Anton. Ich' will, liebster Vater, aber du mußt mir helfen, mußt mich erinnern, so oft ich in Gefahr bin, mich zu vergessen. Ich haßte das Streiten an andern, die Recht hatten zu streiten. Wie gehäßig muß es mich gemacht haben, mich, der ich mit Unrecht strit?

Nein, meine Freunde können mich nun nicht mehr lieben — ich werde nun immer traurig und allein zu Hause seyn müssen! —

Vater. Hör', Anton, wenn dein Vorsatz ernstlich ist, und ich glaube, daß ers ist, so gelingt dir die Ausübung gewiß. Versuch es einige Zeit, dich von deinem Fehler loszumachen, und fühlst du dann, daß es dir gelingt, dann geh zu deinen Freunden — auf mein Wort; sie werden dir verzeihen, und konnten sie den eigensinnigen streitsüchtigen Anton nicht mehr lieben: so lieben sie gewiß den sanften vertragsamen zehnmal mehr, als sonst. —

Anton folgte dem Rath, besserte sich, und ward geliebter und zufriedner, als je.

Karoline Rudolphi.

Mäßigkeit und Unmäßigkeit.

(Aus einer Unterredung.)

Der Unmäßige, lieben Kind, schadet sich selbst am meisten. Denn, wenn er zu viel Speise oder Trank genossen hat, so ist er zu seinen Geschäften unfähig und träge.

Daher gelingen denn auch seine Geschäfte nicht; und deswegen sieht man ihn oft verarmen.

Das Schlimmste aber ist, daß sein Körper so wohl, als auch sein Geist, dadurch geschwächt und kränklich werden. Da muß er denn immer

Arzeneien einnehmen, Schmerzen leiden, und oft auch frühzeitig ins Grab sinken.

Wer hingegen ein mäßiges, ordentliches und arbeitsames Leben führt, der wird seltner krank; der ist zu seinen Geschäften immer geschickt und aufgelegt; und, wenn es Gott anders gefällt, so erreicht er ein hohes und vergnügtes Alter.

Mir fällt hierbei ein Geschichtgen ein, welches ich euch, lieben Kinder, doch noch erzählen muß.

Ein Arzt — denkt einmal, noch dazu ein Arzt! — lebte sehr unmäßig.

Er kam einst mit einem gemeinen Bürgersmann in Gesellschaft; und von dem wußte die ganze Stadt, daß er sehr mäßig und ordentlich zu leben pflegte.

Der Arzt rühmte — wer weiß, wie sehr! seine große Wissenschaft, und sagte, daß keine Krankheit so gefährlich wäre, die er sich nicht getraueke zu heilen.

Der Bürger, der so ordentlich lebte, erzählte ihm darauf folgende Fabel:

"Ein Ibis *) kam einst zu einem Hirsch, und prahlte mit seiner Geschiklichkeit. Was kannst du denn? fragte der Hirsch. Ich lehre die Menschen, antwortete jener, wie sie wieder gesund werden können, wenn sie krank sind. Und ich, versetzte der Hirsch, ich lehre sie, wie sie es machen müssen, um niemals krank zu werden. "

Um dies zu verstehen, muß ich euch, lieben Kinder, sagen, was man von dem Ibis erzählt; ob es wahr sey, das weiß ich nicht: denn ich selbst habe nie einen gesehen.

Man

*) Ein egyptischer Storch.

Man sagt aber von ihm, daß er, wenn er Verstopfungen habe, sich mit seinem Schnabel in einen gewissen Theil seines Leibes, den ihr wohl errathen werdet, Wasser sprütze, um Oeffnung zu bekommen; und daß die Menschen daraus zuerst lernten, den Kranken ein Klystir zu setzen.

Von dem Hirsche hingegen ist es bekannt, daß er nie zu viel frißt, und in stäter Bewegung lebt. Versteht ihr nun die Fabel?

Gut! — Was geschah?

Der eingebildete Arzt, der dabei so unmäßig lebte, starb schon im 36sten Jahre; der Bürgersmann hingegen, der ein so mäßiges und ordentliches Leben führte, wurde dafür 115 Jahre alt, und war sehr selten krank gewesen.

Wehnert.

Von der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundin der Arbeitsamkeit.

Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleisses und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl; denn des Gehorsams war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran ging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe und verdrießlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmal selbst er-

fahren, welche Glückseligkeit die Arbeit, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit sey!

Ihr liebevoller Wunsch ward erfüllt.

Als Emilie 11 Jahre alt war, reiste sie einmal mit über Land; die Mutter versah sich mit allerlei Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollt' es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise gieng ziemlich weit. Als sie unterweges waren, fiel ein so heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und da sie einen ofnen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besser Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Plaz für sie war, so ließen sie blos den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch das Einzige, was sie hatte.

Sie blieb bei ihren Gästen. Ein Spinrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten: so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihrs euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seyd, welche traurige Langeweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freud' erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hofte sie, daß der Wagen zur Reise gespannt würde!

Itzt war er fertig: und froh und unter vielen Dankſagungen schieden Mutter und Tochter von der freuherzigen Alten.

Die Fahrt gieng ein wenig uneben: denn durch das heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beinah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie beide unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erhohlt, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glücke ein Dorf in der Nähe sey.

Sie nahm Emilien mit sich, und gieng dahin, um ihrem Kutscher Hilfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmidt noch Rademacher. Es dauerte also ein Paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnt ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben: denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleisses zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter: Ach, ich habs verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langeweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß, hier hieng sie sich an der Mutter Arm und drückte ihre Hand fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnun-

gen nicht wieder vergebens seyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müssiggangs. — Ich entsage ihm von heut an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie hätt' es nie wieder gethan.

Karoline Rudolphi.

Die Vorsicht.

Ein junges muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt ein rauher Nord:
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jezt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es; ach! ach;
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bischen Arbeit nicht gescheut;
Jezt hätt' ich Haber, Heu und Dach;
Wie schändlich: für so kurze Freuden
So lang zu leiden.

Weiße.

Letzte Unterredung
des unglücklichen Wassers
mit seinen beiden Söhnen.

Vernehmt, ihr jungen Leser, eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den die Begierde sich zu rächen in das allergrößte Elend stürzte.

Er hieß Wasser, und war Prediger in der schweizerischen Stadt Zürich.

Schon in früher Jugend verrieth er einen ausserordentlich fähigen Kopf, der alles leicht begriff; auch große Lust zum Lernen bezeigte, und daher Hofnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde.

Aber er äusserte auch schon von früher Jugend an eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Eltern und Lehrer für sein künftiges Wohlergehen zittern machte.

Er ließ sich nämlich leicht zum Zorne reizen, und dann übergab er sich einer elenden Rachbegierde, die ihn antrieb, demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen.

Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor: sie hatte in seinem Herzen schon oft tiefe Wurzel geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten.

Er wuchs also mit dieser Schlange im Busen auf; wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und misvergnügtes Leben, weil er alle Augenblicke mit

jemanden Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Rachbegierde zu befriedigen.

Er ward zum Prediger erwählt: aber auch als Geistlicher blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war.

Einst hatt' er sich, ich weiß nicht worin, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis: aber Wasser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebachter gegen seine Obrigkeit, und vergieng sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher.

Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindlichere Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen und entsetzte ihn seines Amtes.

Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hatt' er vorher seinen Zorn blos durch bittre Worte zu befriedigen gesucht: so faßt' er jezt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen.

Er entwandte, sagt man, (ich erzähle, was ich gehört habe; kann für die Wahrheit aber nicht stehen:) er entwandte also aus dem Archive *) eine Schrift, die, wenn sie bekannt wurde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte.

Allein seine That ward entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen; aber der Anschlag mislang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt, und in Ketten gelegt wurde.

*) So nennet man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahrt werden, die den ganzen Staat betreffen.

Von diesem Augenblicke an stellt er sich seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient hätte. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon frei gesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten.

Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wollte, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten. Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb.

Selbst seyn alter, ihm sonst so theurer Vater, ließ ihn bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte.

Aber er ließ ihm antworten: er wollte alles, alles thun, was er ihm befehlen würde; nur dieses einzige könnte und dürfte er nicht. Wenn seine Thorheit oder Unglück (Verbrechen nannt ers niemals) den Tod verdient hätten, so sey es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmal mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen.

Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrigkeit einflößen, und sie bewegen, einst seinen Tod an ihn zu rächen.

Allein darin irrte man sich.

Endlich gab der Rath seine Einwilligung: aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug,

den Anblick seines unglücklichen Sohnes zu ertragen; er ließ sich also bei ihm entschuldigen.

Seine beiden Söhne hingegen, der Eine von 11, der Andere von 14 Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener heißt Salomo, dieser Heinrich.

Der unglückliche Mann war seiner Banden so lange entlediget, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete.

Ein anderer Geistliche führte jezt die beiden Söhne in das Zimmer. Sie traten herein mit einem Herzen, dessen Beklemmung Tod oder Verrückung drohete.

Gleich beim Eintritte empfing sie der Vater mit einem ruhigen und unerkünstelten Lächeln.

„Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Salomo! Gelt, wir haben einander lange nicht gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie mir diese beiden Herren sagen!“

„Nun, traurig müßt ihr nicht seyn. Ihr sehet ja, daß es mir so ziemlich wohl geht. Dies ist ein artiges Zimmer fast so schön, wie unsre Stube; ich habe gut Essen und Trinken; diese beiden Herren und noch andre besuchen mich alle Tage; sie haben Liebe für mich.“

„Nicht wahr, ihr wollt nicht mehr traurig seyn? Ich habs ja besser, viel besser, als ihr glaubet!“

Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar.

„Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es wird schon besser werden: kommt (indem er beide bei der Hand nahm sezt euch zu mir her; wir wollen uns ein wenig unterreden.“

Sie setzten sich.

„Nun, Heinrich, wie gehts, was hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Und du, Salomo, wie weit hast's gebracht?“

Beide sagten's unter vielen Thränen. Er, immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und studiren sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie etwas ruhig glaubte.

Dann hub er in einem etwas feierlichen Tone an:

Lieber Heinrich, lieber Salomo, es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wieder sehen und sprechen; und da hab' ich eine Bitte an euch!“

„Nicht wahr, ihr wollt euren Vater nicht vergessen? — Zwar hab' ich euch viel Traurigkeit verursachet, und werde euch noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß ich ein guter Vater gegen euch gewesen bin? Nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich nicht?“

Die Knaben schluchzten laut auf, weinten und umarmten ihn.

„Gut, meine Lieben; das wäre eins! Aber ich habe noch eine, noch zwei Bitten. Laß sehen, Heinrich, was glaubst du wohl, das für einen Menschen das Wichtigste sey für dieses und jenes Leben?“

Der Knabe konnte nicht antworten.

„Meinst du nicht, es sey, daß er Gott zum Freunde habe?“

„Ach ja! Sie habens uns immer gesagt!“

„Aber warum ist dies das Wichtigste?“

— Wieder Stillschweigen.

„Nicht wahr, weil Gott alles macht, alles leitet; weil wir unser Glück von ihm allein erhalten müssen?“

„Aber, Heinrich, wie müßt ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sey und bleibe? Weißt du das?“

„Ach, Papa, wir müssen thun, was er uns befohlen hat, was im Evangelium vorgeschrieben ist!“

„Hörst's, Salomo? und du, Heinrich, vergiß es auch nie. Versprecht mir beide, daß ihr im Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene nachdenken und darnach leben wollt!“

Sie versprachens,

„Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen.“

„Seht, ich rede aus der Erfahrung: wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wär' ich stäts bei euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nicht verlieren. Aber beruhiget euch; wenn ihr euer Versprechen haltet: so wird Gott euer Vater seyn, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als kein Mensch auf der Welt.“

„Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und nicht wahr, liebe, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet?“ —

Ihre Thränen stürzten, sie sanken zu seinen Füssen. — „Ach! für Sie sterben!“ schluchzte der Aeltere.

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von euch, daß ihr nichts, nichts von dem vergesset, was ich jetzt sage und ihr verspreche.“

„Apropos, Salomo; nicht wahr, du erinnerst dich noch der Ohrfeigen, die ich dir manchmal gegeben habe, wenn du unartig waresst, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun wohl zuweilen gedacht, ich wär'

ein böser Vater? Aber, nein, ich meinf' es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirst's noch wohl einsehen lernen! Hör mir jetzt aufmerksam zu, und du auch, Heinrich: was ich jetzt sagen werde, ist gleichfalls für euch beide wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt."

„Die Stadt Zürich ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsre gnädige Herren, sind die Väter, wir Andern sind die Kinder."

„Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die Andern unnöthiger Weise plagt; was macht der Vater? Gelt, Salomo, er warnt das Kind, weiset es zurecht, giebt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so giebt er ihm eine Ohrfeige."

Läßts auch dann noch nicht von seinen Unarten ab; murrt es sogar über den Vater, oder beschuldiget es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe."

„Ach, lieber, lieber Papa! winselte der Kleine; verzeihen Sie —"

„Sey ruhig, Salomo; ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!"

„Aber ich, Salomo, ich war ein solches ungehorsames Kind gegen unsre Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurecht weisen; ich hörte nichts an; ich fuhr in meinen Unarten fort."

„Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir: aber das besserte mich nicht; ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu

kränken, und du begreifst wohl, das konnte der Vater nicht leiden, und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehn."

„Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habts oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?"

„Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gern, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt."

Sie versprachens mit einem Eide.

„Und denn, liebe Knaben, horchet nicht auf andre Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur dessen, was ich jetzt sage!"

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wohl könne verdient haben! Sehet eure Obrigkeit als euren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben eben das schuldig seyd, was ich von euch foderte — Liebe, Gehorsam, Ehrfurcht und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse."

„Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmal die Hand darauf geben, daß ihr von allen, was ich euch gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht: ihr versprachet mir es vor Gott, und der läßt, wie ichs euch oft sagte, seiner nicht spotten."

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt.

„Noch eins! Du, Heinrich, wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter, braver, frommer Mann; was er dir sagt, das thue, es wird dein Glück seyn."

„Du weißt, lieber, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst: um dieser Liebe willen sey gehorsam und ehrerbietig gegen ihn.“

„Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen: und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm, das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen.“

„Sag' ihm, daß ich wünsche und bitte, er möchte dich der Beckerei widmen: machst du dich seiner Liebe würdig, so wird ers thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich seyn.“

„Und du, mein Salomo, du bleibst bei deiner Mama! Wenn du zu Hause kömmst, so tröste sie; sag ihr, ich sey ganz wohl und ruhig, auch sie sollte ruhig seyn.“

„Sey gehorsam und ehrerbietig; thue alles, was sie fodert und wünscht; das ist deine Pflicht und mein Befehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater giebt: denn was ich jetzt sagen will, ist nur eine Bitte.“

„Du willst Theologie studiren; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! mich hat er unglücklich gemacht. Sags deiner Mama; küsse sie in meinem Namen, und gedenke meiner in Liebe!“

Und nun, meine Lieben, Lieben, (beide umarmend) Nun ist's Zeit! Mich hats gefreut, euch noch einmal zu sehen! Ich geb' euch (beide küssend) meinen letzten väterlichen Segen. Gott sey euer Vater, euer Stütze, eure Trost! Man-

delt in seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen."

„Denket meiner in eurem Gebeth; ich werde eurer in der Ewigkeit gedenken, und wills Gott! sehen wir uns dort alle wieder!"

Die Knaben waren wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen, und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder.

Von der Zeit an war er zur Verwunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthlichste Inhalt desselben bekannt gemacht wurde: so veränderte er nicht einmal die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort.

Als ihm das Urtheil selbst im Gefängniß eröfnet, und er befragt wurde: ob ihm nicht vor dem Hingang schauerte? so antwortete er: „schauern? Mich wahrhaftig nicht. Ich habe alles durchgedacht, die ganze Scene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wohl zwölfmal wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich zu entsetzen. Für mich ists gut, daß ich sterbe. *) Seyn sie ruhig, es wird gewiß gut gehn!"

Die letzten Stunden über war Lavater bei ihm. Lavater bebte, und Wasser war so ruhig, so fest, daß nicht einmal das volle Glas in seiner Hand schwankte.

Gegen 12 Uhr begehrte er zu speisen, und aß und trank, wie gewöhnlich, ohne weder langsamer, noch geschwinder zu kauen.

*) Er fühlte vermuthlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen; und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können.

Nach ein Uhr wurde er vor das Rathhaus geführt; der Weg gieng bei seines Vaters Wohnung vorbei, und er stand still.

„Hier, sprach er nach einer kurzen Pause,„ wohnt ein sehr braver Mann. Ich hab' ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn, und belohne ihn!"

Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusern beinahe kein Mensch sehen ließ.

„Daß die guten Leute so weinen mögen, dauert mich, sprach er ruhig; wenn nur keiner herunter stürzt."

Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen widerriethen es ihm, er aber antwortete:

„Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren Entschluß abhöre."

Da er aber vor dem Gedränge nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebethe fortfahren möchten.

Durch die Stadt gieng und blickte er, wie ein Mann, der der Erfüllung eines angenehmen Wunsches entgegeneilt, der sich aber vor den Leuten zu laufen schämt.

Unter dem Thore betete er den 88. Psalm, den er jedoch auf seine Umstände abgeändert hatte.

Auf dem Rabensteine redete er noch mit dem Scharfrichter; fragte, ob er recht und ihm bequem säße, und als dieser mit ja antwortete: so betete er mit lauter und fester Stimme:

„Dir, o Gott, der du mich als Vater geheißet, durch Christum meiner Erlösung mich ver-

sicherk, und durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist!“

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten.

Größtentheils aus den
Ephemeriden der Menschheit.

Aus
Leonhard und Gertrud,
einem Buche für das Volk.

(Etwas abgeändert.)

Zieht den Hut ab, Kinder! und faltet die Hände! —— Es folgt ein Todbett —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drey Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, — sagte aber zu Rudi: such doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — mich friert. —

O Mutter! ich will gern izt gehen, sobald das Feuer im Ofen verlöscht seyn wird, sagte Rudi. —

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi — hast du auch noch Holz? Du kannst izt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht — du bist mir nicht zur Last — mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch das was du nöthig hast, geben. — Dich dürstet, dich hungert und friert! und klagst nicht! das geht mir ans Herz, Mutter!

Mut-

Mutter. Gräme dich nicht, Rudi — meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen — und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust. —

Rudi. O Mutter! o Mutter ich hab' ja nichts — und du trägst meinen Mangel — o Mutter, o Mutter!

Mutter. Rudi, wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf der Erde — und was man braucht, giebt der Vater im Himmel! Ich danke ihm, Rudi; Er stärket mich bei meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen.) Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht. —

Rudi. O mein Gott!

Mutter. Tröste dich, Rudi, ich gehe ins bessere Leben.

Rudi. (schluchzend.) O Gott!

Mutter. Tröste dich Rudi; du warst die Freude meiner Jugend, und izt bist du der Trost meines Alters; und nun dank ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schliessen; dann werde ich zu Gott kommen, und für dich beten; und Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohlgehn ewiglich — denk an mich, Rudi —

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Mutter. Aber izt noch eins, Rudi!

Rudi. Was doch, Mutter!

Mutter. Ich will dirs sagen, Rudi! ich muß dirs sagen: es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi. Was denn, o Mutter!

Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bett versteckte, und aus seinem Sack gebratene Erdäpfel aß — er gab auch

seinen Geschwistern; und auch die assens verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern lauf gerufen — ach! er hätte auch mir einen gebracht, wie ers tausendmal machte. — Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! — O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo er ist — bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter ans Bett. —)

Die Mutter setzt sich mühselig und zum letztenmale auf; kehrt sich gegen den Knaben; nimmt ihm die beiden Hände in ihre Arme; drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben — der Kleine weint laut —

„Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach stirb doch nicht, Großmutter!“ so sagte der Kleine — sie antworfete gebrochen:

„Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald.“

„Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht Großmutter!“ (sie muß sich wieder legen.)

Der Knab' und sein Vater zerflossen fast in Thränen; sie erholte sich aber bald wieder, und sagte: es ist mir schon wieder besser, da ich izt liege.

Rudeli. Du stirbst doch izt nicht mehr, Großmutter?

Mutter. Thue nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl seyn

wird — bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli. O wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach seyn wird, seine Hülfe und sein Trost seyn — Gelt, Rudeli, du willst ihm dann gern thun, was du kannst, und was ihm Freude macht? Er thut mir izt auch, was er kann — versprichs mir!

Rudeli. Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mutter. Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich izt bald kommen werde, sieht alles, was wir thun.

Rudeli. Ich weiß wohl, Großmutter.

Mutter. Warum hast du denn gestern hinter meinem Bett verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Ich wills nicht mehr thun, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter. Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rudeli. (schluchzend.) — j — j ja! Großmutter!

Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. (schluchzend.) — Dem, dem Mau — Maurer.

Mutter. Du mußt izt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter. Du mußt — daß du's ein andermal nicht mehr thust. Um Gotteswillen, mein

Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr. Gott verläßt niemand; er giebt allemal wieder. O Rudeli, wenn du schon nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf den lieben Gott,

Rudeli. O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen.

Mutter. Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (sie drückt ihn an ihr Herz, weint, und sagt dann weiter:) du mußt izt zum Maurer; sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sey mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm, ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr übriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmal einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte. Und eben da sie redte, klopft der Vogt am Fenster.

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten, und sagte: O Gott! Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brod und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi. Um Gotteswillen, es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, in der Erndte schneiden.

Mutter. Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die Kranke seufzet tief, redet bei sich selber, und sagt: seit unserm Handel, *) — Gott verzeihe ihm, dem armen geblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich

---

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit den Rudi um ein Stück Landes gebracht.

ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten! Es ist Gottes Hand, — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm.

Sie hörte izt den Vogt laut reden —

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände — sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. „O Vater, die Großmutter ist todt!“

Rudi. Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt. Ja es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die alte Hexe einmal todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder; und wie sie die Augen öfnete, fragte sie:

„War er zornig? Er will dir gewiß nicht warten?“

Und Rudi antwortete; „es ist nichts weniger, was du meinest; es ist etwas Gutes.“

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: „redst du die Wahrheit, Rudi? oder willst du mich nur sonst so trösten? Was ist es?“

Rudi. Der Junker hat mich zum Taglöhner im Kirchbau bestellt; ich habe des Tags 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

Mutter. Ists auch gewiß?

Rudi. Ja Mutter! ganz gewiß.

Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! daß du siehst deiner Kinder Brod. Mein Ende ist mir izt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sey bis an ihr Ende auch ihr guter Gott. Glaub nur, Rudi, ewig fest:

Je größre Noth,
Je näher Gott.

Rudi. Wie sollt ichs vergessen, Mutter? Ich will itzt gehen, und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter. Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Gehe itzt mit dem Kleinen zu Leonor. —

Rudi winkt dem Betli aus der Stube; sagt ihm: Betli, gieb auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas begegnet, so schicke Nendli mir nach. Ich bin bei dem Maurer.

Da nahm er den Kleinen an die Hand, und gieng mit ihm in die Hütte Leonors.

Er war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

„Was willst du Nachbar Rudi, warum weinst du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du verzeihst mir.

Der Rudeli hat schon etlichemal aus Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hats die Großmutter gemerkt, und er hats ihr bekannt, und schickt uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Gertrud! sie ist auf dem Todbett, und bittet dich, daß du uns verzeihest. O Gott wir können sie dir nicht wieder zurück geben; aber ich will euch gern dafür arbeiten; verzeih uns!

Gertrud. Schweig hievon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du niemand nichts mehr nehmen willst: (sie umarmt ihn) du hast eine brave Großmutter.

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott nicht mehr stehlen.

Gertrud. Mein Kind: thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's doch nimmer, Kind! auch wenn dich hungert nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, ich will dir gern etwas geben.

Rudi. Wills Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud. Ich habs gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi. Sag doch deinem Manne: ich wollte ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät seyn, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehn lassen wollte.

Gertrud. Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenns euch nur wohlgeht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist —

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in seinen Sack, und sagt ihm noch einmal: „o Lieber! nimm doch niemand nichts mehr;" und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, das er auf dem Ofen troknen und dann damit seiner Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baum; und von da giengen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

„Du weinst, Gertrud! wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?"

Gertrud. Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Kathri. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würd' es gern thun.

Kathri. Du bist gut, Gertrud! ich danke dir. Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? hat sie dirs verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter! schau, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürren Obstes.)

"Wie ich schlummere, sagte die Großmutter; hast du auch recht um Verzeihung gebeten?"

Rudeli. Ja Großmutter!

Kathri. Und es ist dir Ernst?

Rudeli. Gewiß, gewiß, Großmutter!

Kathri. Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen — Sie wendet sich hierauf zur Gertrud: ich muß eilen... Ich kann fast nicht mehr... wenn ich todt seyn werde.. Ger.. trud.. o gönne diesen Kindern — dann — diesen verlassenen Kindern, dann ... und wann auch ein gut Wort... sie sind so verlassen. Sie strekt die Hand aus, die Augen brechen — „Rudeli! folg ihr — Gertrud, darf ichs hoffen? . . ." Sie entschummerte, und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sey, und sagt' es Rudi — Wie er jezt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost . . . hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den lezten Wunsch, den die edle Mut-

ter geäuſſert, und den er in ſeinem Jammer nicht gehört hatte. —

Treuherzig nimmt er ihre Hand — o Gertrud! wie mich die Mutter reuet; wie ſie ſo gut war! daß ſie noch an das dachte — willſt du auch noch an ihre Bitte denken, Gertrud?

Gertrud. Ja, Rudi! ſo viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi. Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte ſich um, ſah gen Himmel — o Gott! laß mich die Bitte dieſer Frau nie vergeſſen, ſagte ſie ſtill bei ſich ſelbſt; nimmt den Rudeli und alle ſeine Geſchwiſter; küßt ſie mit warmen Thränen; beſorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte. —

Leonor und Gertrud waren jezt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: Wir wollen doch geſchwind unſere Lezgen *) wiederholen! Mutter, komm doch geſchwind, daß wir bald fertig ſeyn.

Gertrud. Warum ſo eifrig heute, ihr Lieben? Thut es noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrod — Gelt, Mutter, wir dürfen — du haſts uns geſtern verſprochen.

Mutter. Ich will gern ſehn, wie ihr die Lezgen brav könnet.

Kinder. Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig ſeyn werdet.

---

*) Das, was ein Kind zu lernen hat, heißt in der Schweiz ſeine Lezge; ſoll ſoviel heiſſen, als Lekzion.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod, und zwo Schälchen Milch — sie nahm den Rahm nicht ab davon, denn es war ein Festtag.

Und da die Kinder jezt aßen, nahm sie auch das Gritteli an ihre Brust.

Jezt, während dem Essen, ist es eine Herzensfreude der Kinder, sich zu erzählen, wem ein jedes sein Brod geben wolle — ich dem Rudeli, sagt das eine, ich dem Heinli, das andre, ich der armen Lise — ein drittes.

Keines ißt einen Mundvoll von seinem Brod, keines thut einen Brocken davon in seine Milch — sie aßen alle die Milch ohne Brod — jezt sind sie fertig. —

Noch liegt das Brod und das Messer neben der Mutter auf dem Tisch; und Niklas schleicht sich vom Tisch zu ihr hin: „Du giebst mir doch noch einen Mundvoll Brod, Mutter!“

Sie antwortet: „Du hast schon, Niklas!“

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich hab dir's nicht befohlen. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will's nicht essen. Aber du giebst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ei — warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinst, man müsse nur, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, erst dann an die Armen denken. — Man muß, wenn man recht brav seyn will, selber Hunger und Mangel leiden können, wo es Noth thut, dem Armen an die Hand zu gehen.

Niklas. Ja, Mutter! ists darum?

Mutter. Ja, Kind — aber giebst du es ihm jezt doch ganz?

Niklas. Ja, Mutter! gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entsezlich, und ich mag es wohl erleiden, bis um sechs Uhr, dann essen wir zur Nacht.

Mutter. Ja, Niklas — und ich denke, er hat dann auch nichts.

Niklas. Ja, weiß Gott! er hat dann gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Siehst du, Niklas, ob es nicht der Mühe werth sey, sich zu überwinden, und an seinem eigenen Mund etwas zu ersparen, damit man auch dann und wann dem Armen seine so große Noth und Elend leicht machen könne? — Thränen sind dem Niklas in den Augen.

Mutter. — Und du, Lise, giebst du deines auch ganz weg?

Lise Ja, gewiß, Mutter.

Mutter. — und du, Eve, giebst du auch deines so weg?

Eve. Ja, freilich, Mutter!

Mutter. — und du, Jones?

Jones. Das denk ich Mutter!

Mutter. — Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jezt auch anstellen? Es hat alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so recht meint, so kann man eine Sache doch ganz unrecht anstellen?

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihn rufen; ich wills nur nicht in Sack stecken, Mutter, daß ers geschwind hat. Laß mich doch jezt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niklas! — Du, Lise, wie willst du es machen?

Lise. Ich will es nicht so machen, wie Niklas. Ich winke den Beteli in eine Ecke, und verstecke das Brod unter mein Tuch, und geb's ihm, daß es niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Eve, wie willst du es machen?

Eve. Weiß ichs — wie ich den Heinli antreffen werde? Ich werd's ihm geben, wie's mir dann kommen wird.

Mutter. Und du, Jones, du kleiner Schelm! du lachst; du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jones. — Ins Maul steck ichs ihm, mein Brod, Mutter! wie du mirs machst, wenn du lustig bist. — Er muß mir die Augen zuthun, und das Maul auf — dann leg' ichs ihm zwischen die Zähne. — Er wird lachen, Mutter, gelt! er wird lachen.

Mutter. Das ist alles recht, Kinder! aber ich muß euch doch etwas sagen: ihr müßt das Brod den Kindern still und allein geben, daß es niemand sehe, und man nicht meine, ihr wollet nach Ruhm haschen; denn das würde gar unartig seyn.

Niklas. Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brod auch in Sack thun.

Mutter. Es versteht sich, Niklas!

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter! und sagt' es vorher — ich wollt' es so machen.

Mutter. Du bist immer die allerwitzigste, Lise; ich hab' nur vergessen, dich dafür zu rühmen — du thust also wohl, wenn du mich darum mahnst.

Lise erröthete und schwieg, — Da sagte die Mutter: „Ihr könnt jetzt gehen, Kinder!

Aber denkt an das, was ich euch sagte;“ da giengen die Kinder.

Niklas läuft und springt, was er vermag, die Straße hinunter zu des Rudelis Haus. Er trift ihn nicht auf der Gasse an, hustet, räuspert sich, ruft ihm — aber er kommt nicht ans Fenster.

Niklas sagt zu sich selber; was soll ich jetzt machen? Soll ich in die Stube? Aber ich solls ihm allein geben; ich will doch gehen, und ihm nur sagen, daß er heraus auf die Gasse komme.

Der Rudeli saß eben mit seinen Geschwistern neben dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter; und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die ihnen die Mutter in ihrem Leben erzeigt hätte — und der Vater und der Rudeli weinten ob dem letzten Kummer der guten Frau, wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge der Großmutter ihrem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, keinem Menschen mehr etwas zu stehlen. —

Niklas öffnet eben die Thüre, sieht die Gestorbene, erschrickt, und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sah, dachte, Leonor wollt' ihm etwas sagen lassen; läuft dem Knaben nach, und frägt ihn, was er wolle?

„Nichts, nichts,“ antwortete Niklas; „nur mich mit dem Rudeli lustig machen, hätte ich wollen — aber er betet jetzt —“

Rudi. Das macht nichts, er ist bald fertig, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt auf der Gasse; komm zu ihm in die Stube.

Niklas. Ich mag nicht, Rudi; laß ihn nur auf einen Augenblick hinunter.

Rudi. Ich mags wohl leiden.

Niklas gieng jetzt mit dem Rudi bis an die Stubenthür, und rief dem Rudeli: „komm doch einen Augenblick mit mir auf die Gasse.

Rudeli. Ich mag jetzt nicht. Man nimmt mir sie ja fort, dann komm ich nicht mehr zu ihr in meinem Leben.

Niklas. Nur einen Augenblick.

Rudi. Gehe doch einen Augenblick, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht zu ihm hinaus. Niklas steckt ihm das Brod in den Sack, und läuft fort.

Der Rudeli ruft ihm nach: „danke doch deinem Vater und deiner Mutter!“

Niklas kehrt sich um, und sagt: „schweig doch; es muß es niemand wissen;“ und läuft wie ein Pfeil um die Hausecke herum.

Lise gieng indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu des Marxen Beteli — er stand eben am Fenster.

Lise winkt ihm, und er schleicht still aus der Stube zu ihr hinunter. —

Lise. Du, ich hab dir da Brod.

Beteli (streckt zitternd die Hand darnach.) Du bist gut, Lise! es hungert mich — aber warum bringst du mir jetzt Brod?

Lise. Weil du mir lieb bist, Beteli! wir haben jetzt genug Brod; mein Vater muß die Kirche bauen.

Beteli. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Beteli. Das ist gleichviel, wenn's nur Brod giebt.

Lise. Habt ihr grossen Hunger leiden müssen?

Beteli. Ach! wenns nur jetzt besser wird.

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Beteli. Ich darfs nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Beteli. Wenns der Vater vernähm, es würde mir —

Lise. Ich würd es ihm dann grad sagen; du Närrli!

Beteli nimmt ein Stück ungekochte rohe Rüben aus dem Sack, und sagt: " sieh da, Lise! „

Lise. Herr Jesus! sonst nichts?

Beteli. Nein, weiß Gott! jezt schon zwei Tage.

Lise. Und du darfst das niemand sagen, und von niemand nichts heischen?

Beteli. Ach Gott! wenn er wüßte, was ich dir jezt gesagt, wie würd's mir gehen!

Lise. Aber warum sollst du es denn nicht sagen?

Beteli. Weil das so aussehen würde, als wenn wir betteln wollten; und das sollen wir nicht.

Lise. Nun, so iß doch das Brod, eh du wieder hinein mußt.

Beteli. Ja, ich muß bald gehn, sonst fehlts—

Er ißt das Brod, und eben öfnet der Marx die Thür.

Beteli schluckt erschrocken den ungekäuten Bissen hinunter, und die Lise läuft geschwind davon.

Eve trift den Heinli unter seiner Hausthüre an, und sagt ihm: willst du Brod?

Heinli. Ja, wenn du hast.

Eve giebt's ihm, er dankt, und Eve geht wieder fort. Der Jones aber schleicht um Michels Haus herum, bis das Bäbeli ihn sieht,

und herab kommt. „Was machst du da, Jones?„ sagt Bäbeli!

Jones. Ich möchte etwas Lustiges machen, Bäbeli?

Bäbeli. Ich will mit dir etwas Lustiges machen.

Jones. Wenn du thust, was ich will, so geht es gewiß lustig.

Bäbeli. Was denn?

Jones. Thu's Maul auf, und die Augen zu!

Bäbeli. Ja, du thust mir etwas wüstes ins Maul.

Jones. Nein, das thu ich nicht, Bäbeli, gewiß nicht!

Bäbeli. Ja, aber wenn du ein Schelm bist! — Es thut die Augen ganz zu; flugs schiebt ihm Jones das Brod in den Mund, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brod aus dem Mund und sagt: das war lustig — sitzt nieder und ißt's.

Nun waren Leonors Kinder alle wieder heim.

Sie erzählten Vater und Mutter, wie es ihnen gegangen wäre, und waren sehr munter; Lise allein erzählte wenig, und war nicht munter.

Und nun betete Gertrud mit ihren Kindern; gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruh. —

Gertrud und Leonor lasen noch eine Stunde in der Bibel und im Gebethbuche — und es war ihnen wohl am Abende des heiligen Fests.

Lied einer Schnitterin.

Laß dich schneiden, laß dich schneiden,
Ernte, reif und warm:
Sieh, ein Mädchen voller Freuden,
Sammlet dich in Arm!

Daß sich Fleiß und Arbeit nähre,
Reift dich Sonnenstrahl;
Falle, falle, goldne Aehre!
Alles fällt einmal.

Abends bindt man dich in Garben,
Führt dich jauchzend heim:
Menschen kamen auch und starben;
Alles kehret heim.

Einst auch soll ich Schnittermädchen
So dahin, dahin —
Und es regt sich wohl kein Blätchen
Daß ich nicht mehr bin.

Aber Frühlingsodem wehet
Ueber Grab und Flur,
Und aus todter Hülle gehet
Schönere Natur.

Falle, falle, goldne Aehre;
Reif vom Sonnenstrahl;
Trink zur Letzte diese Zähre,
Unter Sang im Thal!

Aus dem Helvetischen
Kalender.

Zezilie und Scharlotte.

Ein Gespräch.

(Zezilie 16, Scharlotte 14 Jahr alt.)

Zezilie.

Ach willkommen, Scharlotte! Einen bessern Einfall konntest du unmöglich haben, als den, heut zu mir zu kommen.

Scharlotte. Das dacht' ich auch, und deswegen kam ich. Wie gehts dir, liebe Zezilie?

Zezilie. Siehst ja, wie gesund ich bin; und von innen gewiß nicht weniger, als von aussen. Laß uns nur gleich in den Garten gehen. Es ist so recht ein Nachmittag, ihn da zu geniessen.

Scharlotte. Das ist schon meine Sache. Komm nur! Aber was legtest du da so schnell bei Seite? Darf ichs nicht sehen?

Zezilie. Hm!

Scharlotte. Nun, ich will nicht weiter fragen.

Zezilie. Aber bin ich nicht albern? Du bist's ja! Hör', es soll eine kleine Geburtstagsfreude für die L. werden. Sie liebte meine Stickereien.

Scharlotte. O laß doch sehen! — Schon so weit fertig?

Zezilie. Ja, es sind auch nur noch 3 Wochen hin, und sie wohnt 20 Meilen von hier.

Scharlotte. Ach, daß es doch so weit ist! —

Zezilie. Und wir keine Reise zu ihr machen können! — Aber komm in den Garten.

(Sie umfassen sich, und gehen umschlungen zum Garten).

Scharlotte. Sag, liebe Zezilie, wie bist du seit ein Paar Jahren so ganz verändert? Vor zwei Jahren, eh ich von hier reiste, warst du oft so trübe, so finster, und wenn du auch froh in eine Gesellschaft kamst, giengst du doch die meiste Zeit misvergnügt wieder weg; und nun, seit ich wieder hier bin, so oft ich dich sehe, seh ich dich heiter. —

Zezilie. — Ach, Scharlotte, wie froh bin ich, daß du mich verändert findest! Ich war damals unglücklich, sehr unglücklich — und die theure beste L —, die ich so wenig zur Aufseherin verdiente, war mit mir unglücklich; denn herzlicher kann man von keiner Mutter geliebt werden, als ichs von ihr war. Sie hats ganz gehalten, was sie meiner sterbenden Mutter versprach: sie wolle an mir-Mutterliebe beweisen. —

Scharlotte. Ich kenne die Trefliche. — Aber erzähl mir, was dich unglücklich machte.

Zezilie. Ja ich erzähle dir, und dir allein — die Geschichte eines Morgens, der mir unvergeßlich bleiben wird. Den 16ten Junius, wenn ihr Geburtstag wieder kommt, wirds zwei Jahr. Es war einer der schönsten Morgen, die ich je gesehn. Ich wachte früh auf; denn eine recht warme Freude läßt nicht lange schlafen. Der L — Kammer war zu: ich denk also, sie schläft noch: kleide mich geschwind ein wenig an, nehme meinen Korb, den ein liebes Mädgen mir geflochten, (sie drückt Scharlotten die Hand) und laufe damit nach dem Garten, mir Rosen zu ho-

len, die ich auf der L — Betke streuen will. Ich laufe hier so die Kirschenallee herunter, nach den zerstreuten Rosenbüschen, die um den Ulmbaum stehen; wie ich aber an den Ausgang der Allee komme, so sehe ich die L — kniend auf dem Rasen. — Ich will sachte wieder zurück schleichen, aber sie hört mein Geräusch, steht auf, wird mich gewahr, und ruft mich zurück.

„Komm, Liebe, du sollst nicht weggehen; es ist heut so ein Morgen für uns.„

Ich sah, daß sie Thränen in den Augen hatte; aber es waren nicht solche Thränen, wie sie sie für Entzücken weinen konnte. — Bei aller Freundlichkeit, mit der sie mich rief, sah ich Kummer in ihrem Gesicht. —

Sie faßte mich sanft bei der Hand, und schlug ihren Arm um meinen Nacken: und so giengen wir die Allee ein Paarmal auf und ab, ohne daß sie ein Wort redete, und ohne, daß ichs wagte, den Mund aufzuthun.

Dann zog sie mich näher an sich, und sah mir ins Gesicht: „Ich habe dir etwas zu sagen, meine Liebe;“ ich horchte schon. „Etwas das dir weh thun wird.“ Mir ward bang. „Du bist stolz — Ich zitterte.

Ich konnte mich einer peinlichen Bangigkeit nie erwehren, wenn sie so redete; immer wars dann, als spräche mein Gewissen laut durch ihren Mund.

„Hattest du gestern Mittag bei Tisch auf dich Acht, was da in dir vorgieng? Als du so große Begierde hattest, die Geschichte der Familie J — zu erzählen, und keiner auf dich hören wollte, so oft du anfingst, und jeder auf die verständigere Wilhelmine hörte, und sich über ihre schöne natürliche Art zu erzählen freute; hattest du da nicht Acht, was in dir vorgieng?“

„Da wurdest roth, zitterest, und ich sah Thränen in deinen Augen, die du verbergen wolltest: was war das, Liebe?„

Ich seufzte tief, und schlug die Augen nieder. —

„Gestern Nachmittag, als du deine Zeichnung brachtest, und man sie blos besah, und sie dir ohne Lob wieder zurück gab, wie du da blaß wurdest, und sichtbarer Verdruß dein Gesicht entstelte, — was war das?“ —

„Den Abend als du spielest, und die liebe Wilhelmine sang — du spielest erbärmlich. Wilhelmine konnte nicht mit dir auskommen, und fragte dich so sanft: ob du lieber aufhören wolltest? erinnre dich, welch Gesicht du ihr machtest, ihr, die du sonst so lieb hast — sage mir, Liebe, was war das?“

„Endlich, als man Wilhelminen zu spielen bat, und dein Vater dir winkte, du mögtest singen — wie sich da dein Gesicht versinsterte, wie unleidlich du sangst — sage mir, Liebe, was war das?“

Nun zerfloß ich in Thränen, und schluchzte laut: denn ihre Rede hatte mich bis in das Innerste getroffen.

— „Ach es war — Stolz:“ — sagt' ich mit zitternder Stimme: — nie hat mich etwas tiefer gedemüthigt; als dies Bekenntniß.

Wir waren unvermerkt an die Ulme gekommen, und standen hier an Rasensitz. —

— Sie sah, was in mir vorgieng; drückte mich mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an sich, und ihre Thränen flossen auf mein Gesicht herab. Sie schwieg — und sah zum Himmel.

Ich fühlte, was dies Aufsehen bedeute; sank auf den Rasen, sie neben mir; und nie, nie vergeß ich dieses Gebeths. —

Als wir weiter gehen wollten, sagt' ich ihr, indem ich mich an sie schloß: „heut sollen Sie die letzten Thränen über mich geweint haben.“—

Sie drückte mir die Hand: „grössere Geburtstagsfreude könntest du mir nicht machen, als du mir durch diesen Vorsatz machst. Gott segne dich zur Ausführung.“—

Nun ward sie heiter, und ich mit ihr: sie sprach mit mir von der Schönheit des Morgens; mir wars leicht und wohl — mein Herz war aufgethan, und fähig, seines ganzen Segens zu geniessen.

Sie sprach vom Frieden mit uns selbst, und ihre Worte drangen tief ein. Ich fühlte damals zuerst, was es heißt, Frieden mit sich selbst haben. Wir giengen unter dem traulichsten Gespräch hinauf.

Mein Vater hatte ein kleines Fest veranstaltet, und wir feierten einen der schönsten Tage. Von diesem Tag bestrebt ich mich der strengsten Aufmerksamkeit auf mich selbst; und seitdem sie mich so von dem traurigen Stolze geheilt, bin ich ungestört froh gewesen; denn itzt beleidigt mich nicht leicht etwas. O die gute L — was bin ich ihr schuldig!

Scharlotte. Dank, Dank, liebste Zezilie, für deine Erzählung! Sollst sehen, auch ich will mich der Aufmerksamkeit auf mich selbst bestreben; auch ich will froh und glücklich werden wie du's bist. Karoline Rudolphi.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth
gemacht,

Floh einstens nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen;
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

„Ach, fing der Reitknecht an:
Werd ich denn auch in Himmel kommen)
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer, ich unwürdiger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekriegt.
In sieben Schlachten stets gesiegt,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an,
Und sprach: „warum habt ihr denn alles dies gethan?

„Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren;
Und was ich bin, ein Held zu seyn.“

O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergiessen?
Ich bitt' euch, laßt's euch nicht verdriessen,
Ich sag' es euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als ihr gethan.

Gellert.

Betrachtung über einen Vogel.

Ich beobachtete neulich aus meinem Gartenhause ein Vögelchen, das sich, innigst vergnügt, auf den Rand eines Blumentopfs unter einem blühenden wohlriechenden Pomeranzenbaum niedersetzte.

Unwissend, daß es in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ es sich allen den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit, und die wirksame Kraft der schönen Natur in allen empfindsamen Wesen erwecken.

Es sonnte seine Flügel in den erquickenden Stralen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einer Seite des Randes auf die andere, und ergötzte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Triebsande hakte, und entweder einer seiner Gespielen, oder seiner Kinder oder vielleicht gar seine Gattin seyn mogte.

Nach ungefähr fünf Minuten flog es aus diesem engen Bezirke eines kleinen Gartens wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigentlichen Bestimmung, um unter unzähligen Freuden sein schuldloses Leben fortzusetzen.

Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Walfahrt der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur, als die Ewigkeit vor.

Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wann sich unsre Seele

durch einen raschen Flug in die höhern und unermeßlichen Sphären der Ewigkeit erheben wird.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

Gespräch

zwischen Vater und Sohn.

Sohn.

Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum ein halbes Jahr, da Sie mir sagten, wir hätten heute das Aequinoktium. *) Der längste und kürzeste Tag kommen doch jährlich nur einmal.

Vater. Wunderlicher Knabe! Eben davon kommt's, daß Tag und Nacht jährlich zweimal gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmal und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmal, und also jährlich zweimal erfolgen.

Sohn. Bin ich nicht albern gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte, so hätten wir auch nur einmal Nachtgleiche.

Vater. Laß dir deine unbedachtsame Frage nicht leid seyn; du kannst etwas sehr Nützliches dabei lernen.

Sohn. Was denn?

Vater. Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern, das Unglück hingegen als die kurzern

*) Die Zeit im Jahre, da Tag und Nacht einander völlig gleich sind, indem der eine wie die andere grade nur 12 Stunden dauert.

traurigen Tage ansehen; die Zeit aber, die ohne groß Glück und Unglück, d. i. die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinfließt, als Aequinoktialtage betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene, wie zwei zu eins, verhalten. Grund genug zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

An die Sonne.

An einem Erntemorgen.

Kömmst du zurück in purpurnem Gewande,
Du große Himmelskönigin?
Wir sahen dich von uns nach fernem Lande
Zu segnen, zu beglücken ziehn,
Wir sah'n dir nach und flehten lauf: Komm wieder,
Laß uns dein Antlitz wieder sehn!
Du segnetest die fernen Menschenbrüder,
Und kamst zurück auf unser Flehn.

Hab tausend Dank, du Edel, Große, Milde,
Daß du so treu, so segnend bist;
Daß du in deinem schönen Himmelsbilde
Ein Abbild ächter Liebe giebst!

Ha! immer strahlender von reichem Segen
Und herrlicher wird dein Gesicht;
Das Schnittervolk zieht singend dir entgegen
Und jauchzt ob deinem neuen Licht.

Und hebt den Arm und scheut nicht Schweiß und Mühen;
Gesegnet sey denn Müh und Schweiß,

Gesegnet sey, wann ihre Stirnen glühen,
Ihr wackrer, unverzagter Fleiß!

O du in deiner lichten Halle droben,
Beglänze sie mit deinem Mutterblick;
Laß sie ihn fühlen, und dich fröhlich loben,
Und schmecken ihres Fleisses Glück!

Doch, liebe Sonne, wann dein Feuerwagen
Zur Mittagsstunde näher fährt,
Und, ach! die Muthigen verschmachten, zagen,
Wann ihre Kräfte sind verzehrt:

Dann hüll' in einen milden Wolkenschleier
Dein hohes strahlendes Gesicht.
Ach! sie ertragen dein allmächtig Feuer,
Die Hoheit deines Glanzes nicht!

Sey minder groß, da es die Armen wagen,
Wenn sie auf ihren Garben ruhn,
Ihr Auge dankend zu dir aufzuschlagen,
Und stärken sich zu neuem Thun.

Und ziehn sie heim im stillen Abendschatten,
Dann, Holde, lächle noch einmal,
Und lohne du die guten, arbeitmatten
Mit einem frauten Abschiedsstrahl.

Karoline Rudolphi.

Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeiten dieser Welt.

Jeannot und Colin lernten beide zu gleicher Zeit lesen bei dem Schulmeister des Dorfs.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Daseyn einem braven Ackersmanne.

Diese beiden Knaben liebten sich sehr, und nur dann sahe man sie recht vergnügt, wenn sie beisammen waren; mußten sie sich aber trennen, so war's ihnen beiden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beinahe verflossen, als der Schneider dem Jeannot ein Kleid von Sammet mit einer goldgestickten Weste und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte, der zur Ueberschrift hatte: an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersüchtig darüber; aber Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverständige! alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapost mit einem zweiten Briefe an den jungen Herrn Marki von Jeannotiere an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihm seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Du wirst nicht wissen, lieber junger Leser, woher diese plötzliche Veränderung gekommen sey. Höre also an:

Jeannot, der Vater, hatte durch allerlei Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Er kaufte sich bald darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn dann den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotiere.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöhten Freund noch eben so zärtlich, als zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Marki von Jeannotiere wollte nun seinem Sohne eine glänzende Erziehung geben: aber seine Frau Gemahlin wollte nicht zulassen, daß er Latein lernte; denn, sagte sie, es werden ja nur französische Opern und Komödien gespielt.

Man wollte ihn die Erdbeschreibung lehren: aber die Frau Markisinn sprach: wozu das? Die Postillions werden den Weg nach seinen Gütern wohl ohne ihn zu finden wissen.

Man redete davon, daß er die Geschichte lernen müßte. Possen! antwortete die Frau Markisinn; wenn er nur weiß, was sich an jedem Tage in Paris zuträgt: was braucht er sich um die vergangenen Zeiten und um andere Länder zu bekümmern?

Aber ein wenig Arithmetik, meinte der Herr Marki, könnte dem jungen Herrn doch wohl nicht schaden!

Gehen Sie! antwortete die Frau Markisinn; wozu wird er denn einen Homme d' Affaires *)

*) Ein Mann, der seines Herrn Hauswesen besorgen und Rechnung darüber führen muß.

halten, wenn er seine Ausgaben und Einnahmen selbst berechnen soll?

Nachdem man auf diese Weise alle andere Wissenschaften durchgegangen war: so ward endlich beschlossen: der junge Marki sollte — tanzen lernen.

Da sich nun also das junge Herrchen mit nichts, als mit seinem Putze zu beschäftigen hatte: so war es sehr natürlich, daß der Müssiggang ihn bald in Ausschweifungen und Laster stürzte.

Er verschwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nichts als Ueberdruß, Eckel und Reue zurückliessen, indeß seine unverständigen Eltern eben so viel darauf gehen liessen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Wittwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere sich selbst zuzueignen, und in dieser Absicht den jungen Marki zu heurathen.

Der Marki und die Markisinn, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beiden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon nahm der junge Marki die Glückwünschungen bei seiner künftigen Gemahlin an: als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz ausser Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie sich wohl nicht haben träumen lassen. Die

Gerichtsbedienten leeren das Haus ihres Herrn Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeiten, und man spricht sogar vom Gefängniß. Ich für mein Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und setzen Sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bedienten waren schon davon gelaufen, und hatten, so viel sie konnten, mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beistand, ohne Trost, weinend über ihre vorige Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird ihnen mit ihrem Vermögen beispringen. Ich eile sie herzuführen.

Er gieng; aber wie erstaunt er, da die falsche Geliebte ihn folgendermaßen empfieng:

„Wie, Herr Marki, sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht, seine Mutter so im Stiche zu lassen? Geschwind kehren Sie wieder zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr immer noch recht gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen andern vorziehen werde."

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickt' er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die wärmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfiengen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, ließen ihn aber leer wieder von sich gehn.

Einige Zeit nachher schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Markis war jetzt der kläglichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollt' er anfangen?

Indes er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten schwerbepackten Reisewagen, mit ledernen Vorhängen, langsam herbeirollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger und grob gekleideter Mann, mit einem runden frischen Gesichte, aus welchem Gefälligkeit und Freude strahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug gieng langsam genug, um dem reisenden Manne Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

„Himmel!" rief er plötzlich aus, „was seh ich? Ist das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er ists, er ists!"

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen Saz aus dem Wagen, und hieng seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehn.

Jezt erkannte er ihn; es war — Colin Thränen der Reue und der Scham benezten sein Gesicht; er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Du bist mir untreu worden, sagte Colin; aber sey du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jean-

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle drei gehen jezt zu Fuß voran; das Gepäcke folget ihnen nach.

Wem gehört denn alle die Bagage, fragte Jeannot? Ist sie die Ihrige?

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer großen Schmelzhütte.“

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheirathet; wir arbeiten viel und Gott segnet uns. Wir haben unsre Art zu leben nicht geändert, sind glücklich, und wollen gern unserm Freunde Jeannot helfen.“

„Aber du mußt nicht mehr Marki seyn; hörst du? Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.“

„Du sollst mit mir nach unserm Vaterlande ziehen; da will ich dich mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.“

Jeannot war ausser sich; er fühlte eins ums andere Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Schaam; und sagte zu sich selbst:

„Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kömmt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!“

Colin merkte, daß das Schikſal des Vaters ſeinem Freunde auf dem Herzen lag, und ſagte daher:

„Für deine Mutter ſoll gleich geſorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrift, ſo verſtehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheiſchig, ihn aus ſeinem Gefängniſſe zu befreien.“

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen ſeiner Gläubiger zu erlöſen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebſt ſeinen Eltern, in ihr gemeinſchaftliches Vaterland: ihre Titel lieſſen ſie zurück, und fingen an ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heirathete Colins Schweſter, die von eben ſo zufriedener Gemüthsart war, und eben ſo einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte ſie alſo ihren Gatten glücklich machen.

Eltern und Sohn waren nunmehr überzeugt, daß das Glück der Menſchen nicht in Eitelkeit, ſondern in einem mäßigen, arbeitſamen und tugendhaften Leben beſtehe.

Wohl dem jungen Menſchen, der dies frühzeitig aus ihrem Beyſpiele lernt!

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire.

Ueber die Sparſamkeit der Natur.

Auf daß nichts umkomme. Ohnfehlbar iſt dieſer Grundſaz eine von den unzählbaren Abſichten geweſen, die der Schöpfer bei der Einrichtung der Welt vor Augen hatte.

In tauſend Fällen offenbaret ſich die Sparſamkeit der Natur. Es iſt nichts ſo geringe,

nichts so abgenutzt, was in dem großen Reiche Gottes nicht noch zu irgend etwas gut wäre.

Ich ward an einen von Tannenholze verfertigten und schon etliche Jahre gebrauchten Nelkenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordene Oberfläche an vielen Orten, bis auf das durchscheinende frischere Holz, benagt war.

Indem ich über die Ursache dieser Wirkung nachsann, sah ich eine Wespe, die um den Stock herumflatterte.

Ich wollte sie fortscheuchen; aber alsobald fiel mir ein, daß einst Reaumur *) den Wespen an den Fensterrahmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von diesem mürben Holzspänchen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten.

Ich ließ sie also gänzlich ungestört, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusezen.

In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr als einem Orte verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese saubern Spänchen in ihrem Munde gesammelt, flog sie davon.

Die graue, löschpapierartige Hülle also, womit diese Insekten, auch grössere Hornissen, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist alles von solchem, dem Moder nahen Holze verfertiget, das sie mit einem klebrigten Safte, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als der Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen.

Nachdem die Farbe des Holzes, oder der Baumrinde beschaffen ist, nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissennester gesehen, die von hell, und dunkelbraunen Baste

*) Ein Mann, der die Natur fleißig beobachtete.

mit wellenförmiger Schaffirung so artig gebauet waren, daß es jeden Zuschauer in Verwunderung sezte.

Was also der Mensch nicht mehr nutzen kann, das braucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen Gottes zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen — auf daß nichts umkomme.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

Die muthige Freundschaft.

Zwei Reisende, der Eine ein Spanier, der Andre ein Franzose, hatten beide das Unglück gehabt, in die Sklaverei zu Algier zu gerathen. Der Erste hieß Antonio, Roger der Andere.

Zufälliger Weise wurden beide zu einerlei Arbeiten gebraucht.

Freundschaft ist eine gute Trösterin der Unglücklichen. Antonio und Roger waren durch die engsten Bande derselben verknüpft, und genossen in der traurigsten Lage ihrer ganzen Süßigkeit.

Sie klagten sich einander ihre Noth, und trösteten sich wechselsweise. Sie unterhielten sich während der Arbeit von ihren beiderseitigen Familien, von ihrem Vaterlande, und von der Freude, die sie empfinden würden, wenn sie jemals das Glück haben sollten, wieder frei zu werden.

Dann weinte jeder seinen Schmerz über ihr gegenwärtiges Elend an des Andern Busen aus, und die Erleichterung, die sie darnach fühlten, machte sie stark genug, ihre Ketten und die müh-

seligen Arbeiten, die man ihnen auferlegte, mit Geduld zu ertragen.

Sie arbeiteten aber an der Anlegung eines Weges, der durch felsichtes Gebürge geführt werden sollte.

Eines Tages hielt der Spanier in seiner Arbeit ein; ließ seine ermatteten Arme sinken, und warf einen aufmerksamen Blick nach dem Meere hin.

Plötzlich fiel er seinem Freunde um den Hals und rief mit Entzücken aus: "siehst du, Lieber, dort am fernen Horizonte ein Schif erscheinen? „

Roger sahe hin, nahm das Schif in der Ferne wahr, konnte aber noch nicht begreifen, warum sein Freund darüber so ausser sich vor Freuden war. Er fragte ihn also darum, und Antonio antwortete:

Dieses Schif ist hoffentlich ein kristliches. Nach seinem Laufe zu schliessen, wird es nahe bei dieser Küste vorbeisegeln, und aller Wahrscheinlichkeit nach, hier nicht vor Anker gehn.

Roger. Nun?

Antonio. Wenn es nun dieser Küste gegenüber seyn wird: so stürtzen wir uns von dieser Felsenspitze hinab ins Meer, schwimmen nach dem Schiffe hin, und dann, du Theurer, dann hat unser Elend ein Ende! Wir werden frei seyn, und in Kurzem unser Vaterland, unsre Eltern, unsre Freunde wiedersehen. —

Hier stürtzte er sich seinem Freunde abermals in die Arme, und benetzte mit Freudenthränen seine Wangen.

Aber Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Er sagte nur:

„Wenn du dich retten kannst, mein Lieber, so werde ich mein eigenes Elend künftig ruhiger ertragen!„

Antonio. Wie meinst du das, Roger?

Roger. Ich selbst werde dich nicht begleiten können; werde allein zurückbleiben müssen.

Antonio. Ich verstehe dich nicht.

Roger. Wie könnt ich mit dir hinabspringen, da ich niemals zu schwimmen gelernt habe?

Antonio. So hab' ichs gelernt! An meinem Gürtel sollst du dich halten. Die allgewaltige Freundschaft wird meine Nerven stärken; ich werde dich und mich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten im Stande seyn.

Roger. Das wirst du nicht. Unmöglich kann ich zugeben, daß du dich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussezest.

Antonio. Gesezt nun auch, ich unterläge der Größe unserer kühnen Unternehmung: ists dann nicht besser, wir sterben beide in einem Augenblicke, als daß der Eine im Elende zurückbleibt, und daß dem Andern durch die stäte Erinnerung daran sein ganzes Leben verbittert werde. — Aber wozu diese ängstlichen Besorgnisse? Unsere Freundschaft wird, wie gesagt, mich stärken, wird mich fähig machen, mit meinen wohlgeübten Kräften Wunder zu thun. Aber ich merke, daß unsere Henker uns beobachten; wir müssen uns trennen, Lieber; adieu! wenn das Schiff nahe genug ist, bin ich wieder bei dir.

Mit diesen Worten verließ er ihn.

Sein Freund fühlte die heftigsten Gemüthsbewegungen. Liebe zur Freiheit, und sehnsuchtsvolles Verlangen, seine Eltern wieder zu sehen, riethen ihm, das großmüthige Anerbieten seines Freundes anzunehmen. Aber der Gedanke an

die gedoppelte Lebensgefahr, die derselbe zu seiner Rettung übernehmen müßte, machte ihn schaudern.

„Nein, nein, sagt' er endlich zu sich selbst, — und wäre deine Drangsal noch einmal so groß, als sie wirklich ist, und wäre auch alle Hofnung, aus diesen Ketten erlöset zu werden, auf immer verschwunden: so sollst du doch nicht zugeben, daß dein Freund um deinetwillen sein edles Leben wage.“

“Antonio werde glücklich, wie er es zu seyn verdient. Ich will bleiben, will leiden bis der Tod meinem unglücklichen Leben ein Ende machen wird. „

So Roger. Indes durchschnit das herannahende Schif mit günstigem Winde die Wellen, und nach einigen Stunden war es dem Orte, wo die beiden Freunde ihre Sklavenarbeit verrichteten, meist gegen über.

Antonio bemerkte es; zum Glück hatten seine harten Aufseher sich etwas entfernt; er nützte diesen Augenblick, flog zu seinem Freunde und sprach:

“Jezt, lieber Roger, ist es Zeit! deine Hand und dann auf immer fort von dieser verhaßten Küste!

Roger. Nein, mein Freund; nie werde ich mich entschliessen, in dein großmüthiges Anerbieten zu willigen. Auf, Bester, rette dich allein, und erinnere dich in glücklichen Stunden an unsere Freundschaft!

Mit diesen Worten fiel er dem Antonio in die Arme, und vergoß einen Strom von Thränen.

Antonio. Du weinst, Roger? Nicht Thränen, Muth und geschwinde Entschliessung haben wir nöthig. Widersezе dich nicht länger.

Noch ein Paar Minuten, und wir sind auf immer verloren. Wähle, Freund: entweder laß dich von mir führen, oder ich stürze mich vor deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Kluft hinab, um meinem Leben ein Ende zu machen.

Roger wirft sich ihm zu Füßen; will noch einmal ihm Vorstellungen machen; aber Antonio blickt zärtlich auf ihn nieder, hebt ihn auf, umschlingt ihn mit seinem Arm, erreicht in vollem Laufe den Gipfel des Berges, und stürzt sich gefrost mit ihm hinab in die schäumenden Wogen.

Beide gehen zu Grunde, bald aber erscheint der Spanier wieder auf der Oberfläche, und mit ihm sein Freund, den er im Herabspringen beschworen hatte, sich fest an seinem Gürtel zu halten.

Antonio raft alle seine Kräfte zusammen, und arbeitet mit unglaublicher Anstrengung dem Schiffe entgegen.

Zum Glück bemerkt man den Vorfall auf dem Schiffe, doch ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe.

Aber auch den Aufsehern der beiden Entronnenen bleibt ihre Flucht nicht verborgen. Sie springen plötzlich in ein Boot um die Flüchtlinge wieder einzuholen.

Antonio bemerkt die Gefahr, und verdoppelt sein Bestreben, den Nacheilenden zu entgehen. Auch Roger hat sich um gesehen, und da er an der Möglichkeit den Nacheilenden zu entrinnen verzweifelt; so ruft er seinem Freunde zu: "Rette dich lieber; ich erschwere dir deine Arbeit!"

Mit diesen Worten läßt er den Gürtel fahren, und sinkt hinab in den Abgrund des Meers. Antonio ihm nach, ergreift ihn, da er eben

den Geist aufgeben will, und beide bleiben eine Zeitlang unsichtbar.

Das nacheilende Boot hält an, ungewiß, wo die beiden Schwimmer geblieben sind.

Unterdeß hatte man auch von dem Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint der Spanier wieder mit seiner geliebten Beute auf den Wellen, und diejenigen, welche zu seiner Rettung abgesandt waren, eilen um desto mehr, sie zu erreichen.

Aber nun sind Antonio's Kräfte ganz erschöpft. Er hört, daß man aus dem Boote ihm zuruft, faßt noch einmal Muth, kämpft, ermattet von neuem, und ist so eben im Begrif zu versinken, als das Boot herbeischwankt, und ein hilfreicher Arm seinen und seines Freundes Untergang verhindert.

Man zieht beide über Bord — Roger als einen schon Verschiedenen, Antonio als einen, der so eben verscheiden will, und in dem nur noch so viel Leben ist, daß er ausrufen kann: helft meinem Freunde, ich sterbe!

Mit diesen Worten fiel er ohnmächtig nieder.

Man sucht beiden zu helfen. Roger kehrt zuerst ins Leben zurück; aber wie groß war sein Schrecken, da er den, der ihm das Leben erhalten hatte, erblaßt zu seinen Füßen liegen sah!

Er stürzt sich auf den erstarrten Leib des Geliebten, und erfüllt die Luft mit seinen Wehklagen.

Der gütige Himmel erbarmte sich seines Jammers, und neue Lebenskraft fing an, sich in dem erblaßten Körper des Edlen zu regen, der mit seiner Großmuth sich hingeopfert hatte für seinen Freund.

Antonio that einen Seufzer, und Roger erhob ein lautes Freudengeschrei.

Man verdoppelte seine Bemühung mit Reiben und Erwärmen, bis der Erstarrte endlich wieder seine Augen öfnete.

Seine Blicke suchten Roger; sie fanden ihn, und dieser erfreuliche Anblick vollendete seine Wiederkehr ins Leben.

Beide hielten einander fest umschlungen, und benetzten Einer des Andern Angesicht mit süßen Freudenthränen.

So langten sie bei dem Schiffe an. Ihre tugendhafte Freundschaft flößte den härtesten Matrosen Ehrfurcht ein. Man beeiferte sich um die Wette, ihnen zu dienen; und in kurzer Zeit waren beide völlig wiederhergestellt.

Beide kamen nach einer glücklichen Fahrt gesund und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an, der Spanier zu Kadix, der Franzose zu Bourdeaux.

Ihre Trennung war die schmerzlichste, aber verminderte im geringsten nicht ihre gegenseitige Zärtlichkeit.

Sie blieben die treusten, innigsten Freunde bis in den Tod, und ersetzten, so lange sie lebten, das Vergnügen eines persönlichen Umganges, durch einen liebevollen herzlichen Briefwechsel.

Nach dem Französischen des Herrn d' Arnaud.

Betrachtung bei einem Bache.

Murmelnder Bach! deine unzählige Krümmungen sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen.

Woher kommts doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? — Der erste kleine Anstoß gab dir ohne Zweifel eine unmerkliche scharfe Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß, und beförderte endlich das unaufhörliche Zikzak, das du in deinem Wege bildest.

Hüte dich, murmelst du mir also gleichsam zu, vor der ersten auch nur geringen Abweichung von dem graden Wege der Tugend.

Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche können gebracht werden.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

Henriette.

Eine Kindergeschichte.

Henriette war ein kleines Mädchen von 8 Jahren, weder vorzüglich schön, noch von reichen Eltern geboren, aber von sehr zufriedenem und fröhlichen Geiste, und von sehr gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, sah das gute Mädchen als sein Eigenthum an; aber keine Freude war ihm schmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Gütchen — es war auf dem Lande, lebte ein sehr reicher Beamte, der vier Kinder hatte. Das Aelteste davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drei, jünger als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß diese Kinder zwar alles, was man gewöhnlich zu den Be-

quemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Ueberflusse hätten, dabei aber so traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geschöpfe wären, daß alle ihre Gespielen sich nachgerade von ihnen entfernt, und selbst verschiedene Hofmeister und Hofmeisterinnen darum ihren Abschied genommen hätten.

Henriette, die, wie gesagt, so gern überall die Freude verbreiten mogte, die sie selbst empfand, und so etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater so inständig, ihr doch Eingang bei diesen Kindern zu verschaffen, daß er sich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmann ausbat.

Der Amtmann war so unglücklich, seit einigen Jahren keine Frau mehr zu haben, und seine vielen Geschäfte hielten ihn ab, sich um die Erziehung seiner Kinder, wie ers gern gewollt, zu bekümmern.

Wie traurig wars also, daß er, so oft er bei der Mahlzeit, oder in irgend einer andern müßigen Stunde, sich bei seinen Kindern zu erholen dachte, nichts als verdrießliche störrische Gesichter sah, und nichts als ewige Zänkereien hören und schlichten mußte!

Er suchte diesem Uebel manchmal durch Geschenke neuer und kostbarer Spielsachen abzuhelfen: aber zu seinem noch größeren Misvergnügen wurden diese die mehrste Zeit nur die Veranlassung neuer Zänkereien. So gewiß ists, daß kostbare Sachen keine Freude geben können, wenn das Herz nicht ist, wie es soll!

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil sich alle Gespielen seiner Kinder von seinem Hause weggewöhnt, und theils weil er schon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarschaft gehört hatte, das bei seinem trocknen Butterbrod und

in seinem Röckchen von Leinewand so glücklich war, und ihren Eltern, und allen, die es kannten, so viel Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als sie zum erstenmal hingieng.

Der Anblick des weiten Hofraums, der prächtigen Gebäude, u. s. w. hätte sie stutzen machen können, wenn sie für so was Augen gehabt hätte; aber sie eilte nur dem Garten zu, wo sie am liebsten war, und wo sie die Kinder am ersten zu finden dachte.

Sie irrte sich; sie waren alle viere: zwei Knaben und zwei Mädchen, in einem großen Saal beisammen.

Man führte sie hinein, und hier hätte das Anschauen so vieler kostbaren Spielsachen sehr leicht ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln können, wenn ihre Seele nicht weit stärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Wesen getroffen worden wäre, davon das eine in diesem, das andere in jenem Winkel saß; daß eine noch weinte, das andere eben die letzten verdrießlichen Worte zwischen den Zähnen murmelte — und die alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid aussahen.

Sie blieb still stehen, bis die Aelteste endlich sich so viel zu fassen vermogte, daß sie sie bei der Hand nahm, und zu den andern führte, die sie denn mit so schlechter Manier, als es bei übler Laune immer zu seyn pflegt, bewillkommten.

Es gehörte so viele natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette besaß, um nicht von einer so übel gestimmten Gesellschaft angesteckt zu werden; — aber sie faßte sich bald, und indem man ihr einen schönen kleinen viersitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthüre stand, zum Bewundern

gewiesen hatte, sagte sie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

„Er ist schön: aber warum setzen wir uns nicht hinein?“

Ob der Ton, womit sie dies sagte, schon fähig war, alles zu beleben und in eine andere Laune umzuschmelzen, weiß ich nicht; genug, bei dem ersten Schrit, den Henriette that, sprang jeder aus seinem Winkel und an den Wagen.

Sobald es indeß an's Einsteigen gehen sollte, so hieß es schon, „o ich muß fahren!“ und „nein, du hast erst gefahren!“ und „nein, so will ich gar nicht mit dabei seyn,“ und ähnliche Reden, die man aus dem Munde ungezogener Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die ersten Töne dieser übelstimmigen Musik, als sie plötzlich einfiel, „o darf ich nicht heute der Führer von allen vieren seyn, da es das erstemal ist, daß ich hier bin?“ —

Umsonst bat die Aelteste sie, daß sie doch lieber in den Wagen einsitzen sollte — denn so viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten schon gewirkt, — sie blieb dabei, „dies macht ihr mehr Vergnügen, und sie konnten ja nachher tauschen.“

Dies geschah auch, und zwar ohne sonderlichen Zank, allein es ereignet sich bald eine Gelegenheit, die alles beinahe verdorben hätte, aber Henriettens gute Laune stellte auch hier das Gleichgewicht wieder her.

Der Wagen lief, durch die Schuld des itzigen Führers zu nah an eine Hecke, und nun lag er!

Da lag nun das eine hier, und streckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rocke in die Höhe, das andre hatte Mund und Nase voll Sand, alles aber schallt und brummte mit dem Führer,

und jeder gab den leichten Schaden, den er gelitten hatte, für etwas großes aus, damit er nur Recht zu zanken hätte.

Henriette allein wollte sich todt lachen über den Anblick, und statt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausstreckte, um den andern zu helfen, so half sie allen, eins nach dem andern, in die Höhe, und dies wirkte denn so viel, daß man sich wenigstens in etwas besänftigte.

Was am meisten zu dieser Beschämung beitrug, war, daß man, als alles wieder in der Höhe war, sah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil sie damit an einen Baum geschlagen war.

Fern aber, daß sie zugab, daß man sie viel darüber beklagte, oder ihr was aufzulegen holte, bat sie: nicht daran zu denken; packte eins nach dem andern wieder in den Wagen, und versicherte, sie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmal erlaubte, der Führer davon zu seyn.

Dies ward einstimmig von allen so lange verstattet, bis das Fuhrwerk mit andern Zeitvertreiben abwechselte.

Und von nun an war Henriette so in alle ihre Spiele verwebt, und hatte sich schon so viel kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß sie nur sprechen durfte, und es geschah.

So gewiß ists, daß Gutherzigkeit, mit Verstand und guter Laune begleitet, die Achtung von selbst erhält, die man dem, der sie fodert, versagt.

Dieser Abend war der glücklichste, den die Schönauischen Kinder (so hieß der Amtmann) seit ihrer Mutter Tode jemals gehabt hatten. Man trennte sich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, sondern eine lange Gewohnheit ist: so mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übeln Laune bei diesen armen Kindern mit ansehn.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit sich zu freuen, gefehlt hätte: aber das Unkraut war zu groß geworden, und hatte den guten Saamen, aus Mangel einer geschickten Hand zum Ausgäten, fast gänzlich erstickt.

Eines Abends insonderheit, als es so arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte was vermogte, — mußte Henriette zu der Drohung greifen, sie wollte sie von Stund an verlassen, und nie wieder in ihre Gesellschaft kommen.

Ob sie es wirklich willens war, oder im Stande gewesen, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernste Ton, womit sie es sagte, und den sie bisher nicht an ihr kannten, machte so viel Eindruck auf die Kleinen, daß sie ihre Zänkerei für diesmal aufgaben, und gemeinschaftliche Sache machten, sie von ihrem Vorsatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmal so sehr nothwendig und so unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drei andre lang dünckte, an dem sie nicht wenigstens auf ein Paar Stunden zu ihnen kam.

Damit man sich aber nicht wundre, wie sie zu ihrem Vergnügen so auf die Nachbarschaft gehen konnte, da sie das einzige Kind ihrer Eltern war, das sie gern um sich hatten, und das sie nicht blos zum müßigen Spiele erzogen: so muß man wissen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Gespielin der Schönaus war.

Dieses

Dieses Leben würde sie nicht lange dort gefesselt haben, da sie schon von ihrer Mutter zu allerlei kleinen Geschäften gewöhnt war, die ihr eben so viel Freude machten, als sie sich und andern dadurch nützlich ward.

Sie konnte stricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerlei Sachen artig aus Papier nachschneiden, kleine unschuldige fröhliche Lieder singen, u. d. gl. Am allerbereitesten aber war sie, wenns darauf ankam, ihrer Mutter bei den kleinen Haushaltungsgeschäften zu Hülfe zu kommen, die für ihr Alter möglich waren.

So war zum Beweis niemand geschwinder im Verlesen der Gemüse und Kräuter, im Ausschoten der Erbsen und Bohnen, ja sogar im Ausgäten der Gartenbeeten, wenns Noth war, kurz, in allen Arbeiten, die zur Wirtschaft gehören, und sie sprach davon mit so vielem Vergnügen, daß es denen, die um sie waren, gleich Lust machte, es mit ihr zu thun.

Mit der Zeit war sie auch wirklich dahin gekommen, in dem Schönauischen Hause allerlei Arbeiten unter den Kleinen gangbar zu machen, die sie in ihrer Abwesenheit vornehmen mußten, und wodurch nicht nur eine große Quelle zu Zänkereien verstopft, sondern eine noch weit grössere zum Vergnügen geöfnet ward.

Sie lehrte sie nämlich, so wie sie es bei ihrer Mutter gewohnt war, die kleinen Arbeiten, als Strumpfbänder, kleine Tücher, die sie genäht hatten, ja gar Schürzen und Röcke, an die Kinder der Taglöhner, die zum Hofe gehörten, wegzuschenken, und sich an den Freuden der Eltern und Kinder zu freuen. Eine Sache, wovon die kleinen Schönaus vorher nichts verstanden, blos, weil man ihnen nichts davon gesagt hatte.

Ihr aber ward es bald so zur Gewohnheit, daß sie schon immer zum voraus darauf dachten, und Henrietten mit zu Rath zogen, was sie diesem oder jenem Kinde, das ihnen lieb war, für ein Fest machen wollten.

Es ist sehr natürlich, zu denken, daß, da dieser Trieb, Freude zu geben, einmal bei den Kleinen erweckt war, er sich auch auf Henrietten ausdehnen mußte, die ihnen vor allen andern so werth war: aber der einzige Fehler von dieser war, daß sie nie ein Geschenk, es sey groß oder klein, von den Schönaus annahm, selbst wenn die sie mit Thränen darum baten.

Vermuthlich mußten es ihr wohl ihre Eltern aus wichtigen Ursachen verboten haben, und das war ihr genug.

Unter diesen Umständen sieht man nun leicht ein, daß sie es erlauben konnten, daß Henriette so oft, als möglich, das Schönausche Haus besuchte, wo sie eben so viel, wo nicht mehr, Freude gab, als nahm: und die Veränderung, die sie dort wirkte, war auch wirklich nach einiger Zeit so groß, daß nicht nur der Vater und das ganze Haus es bemerkte, sondern daß selbst die Nachbarschaft anfing, aufmerksam darauf zu werden.

Nicht, daß nicht noch von Zeit zu Zeit ein Ueberbleibsel der alten Fehler in dem Umgange der Kinder unter sich sichtbar geworden wäre; aber wenn Henriette dabei war, so durfte sie nur lachen, oder spotten, und man schämte sich, oder lachte mit.

Unter andern Fehlern, davon sie unvermerkt, und ohne selbst was davon zu wissen, die Kinder besserte, war auch die Weichlichkeit, über jedes kleine Ungemach zu klagen, sich vor jedem

rauhen Lüftchen, vor jedem unangenehmen Anblick zu scheuen und sich zurück zu ziehn.

Sie war hievon durch ihre Eltern so sehr entwöhnt, daß sie nicht nur jede Witterung ohne Schaden ihrer Gesundheit ertragen, jeden unvermeidlichen Schmerz gelassen aushalten, sondern auch den Anblick von Wunden und Krankheiten an andern, ohne wegzusehn, aushielt, so bald es möglich war, daß sie eine Hand mit reichen konnte.

Sobald also auf dem Hofe der Schönaus von den Leuten oder den Kindern nur irgend einer krank war, oder einen Schaden hatte: so ruhte sie nicht, sie mußt' es sehn, oder wenigstens wissen, ob sie nicht etwas beitragen könnte, es zu lindern.

Durch diesen Muth und diese Thätigkeit brachte sie es endlich dahin, daß erst die Aeltste, und hernach die Kleinen ihrem Beispiel folgten.

So sehr wirkts, wenn man täglich gute Muster vor sich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte sie's noch leichter dahin, daß die kleinen Schönaus, die ihr nun einmal in allem folgten, es ihr auch in diesem Stücke nachthaten.

Die Folge davon war, daß sie, statt, daß der Vater sonst fast alle Woche einmal den Arzt aus der Stadt holen lassen mußte, ihn nun schon in drey Monat nicht gebraucht hatte: denn Fröhlichkeit uud Beschäftigung sind dir kostbarsten Arzeneien des Himmels, und wohl den Kindern, die bei Zeiten sich daran gewöhnen.

Auch in Ansehung der Kleidung sogar fingen die Schönauschen Kinder nach gerade an, Henriettens einfache Art der ihrigen vorzuziehn, die sie an dem Genusse so mancher Vergnügung gestöhrt hatte.

Da dies überwunden war, so hielt sie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche Geschäfte zu legen, wozu Henriette besonders große Lust hatte.

Niemand hatte daran größere Freude, als die alte Haushälterin des Amtmanns, eine brave tüchtige Frau, die die Kinder ihres Herrn, dem sie so treu war, so gern zu nützlichen und guten Menschen gemacht sah, aber nichts dazu thun konnte.

Nunmehr giengs an, daß Henriette sich oft Gemüse und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit den übrigen Kindern auszukrüllen oder zu verlesen; ja, die Aelteste gewan sogar auch Geschmak daran, ein Gericht, oder Getränk, oder Gebacknes in der Küche machen zu lernen, weil sie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn sie hörte, daß es einem Kranken dienlich wäre.

Eine solche gänzliche Verwandlung seiner Kinder brachte den guten Amtmann endlich dahin, daß er an seine Schwiegerin, eine vortrefliche Frau, die 10 Meilen davon ebenfalls auf dem Lande lebte, schrieb. Diese war oft Zeuge von dem garstigen Ton und dem garstigen Betragen gewesen, welches unter den Kindern ihres Schwagers eingerissen war, und ihm und ihr manche traurige Stunde machte; auch hätte sie die Kinder gern zu sich genommen, wenn nicht ihr Gatte, ein kränklicher Mann, der die Ruhe sehr liebte, und derselben im Schoß seiner Familie gewohnt war, sich dies allezeit verbeten gehabt hätte.

An diese schrieb er nun, und bat sie inständig, ihn doch, so lange sie ihren Mann und ihr Haus verlassen könnte, zu besuchen, weil er mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu sprechen hätte.

Diese gute Frau, die nichts anders vermuthete, als daß die Kinder wieder die unglückliche Ursache dieser Bitte wären, und daß vielleicht eine neue Einrichtung damit getroffen werde, oder sie gar aus dem väterlichen Hause weggegeben werden sollten, eilte, was sie konnte, um hinzukommen, und stellte sich zum voraus manchen unangenehmen Auftritt vor, dem sie würde beiwohnen müssen.

Auch war sie in einem Jahre nicht da gewesen, und hatte alle Ursache zu fürchten, daß die Kinder während der Zeit in ihren schlimmen Gewohnheiten nur noch weiter gegangen wären.

Sie sah mit einer Art von Beklemmung die Annäherung des Amthofes, und fuhr mit Zittern auf denselben hinauf; aber wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie nicht nur den Amtmann in der Mitte seiner vier Kinder mit den heitersten Gesichtern ihr entgegen kommen sah, sondern da die letzten auch nicht aufhörten, mit Hüpfen und Springen und Fragen, und einem: „hören sie, liebe Tante!“ und „kommen sie geschwind, liebste Tante!“ da sie sonst nur feierliche Gesichter zu sehen gewohnt war, und da diese Kinder sonst sich kaum so lange zwingen konnten, bis das erste Willkommen vorüber war, um in ihre kleinen verdrießlichen Grunzereien auszubrechen.

Der Amtmann, der ihr Erstaunen mit stummer Freude ansah, ließ sich nichts merken, sondern führte sie hinein.

Hier hatte sie nun bald Gelegenheit, während ihrer Unterredungen, zu sehen, daß das, was sie vielleicht im ersten Augenblick für angenommene vorübergehende Heiterkeit gehalten hatte, izt wirklicher Ton der Familie geworden war.

Keine laute Zänkereien, kein leises Brummen — keins, das dem andern in den Weg trat — alles Liebe und Freude und wechselseitiges Bemühen, sich einander zu dienen, und Wetstreit, einander in der Geschwindigkeit, es zu thun, zuvorzukommen. —

Tausendmal wollte sie mit der Frage heraus, ob das, was sie sahe, auch dauerhaft, obs nicht blos Maske sey? Ihre Klugheit aber hielt sie zurück; sie wollte sich lieber mit eigenen Augen davon überzeugen.

Sie wartete die Mahlzeit ab. — Alles gieng auf dem nämlichen Fuß fort. Da war kein Meistern des einen über das andere, kein: laß mich da sitzen! und: das muß ich haben! u. d. gl. Sogar sah sie, daß Amalie, so hieß die Aeltste, zuweilen aufstand, und Sachen, die auf dem Tische fehlten, ungeheißen besorgte.

Scherz und kleine Tändeleien wechselten ab — Mit Ungeduld wartete sie, bis der Tisch aufgehoben war. — Nun konnte sie sich nicht länger halten. —

„Bruder, sagte sie, mit der äusserstenBewegung, ich kann ihnen nicht länger meine Verwunderung bergen. Die Verwandelung, die ich in ihrem Hause unter ihren Kindern finde, ist mir wie Zauberei.“

„Sagen sie mir, woher entsteht sie? Wer hat sie gewirkt? Wer ist so glücklich gewesen, sie zu einem so beneidenswehrten Vater zu machen?“

Mit Thränen antwortete der gute Amtmann: „Ich wußt's, liebe Schwester, welche Freude es ihnen machen würde, ein Augenzeuge davon zu seyn, und um diese Freude zu vermehren, verschwieg ich sie ihnen.“

„Ich weiß, sie vergeben mir gewiß, daß ich sie vielleicht mit unangenehmen Vorstellungen zu mir kommen ließ.“

„Ja, von ganzem Herzen,“ sagte sie, indem sie die Kleinen eins nach dem andern an die Brust drückte, und das Geständniß von ihnen selbst herauslokte, wie ihr itziger Zustand den vorigen weit überträfe, und wie sehr es bei den Kindern selbst stehe, durch Fröhlichkeit und liebevolles Betragen ihr eignes sowohl als das Glück ihrer Eltern zu befördern. —

Es war die rührendste Scene, die man sich denken kann; alles weinte — aber vor Freude.

Nur die gute Tante konnte nicht länger aushalten; sie mußte wissen, woher das Wunderwerk entstanden, wer der Urheber davon wäre?

„Denn, sagte sie, der ist der größten Belohnung werth.“

Die fröhlichen Kinder wollten nun alle aus einem Munde ihre kleine Wohlthäterin nennen, als der Vater ihnen durch ein Halt? Stillschweigen auflegte, indem er hinzusezte, daß er sie damit den nächsten Tag bekannt machen wollte, — weil er voraus sahe, daß ein solcher Auftritt für heute zu viel Rührendes für diese herrliche Seele, in Betrag der weiten Reise, die sie gemacht hatte haben möchte. Sie mußt' es sich gefallen lassen.

Der Tag gieng schnell unter heitersten Empfindungen hin, und was der guten Tante Zufriedenheit aufs höchste brachte, war, daß sie eine Art von geschäftiger Thätigkeit unter Kindern ausgebreitet sah, davon sie vorher in diesem Hause nichts gekannt hatte.

Jedes wies ihr Probestück von kleiner Arbeit; jedes trug davon ein Stück an sich, und die einfachere Art, sich zu kleiden, war nicht der kleinste Vortheil, den sie als eine Folge der

veränderten Lebensart unter diesem glücklichen Häufchen bemerkte. —

Am Abend, als sie in ihre Schlafkammer kam, ward sie noch auf die angenehmste Art durch verschiedene kleine Geschenke von Handarbeiten, Zeichnungen, Inschriften und Blumenkränzen überrascht, womit die Kinder unter der Anleitung der guten Henriette der Tante ein heimliches Fest zubereitet hatten.

Sie legte sich mit den freudigsten Empfindungen und mit Dank gegen die Vorsehung zu Bette, und erwartete, nach einigen Stunden sanften Schlafs, mit Ungeduld den Morgen, der sie mit dem Urheber der zurückgekehrten Glückseligkeit dieser Familie bekannt machen sollte.

Das erste Zusammenkommen am andern Morgen zwischen der Frau von G. (so hieß die Tante) und ihrem Schwager und den Kindern war lauter Liebkosung und Freude — und nun giengs an ein Wiederholen der gestrigen Foderung, den Stifter dieser Freude kennen zu lernen.

Der Amtmann hatte Henriette mit samt ihren Eltern zu Mittag eingeladen; aber da der Vater eben Geschäfte halber nach der Stadt war, und die Mutter häuslicher Einrichtungen halber es sich verbitten mußte; so kam Henriette nur allein, und zwar wie gewöhnlich in der Abendstunde, nachdem sie ihre kleinen Geschäfte zu Hause vollendet hatte.

Die gute Tante war unterdes schon darauf vorbereitet worden: daß ihr Schwager sein Glück dem einzigen Beispiel eines kleinen muntern wohlgezogenen fleißigen Mädchen zu verdanken hätte, welches die Vorsehung selbst zu ihm geführt zu haben schien, um seine Kinder noch

eben zu rechter Zeit auf einen guten Weg zu bringen.

Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, ehe das Mädchen kam.

Endlich sahe sie das kleine heitre Geschöpf im weissen leinenen Kleidchen und mit einem Strohhut ohn allen andern Zierrath, als eine frische Rose dran, daher hüpfen — sie sah sie kaum mit bescheidener freundlicher Miene und langsamer gewordenem Schritte auf sich zukommen: so hatte sie sie schon in ihren Armen, und erdrückte sie fast mit ihren Küssen.

„Gott segne dich, gutes liebes Mädchen," rief sie zu wiederholtenmalen aus; „Gott segne dich, daß du die Freude dieses Hauses wieder hergestellt hast!" küßte sie dann wieder, und die hellen Freudenthränen liefen ihr dabei die Wangen herunter.

Henriette, die nicht wußte, was die gute Tante mit allen diesen Liebkosungen sagen wollte, weil sie sich bei dem, was mit den Schönauschen Kinder vorgegangen war, nie ein Verdienst beigemessen hatte, und keinen andern Lohn kannte, als die Freude, die man einerndtet, wenn man sie andern macht — gerieth in die bescheidenste süßeste Verlegenheit von der Welt; kam auch nicht eher heraus, als bis die gute Tante, die dieses merkte, sie wieder ihrem unschuldsvollen fröhlichen Gange mit ihren Gespielen überließ.

Hier nahm sie bald ihre eigenthümliche heitere Ruhe und lebhafte Geschäftigkeit wieder an, und bewies mehr, als alles, was der Tante vorhin von ihr beschrieben war, durch welche Künste diese gänzliche Verwandlung bei ihren Schwesterkindern zuwege gebracht, nemlich durch gute

Laune und Beispiel, welches mehr ist, als alle Lehre.

Die gute Frau konnte sich nicht satt dran sehn und hören, wie sie mit der größten Lebhaftigkeit überall beobachtete, wo sie etwas zum Dienst der andern thun konnte; wie sie mit einem einzigen Scherz, mit einem einzigen Lächeln die Freude um sich her verbreitete, und alles mit einer gleich lebendigen warmen Gefälligkeit ansteckte. —

Wie bedauerte sie, daß sie nicht mehr, als diesen einen Tag, Zeuge davon seyn konnte! denn den andern Tag mußte sie schon in aller Frühe wieder fort

Einige Zeit vor dem Abschiednehmen versuchte sie es nunmehr, die Kleine mit einem Geschenk zu überraschen, davon sie gewiß glaubte, daß es ihr gefallen würde.

Es war eine große Puppe, sehr einfach zwar, aber sehr hübsch gekleidet, mit allem was zur Abwechselung im Anzuge noch nöthig seyn konnte.

Ihre Kinder hatten sie für die älteste Schönauen bestimmt; aber auf dieser ihr eigenes Bitten wollte sie sie nun Henrietten geben.

Henriette sah sie mit bescheidenem Wohlgefallen an, denn sie war nicht gleichgültig gegen hübsche Sachen dieser Art; aber sie anzunehmen nein! dazu waren keine Ueberredungen in der Welt fähig sie zu bewegen — auch zu keinem andern Stück, von was Art und Werth es auch seyn mochte. —

„Sie hätte alles — sie bedürfte das nicht — es wäre ihr lieber, wenn sie diese Sachen in dem Schönauischen Hause hätte, wo die andern sich auch darüber freuen könnten.„

Kurz, sie war unbeweglich; vermuthlich, weil der Wille ihrer Eltern ihr so ein heiliges Gesetz

geworden war, daß es ihr gar keine Mühe mehr kostete, ihn nicht zu übertreten.

Die gute Frau sah nun wohl ein, daß ein Kind dieser Art auf seine eigene Weise behandelt und belohnt seyn mußte — sie drang nicht weiter in sie, sondern nahm ihre Klugheit zu Hülfe, um auf die Spur zu kommen, wie sie irgend etwas für sie thun könnte, das ihr angenehm wäre.

Sie ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Sie mußte ihr von ihren Eltern erzählen, und, als sie hörte, daß ihr Vater, seiner schwächlichen Gesundheit halber, aus der Stadt aufs Land gezogen wäre, erkundigte sie sich genau nach der Beschaffenheit seiner Kränklichkeit. —

Sie fand bald, daß sie von einer solchen Art wäre, daß ihm das Reiten dienlich seyn könnte.

„Er sollte fleißig reiten;“ sagte die brave Frau von G...

„Ja, antwortete Henriette, „das haben ihm schon viele gerathen.“

“Und warum thut ers denn nicht?“ fragte die Frau von G...

„Weil er kein Geld dazu hat,“ antwortet Henriette mit der heilersten Ehrlichkeit; denn sie hatte nie gehört, daß ihr Vater sich schämte, zu gestehen, daß er nicht reich seye — oder daß der bloße Reichthum ein Verdienst wäre.

Die Frau von G... nahm den Wink mit Freuden an; that aber, als dächte sie nichts dabei, und lenkte die Unterredung so unmerklich auf andre Dinge, daß Henriette in ihrer Fröhlichkeit nichts gewahr ward.

Die ganze übrige Zeit enthielt die Frau von G. sich geflissentlich aller Ausbrüche von zärtlicher Erkenntlichkeit gegen Henrietten, und selbst beim Abschied von ihr, gab sie ihr blos einen

stummen Kuß, weil sie sich schon zum voraus durch den Gedanken schadlos hielt, daß sie ihrem Herzen nun bald auf eine bessere Art Luft machen könnte.

Sie reiste den andern Morgen frühe unter tausend Freudenthänen ab, und das Bild dessen, was sie in dem Schönauschen Hause gesehn, noch mehr aber ihr Vorsatz samt den Folgen, die sie sich davon versprach — verkürzten ihren Rückweg.

Sie nahm jedoch beim Absteigen in ihrem Hause erst noch eine etwas ernsthafte Mine an, als ob ihre Reise noch nicht glücklicher, als sonst, gewesen wäre. —

Ja, sie drang sogar, um die Ueberraschung zu vergrößern, von neuem in ihren Mann, daß er ihr doch erlauben mögte, die Schönauschen Kinder zu sich zu nehmen, und nun, als dieser bereits anfing zu wanken, änderte sie plötzlich den Ton, und sagte mit der frohsten Bewegung:

„Nein, lieber Mann, Gottlob es ist unnöthig. Die Vorsehung hat unserm Schwager einen Engel zugeschickt, der uns aller unsrer Sorgen überhoben, und ihn zu dem glücklichsten Vater gemacht hat.“

Sie erzählte hierauf nicht nur ihrem Manne, sondern auch ihren Kindern, auf welche Art Henriette durch ihr tägliches Beispiel von gutherziger Fröhlichkeit, Fleiß und Dienstfertigkeit, diese Verwandlung allmählig zu Stande gebracht hätte; und diese wohlgezogne Kinder hatten so sehr ihre Freude daran, daß sie mit Ungeduld schon die Tage zu zählen anfingen, nach deren Verlauf ihre Mutter ihnen versprach, daß sie das Schönausche Haus und Henrietten besuchen sollten.

Als sie mit ihrem Manne allein war, theilte sie ihm endlich ihren Vorsatz in Ansehung Henriettens Vater mit; und es dünkte den guten Mann, der so wohlhabend als wohlthätig war, eine Kleinigkeit, zu einem solchen Endzweck ein Pferd wegzuschenken.

Nur wollt er durchaus, daß es dasjenige seyn sollte, wovon er selbst in Ansehung seiner Gesundheit manchen Dienst gehabt hatte, und das so sanft als sicher auf den Füßen war.

Izt kam es blos darauf an, das Pferd an seinen Mann zu bringen, ohne daß es Gefahr lief, wieder zurück geschickt zu werden.

Zum Glück wußte kein Mensch um das Geheimniß; auch nicht einmal der Schwager: denn so pflegte es die kluge Frau von G. gern zu halten, wenn sie eine Sache unter Händen hatte, die mit Vorsicht behandelt werden mußte, daß sie sie ganz allein für sich betrieb.

Sie ließ nunmehr noch einige Zeit verstreichen, verabredete es alsdann mit einem Freunde, das bestimmte Pferd, als ob es verkauscht werden sollte, mit nach der Stadt zu nehmen, und es von da durch unbekannte Hände an Henriettens Vater zu überliefern, wobei die Anweisung der Futterung an einen gewissen Bauer im Lande zugleich mit erfolgte.

Die kleinen Schönaus hatten nunmehr nach der Abreise der Tante schon wieder eine Zeitlang in der glücklichsten Eintracht mit ihrer muntern Nachbarin gelebt, und waren so fest im Guten geworden, daß es sie nichts mehr kostete, die größten Gefälligkeiten gegen andere zu haben, und alles um sich her vergnügt zu machen.

Sie besuchten nun oft Henrietten um von ihrer Mutter in wirthschaftlichen Arbeiten und sonst was Nützliches zu lernen.

Auch hatte der Amtmann nun seit einiger Zeit einen wackern Hofmeister, der den beiden Knaben nicht nur, sondern auch den Mädchen in manchen guten Sachen Unterricht gab, und es gern sah, wenn Henriette zuweilen mit Antheil daran nahm.

Eines Abends, als die Kinder sie hiezu nach ihrer Gewohnheit erwarteten, kam sie früher und ausser Odem auf den Hof gelaufen, nahm die älteste Schönau allein, und klagte ihr mit ängstlicher Gebehrde, daß ihrem Vater von unbekannter Hand ein Pferd geschenkt worden: daß dieses ganz gewiß von der Frau von G. käme, daß sie solches durch ihr Unbesonnenheit verursacht habe, und daß, wenn ihr Vater nur irgend auf die Spur käme, daß sie es veranlaßt hätte, sie gewiß wäre, daß er böse auf sie werden und es zurükschicken würde.

Sie irrte sich nicht, denn so leicht es diesem Manne ward, sich mit wenigem zu begnügen, und das zu entbehren, wozu sein Vermögen nicht hinreichte, so unerträglich war ihm jeder Schein einer Bestechung; und er würde nie zu bewegen gewesen seyn, dieses, obgleich in der reinsten Absicht ihm gemachte Geschenk, anzunehmen, wenn er gewußt hätte, wem er es zurückgeben sollte.

Zum guten Glück aber konnt' er auf keine Weise hinter das Geheimniß kommen: denn der Amtmann, an den er sich zuerst wandte, war so unwissend, als er selbst, und machte sich folglich so rein von allem Verdachte, daß er der Geber sey, daß auch keine Spur eines Zweifels übrig bleiben konnte.

Dazu kam der Umstand, das Henriettens Vater grade vor einiger Zeit einem reichen durchreisenden Fremden einen sehr großen Dienst ge-

leistet hatte, und auf diesen argwohnte er nunmehr vors erste.

Nun konnte er nichts weiter dabei thun, als sich des Geschenks als einer Sache bedienen, die ihm wenigstens nicht mit Unrecht zukam, wenn er sie gleich weder gewünscht, noch verlangt hatte.

Er that es, und zwar mit so glücklichen Erfolge in Ansehung seiner Gesundheit, daß er von einem hagern, keichenden, der Zehrung ähnlichen Schatten, nach einigen Monaten schon anfing, eine weit frischere Gestalt und Farbe zu gewinnen, und nichts mehr von seiner alten grämelnden Hypochondrie zu fühlen, die ihm so manche trübe Stunde gemacht hatte.

Henriette, die mit der ältesten Schönau übereingekommen war, nichts zu entdecken, sah dieses von fern mit der innigsten Freude zwar, aber immer auch mit einer Art von Beklemmung an, wenn sie dachte, daß ihr Vater doch einmal hinter das Geheimniß kommen möchte.

Endlich, als er einst so recht erquikt von einem gethanen Ritt zu Hause kam, sich so recht warm und herzlich in Dank gegen die Vorsehung ergoß, die ihn durch ein so unerwartetes Geschenk zur Gesundheit geholfen, und so recht sehnlich wünschte, daß ihm Gott doch noch die Freude gönnen möchte, seinem Wohlthäter dafür zu danken, da konnte sich die gerührte Henriette nicht länger halten,

Sie fiel ihrem Vater mit lautem Schluchzen um den Hals, und gestand ihm alles.

Der erstaunte Vater ward betroffen, und seine ersten Empfindungen waren mehr Unwille, als Dank gegen Henriette.

Als diese ihn aber mit der reinsten Unschuld versicherte, daß sie nicht auf die entfernteste Wei-

se Gelegenheit dazu geben wollen, noch auf den Verdacht habe kommen können, daß die Frau von G. ihre Fragen aus einer solchen Absicht thäte, und ihn mit tausend Thränen bat, ihr doch nicht böse zu seyn: so ward er innigst gerührt; zumal da seine Frau ihn mit ihrer gewöhnlichen sanften Art erinnerte, daß er bedenken möchte, daß er diesem Geschenke seine wiedererhaltene Gesundheit zu verdanken habe.

„Du hast Recht, meine Liebe," sagt' er darauf, „es würde Undank gegen die Vorsehung seyn, wenn ich mir ein Geschenk zur Quaale machte, das sie mir so augenscheinlich zur Wohlthat bestimmt hat."

Er umarmte alsdann Henrietten, und sagte zu ihr: „sey ruhig, mein Kind; du weißt, daß ich alles eher ertrage, als eine Wohlthat, die ich nicht zu erwiedern im Stande bin; aber ich bin doch nicht ungehalten auf dich."

Daß Henriette diese Wohlthat zehnfach durch das Gute verdient hatte, was sie bey den Schönauschen Kindern gestiftet, das ließ er durchaus nicht bei sich zur Rechnung kommen; denn er pflegte immer zu sagen: wer einem Andern einen Dienst liesten kann, der hat seinen Lohn dahin; auch ließ er sich so wenig, als Henriette selbst, von einem Verdienst für sein Kind träumen, daß sie sich dort so gezeigt hatte, wie sie war.

Seine erste Bewegung trieb ihn nun wieder zu dem Amtmann hin, der von der Nachricht dessen, was seine brave Schwigerin gethan hatte, eben so überrascht, als erfreuet ward.

Um seinen Dank abzutragen, verwies er ihn auf die Ankunft der Frau von G., die er mit ihrer ganzen Familie in den ersten Tagen der nächsten Woche erwartete.

Sie kam auch wirklich — statt aber den Dank von Henriettens Vater anzunehmen, zog sie ihn mit sich allein, und beschrieb ihm umständlich, wie seine Tochter, durch ihr täglich Beispiel, ihren Fleiß, ihre muntere Geschäftigkeit, fröhliche Laune und gutherzige Gefälligkeit, alle die Glückseligkeit geschaffen habe, davon er nun selbst ein Zeuge in dem Schönauschen Hause wäre.

Sie that das mit einer solchen Wahrhaftigkeit und von aller Schmeichelei entfernten Menschenkunde, daß der gerührte Vater sich nicht erwehren konnte, sich seines Kindes, als des größten Schatzes zu freuen, womit die Vorsehung gute Eltern zu belohnen fähig ist.

Zugleich unterließ er nicht, dem Beispiele seiner würdigen Gattin das größte Verdienst bei der Bildung dieser Tochter zuzuschreiben, die keine Sorgfalt gespart, um sie vor bösen Eindrücken zu bewahren, und ihre Seele zum Guten, vor allem aber zu einem fröhlichen Muthe zu gewöhnen, der die Quelle so vieler Freuden für uns und andere ist.

Diese drei glücklichen Häuser gaben sich von nun an auf das freundschaftlichste die Hand, um ihr eignes und ihrer Nebenmenschen Wohl thätigst zu befördern; und so ward ein kleines Mädchen, wie Henriette, durch gutes Betragen, Wohlwollen und damit verknüpfte Heiterkeit der Seele, die Beförderin nicht nur des Glücks ihres eignen Hauses, sondern auch einer fremden Familie. E. R.

Ein Lied vom Reiffen.

Sirach L. 43. v. 21. Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein
Hängts weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher
All' alle weit und breit
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr,
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur Genuß
Ohn' Alfanz drum und dran
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und goldne Ring,
Und Bank und Börsensal.

Doch Erle, Eiche, Weid' und Fichte,
Im Reiffen nah' und fern —
So gut wirds euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald;
Dort Nebel überall,
Hier eine weisse Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl;

Lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reiffen in der That! —
Muß einer doch gewesen seyn,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort;
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis;
O mach' uns doch zum heil'gen Krist
Die Bäume wieder weiß!

Claudius.

Frizchen

an den Verfasser des vorstehenden Liedes.

Ich las dein Lied vom Reiffen jüngst,
Und dachte so dabei:
Wie Du nun da im Walde giengst,
Einfältig, fromm und frei;

Und wie Du an den Bäumen nur
Dich inniglich erfreust,
Und in die köstliche Natur
Verliebt geworden seyst.

Das, dacht' ich, ist doch recht mein Mann!
Ist Mann, und ist auch Kind!
Ist klug, und doch nicht abgethan,
Wie wohl so viele sind.

Ich hab' auch wohl noch mehr gesehn,
Was Du gedichtet hast,
Und höre, es ist alles schön!
Du glaubst nicht, wie sichs paßt!

Ich ward beim Lesen oft recht still,
Und dann mit eins so froh!
Dein Spruch zieht einen, wie er will;
Ich lieb' es eben so.

Was hat man von der hohen Lehr,
Wenn man sie nicht versteht,
Und bei dem Grübeln immer mehr
Hinein ins Dunkle geht?

Ich fasse wohl so manches an,
Und denk': es ist ein Buch;
Hin also, Frizchen! sez' dich dran,
Und forsche drin, und such!

Allein es ist denn doch kein Buch,
Was auch der Titel spricht;
Hat zwar der schönen Worte gnug,
Doch des Verstandes nicht.

Ich halt' es immerhin mit Dir;
Schreib Du dein Lebenlang!
Und nimm inzwischen denn von mir
Recht warmen Herzensdank.

Ich will auch bald mal zu Dir gehn,
Wann? weiß ich nicht genau;
Und Deine lieben Kinder sehn,
Und Dich und deine Frau;

Und springen mit in Deinen Wald,
Und merken Gott den Herrn,
Und schauen seine Lichtgestalt
Auf Erden nah und fern.

Und hängen mich an Deine Brust,
Und sagen: Lehre mich!
Ich habe wohl zur Tugend Lust;
Doch klein und schwach bin ich.

Und Du hast schon soviel voraus,
Du lieber Bauersmann!
Gott segne Dich und auch Dein Haus! —
Und nimm dies Blättlein an! Overbeck.

Die liebenswürdige Kokette, *)

oder

Schreiben einer Dame vom Lande.

Lachen Sie nicht, mein Schatz, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ernst anfange, kokett zu werden. Seit einem halben Jahre, daß ich jetzt wieder auf dem Lande bin, und täglich eine Menge von Armen und Elenden sehe, thue ich fast nichts, als Herzen rühren, Thränen erwecken und bezaubern.

„Den will ich einmal recht heulen lassen!“ sagte ich gestern zu meinem Manne, der gar nicht wußte, was ich wollte, und flog auf den Platz, um einen alten armen Mann, der kümmerlich nach meinem Fenster sah, zu sprechen.

Ich hörte ihm recht freundschaftlich zu, fragte nach allen kleinen Umständen, die ihn drückten; beklagte ihn bei jeder Stuffe seines Unglücks; gab ihm erst etwas für seine Frau, dann für seine Kinder, und befahl zuletzt meinen Leuten, ihm zween Scheffel Rocken und ein Glas Brandewein zu geben.

Hier hätten Sie sehen sollen, wie dem guten Kerl die Thränen in feurigen Kugeln von den Wangen herunter rollten; er fieng an zu schluchzen, und nie hab' ich die feinste Schmeichelei mit solcher heimlichen Wollust genossen, als die Dankbarkeit dieses Greises.

*) Eine Kokette nennt man ein Frauenzimmer, das nur immer darauf sinnet, wie es Andern, besonders Mannspersonen, schön und liebenswürdig scheinen möge.

Wie er weggieng, kam ein Anderer, mit einem Arm. „Guter Freund,“ sagte ich zu ihm, „wo habt ihr euren einen Arm gelassen?“ „Den haben mir die Franzosen bei Minden abgeschossen,“ *) antwortete er mit ruhiger Gelassenheit.

Hier ließ ich ihn seine Heldenthaten erzählen; wie er unter dem Herzog Ferdinand gefochten, wie er im Felde acht Tage lang oft nichts als Kartoffeln aus der Asche gegessen, und doch niemals so sehr gehungert hätte, als jetzt.

Ich fragte ihn nach allem, was er von dem Herzoge wußte, und freute mich, daß seine Augen immer mehr funkelten, je mehr er von ihm sprach.

Durch alles Fragen, Loben und Bedauren, wobei ich ihm zuletzt einen Dukaten in die Hand drückte, und einen Scheffel Rocken zu geben befahl, setzte ich den Mann in eine solche Entzückung, daß er mir mit einem Eifer, den ich an einem Prinzen Unverschämtheit genannt haben würde, auf die Hand fiel, und sie küßte, ehe ich sie wegziehen konnte.

Fi! werden Sie sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen. — Ja nun! es ist geschehen, und die Erinnerung macht mich nicht roth.

Mein Mann legt mir dies alles als eine Probe meiner Kokekterie aus, und ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll, daß mich eine männliche Thräne mehr rührt, als tausend weibliche.

Doch verschmähe ich auch das Vergnügen nicht, bisweilen einem Dutzend armer Hexen ei-

*) Hier fiel in dem letzten siebenjährigen Kriege eine Schlacht vor, in welcher der Herzog Ferdinand von Braunschweig einen großen Sieg über die Franzosen erfochte.

ne dankbare Rührung abzujagen. Vor acht Tagen kam mein Kammermädchen ganz auſſer Athem gelaufen, und rief:

„Gnädige Frau! gnädige Frau!“ — „Nun, Scharlotte?“

„Ja, auf dem Boden!“

„Nun, was denn auf dem Boden?“

„O da liegt noch eine ganze Kammer voll Flachs, und die armen Leute haben nichts zu ſpinnen, weil leider der Flachs im vorigen Jahre nicht gerathen.“

In meinem Leben habe ich keine angenehmere Zeitung gehört; ich lief mit dem Mädchen auf den Boden, wie eine Närrin, hielt allen Tanten und Großtanten meines Mannes, die den Flachs geſammlet hatten, eine Standrede, und man mußte mir denſelben mit einander in die Scheune bringen.

Hier ließ ich alle Weibsleute aus dem Dorfe zuſammen kommen, und theilte den Flachs zum Spinnen unter ſie aus. Nun, das war eine Freude!

Aber denken Sie, die guten Weibſen bringen mir das Garn dafür wieder, und verlangen kein Spinngeld, nachdem ich ſie bereits mit Korn verſorgt habe. Iſt das nicht auch ſüß, und kann dieſe ſchmeichelhafte Dankbarkeit, ohnerachtet ſie nicht von Männern kömmt, nicht immer mitgenommen werden?

Der Begierde zu gefallen entwiſcht nichts, und ſelbſt meinen Vogel habe ich doppelt lieb, weil er mir und keinen andern zufliegt.

Ich habe mir ſchon viele ſonderbare Ergözungen auf dem Lande gemacht. Wie ich vor vier Jahren meinen Mann heurathete, wählte ich an meinem Hochzeittage ſechs arme Jungen und ſechs arme Mädchen aus, ließ ſie auf eine ganz

besondere Art kleiden, und ihren Unterricht damit anfangen, daß sie hübsch englisch tanzen lernen mußten.

Meine Absicht war damals, den Kleidungen und Köpfen unsers Landvolks eine ganz neue Wendung zu geben; und jene zwölf arme Kinder zu einem solchen Muster zu bilden, welches die Kinder der Reichen im Dorfe gewiß nachmachen sollten. Ich hielt aber für nöthig, damit anzufangen, sie erst recht flink zu machen.

Anfangs hielt man mich für eine Erznärrin. Nachdem man aber allmählig sah, wie gut ich diese armen Kinder in allen Arten ländlicher Arbeit unterrichten ließ, und wie flink meine Mädchen in kurzen Röcken auf dem Felde und im Stalle wurden: so fieng jeder an zu stutzen; und nun, da ich auch mit geringen Leuten schwatze, mit ihnen klage, und ihnen dann Korn und Flachs gebe, so bin ich ihr Engel. Ich sehe nichts, als gerührte Leute; und was ist aller Schmuck der Felder, aller Gesang der Nachtigallen gegen das Vergnügen, vergnügte Leute zu machen?

Ueberbringerin dieses ist eines von diesen meinen Kindern; so nenne ich sie noch immer. Lassen Sie dieselbe einmal das Vieh melken, oder eine Butter zurecht machen. Eine fertigere, reinlichere und nettere Art zu arbeiten müssen Sie in ihrem Leben nicht gesehen haben.

Etwas Kokketterie spielt zwar schon aus dem weissen Fusse; das thun aber die weissen Strümpfe, so die Mädchen sich selbst knütten, und die sie durchaus tragen müssen; weil ich den Glaube habe, daß ein hübscher weisser Strumpf allemal den größten Einfluß auf die sittliche Bildung des Menschen habe.

Ist das nicht Philosophie? — Aber, mein Schatz, wann wollen Sie zu uns kommen? Ich

hoffe doch nicht, daß Sie das Land fliehen, um den Klagen der Nothleidenden auszuweichen? Diese Ursache fällt bei mir weg.

Bringen Sie allenfalls einige hundert Thaler, die Sie sonst auf Moden verwenden würden, in Ihrem grünen Beutel mit, wenn Sie Lust haben, an meinem rührenden Lustspiele Theil zu nehmen; und ich verspreche Ihnen, Sie sollten dafür tausendmal mehr Schmeicheleien zu hören bekommen, als in der Stadt, und wahrhaftig von Leuten, die ganz anders empfinden, als alles, was sonst das Glück hat, sich Ihrem Fußschämel zu nahen, und dort seine Huldigung in gehöriger Entfernung auf den Knien zu leisten.

Der Greis mit dem Barte, mit den dicken rollenden Thränen, und der zitternden Sprache der Dankbarkeit, was ist das für ein Liebhaber gegen alle Ihre hohen Frisuren mit angehängten Menschenkörpern! Addio carissima!

N. S.

Ich weiß nicht, ob Sie den neuen Gukkasten schon gesehen haben, worin man durch das eine Glas alles so sieht, wie es ist, und durch das andere, wie es seyn sollte. Ich habe so eben einen aus England bekommen.

Durch das erste Glas sieht man unter andern ein prächtiges Schloß im besten gothischen Geschmack, mit Graben, Thürmen und Obelisken geziert, viele beissende Hunde und verhungerte Bettler vor dem Thore; umher eine Menge verfallener Strohhütten und eine Kirche mit herabhängenden Sparren; das Land schlecht gebauet, die Nachbarn misvergnügt, und mit einem hämischen Blicke auf jede Gelegenheit laurend, dem stolzen Besitzer dieses, den Armen und Nothleidenden unzugänglichen Pallastes, einen heimlichen Schaden zuzufügen.

Das andere Glas zeigt eine leutselige Edelfrau vor ihrer offnen Thüre, wie sie dem einen guten Rath, dem andern Hilfe giebt; ihr Haus ist, wie sie, edel und anständig, und von einer Menge schöner Häuser umgeben, die wohlhabenden Einwohnern zugehören müssen.

Ueberall sieht man die Freude und segnende Augen, welche mit einander dankbare Blicke nach der guten Frau winken. Dort tragen hunderk Arme Korn vom Hause weg; hier fahren jubelnde Knechte tausend Fuder wieder hinein.

Glauben Sie mir, mein Schatz, daß ich recht gesehen habe. Eine Frau war es, obgleich mein Mann mir den Kasten verschoben, und ein rechtes Frazengesicht, woraus man zur Noth einen Mann machen könnte, vorgerückt hat.

Aus Mösers patriotischen Phantasien.

Väterliche Ermahnung.

Es war einmal ein verständiger und liebreicher Vater, welcher nichts sehnlicher wünschte, als, daß seine Kinder recht gut und glücklich werden mögten.

Dieser erfahrne Mann wußte, daß es viele Bücher giebt, die zwar angenehm zu lesen sind, aber deren Lesung doch höchstverderblich, am meisten für junge Leute ist.

Dahin rechnete er erstlich alle diejenigen Bücher, die einen schmutzigen, die Ehrbarkeit beleidigenden Inhalt haben; ferner alle diejenigen, worin die Geschichte verliebter Gecken beiderlei

Geschlechts beschrieben wird; ferner solche, welche bloße Tändeleien enthalten, und nicht darauf abzwecken, die Menschen vernünftiger, arbeitsamer, wohlwollender und zufriedner zu machen; und endlich auch solche, deren Lesung uns weichlich und zu den Geschäften des menschlichen Lebens unlustig und ungeschickt machen kann.

Er hatte deswegen oft zu seinen Kindern gesagt: „wenn ihr klug seyd, so nehmt kein Buch in eure Hand, es zu lesen, bis ihr es erst mit oder einem andern vernünftigen Manne gezeigt und von uns gehört habt, daß das Lesen desselben euch nützlich seyn könne.“

Einst mußte dieser gute Mann auf ein ganzes Jahr verreisen. Seine Kinder besuchten unterdes bald diesen, bald jenen von ihren Gespielen, bei denen sie bald dieses, bald jenes ihnen noch unbekannte Buch vorfanden.

Die Gespielen rühmten diese Bücher, und sagten, daß sie sehr angenehm geschrieben wären. Darüber kriegten die Kinder Lust, sie auch zu lesen. Gern hätten sie ihren Vater erst gefragt; aber der war nun nicht da, und kam so lange nicht wieder. Endlich dachten sie: diese Bücher müssen ja wohl nichts Böses enthalten, sonst würde man ja unsern Freunden, sie zu lesen, auch wohl verboten haben. Sie baten sich also eins nach dem andern aus, und lasen darin mit großem Wohlgefallen.

Aber ach! wie bekam es ihnen!

Der Vater fand sie bei seiner Zurückkunft ganz verwandelt. Statt der vorigen Unschuld und Reinigkeit ihrer Herzen, hatten sie die Seele voll wohllüstiger Bilder und schändlicher Begierden; statt ihrer sonstigen Lust zum Lernen und zu jeder nützlichen Geschäftigkeit, wollten

sie jetzt nur Romane, Komödien und kleine tändelnde Gedichte lesen; statt ihrer vorigen heitern und zufriedenen Gemüthsart, waren sie jetzt mürrisch und unzufrieden, so oft sie nicht bei ihren Büchern sitzen und neues süßes Gift für ihre Seele daraus einsaugen konnten.

Da rief sie der bekümmerte Vater zu sich, und redete sie mit bethränten Augen folgendermaßen an:

„Meine allerliebsten Kinder! Das Unglück, welches zu verhüten ich alle Weise getrachtet habe, ist geschehen. Es sind Bücher in eure Hände gefallen, von denen ich wünschte, daß sie euch immer mögten unbekannt geblieben seyn; und das unglückliche Lesen dieser Bücher hat — ich sage es mit tiefster Bekümmerniß! — eure ganze Glückseligkeit untergraben."

„Ich sage dies nicht, um euch Vorwürfe zu machen. Euer Unglück hat gewollt, daß ich nicht da war, um euch zu rathen, und da diese Bücher, von denen ihr nicht glaubtet, daß sie so gefährlich wären, wirklich angenehm geschrieben sind: so war es natürlich, daß ihr bald Geschmak daran fandet."

„Aber wenn eure eigene, schon zum Theil zerstörte Glückseligkeit euch noch nicht ganz gleichgültig geworden ist: o so höret mit aller Aufmerksamkeit, deren ihr fähig seyd, die Warnung eines Vaters an, der euch so herzlich liebt, und dessen Erfahrung ihm die traurigen Folgen zeigt, die die Lesung dieser verderblichen Bücher zuverläßig für euch haben wird, wenn ihr nicht von heute an eure schon kranke Seelen auf daß ernstlichste zu heilen euch bemühet."

„Gesteht es mir, oder vielmehr gesteht es euch selbst, seitdem ihr diese Bücher leset, ha-

ben alle eure Gedanken einen ganz andern Schwung genommen. Du, mein Sohn, siehst es nicht mehr für dein vornehmstes Geschäft an, etwas Nützliches zu lernen, und durch einen glücklichen Fortgang in jeder Erkenntniß den Beifall deines Vaters zu erwerben, und die Zufriedenheit desselben zu erhöhen."

„Du, meine Tochter, bist nicht so eifrig mehr, die Geschäfte zu besorgen, die ich dir vertraue, und die glücklichen Fähigkeiten anzubauen, die ich mit jedem Tage zunehmen sah."

„Ist es nicht wahr, ihr sinnet seither auf nichts anders, als wie ihr Gegenstände finden möchtet, die eurer eingebildeten Zärtlichkeit würdig, nach eurem Sinne euch glücklich machen, und durch euch glücklich werden können! Kömmt nicht jede andere Pflicht, jedes andere Geschäft euch ekelhaft und unrühmlich vor? und wünscht ihr nicht, je eher je lieber, euch in eine Reihe von Begebenheiten verwickelt zu sehen, wie diejenigen sind, welche die Helden und Heldinnen eurer Bücher in euren Augen so schätzbar und so beneidenswürdig machen?"

„Aber überlegt — o ich bitte euch um eurer eigenen Wohlfahrt willen! — wie sehr euch dieses hindern müsse, euch diejenigen Tugenden und Einsichten zu erwerben, durch die allein ihr wahrhaftig glücklich werden, durch die allein ihr Andere glücklich machen könnet! Es ist — ich beschwöre euch, allerliebste Kinder, es wohl zu bedenken! — es ist ein falsches, ein verderbliches Vorurtheil, was die Hauptlehre dieser Bücher ausmacht, daß die Vereinigung zweier liebender Herzen die vornehmste Beschäftigung des Lebens, das einzige Mittel zur Glückseligkeit sey."

„Ich verberge es euch nicht: freilich ist die Liebe, die tugendhafte, reine Liebe, eine Quelle der erhabensten und süßesten Glückseligkeit. Aber weder eine romanhafte Denkungsart, noch abentheuerliche Begebenheiten, werden euch zu diesem seligen Ziele führen. Ihr könnt, — glaubt es eurem Vater, der euch nie eine Unwahrheit gesagt hat! — nicht anders, als unglücklich werden, ihr könnet nicht anders, als Andere, unglücklich machen, wenn ihr diesen bedenklichen Zeitpunkt übereilet. Erst müssen unsere Seelen reif zu einer tugendhaften Verbindung mit einer andern gleichgestimmten Seele seyn, ehe eine solche Verbindung möglich ist: und wie weit sind die eurigen von dieser Reife noch entfernt."

„Bedenke, mein Sohn, wie viele Erkenntnisse du noch zu erwerben, wie vielen Tugenden du noch nachzustreben hast, ehe du dem Staate und dem menschlichen Geschlechte nützliche Dienste zu leisten im Stande seyn wirst! Und du, meine Tochter, überlege, wie viel es noch brauchet, bis du fähig seyst, einem Hause klüglich vorzustehn, und Kinder vernünftig zu erziehen!"

„Wie unbedachtsam seyd ihr also nicht, daß ihr durch schimärische und einfältige Träume euch in dem glücklichsten Fortgange zur Volkommenheit und Glückseligkeit hemmen lasset! Erwäget, wie unglücklich ihr seyn würdet, wenn dasjenige, was ihr am feurigsten wünschet, euch alsobald gewährt würde!"

„Betrachtet, daß der Romanendichter seine Helden und Heldinnen, nach Belieben, weise, vollkommen und von Bedürfnissen frei erschaffet; daß hingegen ihr von allen Zufällen des Lebens abhänget; daß ihr euer Schicksal allein durch Weisheit und durch Klugheit verbessern könnt;

daß Unbedachtsamkeit und Leichtsinn euch nothwendig der Gefahr des äusserſten Elendes ausſetzen müſſen; daß, wenn die Liebe euch einſt glücklich machen ſoll, ſie ſolches erſt alsdann thun könne, wenn, durch die Vernunft erleuchtet und gebilliget, ſie für euch nicht mehr ein Hinderniß zur Vollkommenheit, oder eine Quelle von Uebeln werden kann.“

Hier ſchwieg der Vater, und ſahe mit einem bedenklichen und wehmüthigen Blicke auf ſeine verirrten Lieblinge herab. Dieſe erſchraken vor der Gefahr, in der ſie geſchwebt hatten, ohne es zu wiſſen, und ergriffen zitternd die Hand des zärtlichen Vaters, um ſie mit ihrem Thränen zu benezen und ihn zu bitten, daß er ihnen doch helfen möchte, dem Verderben zu entrinnen, dem ſie ſchon ſo nahe geweſen wären.

Ein abermaliges Beiſpiel,

wie nöthig es ſey, ſeinen Körper und ſeinen Geiſt gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens ſchon in der Jugend abzuhärten.

Da die Herren Banks und Solander auf ihrer Reiſe um die Welt in die Gegend des Feuerlandes gekommen waren, welches bekanntlich unter Amerika liegt: ſo empfanden ſie großes Verlangen, ans Land zu gehen, um die Beſchaffenheit deſſelben zu unterſuchen. Der Schiffskapitain, Herr Cook, ließ ihnen alſo ein Boot ausſezen und darin fuhren ſie denn, in Geſellſchaft eines Schiffarztes und des Aſtronomen, nebſt einigen Bedienten und Matroſen, nach der Küſte.

Hier

Hier stiegen sie aus und giengen landeinwärts, in der Absicht, gegen Abend zurückzukommen und wieder an Bord zu gehen. Das Wetter war zu dieser kleinen Wanderschaft recht erwünscht: auch war es dazumal grade mitten im Sommer, indem der 21ste Dezember in dieser Himmelsgegend der längste Tag ist.

Nachdem sie eine Zeitlang gegangen waren, geriethen sie in eine sumpfichte Gegend, die mit niedrigem Birkengesträuche bedekt war. Ueber dieses mußte man hinweg steigen und sich die Unbequemlichkeit gefallen lassen, fast bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den Morast zu sinken.

Die Mühseligkeiten dieser Reise wurden noch vergrössert, da der Himmel sich plötzlich mit Wolken überzog und das Wetter nun auf einmal kalt und trübe wurde. Ein recht schneidender Wind fing an zu wehen; endlich erfolgte Schnee und nun war der Sommer auf einmal in den rauhesten Winter verwandelt.

Die Reisegefährten munterten sich wechselseitig einander auf und drangen unermüdet immer weiter fort. Sie hatten aber kaum zween Drittheile des sumpfigen Weges zurückgelegt, als schon einer von ihnen, Herrn Banks Zeichner, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten, dabei zurück.

Die übrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung mannigfaltiger Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich indessen vermehrt, die Kälte war heftiger worden, und es war nun schon so spät am Tage, daß man es ganz unmöglich fand, vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren. Aber an einem solchen Gebirge, in einer so rauhen Himmelsgegend eine Nacht hinzubringen, war entsetzlich: und doch half kein andrer Rath.

Man schickte daher nach denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu bringen, von wannen sie sich sämmtlich in den Wald begeben, alda eine Hütte bauen und darin übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft an dem bestimmten Platz beisammen und traten nunmehr den Weg nach dem nächsten Thale an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in beständiger Bewegung zu erhalten, um sich des Schlafs zu erwehren, so groß auch immer die Versuchung dazu seyn mögte: denn, fügt' er hinzu, wer sich niedersetzt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich den Nachtrab zu führen. Allein noch ehe man das Gebüsche erreicht hatte, nahm die Kälte dermaßen zu, daß der Doctor Solander selbst die Neigung zum Schlafe, vor der er die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er bestand, daß man ihm erlauben sollte, sich niederzulegen. Vergebens bat und ermahnte ihn Herr Banks; er legte sich in den Schnee und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn vom Schlafe abzuhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fieng an, dieselbe Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein Feuer anzulegen und er blieb bei den beiden Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber ehe sie das sumpfichte Birkengebüsch zurückgelegt hatten, betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen, weiter zu gehen, nun schlechterdings unmöglich wäre. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen, waren im Stande sie fortzutragen; man mußte sie daher beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwo Minuten, so waren beide in einen tiefen Schlaf verfallen.

Da indessen einige von dem Vortrab mit der angenehmen Nachricht zurückkamen, daß in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten ein Feuer angemacht sey: so gelang es dem Herrn Banks den Doctor Solander zu ermuntern, der aber, ohngeachtet er nur erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, schon den Gebrauch seiner Gliedmaßen verloren hatte. Seine Muskeln waren dermaßen eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht zu ermuntern.

Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm, und versprach, sie ablösen zu lassen, sobald zween Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben.

Dies geschahe; allein nach einer halben Stunde kamen die ausgeschickten Männer allein zurück und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchgesucht, aber weder den Schlafenden noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und vermuthete, daß die zween zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben mögten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zu viel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten.

Zu noch größerem Unglücke fing es von neuem an, noch heftiger zu schneien und man mußte daher alle Hofnung aufgeben, die armen Verirrten jemals wieder lebendig zu sehen. Gleichwohl hörte man zur großen Freude der ganzen Gesellschaft gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin und fand den Matrosen, welcher kraftlos daher schwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde.

Herr Banks gieng weiter, um auch die beiden andern aufzusuchen; er fand sie endlich auch, aber in der kläglichsten Verfassung. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden und war unempfindlich wie ein Stein.

Die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft reichten nicht zu, sie fortzuschleppen. Man suchte darauf an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dieses konnte des gefallenen und noch immer fallenden Schnees

wegen, aller ersinnlichen Mühe, welche man sich gab, ohngeachtet, nicht zu Stande gebracht werden.

Man sahe sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen; machte ihnen ein Lager von Zweigen, bedeckte sie mit andern Zweigen; und verfügte sich wieder nach dem Walde zurück.

Während dieser Beschäftigung fingen einige von den Uebrigen auch an, fühllos zu werden, und man konnte sie mit genauer Noth kaum zum Feuer schleppen. Die ganze Nacht wurde in einem Zustande hingebracht, welchen das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gleich entsetzlich machten. Die zween Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten, ein Theil der Uebrigen war krank und ohnmächtig und statt aller Lebensmittel hatte man einen einzigen Geier, der während der Reise geschossen war.

Endlich brach der Tag an; rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen; die Kälte war noch eben so strenge, und der Wind noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich den Rückweg anzutreffen.

Man schickte einige ab, um sich nach denen im Gesträuche zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehn. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Bothschaft zurück, daß sie todt wären.

Da der Hunger nunmehr anfing, der Gesellschaft beschwerlich zu fallen: so zog man dem geschossenen Geier die Haut ab, zerlegte ihn

in zehn Theile und jedermann bereitete nun seinen Antheil selber zu, wie es ihm beliebt.

Nachdem jeder seinen schmalen Bissen verzehrt hatte, wagten sie es, ihre Rückreise anzutreten. Es glückte ihnen sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie sich gegenseitig Glück, mit einer Freude, welche keiner Beschreibung fähig ist.

Aus

Hawkesworths Reisebeschreibung.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite.
1	Frizchen am Weihnachtsabend.	1
2	Karl und Lieschen.	2
3	Auf ein andermal bedächtiger.	3
4	Frühlingslied.	—
5	Frizchens guter Vorsaz.	4
6	Zwei ungleiche Brüder.	5
7	Malchen, eine kleine Erzählung.	7
8	Junker Hanns.	9
9	Lied eines Fröhlichen.	12
10	Der Aufschub.	13
11	Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen gebohren bist.	14
12	Die Biene und die Hummel.	15
13	Das Dörfchen.	16
14	Der furchtsame Knabe.	17
15	Ein Frühlingsliedchen.	18
16	An ein junges Fräulein, dem man weiß gemacht, daß es besser sey, als andre Menschen.	19
17	Ein Liedchen.	21
18	Der Gesang der Vögel.	22
19	Das Ringspiel.	—
20	Die Blumen.	39
21	Lieschens Klage über Frizchens Tod.	41
22	Lieschen zum Schmetterling.	42
23	Friz und der Käfer.	43
24	Frizchens Morgenlied.	44

		Seite.
25	Der Klügste giebt nach.	45
26	Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen.	—
27	Frizchens Tischgedanken.	50
28	Frizchens Dankgebet nach Tische.	54
29	Frizchen nach der Arbeit.	55
30	Frizchen an den Tod.	56
31	Ein Bild vom menschlichen Leben	57
32	Erndtelied.	59
33	Frizchen an Lotte, da ihre Mutter krank war.	60
34	Der Pflug.	62
35	Gespräch einer Mutter mit ihrem dreijährigen Kinde.	—
36	Das Gewitter.	66
37	Hirtenlied.	68
38	Lied eines kleinen Mädchens an ihren Vater; bey Ueberreichung eines Rosenknöspchen.	69

Zweite Abtheilung.

39	Frizchen an ein Paar Tauben.	70
40	Durch gegenseitige Hülfsleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang.	71
41	Einige Beispiele von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.	74
42	Morgenlied.	79
43	Der Abend.	80
44	An den jungen Leser.	—
45	Lied eines Schwindsüchtigen.	81
46	Ein Landmann zu einem reichen Städter.	82
47	Der edelmüthige Bauer.	83
48	Der Esel und der Hund.	84

		Seite.
49	Der Schäfer und der Weltweise.	85
50	Nach einem Gewitter.	87
51	An ein neugebohrnes Kind.	88
52	Der gewissenhafte Tagelöhner.	89
53	Zwei Hamster.	90
54	Xenophon und Sokrates.	91
55	Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.	—
56	Ananiceris und Plato.	92
57	Frühlingslied.	93
58	Protagoras und Demokritus.	94
59	Polemo und Xenokrates.	95
60	Die Kröte und die Wassermaus.	96
61	Beispiel eines jungen Helden.	97
62	Der dankbare Jude.	—
63	Wilhelm und Franz.	99
64	An den Mond.	105
65	Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten.	106
66	Der Esel in der Löwenhaut.	107
67	Dionisius und der Reiche.	109
68	An die Tugend.	111
69	Erkenntlichkeit.	—
70	Ein Knabe und eine Biene.	112
71	Der Tod einer Fliege und einer Mücke.	113
72	Freundschaftslied.	—
73	Wahre Schönheit.	115
74	Die Jagd.	118
75	Thue Gutes selbst denen, die dich beleidigen.	120
76	Die Streitsucht.	121
77	Mäßigkeit und Unmäßigkeit.	127
78	Von der Arbeitsamkeit.	129
79	Die Vorsicht.	132
80	Letzte Unterredung des unglücklichen Wassers mit seinen beiden Söhnen.	133
81	Aus Leonhard und Gertrud, einem Buche für das Volk.	144

Dritte Abtheilung.

		Seite.
82	Lied einer Schnitterin.	161
83	Zezilie und Scharlotte.	162
84	Der Held und der Reifknecht.	166
85	Betrachtung über einen Vogel.	168
86	Gespräch zwischen Vater und Sohn.	169
87	An die Sonne, an einem Erndtemorgen	170
88	Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.	171
89	Ueber die Sparsamkeit der Natur.	178
90	Die muthwillige Freundschaft.	180
91	Betrachtung bei einem Bache.	186
92	Henriette, eine Kindergeschichte.	187
93	Ein Lied vom Reiffen.	210
94	Fritzchen an den Verfasser des vorstehenden Liedes.	212
95	Die liebenswürdige Kokette.	213
96	Väterliche Ermahnungen.	219
97	Ein abermaliges Beispiel wie nöthig es sey seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.	224

Bibliothek

für

Kinder

und

Kinderfreunde.

Wien, 1789.

bei dem Herausgeber im k.k. Taubstummeninstitute.

Bibliothek

für

Kinder

und

Kinderfreunde.

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben von

J. H. Campe.

Neue Auflage.

Vierter Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute.
1789.

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben

von

J. H. Campe.

Neue Auflage.

Dritter Theil.

Wien,

gedruckt bei J. J. Kaulfuß'schen Buchhandlung.

1789

Fritzchen am Neujahre.

Ha! guten Morgen, Fritzchen! — heut
Ist guten Morgen viel!
Ein neues Morgenroth der Zeit,
Ein neuer Lauf zum Ziel!

Wie ist mir doch? — Da steh ich hier,
Und schaue um mich her;
Und allenthalben deucht es mir,
Als ob es anders wär';

Als träf' ich in ein neues Land,
Und wäre selber neu,
Und wäre etwas unbekannt,
Und doch vergnügt dabei.

So, denk' ich, wird mir's künftig seyn,
Wenn nun der liebe Gott
Erst Neujahr macht, und hohlt uns ein
Am letzten Morgenroth.

Dann guten Morgen, Ewigkeit!
Und keine Nacht nicht mehr;
Und fröhlich Neujahr weit und breit,
Zu unsers Gottes Ehr!

Doch Dank für so weit, lieber Herr!
Wir haben's hier auch gut;
Und wird uns immer merklicher,
Daß Segen auf uns ruht.

Dazu ist alles vor dir gleich,
So Blume, so der Strauch.
Die Erd' ist auch ein Himmelreich,
Denn du regierst sie auch.

Und wer sich hier nicht freuen kann,
Daß du sein Vater bist.
Der wahrlich! freut sich nicht daran,
Wenn er im Himmel ist.

Für uns ist jede Stunde wohl
Des frohen Jubels werth:
Denn unser Theil ist übervoll
Von Freuden uns beschert.

Daß ich nur bin — was trink ich da
Für Seligkeiten ein!
Ich armes Frizchen könnte ja
Nur nichts geblieben seyn.

O dies allein, dies stürzt mich hin
In Dank, in lauten Dank!
Ihr lieben Engel, hört's! ich bin!
Hört meinen Lobgesang!

Die Blume blüht; das zeigt auf mehr;
Vergebens blüht sie nicht.
Sie giebt den süßen Duft umher,
Weil sie auch Frucht verspricht.

Um Frucht zu werden blühet sie:
Ihr Engel, so bin ich;
Ein kleines Blümchen blüh' ich hie,
Ihr erndet einstens mich.

Ihr Engel, war't ihr gleich so hoch?
Ich weiß es nicht. Ich will
Mich niedrig halten immer noch,
Und blühn, und duften still.

Die Erd' ist wohl ein gutes Beet!
Wir Blümlein dürsten nicht.
Der Gärtner, welcher uns gesä't,
Hat Regen, wenn er spricht.

Er hat auch Wärme, daß die Frucht
Zur Reife wohl gedeih;
Und daß, wenn er nun kömmt und sucht,
Es nicht vergebens sey.

Das soll es nicht! — Denn seht, da naht
Sie her mit neuer Kraft,
Die liebe Sonne, die der Saat
Gedeihn die Fülle schaft! Overbeck.

Der kleine Ludwig an ein Schäfchen.

Komm, liebes Schäfchen, her zu mir,
Und iß aus meinem Händchen;
Und wenn du's thust, so bind' ich dir
Ein schönes rothes Bändchen
Rund um dein wollicht Hälschen her,
Und geh' und hole dir noch mehr.
Und führe alle Tage dich,
Und liebe dich, und streichle dich.
Wenn denn einmal — wie freu ich mich!
Mein lieber Vater kömmt dazu:
Dann streichelt seine Hand auch mich;
Dann wird er sagen: Ludewig,
So fromm wie's Schäfchen sey auch du!

Dorothea B.

Der Obstgarten.

An einem schönen Sommerabend liefen Lottchen und Friz, zwei Kinder, gut und fromm wie kleine Engel, bei ihrer Mutter im Garten herum.

Hier standen Apfelbäume und Birnbäume, deren Aeste fast unter der Menge ihrer herrlichen Früchte zu brechen schienen, und ein Kirschbaum, der von oben bis unten voll süßer reifer Kirschen hing. Der fiel den Kleinen besonders in die Augen.

Ach, sieh mal, liebe Mutter, rief Friz, sieh die reifen Kirschen dort oben im Wipfel! Ach, wenn ich die doch herunter hätte! Soll ich nur einmal schütteln, liebe Mutter? soll ich? —

Ja, Friz, sagte die Mutter, schüttle immerhin, wenn du kannst; was herabfällt, das soll euer seyn.

Und Friz lief hin, den Baum aus allen seinen Kräften zu schütteln — aber sieh! der Baum stand unbeweglich, und nicht eine einzige Kirsche fiel herunter.

Betrübt lief er wieder zur Mutter, und sagte, wie das doch zugehen mag, daß ich den Baum gar nicht bewegen kann, da ich doch voriges Jahr schon, als ich noch viel kleiner war, den kleinen Birnbaum dort mit den Zuckerbirnen hin und her schütteln konnte, daß die reifen Birnen alle herunter fielen?

Komm mit, Friz, antwortete lächelnd die Mutter: ich will dir zeigen, wie's zugeht.

Die beiden Kleinen liefen hinter der Mutter her, und die Mutter wies ihnen in einiger

Entfernung vom Kirschbaume, wie bis dahin noch die Wurzeln des Baums reichten, die in den vielen Jahren, daß der Baum schon gestanden hätte, eben so, nur nicht vollends so stark, in der Erde fortgewachsen wären, wie der Stamm und die Krone des Baums über der Erde.

Sie erklärte ihnen, wie aus den größern Wurzeln viele kleinere herauswüchsen, wie diese das Erdreich umklammerten — wie der Baum durch Hülfe dieser vielen Wurzelchen, welches lauter hohle Röhrchen wären, den Nahrungssaft an sich zöge; und wie er selbst sowohl, als auch die Wurzeln, dadurch immer neuen Zuwachs erhielten.

Darauf machte sie ihnen denn begreiflich, daß der große Kirschbaum mit seinen vielen und langen Wurzeln ein weit grösseres Erdreich umfasse, als der junge Birnbaum, und daß jener also auch schon viel fester stehen müsse, als dieser.

Dies alles wies die Mutter ihren Kindern, und sezte dann mit herzlicher Liebe hinzu: eben so, lieben Kinder, geht es uns Menschen mit dem Gutseyn.

Je länger wir die Tugend, das ist, das Gute üben, je mehr fassen alle unsre Kräfte gleichsam Wurzel darin, und desto unmöglicher wird es jeder Versuchung zum Bösen, uns nur zum kleinsten Wanken im Guten zu bringen, oder gar uns von dem guten Wege, auf dem wir schon eine zeitlang fortgegangen sind, ganz abzureißen.

Izt versteht ihr noch nicht ganz, meine lieben Kinder, was das sagen will, aber so viel könnt ihr doch schon davon verstehen — wenn das Birnbäumchen nie gepflanzt wäre, so könnt' es auch nie groß und stark und so fest werden,

wie der Kirschbaum nun schon ist: Nicht wahr, Fritz, das könnte nicht angehn, wenn er nicht gepflanzt wäre?

„Nein, sicher nicht, liebe Mutter!“

Und wann ist er gepflanzt, da er schon groß war, wie nun? — oder —

„Nein, liebe Mutter, der Vater hat mir erzählt, daß er ihn, da er auch noch klein war, aus einem Kirschkern gezogen, und nachher einen Zweig vom Birnbaum hineingepfropft hat; sieh, so ist das kleine Bäumchen gewachsen;“ —

Während dieser Unterredung waren sie zu dem Baume hingegangen, und Fritz streichelte sanft an dem Stamme des Baums nieder. —

Nun, lieber Fritz, fuhr da die Mutter fort, freue dich; er wird auch einst so groß und fest werden, und so viele Früchte tragen, als der Kirschbaum — aber nicht wahr, das könnt' er nicht, wenn er nicht gepflanzt wäre?

So pflanzt denn auch ihr, lieben Kinder, izt die Tugend oder das Gute in eure Herzen: das heißt, habt den lieben Gott und eure Eltern und denn auch alle Menschen lieb, und thut gern, was der liebe Gott durch eure Eltern von euch fodert: dann, Kinder, dann werdet ihr mit jedem Tage fester im Guten wurzeln, wie dieser Kirschbaum in der Erde, und werdet denn einst süße erquickende Früchte euren Nebenmenschen tragen, wie dieser Baum sie euch izt giebt. —

Und nun bog die Mutter einen der schönsten Zweige des Baums herunter, und pflückte den lieben Kleinen den ganzen Schooß voll süßer Kirschen.

Die kleine sanfte Lotte schmiegte sich an ihre Mutter und sagte: ja, liebe Herzensmutter, das will ich thun! Ich will Frömmigkeit und

Tugend in mein Herz pflanzen, und der liebe Gott wird's darin recht schön aufwachsen lassen, wie er diesen großen herrlichen Kirschbaum hat wachsen lassen.

Ach wie hab' ich ihn lieb dafür — und wie schmecken sie so schön, die Kirschen!

Sollst auch vielen Dank haben, liebe beste Mutter, daß du sie uns gepflückt hast! und sanft schmiegte sie sich noch einmal an ihre Mutter, und küßte ihre Wange.

Indem lief auch Fritz herbei, der bis izt mit seinen großen ofnen Augen auf Lottchen acht gegeben hatte. Er griff nach der Mutter Hand, drückte sie herzlich, und sagte mit seinen gewohnten unverstellten Aufrichtigkeit:

Ja, Mutter, ja! — was Lottchen gesagt hat, das wollen wir thun; gewiß, ich will auf und brav werden — wie du mich haben willst — und wie die Leute sagen, daß mein Vater ist.

Die Mutter drückte gerührt beide Kleinen an ihr mütterliches Herz, und dankte dem lieben Gott für die frohe Hofnung, die ihre Kinder ihr machten, daß sie sie dereinst gut, oder welches einerlei ist, glücklich sehen sollte.

M. S.

Die Katze, die Maus und das Mäuselein.

Die Katze.

Mein allerliebstes Mäuselein,
O komm doch her zu mir:
Sollst ruhen in den Armen mein,
Scharmantes, kleines Thier.

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
Geh nicht, ich rath' es dir:
Die Katze haschk das Mäuselein,
Bleib, Töchterchen, bei mir!

Die Katze.

So komm doch, liebes Mäuselein!
Siehst du die schöne Nuß?
Die schöne Nuß soll deine seyn
Für einen einz'gen Kuß.

Das Mäuselein.

O laß mich, liebes Mütterlein!
Sieh nur die schöne Nuß:
Die schöne Nuß soll meine seyn
Für einen einz'gen Kuß!

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
Nimm ja nicht ihre Nuß!
Die Katze beißt das Mäuselein
Fleuch, fleuch vor ihrem Kuß!

Die Katze.

Kommst noch nicht, liebes Mäuselein?
Sieh nur, was hab' ich hier?
Schön Zuckerbrod und Brezelein,
Dies alles geb' ich dir!

Das Mäuselein.

O laß mich, laß mich, Mütterlein;
Ich muß, ich muß zu ihr!
Vom Zuckerbrod und Brezelein
Geb' ich die Hälfte dir!

Die alte Maus.

O geh nicht, geh nicht, Töchterlein!
Noch einmal rath' ichs dir:

Die Katze würgt das Mäuselein;
Sie frißt dich, kleines Thier!

Die Katze.

Dich fressen, liebes Mäuselein?
Dich würgen, kleines Thier?
O glaubs nicht deinem Mütterlein,
Und komm, o komm zu mir!

Das Mäuselein.

Da bin ich: gieb mir Brezelein! —
O weh, ich armes Thier!
Sie würgt mich, liebes Mütterlein;
Ach Hilfe, Hilfe mir!

Die alte Maus.

Nun ists zu spät, mein Töchterlein;
Zu spät, zu helfen dir!
Du folgtest nicht dem Mütterlein;
Das ist der Lohn dafür!

Am 24sten Jäner 1781.

Im Mohrenland ein König war,
Hieß nur der kleine König;
War Mohr, und hatte wolligt Haar,
Und stotterte ein wenig.

„Nun will ich!“ sprach er immer, „nun!“
Wohl recht hieß er der Kleine!
Wollt' immer große Thaten thun,
Und that der großen keine.

Schlief immer, bis die Sonne hoch
Am Himmel war gestiegen!
Man weckt' ihn: „laßt mich!“ sprach er, „doch
Nur noch ein wenig liegen.“ —

Im Preussenland ein König ist,
Der ist ein großer König;
Thut Thaten mit Vernunft und Muth,
Thut immer sich zu wenig!

Fragt sich, wann er zu Bette geht,
Was Gutes ist geschehen;
Kann wahrlich! Seine Majestät
Sonst nicht zu Bette gehen.

Sein Fest wird heut gefeiert sehr
In Dörfern und in Städten;
Ach! wenn ich doch sein Bauer wär,
Wie wollt' ich für ihn beten!

Von einem * * schen Bauer.

Mutter und Lieschen,
ein Gespräch.

Mutter.

Was fehlt dir, Lieschen? du siehst ja so traurig aus?

Lieschen. O nur ein Bischen!

Mutter. Warum denn, mein Kind? Ich dachte, der Spatziergang sollte dich fröhlich machen?

Lieschen Ja, das that er auch, liebe Mutter! — Aber da ich mit Hannen sehen wollte, was die arme kranke Schulmeisterin machte: da fanden wir die drei Kinder unsers Tischlers vor ihrer Thüre, die erbärmlich vor Hunger weinten.—

Mutter. Wie ist das möglich, Kind? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und nur noch die vorige Woche habe ich selbst ihm 10 Rthlr. bezahlt, die er in kurzer Zeit in unserm Hause verdient hatte.

Lieschen. Das sagte Hanne auch zu der Nachbarin, die dabei stand, und den Kindern ein Stückchen Brod gab.

Mutter. Und was antwortete die?

Lieschen. Der arme Mann ist wohl sehr zu beklagen, sagte sie: er läßt sich's blutsauer werden: aber das hilft ihm alles nicht. Denn seine Frau die ist gar keine Wirthin; sie versteht gar nichts von alle dem, was eine Frau doch wissen muß; sie kann nicht nähen, nicht stricken und spinnen, ja nicht einmal waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein reines Hemde anziehen will: so muß er es für Geld ausser dem Hause waschen lassen.

Mutter. Das ist ja arg; und da hattest du wohl Ursache, traurig darüber zu seyn, eine Mutter zu finden, die keine einzige ihrer Pflichten erfüllt. Gott lasse es doch die einzige seyn, die dir je zu Gesicht kommt! —

Lieschen. Ach, das ist noch nicht alles! Hör nur, liebe Mutter; — da sie sich nun mit nichts, gar nichts beschäftigen kann, so hat sie sich aus Müssiggang den Trunk angewöhnt. Wenn der Mann nun mit seinen Kindern Mittag- oder Abendbrod zu finden glaubt, so liegt sie oft ohne Sinn und Verstand im Bette, und der Vater hat denn mit den armen kleinen Kindern nicht einmal ein wenig Suppe zu essen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mutter. Ja wohl sind sie das, gutes Mädchen! Aber du hast bei dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Lieschen. Welche, liebe Mutter?

Mutter. Die, daß eine Frau, die kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestim-

mung gehöret, die allerverächtlichste und unglücklichste Kreatur in der Welt ist.

Nun wirst du es mehr als jemals begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Lieschen. O ja, liebe Mutter; ich seh es nun noch mehr ein, daß du mich liebhast, weil du mich arbeiten lehrst. —

Aber sage mir einmal, die vornehmen und reichen Kinder, die haben doch wohl nicht nöthig, so vielerlei Arbeiten zu lernen? Die können ja alles, wenn sie einmal verheurathet sind, von ihren Mägden thun lassen. Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter. Auch für die, liebes Lieschen, ist die Arbeit, so wie für die Armen, unentbehrlich. Denn erstlich beschäftigt es sie angenehm, da sie sonst oft vor langer Weile keine fröhliche Minute haben würden, und denn können sie auch das Geld, das sie für Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleider ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, oder zur Erquickung armer Kranken und Nothleidenden, verwenden, und sich so die reinste Freude des Lebens verschaffen.

Auch das, daß sie wissen, wie schwer oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihre Bediente seyn, und nicht mehr von ihnen fodern, als diese leisten können. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Gerechtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren Leuten geliebt zu sehen; ein Vergnügen, welches sie nicht genießen würde, wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sache, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Glaubst du es nun noch, meine Gute, daß die Kinder der Vornehmen und Reichen nicht nöthig haben, arbeiten zu lernen?

Lieschen. Nein, beste Mutter, das glaub' ich nicht mehr; ich sehe ein, daß die Arbeit für alle Menschen, wer sie auch seyn mögen, nöthig und nützlich sey. D. C.

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht;
Du durftest es wohl nehmen.
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht
Die sprachen — zum Beschämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Glut,
Als ich mit halben Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke. —

Du hast so wenig, armer Mann,
Und was dir ward, ist Leiden! —
O sieh mich noch ein Bischen an,
Ich kann von dir nicht scheiden.

Dein Auge hat wohl viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage trüber.

Der Locken sind nur wenig mehr,
Sie werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!

Der kalte Winter nahet sich
Mit Schnee und vielem Schrecken;

Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Heerd,
Die krumme Hand zu laben! —
Und bist vielleicht inwendig werth
Ein goldnes Haus zu haben!

O Gott! wie wird mir im Gesicht?
Wie wird mir, daß ich bebe? —
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe!

Overbeck.

Feldlust.

Hinaus ins Feld! und Lauf und Sprung
Getrieben sonder Scheu!
Es giebt der stillern Tage gnung,
Da sitzt man auf dem Ei.

Doch so wie heute sitzt man nicht,
Man rennt, so weit man kann;
Mit freudehellem Angesicht,
Feldein und Berghinan;

Und dünket sich ein Kerl, ein Held,
Der sich zu tummeln weiß,
Der, wenn er aus dem Gleise fällt,
Sich wieder schwingt ins Gleis.

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan;
Der seinen frohen freien Sinn
Lebendig machen kann!

Willkommen Feld und Busch und Thal!
Willkommen, schöner Baum!
Ihr kleinen Sänger allzumal
In jenes Wipfels Raum!

Gebt Acht, ich klettre zu euch hin,
Und mach' ein Lied mit euch;
Denn, weil ich nun ein Junge bin,
Seht ihr! so geht das gleich.

Kommt Schwester Lotte dann daher,
Und suchet Schatten hier,
Und sieht nach Blumen sich umher —
Mit einmal piep ich ihr.

O Wunder! Was ist das für Klang?
Sie sucht, und weiß nicht wie?
Dann fall ich plötzlich mit Gesang
Darein, und schrecke sie.

Doch gleich ist alles wieder gut:
„Will er herunter, er?“ —
Dann schick' ich erst ihr meinen Hut,
Und mich selbst hinterher. Overbeck.

Der Nebel.

An einem schönen Herbstabend gieng Lotte mit ihrem Vater spazieren.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehen eines weißen Sandhügels hatte.

„Vater! Vater! schrie Lotte; o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?“

Vater. Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte. Aber es scheint ja ganz dicht zu seyn, als wenn man's mit Händen greifen könnte!

Vater. Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte. O das sagst du wohl nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater. Meinst du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte. O das ist schön! Ich will oben darauf klettern; da wird man recht um sich sehen können!

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle angekommen waren, bemerkte man kaum einen feinen Dunst, der nur von fern gesehen so dicht zu seyn geschienen hatte.

Vater. Siehst du, Lotte, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dort her sahen?

Lotte. Fort! — aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu seyn, und nun ist fast gar nichts da.

Vater. Wundere dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu seyn scheinen: und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte. Was sind das für Dinge, Vater?

Vater. Erinnerst du dich an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in der prächtigen Staatskarosse begegnete?

Lotte. Ach ja! das war einmal eine prächtige Kutsche; Und so schöne allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerten einmal recht von Silber!

Vater. Das muß wohl eine rechte Lust seyn, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleidete Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu seyn, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte. Ja, das glaub' ich.

Vater. Aber sahst du nicht, wie verdrieslich und kränklich die schöngepuzte Dame in ihrer herrlichen Karosse da saß, recht als wenn sie zur Strafe darin eingesperrt gewesen wäre?

Lotte. Ja, das ist wahr; sie sahe eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater. Sie mußte ja also doch wohl nicht zufrieden seyn, ohngeachtet sie in der schönen Kutsche saß, und so viel prächtige Sachen hat?

Lotte. Nein.

Vater. Siehst du, Lotte? Alle die äussere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muß sich ja wohl eben so verhalten, als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei seyn. Thörigt ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer darnach läuft, der läuft nach einem bloßen Dunste, der ihm zu nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dich oft gelehrt habe, daß nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit, und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen herzlichen Kusse auf des Vaters Hand. C.

Die Krankheit.

Ich lag im Bette kümmerlich,
Inwendig gar nicht munter,
Und von der bleichen Wange schlich
Ein Thränenquell herunter!

Der Schlaf blieb aus, und immer aus,
Ich konnt' ihn nicht erflehen,
Und bald kam ein Geschwür heraus,
Nur widrig anzusehen.

Und brannt' und preßte mir
Ein Aechzen aus der Seele.
Da seufzt' ich: o mein Gott, sieh hier!
Sieh hier, wie ich mich quäle!

Das hörte wohl der liebe Gott;
Er muß ja alles hören!
Doch ließ er täglich meine Noth
Noch immer sich vermehren.

Da fraß der Durst den holen Gaum,
Die Zunge wollte starren.
Ich krank und krank, und konnte kaum
Des nächsten Trunkes harren.

Und immer brannte das Geschwür
Mit tausendfachen Stechen.
Ich schrie; es war, als wollte mir
Das Herz im Leibe brechen.

Ich schrie, und weinte bitterlich:
Erleichtre doch mich Armen!
Der Schmerz ist gar zu groß für mich!
Ach lieber Gott Erbarmen!

Das hörte wohl der liebe Gott;
Er muß ja alles hören.

Doch ließ er stündlich meine Noth
Noch immer sich vermehren.

Ein heisses Fieber wühlte mir
Hindurch in allen Adern.
Da ward ich wild, und wollte schier
Mit jedem Menschen hadern.

Es schlugen alle, die mich sahn,
Die Hände hoch zusammen,
Und fürchteten sich mir zu nahn;
Mein Auge stand in Flammen.

Ich wußte von mir selber nicht,
Mein Sinn war ganz bethöret;
Und jeder Zug mir im Gesicht
Verschroben und verkehret.

Da sank mein Vater hin aufs Knie,
Und Mutter lag daneben —
Und beteten, als wollten sie
Am Kammerboden kleben.

Und plötzlich fuhr es in mich her,
Wie eine Kraft von oben.
Ich bebt' — und wüthete nicht mehr,
Und fing an Gott zu loben.

Und freudig war das ganze Haus,
Doch ich war stumm vor Freuden!
Nur eine Thräne drang heraus,
Ganz anders, wie im Leiden.

Es tobte nun der Puls nicht mehr;
Das Fieber war verschwunden.
Auch gieng hinweg die böse Schwär';
Ich schlummerte fünf Stunden.

Und als ich da erwacht' — o Glück!
O namenlose Wonne!
Durchs Fenster gab mir einen Blick
Die milde frühe Sonne.

Ich warf die Hände nach ihr hin,
Und lächelte hinüber.
Entzücken war mein ganzer Sinn;
Entsprungen wär' ich lieber.

Und Mutter kam, die Hände voll
Von Primeln und Narzissen.
Das war zu viel! — ich mußte wohl
Sie und die Blumen küssen.

Und allgemach floß neue Kraft
Herein in meine Glieder.
Gelobt sey Gott! er hilft, und schaft
Gedeihn dem Kranken wieder.

Overbeck.

Zeno und sein heißhungriger Schüler.

Unter Zeno's Schülern zeichnete einer sich durch große Gierigkeit im Essen und Trinken aus. Heißhungrig riß er bei jeder Mahlzeit seinen Mitschülern alles vor dem Munde weg.

Zeno suchte ihm diesen Fehler abzugewöhnen; und ließ in dieser Absicht zur nächsten Mahlzeit nur einen einzigen, aber sehr großen Fisch zubereiten.

Sobald derselbe aufgetragen war, zog er die Schüssel zu sich, und schien im Begrif zu seyn, ihn ganz allein zu verzehren, ohne den Mitspeisenden etwas davon abzugeben.

Da machte der heißhungrige Schüler ein Paar große Augen, sahe seinen Lehrer starr an, und schien ihm stillschweigend seine unmäßige Gierigkeit vorzuwerfen.

„Wie? sprach hierauf Zeno zu ihm, nimmt's dich Wunder, daß ich auch einmal gefräßig bin, da du selbst von deinen Mitschülern erwartest, daß sie deine eigene Gierigkeit alle Tage dulden sollten?“ C.

Frizchens Weihnachtsfreude.

Morgen! morgen wird's was geben!
Morgen! Morgen! — welch ein Leben!
Morgen! Gustchen, freue dich!
Sieh nur, sieh, wie freu' ich mich!
Lustig! spring die Kreuz und Quer!
Hüpfe, als obs Maitag wär'!

Morgen wird noch mehr gesprungen,
Wird das frohste Lied gesungen;
Dann ist Freude überall!
Und weißt du, warum das all? —
Zweimal werden wir noch wach;
Heissa! dann — ist's Weihnachtstag.

Morgen wird laut vorgelesen,
Wer da gut und brav gewesen.
Hei! ich glaube, daß ich's war;
Täfelchen! o macht es wahr!
Ach, dann freuet Mutter sich,
Alles, alles liebet mich! —

Schön wird dann die Stube stralen,
Schöner, als kein Maler malen
Und ich nicht beschreiben kann;
Alles lachet dann uns an!
Gustchen, laß uns fröhlich seyn;
Immer brav und fröhlich seyn!

Ein Ungenannter.

Am Weihnachtsabend.

Alle.

Lieber heiliger Krist,
Komm und hör! wir flöten,
Fiedlen und trompeten!
Komm, da's Weihnacht ist!

Bring viel schönes mit!
Was wir gerne haben
Bring uns kleinen Knaben
In der Tasche mit!

Friz.

Mir ein Steckenpferdchen!

Ludwig.

Mir ein Buxbaumgärtchen!

Hermann.

Ach, ein Gänsewagen
Die mit Füchsen jagen!

Hans.

Und ein Harlekin
Mit der Violin!

Friz.

Und ein Grenadier
Mit der Flinte mir!

Ludwig.

Und viel Zuckerpuppen!

Alle.

Ach ja! Zuckerpuppen!

Hans.

Mandeln und Rosinnen!

Alle.

Mandeln und Rosinnen!

Hermann.

Nüss' und Honigkuchen!

Alle.

Lia! Honigkuchen!
Und was sonst noch ist,
Lieber heiliger Krist!

Hans.

Aber keine Ruten!

Alle.

Fi! die bösen Ruten!

Fritz.

Denn wir sind ja fromm!

Alle.

Ach so komm, so komm!
Heilger Krist, o komm!
Komm, da's Weihnacht ist,
Lieber heilger Krist! Overbeck.

Wilhelms Frage

über den frühen Tod seines kleinen Bruders.

Ich bin noch in der Welt geblieben;
Gott weiß allein, warum ich nicht
Die Welt verließ, wie meine lieben
Gestorbnen Brüder, die das Licht
Der schönen Sonne nicht mehr sehen. —

Dem Sonnenschöpfer ists bekannt;
Mein armer kindischer Verstand
Kann's nicht begreifen, nicht verstehen,
Warum mein Bruder Ferdinand
Acht Monden lang nur hier geweilet;
Warum er erst gebohren ward,
Und nichts, gar nichts mit mir getheilet,
Kein Spielwerk, keinen süßen May,
Den Bruder Karl einmal genossen;

Und keine Bücherleserei,
Und keine Rosen aufgeschlossen,
Und keines Baumes Honigfrucht,
Auch keine Nachtigallenlieder,
Und keines frommen Lehrers Zucht?

Er kam, und weinte viel,
Trug Schmerzen, und gieng wieder
Aus dieser Welt ganz unbekannt
Mit allem, was ich schon gesehn, gehört, gelesen,
Genossen, und gar lieblich fand.

Warum ist Bruder Ferdinand
Wohl hier gewesen?

Ferdinands Antwort
im Traum auf Wilhelms Frage.

Mein Bruder, was du hast gefragt,
Darüber hab' ich zum Bescheide
Von Engeln, die mir's vorgesagt!
Ich kam für mich zu keiner Freude
In eure kleine Welt;
Mich hatte Gott, der alle Wesen
Erschaffen hat, und mächtiglich erhält,
Mich hatte Gott dazu erlesen,
Daß sieben Seelen aus der Noth
Durch Mildigkeit errettet würden.

Fünf Kinder und kein Bissen Brod
Gab ein Paar Eltern schwere Bürden.
Sie wohnten unterm Dache, tief
Versteckt, wie Vögel ohne Futter.
Da sagte nun die Wehemutter,
Die man bei meiner Ankunft rief,
Vom Elend dieser armen Leute;

Und meiner Mutter Mutter lief,
Du weißt's so gut, als wär' es heute,
Sie lief und sagt's in reichen Häusern an:
Da mußte Magd und Diener eilen,
Geld, Brod und Kleidung auszutheilen
Für Kinder und für Weib und Mann.

Dies schrieb der Himmel auf, ich fand's
ich hab's gelesen;
Ich freue mich darob, und bin
Nicht ganz umsonst ein Mensch gewesen,
Mein Leben war Gewin!

A. L. Karschin.

Der Waghals.

Der Knabe, Alexander Waghals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobei etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußt' er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein Paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabei war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, da wollt er allezeit springen.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindi-

schen Verwegenheit von seinen Eltern und Aufsehern oft bestraft: aber er besserte sich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu spät klug geworden war.

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen. Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arme sich anhaltend, zwischen zwei Bäumen, mit dem Unterleibe in eiskaltem Wasser, eine Zeitlang hängen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung grosser Schmerzen, übel geheilt; und durch ausserordentliche Erkältung hatt' er sich die Schwindsucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebt' er bis in sein zwanzigstes Jahr, und starb.

Fritzchens Danklied
nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
Du giebst uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in süßer Ruh
Auf meinem Küssen liegen.

Vor kurzem noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen!
Ach, manches Kind ist noch wohl krank,
Und kann noch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich wohl auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund — des bin ich froh;
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank' ich, Gott! froh dank' ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl, nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben;
Und stäts, so lang' ich munter bin,
Für Gutes mich bestreben!

Ein Ungenannter.

Als Schwester Lottchen verreiset war.

Der Abend ist gekommen,
Die Welt ist ohne Licht;
Mein Täubchen sitzt beklommen,
Und kennt die Gegend nicht.
Es mögte gern in Schlummer
Sein Aeuglein decken zu:
Doch eines macht ihm Kummer,
Und gönnt ihm keine Ruh.

Sein Männchen ist geflogen
Wohl über manches Haus:
Ist viel umher gezogen,
Und bleibt noch immer aus.
Das Täubchen kann nicht rasten,
Das Täubchen sitzt beklemmt;
Es wird so lange fasten,
Bis Männchen wiederkömmt.

Ach, wie dem armen Täubchen,
So ist auch mir zu Sinn!
Ich hatt' ein Schwester, Täubchen,
Und ach, es flog dahin!

Und Fritzchen kann nicht rasten,
Und Fritzchen sitzt beklemmt;
Er wird so lange fasten,
Bis Lotte wiederkömmt!

Overbeck.

Die Hunderettung.

Ein rabenschwarzer kleiner Hund
Lag jämmerlich im Graben.
Ward ohne Fug und ohne Grund
Von gottvergessnen Knaben
Hinabgestürzt in tiefen Schlamm,
Und mußt' im letzten Tagesschimmer
Bei jedem, der vorüber kam,
Um Mitleid und Erbarmen wimmern.

Und alle schimpften auf den Arm,
Der ihn herunterstürzte,
Und nicht aus menschlichem Erbarm
Sein Leben schnell verkürzte.
Denn schmachtend mußte sich das Thier
Die Nacht zu Tode quälen,
Wenn unter denen, welche Neubegier
Herbei zu eilen trieb, ein Retter sollte fehlen.

Doch endlich fand ein Retter sich,
Ein Kleidungsmacherlerner; *)
Der stieg hinunter muthiglich,
Und achtete nicht ferner
Auf seinen weißgewaschnen Strumpf,
Den er beschmutzen mußte;
Zogs Hündlein aus dem schwarzen Sumpf,
Weil er zu fühlen wußte,

*) Ein Lehrbursche des Schneiderhandwerks.

Was Gott ins Menschenherz gelegt,
Des Mitleids edle Gabe. —

Froh, wie ein Held, der Lorbeer trägt,
Kam der gepries'ne Knabe
Heraufgeklettert, gab das Thier
In zweier Knaben Pflege,
Und gieng ohn' alle Ruhmbegier
Bescheiden seiner Wege. A. L. Karschin.

Gespräch zweier Bauerkindern.

Heinrich.

Lustig, Hannchen, wer wollte nun weinen! Nun kömmt Weihnachten; dann bringt Vater Kuchen und schöne Sachen aus der Stadt mit.

Hannchen. Ja, deiner mag was mitbringen, meiner gewiß nicht; hätten wir nur satt Brod im Fest!

Heinrich. O Hannchen, komm zu uns! Mutter soll dir Brod und Fleisch genug geben.

Hannchen. Ich mag nicht essen, Heinrich, wenn die andern zu Hause hungern.

Heinrich. Du sollst viel haben; dann kannst du ihnen was abgeben.

Hannchen. Ich darf nichts zu Hause bringen.

Heinrich. Ei! warum das nicht?

Hannchen. Weil der Vater denkt, ich hab's gebettelt; und Betteln will er nicht haben.

Heinrich. I nun! was zu bitten, wenn man arm ist, das ist ja nichts Böses. Das Stehlen nur, hat der Schulmeister gesagt, hätte der liebe Gott verboten.

Hannchen. Ja, vordem sagte der Vater auch so; aber seit er vorm Jahre einmal so lange nach

der Stadt gewesen ist, um dem reichen Herrn — wie hieß er doch noch? — seinen Garten umzugraben, seitdem spricht er anders.

Heinrich. Und warum denn seitdem anders?

Hannchen. Ja sieh mal, Heinrich, du weißt, der Herr da mit seinem Garten ist ein reicher, reicher Mann, weit weit reicher, wie nur einer hier im Dorfe ist. Wenn nun bei dem einer um etwas zu bitten gekommen ist: so haben da die Diener dieses reichen Herrn ihn schimpflich abgewiesen, und ihn auch wohl, wenn er vielleicht, weil er zu hungrig war, nicht gleich hat gehen wollen, beim Arme zur Thür hinaus geschoben; unterdessen daß des Herrn seine großen Hunde die auf dem Teller übriggebliebenen Speisen aufgefressen haben, woran die armen Leute ihren Hunger reichlich gestillt hätten.

Und so ist denn einmal ein ganz ganz alter Mann gekommen, der hat ein groß Stück Braten aufgenommen, was eben vorm Hause gelegen; wie das ein Hund gewahr wird, springt er zu, und beißt den armen alten Mann ins Bein; und was meinst du, Heinrich, der reiche Herr, der dies von oben mit angesehen, hat nur darüber gelacht. Seitdem nun sagt der Vater, wenn man arm wäre, und es sichs merken ließe, so hielten einen die reichen Leute schlechter wie die Hunde.

Heinrich. O pfui des häßlichen Mannes! Aber so, Hannchen, sind wir nicht. Denn höre nur mal, der Vater ist auch bisweilen in der Stadt gewesen um Weihnachten aus, weißt du wohl, und o, da kann er nicht genug erzählen, wie die reichen Leute denn leben; wie sie so viele große große Gerichte einander vorsetzen; Speisen, liebes Mädchen, die so viel viel Geld kosten, mit welchem man, wenn man Brod und Gemüse

dafür gekauft hätte, ein ganzes Haus voll armer Leute hätte satt machen können; und wie sie denn oft gar nichts davon essen, sondern es nur bloß zum Staat haben.

Hannchen. Ach, Heinrich, wer doch nur nicht arm wäre!

Heinrich. Bist du nicht thöricht, liebes Hannchen! Sieh mal, kannst ja zu uns kommen; die Mutter soll dir eine große Seite Speck und einen ganzen Haufen Brod geben, und ich will dirs hintragen helfen; denn der Vater sagt immer, darum hätte der liebe Gott arme Leute in die Welt gesetzt, damit er sehen wollte, ob die reichen Leute ihn auch lieb hätten. Denn, wenn sie das hätten, so gäben sie den Armen mit Freuden was ab, weil's der liebe Gott befohlen hätte. Auch ist er immer froh, wenn er armen Leuten Gutes gethan hat, und bedankt sich denn des Abends dafür beim lieben Gott, daß er ihm die Ehre gethan hat, was von ihm wieder anzunehmen. Denn er sagt, in der Bibel stünde, was ihr den Armen gethan habt, das habt ihr mir (nämlich dem lieben Gott) gethan. Nun mach doch, Hannchen, daß er sich heute Abend beim lieben Gott bedanken kann.

Hannchen. Ach, ich darf nicht, Heinrich! Soll ich den Vater ärgern? Er ist noch dazu krank, denn er und die Mutter haben schon seit zwei Tagen nichts gethan, als weinen. Dann sehen sie mich, und dann meine kleine Schwester und Bruder an, und grämen sich, daß wir so hungrig aussehen, und so nackt gehen und frieren, und nun auch Weihnachten nicht einmal in die Kirche gehen können. (Sie fängt an zu weinen.)

Heinrich. Hör, Kind! ich besinne mich auf was. Ich will mit zu deinem Vater gehen, und

will ihn bitten, daß er zu uns ins Haus kömmt. Dann soll Vater mit ihm nach H. gehen; der Edelmann dort will einen Gärtner haben; das kann dein Vater werden, da er so gut die Gärtnerei versteht. O! o! wie schön! Dann werdet ihr Brods genug haben, und der Edelmann nimmt ihn gewiß, wenn der Vater es ihm sagt; denn er hat den Vater viel zu lieb.

Ach Hannchen, spring! spring! und freue dich; dann kriegst du auch einen schönen Weihnachten! Komm geschwind, daß wir zu deinem Vater laufen, und es ihm sagen!

Hannchen. Ja Heinrich, komm! komm! Wenn das wahr würde, wie wollt' ich dem lieben Gott danken! K. H.

Der Kirchthurm.

So mächtig hoch den Thurm zu baun,
War wohl gewaltig schwer.
Es läßt sich gut herunter schaun
Auf alles Land umher.
Doch wie? um das Herunterſehn
Ist wohl das Bauen nicht geschehen.

Um das Hinaufsehn doch nicht gar? —
Um was denn anders wohl?
Da steht mein Thurm so wunderbar,
Daß man sich wundern soll.
Ein großer Kegel! so denk' ich,
Und geh vorbei — und wundre mich;

Und mancher wundert sich nicht mehr;
Das Ding ist ihm schon alt.
Vergessen ist der lange Herr,
Vergessen sehr, sehr bald! —

Man

Man baue doch nur keinen Thurm,
Mit Glocken und mit Zier!
Er steht im Hagel und im Sturm,
Und was hat er dafür? Overbeck.

Die böse Laune.

Immer heitern frohen Sinn
Sollt' ich allerdings wohl haben,
Weil ich noch ein Knabe bin,
Und beglückt vor manchem Knaben;
Wacker treib' ich Spiel und Lauf;
Immer kehrt die Mahlzeit wieder;
Morgens steh' ich ruhig auf,
Abends leg' ich sanft mich nieder.

Und gewieß, ich bin vergnügt,
Wenn die Freude bei mir weilet,
Wenn nur nichts im Köpfchen liegt;
Das kein Ball, kein Kräusel heilet.
Aber sprich, wo kömmst du her,
Böse Laune, meine Plage?
Ungeheur, wo kömmst du her?
Sprich, daß ich es wieder sage!

Sicher schleichst du in der Nacht
Tückisch mir in mein Gehirne;
Denn kaum bin ich oft erwacht,
Wühlets hier schon in der Stirne.
Dann mag schön der Morgen seyn,
Lieblich mag mein Täubchen kurren
Heiser mag sich Papchen schrein:
Ich kann nichts, als knurren, knurren.

Uebermaaß in Speis' und Trank
Ist die Quelle vieler Sünden,
Gelt, ich suche schon nicht lang',
Um auch diesen Feind zu finden.

Hab' ichs nicht gar oft verspürt?
Wenn des Essens Lust mich lockte,
That ich mehr, als mir gebührt;
Und ach! meine Freude stockte.

Wie man immer wachen muß!
Lieber Gott! dem kleinsten Fehle
Folget schleunig auf dem Fuß
Züchtigung an Leib und Seele.
Frizchen, Frizchen! hier ist noch
Weites Feld für dich zu pflügen!
Nun die Laune soll sich doch
Unter meinem Pfluge schmiegen!

Overbeck.

Der Schmaus.

Ist das die ganze Sache?
So laß mich nur zu Haus?
Ich weiß nicht, was ich mache
Mit dieser Art von Schmaus.
Ists für die Langeweile?
Ist's für den Zeitvertreib?
Ihr zieht mich da am Seile
Und macht mir kranken Leib.

Ich mags kaum wieder denken,
Wie närrisch ich da stand,
Wie Männerchen auf Schränken,
Gedrechselt und gewandt;
Gepudert und frisiret,
Gesteckt in Weiß und Roth,
Mit Kräuselchen gezieret —
Und bange bis zum Tod

Und nun befragt mich wieder,
Was ich da recht gethan?

Geschlichen auf und nieder
Die lange blanke Bahn!
Gehört und nicht verstanden!
Gesprochen? Kaum ein Wort!
Den Magen fast zu Schanden
Gepreßt in einem fort!

Und überall verlegen,
Bei so viel Putz und Pracht,
Bei Fächern und bei Degen,
Und dann wohl ausgelacht.
Gezupft an allen Ecken,
Zu allem Dienst gebraucht,
Bei Pelz und Ueberröcken,
Daß mir der Kopf geraucht.

Und wie mir das bekommen?
O schlecht, erbärmlich schlecht!
Der Magen ist beklommen,
Der Sinn ist gar nicht recht.
Wer kann doch alle Tage
Zu solchen Schmäusen gehn?
Das nenn' ich eine Plage;
Mir ists nicht auszustehn.

Nein, Bruder, wenn wir spielen,
So ist das Herz uns leicht!
Wir sind vergnügt und fühlen
Nicht, wie die Zeit verstreicht.
Da, auf den großen Schmäusen,
Da gähnet man sich an;
O glücklich ist zu preisen
Wer davon bleiben kann;

Overbeck.

Das Würmchen im Winter.

Du kleines Würmchen, wie so bloß
Hängst du an deinem kalten Moos!
Wie starr und aller Säfte leer
Ist rings der Boden um dich her!

Der Himmel hat kein Tröpfchen Thau,
Zu laben deine Mutterau;
Herunter schnaubt der wilde Sturm
Und krümt dich armen kleinen Wurm.

Mit Keilen bricht der Frost herein,
Und knikt die zarten Zweigelein
Der Hütte, wo du friedlich ruhst,
Und keinem was zu Leide thust.

Du rekst empor das kleine Haupt,
Indem man dir dein Alles raubt,
Und bittest um dein Leben nur
Die immer schweigende Natur.

Und eh noch blinkt das Morgenroth,
So bist du armes Würmchen todt.
Der liebe Gott, der keins vergißt,
Weiß nur, wo du geblieben bist.

Stirb, armes Würmchen; nun hernach
Krümt dich kein herber Wintertag;
Kein starker Sturm von Schlossen schwer
Zerknikt dir deine Hütte mehr.

Stirb Würmchen! Der dich werden ließ,
Kann sicher auch noch mehr, als dies:
Bleibst wenigstens in seiner Welt,
Die Raum auch für dich Würmchen hält.

Wir alle gehen einst, wie du,
Ein jeder hin zu seiner Ruh;

Der liebe Gott, der keins vergißt,
Weiß nur, wo jeder blieben ist.

Wir gehen aber dennoch hin,
Und achtens immer für Gewin.
Der einmal uns ein Räumchen gab,
Nimmt sicher nicht im Geben ab.

Overbeck

An eine Weintraube.

Sie pressen dich und stoßen dich zu Schanden,
Und machen Wein daraus,
Und hegen ihn in Kerkern und in Banden,
Und tragen ihn nach Haus;

Und trinken ihn vom Abend bis zum Morgen,
Und treibens arg dabei,
Und singen: „er, der Wein, zersprengt die Sorgen,
Schier, wie ein Glas, entzwei!“

Und haben Kopfweh dann des andern Tages,
Und halten Grillenfang,
Und sind nur von des lieben Trinkgelages
Erinnerung schon krank.

Daß du dich nicht, wenn ich den Saft dir raube,
Zum Wein in mir verkehrst!
Und nicht zu Glut, du wunderliche Traube,
In meinem Magen gährst!

Ich habe meinen Kopf noch viel zu nöthig
Die Zeiten brauchen viel!
Und Sorgen sind bisher noch nicht vorräthig,
Als höchstens für mein Spiel.

Wenn du was willst, so werde zur Rosine,
Der ich viel holder bin,
So süß und mild für Schwester Wilhelmine,
Die kleine Näscherin! Overbeck.

Nur der Anfang ist schwer.

Der kleine Friz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wohl einsahe, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vorsatz faßte, diesen Fehler zu verbessern: so wollt' es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden. Nun war es im Sommer, und er wachte einmal des Morgens um funf Uhr auf; plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bey sich selbst: einmal muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es gieng ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper, so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indes geschwind an, allein während dem Anziehen war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paarmal war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, sezt' er sich hin, und bereitete sich auf seine Lektionen; und mit Vergnügen bemerkt' er, daß ihm alles weit besser von statten gieng, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz ausserordentlich mit ihm zufrieden; und seine Eltern,

welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätt' er heute ein neues Leben angefangen.

Da dacht' er bei sich selbst: belohnt sich das Bischen Selbstüberwindung, welche das frühe Aufstehen mich heute kostete, mit so großem Vergnügen: o so wär' ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage so machen wollte!

Er thats; mit jedem Morgen wards ihm leichter, eben so früh aufzustehn. Endlich wurd' es ihm so gar zur Gewohnheit, so daß er niemals länger schlafen und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Seht, Kinder, so geht es mit allem, was uns anfangs sauer wird. Nur frisch daran, nur ein paarmal euch gezwungen; und ich stehe euch dafür, daß es euch mit jedem Tage leichter, endlich zum Vergnügen werden wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich euch einen sonderbaren Traum sagen, welchen mir einmal einer meiner Freunde erzählte. Dies sind seine eignen Worte:

Mir träumte einmal, ich gieng auf einem schmalen Wege, wo viele Leute vor mir hingiengen, von denen aber eine große Anzahl schon wieder zurückkamen, welche zu mir sagten: ich sollte nur nicht weiter fortgehen; denn in der Mitte dieses schmalen Weges läge ein Fels, bei dem ich doch wieder umkehren müßte, weil ihn kein Mensch ersteigen könnte.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, weil ich doch noch immer andre vor mir hingehen sahe, welche nicht wieder zurückkamen.

Als ich etwas weiter gieng, kam es mir vor, als ob ein kleiner Stein in einiger Entfernung

vor mir läge. Je näher ich aber hinzu kam, desto grösser schien der Stein zu werden, und zulezt ward er so groß, wie ein Haus.

Da wollte ich auch wieder umkehren. Aber es ergrif mich einer beim Arme und sagte: Du bist auf dem Wege zur Tugend, und dieser Stein ist der Stein des Widerwillens gegen das Gute. Laß dich durch seine anscheinende Größe nicht abschrecken; dies ist ein bloßes Blendwerk deiner Augen; wage nur einen muthigen Sprung, so bist du hinüber.

Ich dachte: es soll gewagt seyn; schloß darauf meine Augen dicht zu, und sprang glücklich über den erschrecklichen Felsen hinweg.

Darauf sah ich mich um, und erblickte zu meiner Verwunderung nichts weiters, als einen mäßigen Stein, über den ich auch allenfalls hätte wegschreiten können, und welchen mir meine Einbildungskraft vorher so erstaunlich vergrößert hatte.

Nun wurd' es mir auf einmal so wohl, als ob ich mich von einer schweren Krankheit plözlich erholt hätte.

Als ich aber wieder zurücksah, erblickt' ich so viele Menschen, welche vor dem Steine des Widerwillens zurück bebten und wieder umkehrten; ich rief ihnen zu, was ich konnte, sollten sich durch diesen Stein doch nicht abschrecken lassen! es sey ein bloßes Blendwerk!

Aber sie hörten nicht auf mein Zureden. Darüber wurde ich traurig; fing heftig an zu weinen, und wachte mit kummervollem Herzen auf.

Der arme Mann.

In einem kleinen Dorfe wohnte
Ein alter, armer, frommer Mann,
Der nichts durch Arbeit mehr gewann,
Den aber Gott dadurch für seine Redlichkeit belohnte,
Daß alle Bauern, die ihn sahn,
Des Alten Noth und Armuth fühlten,
Und ihn mit Freuden unterhielten.

Sie warteten, sie liebten diesen Alten,
Und ehreten sein graues Haar,
Und brachten jeden Tag ihm seine Nothdurft dar;
Dann weint' er oft, und wies durch sein Verhalten,
Wie werth er ihres Mitleids war.

Sein Herz ist voll von edlen Sorgen,
Und zeigt sich dankbar, wo es kann.
Früh, wenn die Sonne noch verborgen,
Kroch er herum, und klopfte sanft an jedem Hause an
Und wünschte freundlich guten Morgen.
Und wenn die Bauern sorgenfrei,
Nach langen arbeitsvollen Tagen,
Am Abend unter Bäumen lagen:
Da kam der Alte auch herbei,
Und lehrte sie in kristlichen Gesprächen,
Was deren Schiksal sey, die durch Gewalt und List
Des Nächsten Hab' und Wohlfahrt schwächen;
Wie wohl es aber geh' dem, welcher redlich ist.
„Gott, sprach er dann, Gott, der die Welt regiert,
Sieht jede Handlung, die ich thu.„ —
Und jeder Bauer lag gerührt,
Und hörte aufmerksam ihm zu.

Einst frühe, da der Hahn ihn weckte,
Nahm er sein nahes Ende wahr,

(Vielleicht, daß Gott es ihm entdeckte,
Weil er so fromm und redlich war.)
Da ward er herzlich froh; ihn schreckten keine Strafen
Er dachte seinem Glücke nach,
Und wandelte im Dunkeln krank und schwach
Das Dorf hinaus, um sanft da einzuschlafen,
Wo er mit seinem Gott so oft vertraulich sprach.

Hier lag der Redliche allein,
Von seines Gottes Gegenwart umgeben:
„Nun, sprach er, werd' ich bald bei meinem Vater seyn;
Und bis in Ewigkeit in seinen Armen leben.
O Gott, wie will ich da mich freun!
Mich nimmst du nun in deinen Himmel ein,
Und dieses Dorf — ach, Vater, hör mein Flehen —
Ich werd' es nun nicht wiedersehen —
O laß das Dorf gesegnet seyn,
Du lieber frommer Gott! —" Hier schlief der Alte ein.
Die Bauern fanden hier den Greisen
Auf seinen Knie'n an einen Stamm gelehnt
Sein Antlitz noch voll Andacht und beträn't,
Und seine dürre Hand dem Himmel bittend weisen
Und alle giengen zum Gesträuche,
Wo dieser arme Alte lag,
Und küßten seine fromme Leiche,
Und weineten den ganzen Tag.

Aus den Fabeln für Kinder.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein ausserordentlich großer, wel-

cher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihm immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bei der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen mußte.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die kleinen Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten: so fehlt' es ihm jezt an Kräften, die grössere fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen; und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den Allergrößten aus, und weil er einmal wußte, daß es nicht anders seyn könnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde.

Nun gieng ihm auch alles gut von statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt ersparte? Oder dem, der mit dem Schwersten anfing?

Moriz.

Das Gewitter.

Ich vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blume; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken ziffern machst,
Du giebst auch Sonnenschein
Und milde Frühlingsluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her;
Die Luft war dick und schwefelich,
Der Athem gieng nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick;
Mit einmal war es auch gethan',
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paarmal flamk's; da war's vorbei',
Gereinigt war die Luft,
Der Athem gieng nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duft.

Nur unsrer Eiche nah am See
Fiel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum gar nicht weh;
Auch giebt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk' ich; und damit gut!

Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Gluk. Overbeck.

An meine Seele.

Wo bist du, daß ich dich erkenn,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie lichter Strahl?
Ich möchte dich doch gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmal.

Es ist doch wunderlich, zu wissen
Das was lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht geniessen,
Es zu erkennen, wie es ist!
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein allerbestes seyn;
Und doch muß ich so lange leben,
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Jüngst war mein Täubchen so beklommen,
Da kukt' ich mir die Augen blind;
Ich dacht', es wird die Seele kommen,
Allein, es starb — ich armes Kind!
Es starb, und von der kleinen Seele
Hab' ich auch keine Spur gekriegt.
Ich merkte wohl die ohne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl' ich, denk' ich nur daran.
Im tiefsten Schlaf doch noch zu machen.
Im Tode gar! und himmelan

Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
Und dann zu sagen: ich war todt,
Und lebe doch! — das kann genügen,
Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ists, wenn ich an dich denke,
So ist mir Gott auch niemals weit;
Ich sorge, daß ich ihn nicht kränke,
Und schicke mich zur Sittsamkeit.
Darum kann ich dich nicht versäumen,
Darum forsch ich so gern nach dir.
Doch all mein Forschen bleibt nur Träumen,
Und unbegreiflich bist du mir.

Ich habe manchmal sagen hören,
Es sey ein Schutzgeist mir gesandt,
Der mich im Bösen müsse stören,
Im Guten sey er mir zur Hand.
Ich glaub', ich glaub', ich hab's errathen!
Du, Seele, bist der gute Geist,
Der mich in allen meinen Thaten,
Acht' ich darauf, zurechte weist.

Sey immer mir gegrüßt, o Seele,
Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
Gieb mir bei jedem meiner Fehle,
Die Warnung noch zu rechter Zeit!
Ich will mich deiner stäts erfreuen;
Was du auch seyst, du bist von Gott!
Durch dich erhalt' ich mein Gedeihen,
Durch dich besieg' ich einst den Tod.

Overbeck.

Bei einer Rose.

Sie blättert hin! Der Wind verdirbt
Die schöne Rose! Gott! —

Wie Eines nach dem Andern stirbt!
Das ist noch auch ein Tod!

O weh! wie schießt es mir aufs Herz!
Mein Brüderchen liegt krank,
Gefährlich, Tag und Nacht im Schmerz,
Nun schon den Sommer lang!

Du schickest doch den Tod nicht her,
O Gott, mein Vater? — Sieh,
Ich bitte, bitte gar zu sehr:
So bang war mir noch nie!

Nimm mich nur lieber, Tod, geschwind,
Und laß doch Gustchen gehn!
Ich könnte ja das arme Kind
Unmöglich sterben sehn.

Overbeck.

Der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen; und schwer und langsam ist gemeiniglich die Wiederkehr.

Auf der Reise durch dies Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumigtes Thal, das euch reizt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen.

Laßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter: aber schwer, schwer wird es euch werden, ihn wieder hinaufzuklimmen.

Zehnmal werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, eh ihr einmal wieder festen Fußen fassen könnt.

Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen, sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe herunter liefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eignen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnt, wenn ihr es gleich gern wolltet.

So gieng es dem kleinen Albert.

Seine Eltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuß ein tiefer Sumpf war.

Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen sollte, weil er sonst gewiß zu Schaden kommen würde.

Endlich aber fügt' es sich einmal, daß er allein war, so daß ihn niemand sahe; da fiel ihm der Gedanke ein, seinen Eltern ungehorsam zu seyn, und sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein Paar Schritte hinunter zu laufen.

Diesem Gedanken hätt' er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich ab.

Als er ohngefähr in der Mitte des Abhanges war, wollt' er stehen bleiben, konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun einmal auch wider Willen ganz hinunterlaufen, so daß er mit der großen Gewalt in den Sumpf stürzte und ertrank.—

Denkt an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt, und dann zieht schnell euren Fuß, wie von glühenden Kohlen, zurück, eh es noch zu spät ist! —

Moritz.

Man kann sich wieder bessern.

Einige unter euch, ihr lieben Kinder, haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den andern schlimmen Fehler zu begehen; und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabei zu thun habt?

Das Sicherste und Beste ist freilich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser erst gethan ist, der zweite selten auszubleiben pflegt.

Aber, wie? wenn nun unglücklicher Weise dieser erste Schritt einmal gethan ist; wie da, ihr lieben Kinder?

Sollen wir da muthlos werden? Die Hände in den Schooß legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Da sey Gott vor!

Nein, Kinder; da sollen wir vielmehr, so bald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen, aber auch sogleich den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen.

Dann ist es uns, mit Gottes Hilfe, noch immer möglich, wider umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergiebt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmal begangen hatten, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen.

Wollten wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen: es sey uns nicht mehr möglich, die einmal angenommene Unugend wieder abzulegen; dann würd' es uns grade eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker gieng. Und wie gieng es dem?

Er sollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchthurms ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen,

welches durch Hilfe eines Stricks an einen Hacken oben an des Thurmes Spitze hieng.

Ihr werdet einem solchen Thurmdecker wohl schon einmal in eurem Leben zugesehen und dabey bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf und nieder lassen kann.

Nun, der Mann, von dem ich rede, wollte sich auch etwas höher hinauf ziehen; aber indem er damit beschäftiget war, glitscht' ihm unglücklicher Weise der Strick aus den Händen, und alsobald fieng er an zu sinken.

Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte.

Aber der Unglückliche verlor auf einmal allen Muth; er dachte, es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten; du bist nun einmal verloren, ohne Rettung verloren!

Ueber diesem kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können; er stürzte herab, und brach den Hals.

Denket an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr das Unglück gehabt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung.

Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder auf zu werden: und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beistand bittet: dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt und sich nachher wieder gebessert hat — dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Unugend abzulegen, und so zu werden, wie man seyn muß,

wenn man hier in dieser Welt und auch im künftigen Leben glücklich werden will. C.

An Gust.

Das war ein schlimmer Tag,
Mein lieber Bruder Gust,
Ich hatte nur zum Schach,
Du nur zum Kräusel Lust.
Ich konnte alles sehn,
Nur den Erasmus *) nicht;
Du konntest alles sehn,
Nur die Vokabeln nicht.

Hart war im Saal die Bank,
Verzweifelt hoch der Tisch,
Die Zeit erschrecklich lang;
Das Lernen gieng nicht frisch.
Verdruß saß an der Wand,
Und Sehnsucht vor der Thür,
Und ach! die harte Hand
Des Lehrers fühlten wir.

Wie ist dir nun ums Herz,
Mein lieber guter Freund?
Nicht wahr? du hast den Schmerz
Rechtschaffen abgeweint?
Dein Kräusel tröstet dich? —
Mich nicht! — Ich büße schwer;
Mein Liebstes hat für mich
Heut keine Reize mehr.

Das Schachbret mag nur stehen;
Ich rühre keinen Stein:

*) Ein lateinisches Buch.

Mein Schäfchen selbst mag gehen:
Ich will nicht fröhlich seyn.
O lieber Bruder Gust,
Kein Trost hat mir Gewicht,
Bin ich es mir bewußt:
Sieh, du verdienst ihn nicht.

Erst besser es gemacht,
Dann wieder auch einmal
An Zeitvertreib gedacht,
An Kräusel und an Ball.
Denk nur, wie kommt es doch?
Ich werfe, war ich gut,
Ihn noch einmal so hoch.
Was doch's Gewissen thut! Overbeck.

Die Kindheit.

Noch bin ich ein Kind,
Noch fühl ich nur Unschuld und Freuden,
Und weiß nicht, was Leiden
Und Kümmerniß sind!

Noch seh ich die Welt,
So lachend wie Blumengefilde;
Voll göttlicher Milde,
Die alles erhält!

Ich kenne noch nicht
Des Lebens betrübende Sorgen;
Die Nacht und der Morgen
Hat Freud' im Gesicht!

O laß mich als Kind,
Gott! Leben und Daseyn empfinden,
Und Seligkeit finden,
Wo Tugenden sind!

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater, höre,
Merk auf mich, dein lallend Kind;
Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
Mich, was meine Pflichten sind!

Dich verehren, Böses scheuen,
Gutes lieben, und allhier
Mich der schönen Welt erfreuen,
Schöpfer, dies gelinge mir!

Meinen Eltern Ehre geben,
Ihrem Winke folgsam seyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel, fromm und rein;

Vater, dies sind meine Pflichten,
Ach, ich wachse wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens besten Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfest Herz und Sinn,
Weißt, ob in der Zukunft Tagen
Ich auch gut und glücklich bin;

Sollt' ich nicht — o dann erhöre
Deines armen Kindes Flehn,
Und laß mich zu deiner Ehre
Unschuldsvoll dein Antlitz sehn!

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind,
Wegen meiner Sünden, werde,
Und mein guter Engel weint.

A. L. Karschin.

Wunsch eines Knaben
als er dem Singspiele, die Jagd genannt, beiwohnte.

Ein Knabe, der mit Herzverstand
Der Bauern Niederknieen
In König Heinrichs Jagd empfand,
Sprach voller Freudeglühen:
„Großmutter, glaubt, ich mögte schon
Ein König seyn auf Erden;
Nicht um den Glanz, nicht um den Thron,
Nein, um geliebt zu werden,
So rein, so inniglich, wie hier
Der König von den Leuten
Geliebet wird mit Lindesgier.
Ist das vor allen Zeiten
Wahrhaftig und gewiß geschehn,
Wie hier auf dem Theater?
In der Natur mögt' ich das sehn,
Wie vor dem Landesvater
Ein Menschenkreis aus Liebe kniet.
Giebts denn noch solche Fürsten
In unsers Herrgotts Erdgebiet,
Die so nach Liebe dürsten?„

Ja, sagte die Großmutter; ja
Mein trauter Wilhelm, höre:
Es sind noch solche Fürsten da
Zu unsers Herrgotts Ehre. —
Der König Friedrich wird geliebt,
Wie Gottes milde Sonne,
Die Tageslicht und Wärme giebt,
Und Frucht und Blumenwonne. —
Und an der Mulde liegt ein Land,
Nicht lang und breit gemessen,

Doch weit und breit beglückt genannt,
Von einem Herrn besessen,
Und einer Frau, dem Herren gleich
An königlicher Güte —
Sie machen alle Menschen reich
Und selig im Gemüthe,
Die unter ihrem Zepter stehn.
In ihrem Auge siehet
Man Freudenthränen süß und schön,
Wenn alles Liebe glühet
Rings um sie her in ihrer Stadt,
Wie hier im Singespiele,
Das dir so wohl gefallen hat.
Denk dir die Stadt und fühle
Das Glück der Bürger und das Glück
Des Fürstenpaars; und wisse,
Du kannst erzwingen vom Geschick,
Daß man dich lieben müsse
Rings um dich her in deinem Kreis,
So klein er ist, hienieden;
Wer sich beliebt zu machen weiß,
Wer inn'ren Seelenfrieden
Mit allen Mitgeschöpfen hält;
Wer klug ist ohne Blähen
Und andern mehr als sich gefällt,
Wird vielgeliebt sich sehen. —

A. L. Karschin.

Lied eines kleinen Mädchen an ein Rothkehlchen.

So seh' ich euch denn all' entweichen
Ihr lieben kleinen Sänger, ihr:

Nur du, du zwitscherst noch in den entlaubten Sträuchen,
Du, Vögelchen mit rothem Kehlchen, mir?

O! fliehe jene rothen Beeren,
Die dir der wilde Knabe hängt;
Und könntest du dich ja des Hungers nicht erwehren,
So komm zu der, die gastlich dich empfängt.

Komm du zu mir! du bist bescheiden,
Und wirst mir nicht beschwerlich seyn:
An meinem Tische sollst du keinen Mangel leiden,
Mit voller Hand will ich dir Krümchen streun.

Du sollst umher in Freiheit hüpfen,
Muthwillig nie gejagt von mir:
Frei durch das Labirinth von Tisch und Stühlen schlüpfen;
Ein Tannenreis grün' auch im Winter dir!

So lang' die finstern Tage währen,
Soll mich dein stilles Lied erfreun;
Und deine Munterkeit und Gnügsamkeit mich lehren,
Mit wenigem, wie du, vergnügt zu seyn.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden gieng spatzieren.
Ein Hase lief vorbei,
Sah ihn und stutzte.

Starr auf allen Vieren
Steht er und gast ihn an;
Macht Männchen, geht heran,
Und sagt: sieh mich doch an,

Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn spiz' ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick
Und gieng in dicken Wald zurück.

Gleim.

Geburtstagswunsch für Lotten
von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe, Tochter, bis ans Grab
Ungetrübt dein Leben ab!
Durch der Unschuld Klippen zeige
Weisheit dir die sichern Steige
Und die Tugend sey dein Stab. C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heißt Sauvigni. Daselbst herrschte vor kurzem eine ansteckende Seuche, welche viele dahinrafte.

In diesem Dorfe besizt der Marki von M. ein Schloß; und es fügte sich, daß er eben zur Zeit der Seuche mit seiner Familie dahin kam, um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsaz war, nur ein Paar Tage da zu bleiben: denn die Zeit des Karnevals *) war vor der Thür, da die Vornehmen und Begüter-

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im Winter, zu welcher in großen Städten allerlei öffentliche Lustbarkeiten — Opern, Komödien, Mascheraden, Balle u. s. w. angestellt werden.

ten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann daselbst pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlin, die Markisin, hatte schon Anstalt zu prächtigen Gastmälern und Tanzergözlichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurückkunft angestellt werden sollten, und viel angesehene Leute waren schon dazu eingeladen. Sie selbst erwartete nicht wenig Vergnügen dabei zu genießen.

Aber kaum sahe diese gutmüthige Dame das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs seufzten: als sie auf einmal mit großmüthiger Entschlossenheit auf alles Vergnügen, welches sie in Paris erwartete, Verzicht that, um sich die edlere Freude zu machen, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen.

Von diesem Augenblicke an widmete ihr gutes Herz sich ganz dem Dienste dieser Unglüklichen.

Alles zu den Festen und Schmäusen bestimte Geld wandte sie nun auf die Rettung der noch lebenden Bauern. Sie ließ einen Doktor kommen, welcher Anstalt machen mußte, daß auf ihre Kosten den Kranken Unterhalt, Arzeneien und Erquickungen gereicht wurden.

Sie selbst besuchte mit ihrem Gemahl die Krankenstuben; half, wohin sie kam, und wartete selbst die gefährlichsten Kranken; ließ in ihren Häusern Reinlichkeit herstellen, und gab alle ihre Bedienten zur Wartung derselben her.

Die Küche des Schlosses ward bestimmt, nur Erquickungen und Arzeneien für sie zuzubereiten.

Sie verließ den Ort nicht eher, bis die Seuche sich völlig gelegt hatte, und mehr als zwanzig durch sie dem Tode entrissen waren. Erst

nach zweien Monaten, da die Lustbarkeiten des Karnevals längst vorbei waren, kehrte sie zur Stadt zurück. —

Junge Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bey Gelegenheit nachzuahmen. Geld austheilen, welches man übrig hat, und dessen Erwerbung uns nicht viel Mühe kostete — das heißt nun eben nicht wohlthätig seyn. Aber sein eigenes Vergnügen, seine eigene Bequemlichkeit aufzuopfern, um den Hülfsbedürftigen beizuspringen; selbst Hand anzulegen, und weder Mühe noch Beschwerlichkeit zu scheuen, um Nothleidenden zu helfen: das ist es, was den Menschenfreund bezeichnet.

Aus den Zeitungen. C.

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmann im Kanton Zürich waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährlich Zinsen bezahlen mußten.

Nun fiel vor einigen Jahren eine große Theurung ein; und die armen Bauern wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fodern.

Sie kamen, aber alle mit schweren Herzen: denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfodern würde, die sie diesmal doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich

an einen schon gedekten Tisch zu setzen, und mit ihm zu essen: aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war's ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit und sagte: ich sehe wohl, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will: aber hier habe ich eine Arzenei, die eure Magen schon kuriren wird.

Mit diesen Worten gab er jedem von ihnen einen Zettel, der eine unterschriebene Quittung für ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sichs darauf wohlschmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst: so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert

Aus öffentlichen Nachrichten.

C.

Frühlingslied

eines kleinen Mädchens.

Nun lächelt freundlich die Natur
Auf kleine Mädchen nieder,
Und auf der, vor so öden, Flur
Hüpft izt die Freude wieder.

Die lieben kleinen Blumen blüh'n
Izt herrlich, und erheben
Ihr schön bemahltes Köpfchen, glüh'n
Von neuem Jugendleben.

An frisch belaubten Bäumen hängt
Süßduftend Blüthe nieder.
Und jedes Vögelchen empfängt
Den Frühling singend wieder.

Und ach! die Sonne scheint so schön,
So warm auf junge Saaten,
Die all' so lieblich grünend stehn,
Durch Wärme wohl gerathen.

Und ich, ich bin so herzlich froh,
Freu so mich dieses Allen,
Und hüpf' und springe immer so.
Mit inn'gen Wohlgefallen.

Wie sollt' ich nicht? Sich so erfreun
Ob dem, was Gott gegeben,
Das, das heißt Gott gefällig seyn,
Heißt fromm und glücklich leben.

Denn unser lieber Vater dort
In seinem Himmel oben,
Will nichts, als daß wir immerfort
Durch Fröhlichseyn ihn loben.

Drum will ich auch recht fröhlich seyn,
Froh jeden Lenz genießen,
Und so soll mir, froh, fromm und rein,
Mein Leben sanft verfließen. M. H.

Charondas.

In dem untern Theile von Italien lag vor alten Zeiten eine Stadt, welche Thurium hieß.

Die Leute dieses Orts waren anfänglich noch sehr ungesittet und wild. Wenn sie daher zusammen kamen, um sich über etwas zu berathschlagen: so gieng es selten ohne Mord und Todschlag ab.

Da stand nun aber ein weiser Mann unter ihnen auf, der ihnen Gesetze gab, um sie gesitteter zu machen; und die Leute wählten ihn zu ihrem Anführer. Sein Name war Charondas.

Dieser Charondas verordnete nun zuerst, daß keiner, sobald er in die Versammlung des Volks träte, ein Schwerdt oder irgend ein anderes Mordgewehr bei sich haben sollte. Wer, sagt' er, dergleichen mit sich bringt, der soll auf der Stelle des Todes seyn

Nun fügt' es sich eines Tages, daß dieser Gesetzgeber, da er eben von einer Reise zu Hause kam, in die Versammlung des Volks gerufen wurde, weil man gerade seines Raths bedürfte; und in der Eile vergaß er, ehe er dahin gieng, seinen Degen abzuschnallen.

Kaum war er in der Versammlung erschienen, so erinnerte man ihn, daß er sein eignes Gesetz übertreten hätte, indem er mit dem Schwerdte an der Seite gekommen wäre.

„So will ich denn auch selbst dem verletzten Gesetze ein Genüge thun;“ antwortete Charondas mit kaltem Blute; riß darauf sein Schwerdt aus der Scheide und stieß es sich durchs Herz. —

Eben dieser Charondas hatte noch ein anderes Gesetz gegeben, welches auch zwar hart, aber für die unruhigen Köpfe unter seinen Landsleuten nöthig war.

Weil er nämlich voraussahe, daß man mit seinen Gesetzen bald diese bald jene schädliche Veränderung vorzunehmen suchen würde, so macht' er folgende Verordnung:

Wenn jemand dem Volke rathen wollte, irgend ein neues Gesetz einzuführen, oder an einem alten Gesetze etwas abzuändern: so mußt' er sich erst einen Strick um den Hals binden und so vor dem Volke erscheinen.

War er nun im Stande, zu beweisen, daß sein Rath wirklich gut wäre: so befolgte man denselben, und ihm selbst geschahe nichts zu Leide.

Fand es sich hingegen, daß die Ausführung seines Vorschlages dem gemeinen Besten schädlich zu seyn schien: so wurde er ohne Umstände mit eben dem Stricke aufgeknüpft, welchen er mitgebracht hatte. C.

Sinnreiche Güte.

Man überreichte einmal dem Alphonsus, König von Kastilien, ein Verzeichniß seiner nothwendigen und entbehrlichen Bedienten, um ihn zu bewegen, die Letztern abzudanken.

Er aber behielt sie alle.

„Denn, sagte er, die erstern brauche ich, „und die Letztern brauchen mich.“

Das Reisespiel.

Personen.

1. Der Vater. 2. Johannes. 3. Nikolas. 4. Lotte. 5. Kristel.

(Der letzte etwas unpäßlich.)

Vater, indem er ins Zimmer tritt, wo Johannes, Nikolas und Lotte Kristeln Gesellschaft leisten.

Wie kömmts denn, daß ihr mit den Andern nicht nach Wandsbeck gegangen seyd?

Johannes. O wir wollten lieber dem armen Kristel Gesellschaft leisten, weil der sonst hätte allein zu Hause bleiben müssen.

Vater.

Vater. So recht, Kinder! Unsern Freunden zu Liebe müssen wir auf unser eigenes Vergnügen immer gern Verzicht thun.

Nikolas. O es macht uns auch eben soviel Vergnügen, bei Kristeln zu seyn, als wenn wir mitgegangen wären!

Vater. Brav! — Nun es soll euch denn auch nicht gereuen, daß ihr zu Hause geblieben seyd. Ich selbst will euch Gesellschaft leisten; und weil diese Zeit doch einmal zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war; so will ich euch unterdes ein Spielchen lehren, das ich so eben für euch ausgesonnen habe. Das könnt ihr denn die Andern wieder lehren, wenn sie diesen Abend zu Hause kommen werden.

Lotte. O das ist scharmant! Wir wußten jetzt so nicht gleich, was wir vornehmen sollten.

Kristel. Wie heißt denn das Spiel?

Vater. Es heißt das Reisespiel; und ich will euch gleich sagen, worin es besteht.

Einer von uns stellt immer den Wandersmann vor, dieser geht hinaus, holt sich Stock und Hut, pocht dann an unsere Thür und ruft:

Holla! Holla! macht auf die Thür!

Dann antwortet einer von uns, der den Hausvater vorstellt, indes wir alle hier am Tische sitzen:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Darauf erwiedert der Wandersmann:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Und der Hausvater antwortet:

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöfnet ist die Thür;

Doch willst du übernachten hier:
So sag uns erst dein Sprüchlein an.

Nun muß der Wandersmann sich auf irgend einen Denkspruch, auf ein Paar hübsche Verse, oder so was, gefaßt gemacht haben. Die sagt er denn; und dann spricht der Hausvater wieder:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

Da kommt denn der Wandersmann völlig herein und setzt sich neben uns an den Tisch; und der Hausvater fährt fort:

Beschreib uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du lezt gethan,
Von Anfang an.

Der Wanderer erzählt hierauf seine ganze Reiserute; nennt die vorzüglichsten Städte, über die er gekommen ist, die Ströme und Meere, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigen Gebirge, über welche, oder zwischen denen hindurch ihn sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den graden Weg genommen habe; und er muß sich daher hüten, in seiner Reisebeschreibung keinen Ort zu nennen, den er, wenn er die Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Ist er hiemit fertig, so spricht der Hausvater abermals zu ihm:

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Und nun erzählt der Wanderer irgend etwas Merkwürdiges von denjenigen Städten und Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat; und jeder von uns giebt acht, ob der auch nichts Unwahres in seine Erzählung einmischt. Ist dies geschehen, so fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten,
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Und wenn der Reisende denn auch auf diese Frage richtig geantwortet hat, so sagt endlich der Hausvater zu ihm;

Hab Dank, hab Dank, du guter Mann,
Für das, was du gesagt.
Bleib bei uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dies Schüßlein an!

Mit diesen Worten überreicht er ihm einen kleinen Teller voll Erdbeeren, die er nach Belieben zu sich nimmt. Seht, hier hab' ich einen ganzen Korb voll zu dieser Absicht mitgebracht!

Fügt es sich nun aber, daß der Wanderer in seine Erzählung irgend etwas einmischt, wovon wir Andern wissen, daß es sich nicht so verhalten könne, wenn er z. B. einen Ort nennt, der nicht eigentlich auf seinem Wege lag, oder ein Landesprodukt, welches in der Gegend, wovon er redet, nicht gefunden wird: so fahren wir alle mit unsern zusammengedrehten Schnupftüchern über ihn her, und jagen ihn mit folgenden Worten zum Hause hinaus:

Fort, fort mit dir, du böser Gast;
Dieweil du uns beflunkert hast!

Eben dieses geschieht auch, wenn der Wandersmann auf die Fragen, welche ihm vorgelegt werden, gar nichts zu antworten weiß. Da jagen wir ihn mit den Worten hinaus:

Fort, fort mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast!

Nun, Johannes, hole mir erst einen Atlas herunter, damit wir in streitigen Fällen entschei-

den können, wer Recht und wer Unrecht habe. Unterdes kann jeder von uns auf eine Reise denken, die er thun will.

Johannes. Hier, Vater, ist der Atlas!

Vater. Gut! — Nun, wer von euch will zuerst Wandersmann seyn?

Lotte. O Vater, das mußt du selbst seyn; damit wir erst recht sehen, wie es geht!

Vater. Es seye! Nikolas soll denn diesmal den Hausvater vorstellen. Sieh, hier auf diesem Zettel stehn die Worte, die du jedesmal sprechen mußt. Bald sollt ihr mich anpochen hören. (Er geht hinaus.)

Kristel. Nun das soll mich wundern, wo Vater hinreisen wird!

Johannes. Gebt nur recht Achtung, daß wir ihn ertappen; und laßt uns unsere Schnupftücher bereit halten.

Vater (draussen vor der Thür)

Holla! holla! macht auf die Thür!

Nikolas.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Vater.

Vater. Ich bin ein Wandersmann und bitt' um Nachtquartier.

Nikolas.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöfnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier:
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Vater.

Mein Sprüchlein ist:
Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab;

Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab:

Nikolas.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Der Vater kommt herein und sezt sich zwischen die übrigen an den Tisch.)

Nikolas.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jezt gethan,
Von Anfang an.

Vater. Ich reisete von Hamburg nach Drontheim in Norwegen. Zu Hamburg begab ich mich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter bis gegen Stade über; von da bis Glückstadt, und von Glückstadt bis Ritzebüttel. Von hier segelten wir aus der Mündung der Elbe in die Nordsee bei Helgoland vorbei. Dann ließen wir die Küste von Schleswig und Jütland rechter Hand liegen und segelten in der Nordsee hinauf bis nach Bergen in Norwegen. Hier verließ ich das Schiff, und reisete von da zu Lande mitten durch Norwegen hinauf, bis ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise zu Drontheim ankam.

Johannes zu Kristel. Da wirds wohl nichts zu klumpsacken geben!

Kristel. Wer weiß! Laß uns nur recht aufmerken.

Nikolas.

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht seyen kann?

Vater. Zu Glückstadt bemerkt' ich, daß man daselbst keinen einzigen Brunnen, kein einziges kleines Quelchen hat, aus dem man trinken könnte.

Kristel. J, wo kriegen denn die Leute da ihr Trinkwasser her?

Vater. Das nehmen sie aus Zisternen.

Lotte. Was sind das für Dinger?

Vater. Das sind ausgemauerte Löcher oder Gruben in der Erde, worinn man das Regenwasser sammelt. Weil diese Zisternen bedeckt und daher immer kühl, wie Keller sind, so kann das darin stehende Wasser lange Zeit frisch und unverdorben bleiben. Aber freilich so gut, als Brunnenwasser, schmeckt es doch nicht. Die Ursache, warum Glückstadt keinen Brunnen hat, ist die, weil es in einer tiefen morastigen Gegend liegt.

Nikolas. Weiter!

Vater. Von Ritzebüttel bis zu dem Neuenwerke, welches eine nicht weit davon gelegene kleine Insel ist, zählten wir sechs Baken, worunter eine Blüse war.

Kristel. Was ist denn das?

Vater. Baken sind hohe Gebäude, die man weit in die See hinein noch sehen kann, und welche den Schiffern zum Zeichen dienen, wie sie steuern müssen, wenn sie in die Elbe einlaufen wollen, damit sie die rechte Fahrt zwischen den gefährlichen Sandbänken, deren es in dieser Gegend viele giebt, nicht verfehlen mögen. Eine Blüse aber, oder ein Feuerthurm, ist eben so ein Leuchtelthurm, wie der, den ihr bei Travemünde gesehen habt, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem keine Lampen, sondern Kohlen brennen, deren Funken zur Nachtzeit eine prächtige Feuersäule bilden. Alle diese Baken unterhält unser Hamburg zum Besten aller Nazionen, deren Schiffe nach der Elbe gehen

Johannes (triumphirend.) Siehst du, Lotte, was wir Hamburger für Leute sind? Haben deine Landsleute in Potsdam wohl auch so viele Baken angelegt?

Lotte. Da wären sie ja wohl recht große Narren, wenn sie mitten im Lande Leuchtethürmer anlegen wollten! — Aber dafür haben sie andere Dinge angelegt, die ihr hier auch nicht habt. Solltst nur sehen, das neue Schloß, Sanssouci. —

Nikolas. Nur weiter!

Vater. Bei Ritzebüttel lagen wir in einem Hafen vor Anker, welcher Kurhaven genannt wird. Von da giengs nach Helgoland. Dies ist ein Ueberbleibsel einer größern Insel, welche nach und nach durch Wasserfluthen verschlungen worden ist. Dieser kleine Rest ist größtentheils ein bloßer Felsen, der nur ein Paar Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung hat. Dennoch leben auf derselben an 2000 Menschen. Die Männer sind Fischer und Lootsen, und liegen fast immer auf der See; die Weiber hingegen graben das Land, (denn Pferde und Ackergeschirr giebt es auf der ganzen Insel nicht) säen, eggen, erndten, dreschen, mahlen und backen; mit einem Worte, sie verrichten alles, was zur Landwirthschaft gehört, ohne Mithülfe der Männer. Auch hier unterhalten die Hamburger zum Besten der Schiffahrt einen Feuerthurm, ohngeachtet das Inselchen selbst zu Dännemark gehört.

Von da bis Bergen sah ich nichts, als Himmel und Wasser. Doch ehe ich nach Bergen kam, wurde mir an der Küste von Norwegen ein merkwürdiges Schauspiel gewährt. Es war grade die Zeit, da die Häringe auf ihrer Reise vom Eismeere her in die Nordsee herunter ziehen. Da hättet ihr nun sehen sollen, wie das Meer weit

und breit von vielen Millionen dieser Fische wimmelte! Oft kamen sie in so großen Heeren herangeschwommen, daß sie ordentlich über einander lagen und über der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Da brauchte man nicht erst Neze auszuwerfen, um sie zu fangen, man konnte sie mit Eimern schöpfen, wie man Wasser schöpft.

Bergen ist die größte und vorzüglichste Handelsstadt in ganz Norwegen. Der stärkste Handel wird hier mit Fischen, Tran, Häuten und Holz getrieben. Diese Waaren verkaufen die Norweger an andere Nazionen, die ihnen dafür Getreide und andere Sachen bringen, woran sie sonst Mangel leiden würden. An Holz, besonders an Tännen, hat Norwegen einen solchen Ueberfluß, daß es jährlich für 2,000,000 Thaler verkaufen kann, und doch noch immer genug behält.

Meine Reise nach Drontheim war höchst beschwerlich, weil die ganze Strecke Landes zwischen Bergen und Drontheim größtentheils aus mächtigen Gebirgen, schroffen Felsen, tiefen Schlünden und unwegsamen morastigen Gegenden besteht. Angebaute Aecker sah ich selten; aber dafür zeigte sich mir mancher schöner Fluß, der sein klares Wasser über Felsen stürzte, und dadurch einen prächtigen Wasserfall verursachte. Alle diese Flüsse werden Elven genannt.

Ich kam unter andern über das große Gebirge Kölen, welches aus einer vielfachen Kette sehr hoher Berge besteht, die nach verschiedenen Himmelsgegenden hinlaufen. Wie würd' es mir hier gegangen seyn, wenn nicht die Regierung des Landes sich die Noth der armen Reisenden hätte zu Herzen gehen lassen! Da hätt' ich oft des Nachts unter freiem Himmel in rau-

hen Gebirgen, ohne Lebensunterhalt, und ohne irgend eine Erquickung hinbringen müssen. Aber Dank sey der guten Landesobrigkeit, welche in solchen Gegenden zur Bequemlichkeit der Reisenden sogenannte Bergstuben oder Ruhehäuser hat erbauen lassen, in denen man Feuer, Licht und andere Nothwendigkeiten des Lebens unentgeldlich genießt.

Zuweilen mußt' ich unterwegens mit einem Kuchen vorlieb nehmen, der aus zerstoßener Baumrinde mit Mehl vermischt gebacken war. Da lernte ich erst recht, mein Vaterland glücklich schätzen, in welchem man nie nöthig hat, zu solchen armseeligen Hülfsmitteln, den Hunger zu stillen, seine Zuflucht zu nehmen.

Drontheim ist eine ziemlich ansehnliche und befestigte Handelsstadt, welche an der Mündung des Flusses Nid, gleichfalls auf der Küste liegt. Von dem jezt genannten Fluß hieß sie vor Zeiten Niederoos, woher der lakeinische Name Nidrosia gekommen ist. Schon hier zu Drontheim wird es im Sommer fast gar nicht Nacht, so daß man noch um Mitternacht füglich ohne Licht speisen kann. Auch diese Stadt treibt einen erheblichen Handel mit Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Johannes. Das ist noch alles wahr; denn das haben wir auch in der Geographie von Norwegen gehört.

Nikolas. Warte nur; nun will ich weiter fragen:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Vater. An den Küsten, z. B. zu Bergen und an andern nicht weit vom Meere gelegenen

Orten, fand ich das Klima ziemlich sanft. Ich hörte sogar, daß es daselbst im Winter oft nicht einmal so stark zu frieren pflegt, als hier zu Hamburg. Das macht die Seeluft, welche immer viel feuchter, als die Landluft, ist. Mitten im Lande hingegen, da, wo die hohen Gebirge sind, herrscht beständig ein ewiger Winter. Denn die Gipfel dieser hohen Gebirge sind beständig mit vielem Schnee und Eis bedeckt, indes die dazwischen liegenden Thäler grün und blühend sind.

Auf diesen Schneebergen nun sieht man die Normänner, wie die Gemsen, herum klettern, indem sie sich mit der Jagd beschäftigen. Um zu verhüten, daß sie nicht einsinken in den tiefen Schnee, worin sie sonst ohne Rettung lebendig begraben würden, tragen sie vier bis fünf Fuß lange hölzerne Schuhe, die wie ein Schlitten gestaltet sind, und mit denen sie in erstaunlicher Geschwindigkeit bergauf und bergunter glitschen.

Oft fügt es sich, daß ein solches Schneegebirge herabstürzt: dann wohl dem, der nicht da war, wo es hinfällt, sind Menschen, Thiere und Häuser ohne Rettung vergraben.

Die Männer tragen hier noch Bärte, so wie bei uns die Juden; ihre Kleidungsarten, welche von den unsrigen sehr abweichen, sind den Gegenden nach verschieden. Wer alle ihre männlichen und weiblichen Trachten sehen will, der darf nur nach Friedensburg auf der Insel Seeland reisen.

Johannes. Ach ja, da haben wir sie deutlich gesehen, da Hanns und ich mit Vater da waren! Da ist ein großer Garten, und in dem Garten ist eine Vertiefung, die heißt das Normansthal. Darin sind — ich weiß nicht mehr, wie viel, es ist aber eine große Menge — Sta-

tuen in Lebensgröße aufgestellt, welche Männer und Frauen aus Norwegen vorstellen. Von jeder Gegend ist ein Mann und eine Frau zu sehen, und zwar in ihrer eigenthümlichen Tracht. Einer hatte auch seine großen Schlittenschuhe an der Seite hängen, die so lang waren, als er selbst.

Kristel. Das hätte ich auch wohl sehen mögen!

Vater. Ein andermal, Kristel; wenn wir wieder hinreisen.

Was die Landesprodukte von Norwegen betrift, so sind die wichtigsten davon Holz, Gras und Kräuter zur Viehweide, Eisen und Kupfer. Die meisten Einwohner werden von der Jagd, von Holzfällen und Holzsägen, von der Viehzucht und von der Fischerei ernährt. Der Fischfang ist der wichtigste Nahrungszweig für diejenigen, welche die Küsten bewohnen. Wäre dieser nicht, so würden in vielen Gegenden, die aus unfruchtbaren nakten Felsen bestehen, gar keine Menschen leben können. Die Menge der Fische an diesen Küsten ist unglaublich groß. Sie ziehen in unzählbaren Heeren in die Buchten ein, welche zwischen den Klippen und vielen kleinen Inseln gebildet werden, womit die norwegische Küste überall gleichsam besäet ist, und welche man Scheeren zu nennen pflegt. Ich hörte indes die Einwohner häufig klagen, daß die Fischerei seit zehn Jahren merklich abgenommen habe: woher dieses aber komme, das wußte keiner mir zu sagen.

Nun muß ich euch noch einen merkwürdigen Umstand erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie wunderbar und gütig Gott für alle Gegenden, in welchen Menschen wohnen, gesorgt hat, damit es keiner derselben an Mitteln fehlte, ihre Bewohner zu ernähren.

In Norwegen sind viele Gegenden mit so steilen, nakten und durchaus unfruchtbaren Felsen besetzt, daß sie zur Nahrung für ein darin wohnenden Menschen schlechterdings nichts hervorbringen können. Wovon leben denn nun aber diese Leute? Hört, Kinder, wie die allesregierende göttliche Vorsehung auf eine andere Weise für sie gesorgt hat!

Da kommen zu gewissen Zeiten ganze Heere von Seevögeln, welche grau von Farbe, und von der Größe einer Gans sind. Man nennt sie Eidervögel. Das Fleisch derselben ist ausserordentlich mürbe und wohlschmeckend, und ihre Federn, welche ihr unter den Namen von Eiderdaunen wohl schon kennen werdet, sind die weichsten von der Welt.

Diese Vögel nun kommen, wie gesagt, in erstaunlich großen Heeren herbeigeflogen, und lassen sich auf den Felsengebirgen zwischen Bergen und Drontheim häuslich nieder. Hier bauen sie sich Nester, und legen ihre Eier. Da kommen nun aber die Einwohner dieser Gegenden und bemächtigen sich sowohl der Eier, als auch der kostbaren Eiderdaunen, womit sie ihre Nester ausgepolstert haben; essen jene, und verlauschen diese gegen Korn und andere Nahrungsmittel.

Die Vögel lassen sich dadurch nicht abschrecken, sondern legen wieder andere Eier. Diese läßt man ihnen; und so werden Junge ausgebrütet. Kaum aber sind diese flügge geworden: siehe da! so kommen die Einwohner wieder, und brechen ihnen das vorderste Glied am Flügel entzwei.

Lotte. I warum denn das?

Vater. Darum, damit sie nie davon fliegen können, sondern hübsch in derjenigen Gegend

bleiben müssen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, und wo man ihrer nicht entbehren kann. Dabei aber brauchen die Leute allemal die Vorsicht, daß sie in jedem Neste ein Männchen und ein Weibchen ganz unbeschädigt lassen. Die fliegen denn aus, und ziehen fort, kommen aber im nächsten Jahre richtig wieder, um ihr Geschlecht an demjenigen Orte fortzupflanzen, wo sie selbst ihr Daseyn empfangen haben.

Nikolas. Das ist doch in der That recht merkwürdig!

Vater. Wohl ist es das! Was würden die armen Einwohner dieser Gegenden anfangen, wenn Gott nicht diesen Vogel für sie erschaffen hätte? Von ihm erhalten sie beinahe ihren ganzen Unterhalt. Daher pflegen sie auch in ihren öffentlichen Kirchengebeten Gott anzurufen, daß er diese Eier- und Vogelerndte segnen wolle.

An Brodkorn haben viele Gegenden, auch in fruchtbaren Jahren, oft großen Mangel. Aber die Leute wissen sich zu helfen. Sie backen dann ihr Brod aus Mehl von Haber und Gerste, womit sie ein Mehl vermischen, welches sie aus Fichtenrinde gemacht haben. Aber freilich ist solches Brod weder so wohlschmeckend, noch so gesund, als das unsrige ist.

Auch das Vieh wird den Winter über oft durch sonderbare Nahrungsmittel erhalten. Wenn das aufgetrocknete Seegras nicht zureichen will: so geben sie ihm gleichfalls Baumrindenmehl, auch wohl zur Abwechselung Fischköpfe, ja sogar Pferdedünger mit etwas Heu vermischt, zu fressen.

Unter den Baumfrüchten, welche in Norwegen wachsen, zog ich die Kokosnüsse allen übrigen vor. —

Alle, (mit einem entsetzlichen Geschrei.) Ah! ah! Kokosnüsse in Norwegen!

Fort, fort mit dir, du böser Gast!
Dieweil du uns beflunkert hast.

(Mit diesen Worten fielen sie über den armen Vater unbarmherzig her, und jagten ihn mit ihren Klumpsäcken zum Hause hinaus.)

Alle. (im Zurückkommen.)

Ha! ha! ha!

Kristel. Das war prächtig, daß er sich doch noch zuletzt vergalloppierte!

Johannes. O das that er mit Fleiß! Er hat uns ja sebst oft genug gesagt, daß die Kokosnüsse nur in den heissen Ländern, zwischen den Wendekreisen wachsen.

Vater. (hereinguckend.) Nun darf ich doch wieder hineinkommen?

Alle. O ja, o ja, Vater!

Vater. Wer will denn nun Wandersmann seyn?

Alle. O ich, ich, ich, lieber Vater!

Vater. Nun, alle auf einmal könnt ihrs doch nicht seyn! Also der Größte zuerst; Johannes!

Lotte. O der wird gewiß seine Reise nach Koppenhagen beschreiben, die er mit dir gemacht hat!

Johannes. Das werd' ich auch; soll ich nicht, Vater?

Vater. Warum nicht? Desto besser, wenn du uns keine erdichtete, sondern eine wirklich geschehene Reise erzählst! Aber hüte dich, Johannes, daß dir kein unwahrer Umstand entwischt! Ich bin mit da gewesen; und — ich werde genau acht geben.

Johannes. O das soll nichts zu bedeuten haben! (Geht hinaus.)

Vater. Du, Kristel, bist diesmal Hausvater.

Kristel. Gut!

Johannes (vor der Thür.)

Holla! Holla! Macht auf die Thür!

Kristel.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Johannes.

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Kristel,

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöfnet ist die Thür.
Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an.

Johannes.

Mein Sprüchlein ist:

Erdennoth ist keine Noth,
Als dem feigen Matten.
Arbeit schaft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Findst du Nahrung, Kleidung, Freund —
Thor, was willst du weiter?

Kristel.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Johannes kommt herein und setzt sich.)

Kristel

Beschreib uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Johannes. Ich reisete von Hamburg nach Koppenhagen und von da nach Helsingör, wel-

ches beide dänische Städte auf der Insel Seeland sind.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Lübeck. Hier miethete ich mich auf ein Schiff ein, welches eben im Begrif war, nach Kopenhagen abzusegeln. Aber es mußt' erst zwei Meilen weit auf der Trave hinunter fahren nach Travemünde, wo dieser kleine Fluß, welcher dreimastige Seeschiffe trägt, ohngeachtet man diesseits Lübeck fast mit einem Springstecken über ihn hinhüpfen kann, sich in die Ostsee ergießt.

Bis dahin fuhr ich von Lübeck auf einem Wagen. Am andern Morgen, früh um drey Uhr, mußt' ich mich an Bord begeben, und gleich darauf lichtete man die Anker.

Das Fahrwasser in der Mündung der Trave ist nur sehr schmal. Nun war des Nachts ein Schiff aus der See angekommen, und weil es sich im Finstern nicht getraute, in die schmale Mündung des Flusses einzulaufen, so hatt' es sich mitten im Fahrwasser vor Anker gelegt. Das konnte nun aber unser Lotsmann beim Ausfahren nicht bemerken, weil der Tag noch nicht völlig angebrochen war. Da er aber nahe genug gekommen war, um zu sehen, daß das fremde Schiff sich ihm grade in den Weg gelegt hatte, fieng er einen entsetzlichen Lerm an, und drohete dem fremden Schiffer, daß er den Schaden ersetzen sollte, wenn unser Schiff auf den Strand geriethe.

Dabei versuchte er nun neben dem vor Anker liegenden Schiffe vorbei zu segeln, und es glückte ihm, ohngeachtet der Ort so seicht war, daß unser Schiff auf dem sandigten Grunde hinstreifen mußte.

Nun liefen wir ungehindert in die offenbare See ein; und nachdem wir die Sandbänke glück-

glücklich zurückgelegt hatten, übergab der Lotse dem Steuermann das Ruder, begrüßte uns darauf mit einem: willkommen in See! und fuhr, nachdem er von den Reisenden sein gewöhnliches Trinkgeld eingesammelt hatte, in einem Boote zurück nach Travemünde; wir aber segelten ins Unendliche.

Wie einem da das Herz so groß im Leibe wird, wenn man das Land nach und nach verschwinden, jetzt nur noch einige Anhöhen und Thürme, endlich denn überall nichts, als Himmel und Wasser, sieht!

Lotte. Da wurde dir wohl recht bange ums Herz?

Johannes. Bange? Ich wüßte nicht warum. Sterben müssen wir ja alle doch einmal; und sobald es Gottes Wille ist, daß wir dran sollen; so ist es ja gleichviel, ob wir zu Lande, oder auf dem Wasser sind. — Vater, bin ich wohl bange gewesen?

Vater. Nein, das bist du nicht; auch nachher nicht, da du mehr Veranlassung dazu hattest. Dies Zeugniß bin ich dir und auch Freund Hans schuldig.

Johannes. Wir hatten anfangs recht guten und frischen Wind; da gieng's denn auch, als flögen wir davon? Aber kaum hatten wir ein Paar Stunden gesegelt: so wurde der Wind zur Ungebühr stark und beschwerlich; die See fieng an sehr hoch zu gehen, und unser Schiff tanzte und schauckelte links und rechts, vorwärts und rückwärts, auf und nieder. Da giengs uns allen nun einmal recht schlimm; wir kriegten die Seekrankheit.

Kristel. Weil ihr noch niemals zur See gewesen waret!

Johannes. O das glaube nicht! Es war auf unserm Schiffe ein alter Schiffskapitain, der schon seit dreissig Jahren fast immer auf der See war, und ein Kaufmann, der schon zweimal die Reise nach China gemacht hatte: die wurden dir so gut krank, als wir. Von 39 Personen, die auf dem Schiffe waren, blieben nur drei Matrosen und der Schiffer gesund. Wir andern mußten vier und zwanzig Stunden lang ganz erschrecklich leiden: und einige von unsern Reisegefährten glaubten in ganzem Ernst, daß sie sterben würden.

Nikolas. Worin besteht denn die Seekrankheit eigentlich?

Johannes. O die läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben! Erstlich ist man so schwindlicht, daß man gar nicht auf den Füßen stehen kann. Wenn man einen einzigen Schritt versuchen will: so schlägt man der Länge nach hin. Dann ist man unaufhörlich übel und beängstiget; und nun geht das Erbrechen an. Das dauerte bei uns fast vier und zwanzig Stunden in eins fort, weil das stürmische Wetter so lange anhielt. Nun war aber der Magen schon in der ersten Stunde leer, und aufs neue etwas zu genießen, das war uns schlechterdings unmöglich. Unser Erbrechen blieb also fast immer ohne Erfolg, und war daher um soviel beängstigender. Fi! ich mag gar nicht mehr daran denken; die bloße Erinnerung könnte einem Uebelkeiten machen.

Gegen die Nacht wurde der Wind immer steifer, wie die Schiffer sagen; und die See gieng immer höher. Um diese Zeit waren wir die Insel Falster schon vorbei gesegelt, und hatten nunmehr die Küste von der Insel Mön im Gesicht. Da getrauete sich nun unser Schiffer nicht weiter zu segeln, weil der starke Wind uns in der sin-

stern-Nacht leicht auf eine Sandbank hätte treiben können. Er ließ also die Anker auswerfen, und da blieben wir, bis der Tag wieder anbrach, auf einer Stelle liegen. Aber das Schiff schaukelte dabei eben so sehr, als da wir noch unter Segel waren, und unsere Krankheit dauerte fort. Wollt ihr wissen, was für eine Bettstelle wir diese Nacht über hatten?

Lotte. Eine mit Vorhängen vielleicht?

Johannes. Ja, hat sich was zu Vorhängen! Auf dem Verdecke, welches ganz mit Säcken und Koffern und Tonnen bepackt war, fand sich noch ein kleiner leerer Winkel, worin Tonnenstäbe lagen. In diesem Winkel, wo wir vor den überspritzenden Wellen ziemlich sicher waren, kroch Vater mit uns beiden, und da lagen wir, wie die Schlangen zusammengewunden, auf den harten Tonnenstäben, welche unordentlich durcheinander geworfen waren. O da dacht' ich oft daran, daß Vater doch gewiß Recht gehabt habe, wenn er uns rieth, daß wir uns frühzeitig an alle Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen mögten, weil wir nicht wüßten, wie es uns noch einmal in der Welt gehen könnte?

Nikolas. Aber warum giengt ihr nicht in die Kajüte?

Johannes. O darin war's gar nicht auszuhalten! Erstlich war die Luft darin so unrein, und dann so wurde man auch, sobald man nur unter das Verdeck kam, noch einmal so krank; so daß man glaubte, man müßte den Augenblick des Todes seyn.

Mit Anbrauch des Tages lichtete man die Anker, und wir segelten bei fortdauerndem stürmischen Wetter die Küste von Mön entlang gegen Norden. Diese Küste besteht aus lauter Kreidebergen, die, so weiß wie Schnee, aus dem

Meere emporsteigen, und nur oben mit etwas Gras bewachsen sind.

Kristel. J, das muß ja kuriös aussehn!

Johannes. Das thut es auch. — Sobald wir die Insel Mön zurückgelegt hatten, kriegten wir die Insel Seeland auf der linken, und die Küste von Schonen in Schweden auf der rechten Hand zu Gesichte. Aber darüber wurde es wieder Nacht, und der Sturm, der bei Tage etwas nachgelassen hatte, wurde nun so heftig, daß alle Reisende vom Verdeck herunter getrieben wurden, um nicht Gefahr zu laufen, von den überschlagenden Wellen weggespült zu werden, und um den Matrosen bei ihrer Arbeit nicht hinderlich zu seyn.

Lotte. Mußtet ihr da auch einkriechen?

Johannes. Wir sollten; aber Vater wollte nicht. Er sagte dem Schiffer rund heraus, daß wir unsern Winkel nicht verlassen würden, weil wir keinem daselbst hinderlich wären; und was die Gefahr beträfe fortgespült zu werden, so wäre das unsre eigene Sache, und er mögte deswegen nur unbekümmert seyn. Da ließ der Schiffer es denn geschehen; und wir blieben auf unsern Tonnenstäben liegen. Diese Stäbe gewährten uns aber in der That einen großen Vortheil. Denn so oft eine Welle überschlug, so rollte das Wasser unter uns hin, ohne uns sonderlich naß zu machen.

Indes kroch einer unserer Gefährten, und zwar eben der, welcher schon zweimal nach China gesegelt war, zu wiederholten Mahlen aus der Kajüte hervor, um uns um Gottes Willen zu bitten, daß wir doch auch hineingehen mögten. „Sehen sie denn nicht, rief er, was es für ein Wetter ist? Wenn die Leute da auf dem Verdecke nun im geringsten gehindert werden, ihre

Vorkehrungen zu machen: so gehen wir alle zu Grunde! u. s. w.“ Mehr, um diesen armen Mann zu beruhigen, als weil wir es wirklich für nöthig hielten, ließen wir es uns endlich gefallen, hineinzukriechen, (denn gehen konnten wir noch nicht) und ein Paar Stunden lang mit den übrigen Passagieren auf dem Boden der Kajüte zu liegen. Aber das waren denn auch ein Paar Stunden, an die ich mein Lebelang denken werde!

Unterdeß legte sich der Sturm; und da wir mit Anbruch des Tages wieder aufs Verdeck stiegen, konnten wir schon die Thürmer von Kopenhagen entdecken. Gegen acht Uhr waren wir schon in der engen Straße zwischen den Inseln Amack und Saltholm nur noch eine Meile von Kopenhagen. Aber unser Schicksal wollte, daß wir erst noch mehr vom Seeleben erfahren sollten. Es fiel eine plötzliche Windstille ein. Auch nicht das allerleiseste Lüftchen war zu spüren, und die See stand stille und glatt, wie ein Spiegel. Da lagen wir also, und konnten keinen Schritt aus der Stelle kommen, die schöne Stadt im Gesicht, nach der wir nun so gern hinübergeflogen wären! Aber was war zu thun? Wir mußten Geduld haben.

Des Nachmittags endlich, gegen drei Uhr, sprang ein leichtes Windchen auf, welches uns vor sich hin fächelte; bis wir endlich gegen Abend auf der Rhede von Kopenhagen glücklich vor Anker kamen.

In dieser wirklich schönen Königsstadt blieben wir, bis wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gesehen hatten. Dann reiseten wir über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß ist, nach Helsingör; und von da über Friedensburg, der königlichen Sommerresidenz, wieder zurück nach Kopenhagen.

Kristel.

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Johannes. Von Lübeck und Travemünde sage ich euch nichts; denn da seyd ihr ja selbst gewesen: also gleich nach Koppenhagen.

Diese Stadt liegt halb auf Seeland, halb auf der Insel Amack. Beide Inseln sind durch einen Kanal getrennt, aber durch Brücken wieder mit einander verbunden worden. Der Kanal dient zugleich zum Hafen für die Kriegesschiffe.

Ein Stück der Insel Amack ist wiederum von dem größern Theile durch einen Kanal abgeschnitten, und heißt der Holm, auf Deutsch die Insel. Auf diesem Holm nun findet man alles zusammen, was zu dem Kriegsseewesen gehört. Vor demselben liegen im Hafen alle Orlogs- oder Kriegesschiffe, welche nicht im Dienst sind. Ein großer, prächtiger Anblick, von dem man sich gar nicht weg wenden kann! Auf dem Holm selbst ist erstlich die Docke zu sehen.

Lotte. Was ist das?

Johannes. Das ist eine große und tiefe Grube, dicht am Wasser, welche so geräumig ist, daß das größte Kriegesschiff darin stehen kann. Auf der einen Seite ist eine dreifache Schleuse, welche man aufziehen und zusetzen kann. Wird sie aufgezogen, so stürzt das Wasser aus dem Kanal in die Grube, und füllt sie aus. Da kann ein Kriegsschiff aus dem Kanal in dieselbe hineinfahren. So bald es darin ist, setzt man die Schleuse zu, damit kein Wasser mehr hineinfließen könne. Dann sind auf der Seite dieser Grube mächtige Pumpen, durch welche man in kurzer Zeit alles in der Grube befindliche Wasser herauspumpen kann, so daß das Schiff allmählig niedersinkt; und endlich auf dem trocknen Boden steht. Nun

kann man ihm überall beikommen, um die schadhaft gewordenen Stellen desselben auszubessern. Ist dies geschehen, so zieht man die Schleusen wieder auf; das einschießende Wasser hebt das Schiff in die Höhe, und es kann dann, sobald die Grube voll ist, wieder hinaus in den Kanal laufen. Diese Anstalt hat mir vorzüglich gefallen.

Funfzehn Jahr kann ein Kriegsschiff in See seyn, ehe es einer solchen Ausbesserung bedarf. Ist es dann in der Docke gewesen, so dient es abermals funfzehn Jahre; und wenn diese verflossen sind: so wird es für invalide erklärt, und zerschlagen.

Auf eben diesem Holm ist auch eine Werfte.

Lotte. Und was ist denn das?

Johannes. Ein abhängiger Platz am Wasser, auf dem Schiffe gebaut, und wenn sie fertig sind, vom Stappel gelassen werden.

Lotte. O solche Plätze sind ja hier an unserer Elbe auch!

Johannes. Allerdings! Ferner sind auf dem Holm das Zeughaus und die Vorrathshäuser für alle Kriegsschiffe. Da sieht man Kanonen, Mörser, Kugeln, Flinten, Pistolen, Degen, Taue, Masten u. d. gl. alles in der schönsten Ordnung. Die Ankertaue der Kriegsschiffe sind so dick, als ich, und dabei sehr lang. Ihr könnt denken, welchen großen Raum ein jedes derselben einnehmen muß. Die Masten sind so stark, daß kaum zwei Männer mit ihren Armen sie umspannen können, und dabei so hoch wie Thürme.

Noch sind auf diesem weitläuftigen Platze eine Menge großer Gebäude, worin man alles das selbst macht, was zum Seewesen erfordert wird; eins zur Schmiede, eins zum Drechseln, eins, worin die Taue mit Theer beschmiert werden, eins, und zwar ein entsetzlich langes, das

man kaum absehen kann, worin die Taue gemachet werden. Was das für ein Gewühl von Menschen ist! Wie da alles arbeitet, daß ihm der Schweiß von den Wangen träufelt!

Vater. Erinnerst du dich noch, Johannes, was ich dabei sagte?

Johannes. O ja; „daß wir uns schämen müßten, solche Müssiggänger zu seyn, die den größten Theil des Tages still sitzen, indes andere Menschen es sich so sauer werden liessen, für uns mit zu arbeiten.“

Vater. Ist das nicht wahr, Kinder?

Kristel. Ja, wir arbeiten aber auch mit dem Kopfe!

Vater. Sieh! daran hatt' ich nicht gedacht! bald hätt' ich uns Unrecht gethan.

Kristel. O ich spaßte nur; ich weiß wohl, daß unser Bischen Lernen den Namen einer Arbeit nicht verdient.

Nikolas. Nun, nur weiter, Johannes!

Johannes. Das königliche Residenzschloß in Koppenhagen ist eins der prächtigsten, die man in Europa sehen kann, wie Vater sagte. Nur Schade, daß es nicht auf einem größern Platze steht! Das Schloß selbst macht ein großes Vierek aus, welches einen Hofraum einschließt. Dann sind aber noch andere Gebäude daneben aufgeführt, welche Flügel vorstellen, und worin der königliche Pferdestall, ein Komödienhaus, die Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer und die Bildergallerie sind.

Kristel. Habt ihr das alles auch gesehen?

Johannes. Ja wohl! Für Hanns und mich war dies alles erstaunlich schön: aber Vater und noch ein Reisender, der bei uns war, meinten, daß das Naturalienkabinet und die Kunstkammer nicht viel zu bedeuten hätten. Eben das sag-

ten sie auch von dem Innern des Schlosses, ohngeachtet die Zimmer doch wirklich recht schön geputzt waren. Aber ein Zimmer gefiel uns doch allen ausnehmend wohl; das war der Rittersaal, worin zuweilen ein Ball gegeben wird. Das ist ein erstaunlich großes Zimmer, so lang und hoch, als eine große Kirche. Und so voller Kronleuchter! Wenn die alle mit brennenden Lichtern besetzt sind: so muß ein Glanz darin seyn, daß einem die Augen davon geblendet werden. So was, sagte Vater selbst, habe er noch nirgends gesehen.

Nikolas. Was war denn alles auf der Kunstkammer?

Johannes. Ja, mein lieber Nikolas, wenn ich das alles erzählen wollte: so würd' ich in acht Tagen nicht fertig werden!

Nikolas. Nur etwas!

Johannes. Da waren zwei Mumien.

Lotte. O wie sahen die aus?

Johannes. Ordentlich, wie ausgetrocknete Menschen, die mit einer Kruste überzogen sind. Was vorher Fleisch war, das ist jezt hart, wie Holz: und sie riechen noch jezt, als lauter Gewürz. —

Denn so waren da auch allerlei ausgestopfte ausländische Thiere, als Löwen, Tieger, Panther, allerlei Affen, Krokodillen, Riesenschlangen, Paradiesvögel, Kolibri's, ein Strauß.

Lotte. Ah! auch ein Strauß? Wie groß war der wohl?

Johannes. So groß, daß ihm der Vater mit der ausgestrekten Hand kaum an den Kopf reichen konnte. Aber das machen die langen Füße und der lange Hals. Sein Leib war nur ungefähr so groß, als wenn man aus drei Truthähnen eine machte.

Kristel. Nicht grösser?

Johannes. Nein!

Lotte. Wie groß war denn wohl so ein Kolibri?

Johannes. So dick, als mein kleiner Finger, aber nicht so lang. Den Paradiesvogel aber, den solltet ihr gesehen haben! Das ist ein närrisches Gewächs!

Nikolas. Wie so?

Johannes. Der sieht dir aus wie ein Besen von langen Federn, der vorn spitzig zugeht, und nach hinten zu immer breiter wird. Man sollte nicht glauben, daß das ein Vogel wäre. Vorn sieht man blos einen kleinen Schnabel, und dann nichts als Federn, die, wie ich sagte, nach hinten zu immer breiter werden. Was doch alles für Geschöpfe auf Erden sind!

Da waren auch allerhand amerikanische und indianische Seltenheiten; z. B. so ein Mantel von prächtigen Federn, wie ihn die ehemaligen Könige von Mexiko trugen. Das war mir unter allen mir das Liebste; denn wenn wir nun wieder Reisebeschreibungen lesen, und so was vorkömmt: so kann ich mir doch einen ordentlichen Begrif davon machen. —

Ja, mehr darf ich jezt nicht davon erzählen: sonst würde ich heute nicht fertig werden.

Vater. Hast Recht, Johannes; führe uns also nur wieder in die Stadt.

Johannes. In der Stadt gefiel uns besonders das schöne Pflaster, welches in den meisten Straßen so eben und so reinlich ist, daß man mit Vergnügen darauf herumspaziert. Da sind besonders zwei Plätze in der Neustadt — der neue Königsmarkt und der Amalienplatz oder die Friedrichsstadt — die sind ganz vorzüglich prächtig. Besonders der Letzte. Das ist

ein schönes reguläres Viereck, welches von vier Palläſten eingeſchloſſen wird, die alle einerlei Anſehen haben. In der Mitte ſteht die herrliche Bildſäule, welche den König Friedrich V. der dieſen neuen Theil der Stadt erbauen ließ, zu Pferde vorſtellt. Wenn man bei dieſer Statue ſteht, ſo hat man die Ausſicht in vier ſchöne ſchnurgrade Straßen, deren keine von der prächtigen Friedrichskirche begrenzt wird, die aber leider nur halb fertig geworden iſt.

Kriſtel. Warum denn nicht ganz?

Johannes. Weil ſie gar zu prächtig angefangen war, und es viel zu viel koſten würde, wenn der Bau mit eben der Pracht vollführt werden ſollte. Das ganze Mauerwerk beſteht aus lauter großen Marmorſteinen.

Lotte. Poz tauſend!

Johannes. Nun will ich nur noch ſagen, daß wir auch auf dem kurioſen Thurm geweſen ſind, der zu der Dreieinigkeitskirche gehört.

Nikolas. Was iſt denn das für einer?

Johannes. Es iſt ein Thurm, der von unten bis oben hinauf ganz rund, und dann auf einmal wie abgeſchnitten iſt. Der Aufgang iſt keine Treppe, ſondern ein breiter ordentlich gepflaſterter Weg, der, wie eine Windeltreppe, ſich herumwindet, und ſo allmählig aufwärts geht, daß man mit Pferden und Wagen bis oben hinauf und wieder herunterfahren kann. Der groſſe ruſſiſche Kaiſer, Peter der Erſte, ſoll dies wirklich einmal verſucht haben. Jezt iſt oben ein Obſervatorium angelegt.

Lotte. Was iſt das für ein Ding?

Johannes. Das iſt ein freier Ort auf einem hohen Gebäude, wo man den ganzen Himmel überſehen kann. Da ſtellen ſich denn die

Astronomen hin, wenn sie die Sterne durch ihre Ferngläser beobachten wollen. —

Und nun müßt ihr mir von Koppenhagen nach Helsingör folgen.

Der Weg dahin geht über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß, und in einer niedrigen Gegend, mitten in einem kleinen Landsee, gebauet worden ist. Sonst mag es da recht hübsch gewesen seyn: jezt aber läßt man Schloß und Garten in Verfall gerathen, ich weiß nicht warum?

Helsingör ist eine kleine Stadt, dicht an der merkwürdigen Meerenge gelegen, welche der Sund, oder der Oresund genannt wird, und wodurch das Baltische Meer oder die Ostsee mit der Nordsee zusammenhängt. Die Straße oder Meerenge ist ungefähr eine gute halbe Meile breit. Dicht an der Stadt liegt das königliche sehr stark befestigte Schloß Kronburg, welches aus großen Quadersteinen erbauet und mit ansehnlichen Festungswerken umgeben ist. Ich habe mir die Inschrift abgeschrieben, welche über dem Thore dieses Schlosses steht; wollt ihr sie hören?

Kristel. O ja!

Johannes (liest.)

Nach Christi Geburt hat man geschrieben
Tausend fünfhundert siebenzig sieben,
Als Friedrich der Andre König war
In Dännemark, und im selben Jahr
Dies Schloß erbaut und Kronenburg nannt';
Und damit solches blieb' bekannt,
Ließ er es hauen auf diesen Stein,
In Hofnung fest zu Gott allein,

Daß es unter seinen rechten Herrn
Dem Reich Dännemark zu Glük und Ehren
So lang soll unzerstöret stehn,
Als Sonn' und Mond am Himmel gehn.

Alle Schiffe, welche durch den Sund gehen, müssen einen Zoll erlegen, welcher dem Könige von Dännemark jährlich eine Summe von 500,000 Rthlr. einträgt.

Nun laßt euch erzählen, was wir an dem Tage, da wir nach Helsingör kamen, für ein ausserordentliches Glück hatten! Es mußte sich fügen, daß wir grade an diesem Tage hier etwas zu sehen kriegten, was man vielleicht in diesem ganzen Jahrhunderte daselbst noch nicht erlebt hatte. Hört nur!

Da wir ankamen, sahen wir von fern schon über 100 Schiffe liegen, welche theils aus der Nordsee in die Ostsee, theils aus der Ostsee in die Nordsee wollten. Nun meinten wir schon wunder was gesehen zu haben: aber das war noch nicht, gar nichts, sag' ich euch! Denn zu eben der Zeit, da wir zu Helsingör ankamen, mußte auch, grade als wenn sie gerufen wäre, eine der größten englischen Kauffartheiflotten ankommen, welche seit vielen Jahren gesehen ward. Stellt euch vor, an 400 Schiffe segelten an einem der schönsten Morgen, mit dem günstigsten Winde, vor unsern Augen durch den Sund, und legten sich neben Helsingör auf der Rhede vor Anker.

Alle. Ah!

Johannes. O das ist lange noch nicht alles! Mit diesen Kauffartheischiffen kamen auch einige englische Fregatten und Kutter, oder kleinere Kriegesschiffe an, und machten der Festung im Vorbeifahren ihr Kompliment.

Lotte. Wie machten sie denn das?

Johannes. Das will ich euch erzählen. — Wenn sie der Festung bald gegen über waren; so ließen sie von dem Gipfel des mittelsten Mastes eine Flagge wehen, und das sollte so viel heißen als: gehorsamer Diener, ihr Herrn Dänen! Gleich wurde auf dem Walle der Festung auch eine Flagge aufgesteckt, welches so viel sagen sollte, als: schönen Dank, ihr Herrn Engländer! Dann brannten die Engländer sieben Kanonen ab, welches vermuthlich so viel heißen sollte, als: wie ist das Befinden von ihnen? Flugs erwiederte die Festung diese höfliche Anfrage durch eben so viele Kanonenschüsse, welche vielleicht sagen wollten: ihnen aufzuwarten! Noch so ziemlich wohl!

Gegen Mittag war die ganze Flotte eingelaufen, uud nun sahe man weit und breit nichts als Masten und nichts als Schiffe, zwischen denen eine unzählbare Menge kleiner Böte hin und her segelte oder ruderte. Dann strömten die Matrosen ans Land, und erfüllten die Straßen von Helsingör so sehr, daß man sich kaum durchdrengen konnte. Was das für ein Geschnatter von englischen, dänischen, schwedischen, deutschen, russischen und holländischen Matrosen war! Man glaubte, beim babilonischen Thurmbau zu seyn.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Tags zuvor auch eine russische Eskader von sieben Kriegesschiffen, welche in die Nordsee auslaufen sollte, hier geankert hatte. Ausserdem befanden sich daselbst ein schwedisches und vier dänische Orlogschiffe, nebst einigen Fregatten. Und damit das Schauspiel vollkommen würde, so mußten wir des Nachmittages noch vier andere russische Kriegesschiffe nebst einigen Fregatten aus der Nordsee einlaufen sehen.

Nun stellt euch einmal, wenn ihr könnt, den Anblick vor, den ein Kriegsgeschwader von drei und zwanzig Schiffen (denn so viel Kriegesschiffe kamen überhaupt daselbst zusammen) und ein Flotte von fünfhundert Kauffartheischiffen demjenigen gewähren muß, der vorher vom Seewesen nur erst wenig gesehen hat! Wir standen mit starren Augen und mit offenem Munde da, und konnten vor Verwunderung fast nichts sagen, als: ah! ah!

Nikolas. Was du und Hanns für glückliche Leute seyd, daß Vater euch mitgenommen hat!

Vater. Gieb dich zufrieden, Nikolas; das nächste mal, daß ich wieder so eine Reise mache, nehme ich dich auch mit, wenn dein Körper nur erst ein Bischen härter geworden ist, um die Beschwerlichkeiten des Reisens aushalten zu können.

Nikolas, (feuerroth vor Freuden.) O, Vater, ich will alles thun, was mir nur gesagt wird, um recht hart zu werden.

Vater: Ich weiß, lieber Junge, daß es dir nicht an gutem Willen fehlt; fahr nur so fort (ihn küssend) zu thun, was wir dir rathen: so wird's schon gehn!

Johannes. Nun brannten wir alle vor Begierde zu sehen, wie ein solches großes Kriegesschiff inwendig beschaffen ist. Vater miethete also ein Boot, und damit fuhren wir hin auf die Rhede, grade nach dem Dänischen Admiralitätsschiffe. Hier wurden wir auf das gütigste aufgenommen, und der Admiral selbst war so gefällig, uns in seine Kajüte, dann auf dem Verdecke, herumzuführen, und uns alles zu zeigen und zu erklären. Dann führte der Kapitain des Schiffes uns in die zweite und dritte Etage hinab, zeigte uns alle Zimmer und Kajüten der Offiziere, die

Gewehrkammer, die Küche, die Viehställe, mit einem Worte, alles, was auf einem solchen Kriegesschiffe zu sehen ist. Am Ende hatte der Admiral die Güte uns auf den folgenden Tag zur Tafel einzuladen, welches Vater aber verbitten mußte, weil wir am andern Morgen frühzeitig nach dem königlichen Residenzschlosse Friedensburg zu fahren beschlossen hatten.

Kristel. O erzähle uns doch nun auch ein Bischen, wie es auf so einem Kriegesschiffe beschaffen ist.

Johannes. Wenn man schon dicht dabei ist, so begreift man noch nicht recht, wie in einem solchen Gebäude für 700 Menschen, für so viele Kanonen, für so viel Lebensmittel und für so viele andere Sachen, als man darauf haben muß, Platz seyn könne. Aber ist man erst selbst am Bord: so sieht man, daß jeder Raum noch einmal so groß ist, als er von aussen zu seyn scheint. Dann wundert man sich nicht mehr darüber.

Aber was man zuerst bewundernswürdig findet, das ist die große Ordnung, welche überall hervorleuchtet, und die ausserordentliche Reinlichkeit, welche durch das ganze mächtige Gebäude herrscht. Die Fußböden, sogar die in den großen Schiffsräumen, wo die Soldaten und Matrosen schlafen und wohnen, werden alle Tage so weiß gescheuert, als wenn's Visitenzimmer wären. Man athmet überall die reinste Luft, ohngeachtet unter jedem Verdecke an 200 Menschen sind.

Kristel. Wie ist das möglich?

Johannes. Das will ich dir erklären. Erstlich sind auf beiden Seiten des Schiffes unter jedem Verdecke die Schießlöcher, woraus die Kanonen hervorgucken. Wenn das Wetter nun nicht

gar

gar zu schlimm ist, so stehen diese Löcher alle offen, und die Luft kann also ungehindert durchstreichen. Aber damit begnügen sie sich noch nicht. Sie bedienen sich ausserdem einer gar artigen Erfindung, um die frische Luft durch jedem Winkel des Schiffs zu vertheilen; und das fangen sie so an.

Etwa zehn Ellen hoch über dem obersten Verdecke ist an dem mittern Masten ein weiter Sack befestiget, der eine große Oeffnung hat. Dieser Sack läuft nun von da herunter durch eine große Luke, welche von oben an durch alle Verdecke geht, und wird allmählig enger, je tiefer er in dem Schiffe hinabhängt. Zwischen jedem Verdecke hat dieser große Sack Arme, welche nach allen Seiten hin ausgestreckt sind und spitzig zugehen. Nun bläset der Wind oben in die große Oeffnung hinein, und weil der Sack von unten zu immer enger wird, so preßt er die eingeblasene Luft auch immer enger zusammen. Wenn aber die Luft zusammen gepreßt wird: so sucht sie eine Oeffnung, um aus dem engen Orte heraus zu fahren. Dazu sind nun die verschiedenen Arme des Sackes, welche unten offen stehen. Aus diesen fährt also die Luft wieder heraus und erfüllt jeden Raum des Schiffes, worin ein solcher Arm des Sackes sich endigt. Der Sack selbst bleibt dabei immer ausgespannt, weil er in jedem Augenblicke von neuem Luft einschluckt, um sie unten wieder von sich zu geben. — Scheint euch diese Erfindung nicht auch recht artig zu seyn?

Alle. O allerliebst!

Vater. Seht, Kinder, was unsre Mitmenschen alles erfunden haben! Würd'es nun nicht eine rechte Schande für uns seyn, wenn wir uns nicht auch angreifen wollten, etwas Tüchtiges zu lernen, wel-

ches uns in den Stand setzen kann, auch einmal etwas zu thun oder zu erfinden, was der Menschheit nützlich werden kann? — Weiter, Johannes; ich freue mich, daß du alles so gut beobachtet hast.

Johannes. Nun laßt uns erst die Wohnung des Admirals besehen, welche auf dem Hintertheil des Schiffes und zwar über dem obersten Verdecke ist. Dieser hat erstlich seine besondere Küche, worin für alle Offiziere mitgekocht wird; dann eine Küchenkammer, darin das Küchengeräth ist, und worin für seine Tafel angerichtet wird. Neben dieser ist ein Vorzimmer, und durch dieses geht man in seine ordentliche Wohnstube, welche ein Saal, so groß als der unsrige, nur nicht so hoch, ist. Auf beiden Seiten dieses Saals sind noch zwei kleinere Zimmer, deren eins ihm zur Schlafstube und Garderobe, das andere zum Kabinet dient. Auf jedem andern Kriegesschiffe, auf dem kein Admiral ist, gehört dieser ganze Raum dem kommandirenden Kapitain. Aus dem Saale führt eine Thür nach hinten zu auf die Gallerie, welche um das Hintertheil des Schiffes läuft, und auf der man herumspaziren kann.

Neben dieser Admiralswohnung sind auf beiden Seiten kleinere Kammern für diejenigen Offiziere, welche oben auf dem Verdecke zu kommandiren haben.

Nun steigt man hinab in den Raum, welcher unter dem ersten Verdecke ist. Hier findet sich unter dem Wohnzimmer des Admirals wiederum ein eben so geräumiger Saal, welcher allen Offizieren gemeinschaftlich zugehört. Da kommen sie zusammen, wenn sie nicht im Dienst sind, um sich durch gesellschaftliche Vergnügungen die Zeit zu vertreiben. Neben diesem gro-

ßen Zimmer befinden sich abermals kleinere Kammern für die Offiziere sowohl, als auch für den Schiffsprediger, Schiffsarzt und für den Wundarzt des Schiffes. Der übrige Theil dieser Etage ist ein langer langer Raum, worin ein Paar hundert Soldaten und Matrosen wohnen und schlafen. Statt der Bettstellen haben sie Hengematten, welches halbe, am Boden hangende Säcke sind, worin der Schlafende bei der Bewegung des Schiffes auf eine sanfte Weise gewiegt wird. In diesem Raume ist auch die große Küche, in welcher für 700 Menschen auf einmal gekocht wird.

Neben der Küche stehen Gefäße mit dünnem Bier und Wasser, woran jedermann so viel trinken kann, als er Lust hat. Damit aber alles hübsch ordentlich dabei zugehe, so wird eine Schildwache mit bloßem Degen dabei gestellt.

Es ist eine Lust zu sehen, wie alle diese Leute gewöhnt sind, auf den Wink der Offiziere zu thun, was ihnen befohlen wird. Da wir in den großen Schiffsraum traten, lagen einige hundert neben und hinter dem Boden. Jeder hatte seine Schaale mit Suppe vor sich, weil es grade Mittag war, und ließ es sich wohl schmecken. Weil wir nun aber zwischen so vielen da liegenden Menschen nicht recht bequem hätten durchgehen können; so gab der Kapitain ein Zeichen mit der Hand und rief; auf den Bakbord! Und wie der Blitz sprangen alle mit ihren Näpfen auf die andere Seite des Schiffes, und machten uns Platz. Es that uns leid, daß die guten Leute um unsertwillen so gestört wurden, aber man sah es ihnen an, daß ihnen diese kleine Aufopferung gar nicht sauer wurde.

Nikolas. Was ist denn das eigentlich, der Bakbord?

Johannes. Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffes steht und nach dem Vordertheile hinsieht: so wird diejenige Seite des Schiffes, die uns alsdann rechter Hand ist, der Steuerbord, die auf der linken Hand aber der Bakbrod genannt.

An den beiden Seiten des Schiffes sahe man zwischen den Kanonen kleine Verschläge von Brettern, worin Schweine, Schafe, Ziegen und Hüner in großer Menge waren. In dem Raume unsern zweiten Verdecke ist fast die nemliche Einrichtung, und der dritte unterste Raum dient zum Verwahrungsorte für alle Vorräthe an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Daselbst ist auch die Pulverkammer, welche sorgfältig verwahrt wird, damit kein Unglück entstehe.

Nun ließen wir uns auch beschreiben, wie es auf einem solchen Schiffe gehalten wird, wenn es zum Treffen kömmt. Das erste, was alsdann geschieht, ist dieses, daß alle Kajüten und Zimmer, selbst die des Admirals, in einem Hui! verschwinden; so daß unter jedem Verdecke nur ein einziger großer Raum zu sehen ist.

Lotte. J, wie machen sie denn das?

Johannes. Alle Wände dieser Kajüten bestehen aus bloßen Brettern; und die sind nicht an einander genagelt, sondern hängen blos durch kleine eiserne Haken zusammen. Sie können also bald aus einander genommen werden, und weil jeder dabei sein angewiesenes Geschäft hat, so geht dieses Wegräumen mit der größten Geschwindigkeit von statten.

Dann steht der Admiral, oder der Kapitain des Schiffes mit den Soldaten und Matrosen oben auf dem Verdecke, um das Ganze, zu kommandiren. Innerhalb jedem Verdecke steht an jeder Batterie gleichfals ein komman-

dirender Offizier. Dieser kann nun, nachdem die Kajütenwände weggenommen sind, die ganze Kanonenreihe übersehen, welches sonst nicht geschehen könnte, weil jeder Offizier in seiner Kajüte eine Kanone zur Gesellschafterin hat, die, so lange die Wände noch stehen, in dem Schiffsraume nicht gesehen werden kann. Bei jeder Kanone aber stehen so viele Leute, als zu ihrer Bedienung nöthig sind. Sobald man nun dem Feinde nahe genug gekommen ist: so wird auf ein von dem obersten Befehlshaber des Schiffes gegebenes Signal das Schif dergestalt gewandt, daß es nicht das Vordertheil, sondern entweder den ganzen Steuerbord, oder den ganzen Bakbord dem feindlichen Schiffe entgegen stellt, um ihm auf einmal eine ganze Lage aus allen denjenigen Kanonen zu geben, welche auf dieser Seite liegen.

Nun war es uns anfangs unbegreiflich, wie man die abgebrannten Kanonen wieder laden könne, da ihr Mundloch ausserhalb dem Schiffe ist. Aber man zeigte uns, daß beim Losbrennen jede Kanone, die auf Rädern liegt, um einige Schritte zurückfliege; so daß man sie mit Gemächlichkeit wieder laden kann und sie alsdann nur wieder vorzuschieben braucht.

Vater. Nun, Kinder, für heute mag dies genug seyn. Johannes hat sich den Mund schon ganz trocken geredet; es ist Zeit, daß wir ihm zur Belohnung eine Erfrischung reichen. (Die Erdbeeren ihm darreichend)

Nimm hin, nimm hin, du guter Gast,
Dieweil du uns vergnüget hast!

In der nächsten Freistunde wollen wir unser Spielchen vollends ausspielen.

Lotte. Ich wollte, daß es noch drei Stunden gewährt hätte.

Nikolas. Wie gut war es, daß wir zu Hause geblieben sind!

Vater. Siehst du, Nikolas? So belohnt sich jede gute That schon durch sich selbst. C.

Die wohlthätige Maskerade.

Auf einer Maskerade in Hannover fand sich eine Maske ein, die wie ein Kapuziner gekleidet war.

Dieser verkleidete Mann gieng an seinem weissen Stabe gebükt einher, und trug eine blecherne Büchse, an welcher unten ein weißer leinener Beutel befestiget war, und an deren Seite ein Zettel hing, worauf folgende Worte standen:

„Gedenket bei eurer Freude an eine vor wenig Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend gerathene kranke Wöchnerin, fünf unmündige Kinder, nebst einer alten Großmutter. Sämtliche erflehen euren Beistand.“

Nicht allein die meisten Masken stekten reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem Mönch auch alles das Geld, das den Abend von den Zuschauern auf der Gallerie eingekommen war, und die ganze Summe belief sich überhaupt auf 112 Rthlr. 9. Gr.

Auf der nächsten Maskerade erschien derselbe Mönch abermals, nachdem er kurz vor seiner Ankunft folgende Verse im Redutensaale hatte anschlagen lassen:

Ich goß es in der Wittwe Schooß;
Die erste Freudenthräne floß
Auf ihren Säugling hin.
Seht, Freunde, euer Meisterstück!
Vollendet's heute — Gottes Blick
Lacht Beifall auf euch hin.

Er sammelte wieder, schenkte den Damen ausgeschnizte Bilderchen, und einigen Herren vom Adel hörnerne Dosen: und an diesem Abend erhielt er, ohne die Einnahme der Gallerie, 138 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf. Kassengeld.

Sie können leicht denken, schreibt ein Mann, welcher der Maskerade beigewohnt hatte, daß niemand begieriger war, wie ich, den Menschenfreund, der durch diese edle That die Thränen einer armen verlaßnen Wittwe abwischte, persönlich kennen zu lernen, und dieses gelang mir auch am folgenden Tage durch die Vermittelung eines Freundes.

Der Kapuziner ist ein hiesiger wohlhabender Kaufmann, Namens Breunner. Die Wittwe, für die er gesammelt hat, und die er weiter gar nicht kennt, als daß sie ihn nach ihres Mannes Tode um ein kleines Almosen ersuchen ließ, heißt Bergheim.

Ihr Mann war ein reicher Handelsmann, wurde aber durch böse Gesellschaften verführt, begegnete seiner rechtschaffenen Frau äußerst schlecht, brachte sein eigenes und ihr Vermögen hindurch, starb einige Tage vor der Maskerade in der größten Dürftigkeit. Wie er kaum eine Stunde todt war, kam seine hülflose Wittwe nieder, und ihr Elend wurde dadurch doppelt schwer. Mitleidige Seelen ließen ihren Mann beerdigen, und versorgten sie mit allen Nothwendigkeiten.

Damit ihr nun aber die gesammelte Summe, die noch immer durch ansehnliche Beiträge vermehrt ward, auch zum wahren Nutzen gereichen mögte, so wandte Brenner sie folgendermaßen an:

Er miethete ihr eine Wohnung, ließ ihr darin einen kleinen Kramladen anlegen, und kaufte ihr für eine gewisse Summe allerhand zu verkaufende Sachen.

Ein ganzes Jahr übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monate mußte sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen; die verkauften Waaren wurden ihr fürs erste wieder angeschafft, und so lange, bis ihr Handel recht im Gange wäre, bekam sie wöchentlich ein Gewisses zu ihrem Unterhalt. Das übrige Geld ward auf Zinsen gegeben. —

Wie leicht ist es nicht, eine unglückliche Familie zu beglücken, wenn wir nur allemal jede günstige Gelegenheit ergreifen wollten, und es nicht an unserm Wollen fehlen liessen! —

Um allen Tadel zu verhüten, frägt Herr Brenner den Tag vor der Maskerade die dortige katholische Geistlichkeit, ob ein Kapuziner an öffentlichen Orten ohne Anstoß erscheinen dürfte?

Sie sagten alle ja, aber nicht auf Maskeraden. Er sagt, das wäre grade der Fall, und entdekt ihnen seine Absicht. Der eine Geistliche erwiederte: Das ist edel, das thun sie; geräth in Enthusiasmus, reißt seinen schönen Rosenkranz vom Arm, giebt ihn Herrn Brenner, und sagt: da, Freund, den gebrauchen sie!

Aber eine noch viel edlere That bei dieser Gelegenheit, die auch bekannt zu werden verdient, ist die. Wie die Wittwe Bergheim nie-

hergekommen ist, und für sich und die Ihrigen keinen Bissen zu essen hat: schickt sie in ihrer größten Noth zu einer armen Frau, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt mit Kaufgarnspinnen verdient.

Die arme Frau hat eben 4 Gl. für Spinlohn erhalten! und ist im Begrif, sich Flachs und Brod dafür zu kaufen. Aber wie die Bergheim schickt, hungert sie lieber selbst, und giebt ihr die 4 Gl.

Diese edle Frau erhielt, zur Belohnung ihrer schönen That, die Einnahme von einem der folgenden Maskeradeabenden, welche gleichfalls sehr beträchtlich war.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht!
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt;
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh im Garten — ha! die Luft
Ist warm und voll von süßem Duft,
Und meine Nase spüret gern
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum,
Und machet lüstern meinen Gaum;
Ich spring' hinan, und breche sie,
Und so was mildes schmekt' ich nie.

Das ist doch künstlich ganz gewiß!
Und wozu hab' ich alles dies?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
Und traurig seinen Schilling nahm,
Der arme, stille, blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen; Dunkelheit
Verschließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sey,
Das ist ihm alles einerlei,
Er hört die Lerche singen früh,
Und fragt: warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
Der Dämmerung entgegen blickt,
Daß sie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr so hoch willkommen ist.

O blinder Mann, du weißt es nicht,
Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück
Und danke Gott mit nassem Blick.

Overbeck.

Soliman.

Als Soliman der Zweite, türkischer Kaiser, die Stadt Belgrad erobert hatte, und wieder nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ein armes Weib ihm zu Füßen, und beklagte sich bey ihm, daß ihr seine Soldaten unter der

Zeit, daß sie geschlafen, alles weggenommen hatten.

Soliman lächelte darüber und antwortete: sie müßte denn doch wohl sehr fest geschlafen haben, wenn sie von dem Geräusche und Lermen bei der Plünderung ihres Hauses nicht gehört hätte.

„Freilich, erwiederte sie ganz dreiste, freilich schlief ich sehr fest, weil ich glaubte, du, Kaiser, wachtest für mich.“

Der Sultan wurde sehr lebhaft dadurch betroffen, und doch gefiel ihm diese entschlossene Antwort; er ließ der Frau alles wieder geben, was man ihr genommen hatte; und machte ihr noch oben drein ein Geschenk von zwanzig Goldstücken.

Die eitlen Wünsche;

an den lieben Gott.

Wenn oft das Herz mir stürmisch ist,
Dann laß mich zu dir beten!
Ich weiß, daß du mein Vater bist,
Und hörst, die vor dich treten.
Mein Unverstand begehrt oft viel,
Das mir nicht nützt, zu haben:
Dann lenke selbst mich von dem Ziel,
Und gieb mir beßre Gaben.

Dein Auge, das nie fehlt, noch ruht,
Sieht alles was wir machen;
Wenn unser Eins oft Schritte thut,
Mußt du nur drüber lachen.
Der läuft wohl hin, und läuft wohl her,
Und denkt sein Stück zu fangen;

Doch, wenn er greifen will, sieht er
Den Apfel höher hangen.

Da ist denn alles mit ihm aus;
Er sitzt, als wie geschlagen.
Die Welt ist ihm ein wüstes Haus,
Und will ihm nicht behagen.
Und doch, ist er nicht wunderlich?
Er sollte ja nur denken:
Ich sorge selbst nicht gut für mich,
Gott will es besser lenken.

Vor wenig Tagen war ich auch
Recht herzlich unzufrieden;
Ich weinte sehr nach altem Brauch,
Und wäre gern verschieden.
Ich hielt kein Glük für grösser nicht,
Als meinen lieben Willen.
Da dachtest du: der arme Wicht!
Er sieht durch falsche Brillen. —

Und schlugest mir mein Glas entzwei;
Da wollt' ich mit dir zanken,
Und muß doch wahrlich bei und bei
Dir nachgerade danken!
Zwar hängts noch immer hie und da,
Und will nicht eben gleiten:
Doch, lieber Vater, giebst du ja
Wohl einstens beßre Zeiten! Overbeck.

Der alte und der junge Bär.

Wer doch nur so wohl gebaut, so schnell, wie der Hirsch wäre! seufzt' ein junger Bär.

„Da wärst du was rechts!" belehrte ihn der Vater: „Lerne die Abwesenheit eines kleinen Vorzugs beim Daseyn eines grössern gern ertra-

tragen. — Wie willig würde der zaghafte schnelle Hirsch mit dem langsamen, aber muthigen Bär tauschen!“

Meißner.

Zu meinen lieben Kleinen

bei einer Brandstelle, wo der Blitz, doch ohne Schaden, gezündet.

Kommt, meine Lieben! kommt, zu schaun,
(Doch freudenvoll und ohne Graun)
Zu schaun von Gottes Hand die Spur,
Als sie allmächtig niederfuhr.

Hier ist die Stäte, hier das Thal!
Hier traf sein schneller Flammenstrahl
Die Garben — und sie wurden Staub!
Wir aber — nicht des Todes Raub!

Wir stehen hier und preisen ihn,
Durch den die Wetterwolken glühn,
Und jubeln laut; — denn ach! verschont
Ist, was in unsern Hütten wohnt,

Er wies die Stärke seiner Hand,
Da bebte das erschrockne Land;
Denn dunkel war's um seinen Thron,
Von dem Flammendiener floh'n.

Doch Liebe lenkte seinen Rath;
Er wollte nicht, daß unsre Saat
Von seinen Flammen aufgezehrt,
Von seiner Allmacht uns belehrt'.

Sein Flammendiener schoß vorbei,
Uns zu belehren, wer er sey,
Des Vaterlieb' und Schöpfermacht
Die Saaten all hervorgebracht.

O preist ihn, Kinder, und bedenkt,
Wie gern, wie gern Er Gutes schenkt,
Wie gern Er duldet, trägt und schont,
Wie gern Er segnet und belohnt.

O macht euch seines Segens werth
Durch Dank und Liebe! — Kinder! hört
Mit Freuden, was Er euch befiehlt,
Und wißt, daß Er zum Guten zielt.

Euch sey dies reiche Garbenfeld
Ein heiliger Schauplatz, aufgestellt
Zu seiner Liebe Preis und Ruhm,
Und dieses Thal ein Heiligthum!

Karoline Rudolphi.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete *) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste **)
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich ihm beizustehen.

*) Der Hahn. Er wird so genannt, weil der Landmann aus seinen Krähen zuweilen auf eine bevorstehende Veränderung des Wetters schließt.

**) Katzen.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krazen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Duzend Schaalen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur. Lichtwer.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne aus.

Ein Diamant ists, sprach der Alte,
Denn ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stelten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört! es vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.

Sagt, war die That nicht lobenswerth?
Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
Wer anders thut, der muß sich schämen.
Denn ehrlich seyn, heißt uns die Pflicht;
Die That ist gut, doch edel nicht.

Der andre sprach: auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See.
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben!
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben.

Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!
Was wir als Menschen schuldig sind.

Der jüngste sprach: bei seinen Schaafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt ihn, und zog ihn zurücke.
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein, welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Lichtwer.

An seinen Friz.

(Am Geburtstage desselben.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies itzt schreiben, liebes Kind!
Wann du dereinst dies Blat wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Mit meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —

Dann

Dann, guter Junge! setz' ein Veilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt — o so umschweb' ich dich,
Wann du dies Blatt gerührt wirst lesen.
Und nicht erröthen darfst, das heut dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit *) gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrod halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug.
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt, daß sie den kleinen Schwaben **)
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen! brach,
Als deine Tante scherzend sprach;
Du sollst mein Erbe seyn, wenn sie mich einst begraben.

Ich schrieb es auf; nicht, Kind! um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen!

*) Einsiedler. **) Karl in Götz von Berlichingen.

Doch, könntest du dereinst dies Herz
Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen.

Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakain
Gern für dich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund, nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmükte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knien
Dich horchend stehen hatt': und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hofnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen.
Denn, sollt' auch schon mein Mund im Grabe
schweigen;
So schweigt doch vielleicht nicht mein Gedicht,
Sohn! werde, was du willst, im Staat!
Sey seines Schutzes werth durch deines Geistes
Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann *) o Sohn!

Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst: denn Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand;

*) Ist so viel, als: ein braver Mann.

Und o vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden:
Erfülle dies! denn sieh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn.
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn,
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

Göckingk.

Boreas *) und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Heulen
Warf der wilde Boreas
Sich bei Herkuls alten Seulen, **)
An dem Ufer, in das Gras.

*) Der Nordwind.

**) So nennt man zwei Berge, wovon der eine in Afrika, der andere in Europa steht, und welche durch die Meerenge bei Gibraltar von einander getrennt worden. Die Fabel sagt, daß Herkules ein sehr starker Mann, diese beiden Berge von einander gerissen, und dadurch verursacht habe, daß der Ozean hereinstürzte und das mittelländische Meer bildete.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen
Als sie bei sich selber spricht:
Eile, deinen Feind zu strafen,
Beßre Muße hast du nicht.

Er ists, der in deinen Locken
Oefters, wie ein Wütrich, schwärmt;
Und oft Häuser, Thürme, Glocken,
Dir an Hals wirft, wenn er lärmt.

Tellus *) war entzündet worden,
Es entbrennt der alte Haß,
Sie zerreißt von Süd in Norden,
Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken,
Und ist aufzustehn bemüht,
Als er sich mit Sand bedecken
Und in Abgrund stürzen sieht.

Und er schwillt vor Zorn und Rasen,
Bläst sich auf, pfeift, saust und brüllt,
Bis das Schnauben seiner Nasen
Die verschloßnen Grüfte füllt.

Also mag der Aetna brüllen,
Wenn er, nach des Himmels Schluß,
Erd' und Luft mit Glut erfüllen
Und die Welt erschrecken muß.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
Bis der Nordwind stärker drängt.
Einen halben Wald zersplittert,
Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen
Ueber Berge, Wald und Stadt,
Nach dem Lande der Ciconen, **)
Wo er seine Wohnung hat.

---

*) Die Erde. **) Ein Volk in Thracien.

Drauf bekam die Erd' ein Zucken
Und erbebte dann und wann:
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er drauf verdauen kann.

Lichtwer.

Von der Arbeitsamkeit.

Aber warum muß ich denn arbeiten? fragte Louise ihre Mutter.

Mutter. Weil dir das gut ist, mein Kind. —

Louise. Aber wozu ist mir das gut? Spielen mag ich doch weit lieber, spielen oder herum gehen. —

Mutter. Meine Louise, gewiß ich liebte dich nicht, wenn ich dir immer zu spielen oder herumzulaufen vergönnte. —

Louise. Liebe Mutter, das kann ich nicht begreifen, daß du mir aus Liebe verwehrst, was ich gern will, und befiehlst, was ich nicht mag.

Mutter. Nun, Kind, laß sehn, ob ich deine Wünsche erfüllen kann. Welche Arbeiten oder Geschäfte wünschtest du nicht zu thun? Ich will sie dir wohl erlassen,

Wolltest du nicht mehr stricken, nicht nähen, nicht spinnen, oder nicht in der Wirthschaft helfen? Oder welch anderes Geschäft soll ich dir nachlassen?

Louise. Ach Mutter! das alles that ich nicht, als ich bei der Tante in der Stadt war, und das alles mag ich hier auch nicht thun.

Mutter. Nicht? Nun, es sey. Willst du mit den Folgen zufrieden seyn, die ganz von selbst daraus entstehen, so sollst du keine, gar keine Arbeit mehr thun.

Louise. O herzlich gern: liebe Mutter!

Mutter. Gewiß?

Louise. Ganz gewiß.

Mutter. Nun gut, so spiel, oder geh in den Garten, oder lauf umher, wo du nur willst. —

Louise bediente sich dieser Freiheit nach Herzenslust, spielte und lief herum, lief und spielte wieder, bis zur Tischzeit; dann schwärmte und spielte sie wieder, bis sie ermüdet zu Bette gieng.

(Nicht wahr, ihr kleinen Leser erstaunt, wenn ich euch sagte, daß Louisens zehnter Geburtstag schon seit geraumer Zeit vorbei war?)

Am andern Morgen, als sie gähnend erwachte und aufstehen wollte, suchte sie nach ihren Strümpfen, und fand keine, nach ihren Schuhen, und es waren keine da.

Darauf sah sie sich nach ihren Tagkleidern um, fand aber nichts, als ein Nachtkleid zum höchsten Bedürfniß.

Sie rief dem Mädchen ihrer Mutter, sie mögte ihr ihre Sachen bringen; aber die kam nicht.

Endlich kam die Mutter selbst durchs Schlafzimmer.

Louise fragte mit kläglichen Geberden nach ihren Kleidern.

Die Mutter schien es erst nicht zu hören; endlich sagte sie: mich wundert, mein Kind, wie du so eifrig nach Dingen fragen kannst, woran du kein Recht hast? —

Louise. Liebe Mutter, ich wollte bloß meine gestrigen Kleider haben.

Mutter. Die sind nicht mehr dein, Louise; aber höre, wenn du hören willst, ich habe dir etwas zu sagen.

Louise hörte aufmerksam zu.

Mutter. Alles, was du bis dahin dein genannt hast, ist dir in der Hoffnung geschenkt wor-

den, daß du (so bald du verständiger würdest) dir selbst etwas anschaffen lernest, das du im eigentlichen Verstande dein nennen dürftest.

Hiezu gehört nun nothwendig, daß du Arbeiten und Geschäfte verschiedener Art lernst; damit du entweder deine Bedürfnisse selbst befriedigen, oder die du nicht befriedigen kannst, und denen du durch Hülfe und Geschicklichkeit anderer abhelfen mußt, durch Gegenhülfe zu vergelten im Stand seyst.

Denn die Menschen sind, seit sie in gesitteten Gesellschaften bei einander wohnen, darüber eins geworden, sich durch wechselseitige Dienstleistungen den Weg durch dies Leben leicht und angenehm zu machen.

Wenn nun einer, der zu dieser Gesellschaft gehört, sich nicht um Geschicklichkeiten bemühen oder zu Arbeiten gewöhnen will, womit er die, ihm von andern nothwendigen Dienstleistungen ersetzen oder wieder vergelten kann: so macht er sich unfähig oder unwürdig an den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ferner Theil zu nehmen; und er hat von andern weiter keine Dienste zu fodern, wenn sie ihm nicht etwann aus Mitleiden über seine Thorheit beistehen wollen. —

Louise, die bis dahin mit verschämtem Blick und traurig da gestanden, sagte endlich:

Aber, kann man denn das, was man zum Leben braucht, nicht alles kaufen? Du selbst, Mutter, hast mir ja oft gesagt, du hättest dies oder jenes gekauft, wo braucht man denn das alles auch thun zu können, was andere für uns thun?

Mutter. Das ist wahr, man kann vieles, ja, das meiste, was zum Bedürfniß gehört, kaufen. Aber wofür kauft man denn Brod und andere Speisen? wofür Kleider und andere

Nothwendigkeiten? Nicht wahr, für so viel Geld, als man die Sache werth schäzt? Und wo denkst du denn das Geld herzunehmen?

Louise. Liebste Mutter, wo nimmst du es denn her?

Mutter. Mir hat es zum Theil mein Vater hinterlassen, der sichs durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben. Dein Vater, der ein eben so fleißiger und geschikter Mann war, hat es vermehrt; Gott hat uns gesegnet, und bis jezt vor Verlust behütet.

Aber, liebe Tochter, unser kleines Vermögen kann heute, kann morgen dahin seyn — — und es wird sicher verloren gehen, sobald unser Vater im Himmel sieht, daß es uns nicht mehr nüzen würde. —

Auch bitte ich ihn täglich, daß ers uns nehmen möge, so bald es uns schlimmer machen sollte.

Und da denke nur Louise, wie unglücklich wir beide, du und ich, seyn würden, wenn dies unsere einzige Hofnung gewesen wäre! —

Sieh, deswegen lieb' ich Fleiß und Arbeit, deswegen gewöhn' ich mich auch zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, daß, wenn Gottes Weisheit durch irgend einen Zufall mir das wieder entziehen sollte, was seine Güte mir auf eine Zeitlang geliehen, daß ich auch dann noch froh und glücklich seyn, und durch Arbeit meinen Bedürfnissen abhelfen könnte; und daß ich dann nicht nöthig hätte, das Mitleid gutmüthiger Leute anzuflehen, und unverdient die Früchte ihres Fleißes aufzehren zu helfen.

Glaub es, mein Kind, die Güter des Glücks sind unbeständig, und gehören uns für keinen Tag zum sichern Eigenthum.

Wir müssen also unsere Bedürfnisse von etwas anderem befriedigen lernen, das uns eigenthümlich zugehört und dauerhafter ist.

Und sieh, mein Kind, deswegen kann ich dir nicht gestatten, etwas als ein Eigenthum anzusehen, was du dir künftig nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit selbst wirst erwerben können. Deswegen kann ich nicht zugeben, daß du deine ehmaligen Kleider ferner die deinen nennst und als solche brauchst, und doch sind dir diese Sachen wirklich nothwendig, wenn du unter gesitteten Menschen leben willst. —

Louise. Ach, liebste Mutter! mit Freuden will ich arbeiten, was und so oft du mir befehlen wirst; mit Freuden lernen, was du nur gut findest.

Mutter. Begreifst du nun, wie ich aus Liebe dir den beständigen Müssiggang, der dir lieb ist, verwehren, und den Fleiß, den du nicht liebst, befehlen konnte?

Louise. Ach, Mutter, frage mich nicht so — — Nie, nie werd' ich wieder zweifeln, wenn du mir etwas befiehlst, ob es aus Liebe geschehe; denn nun weiß ichs gewiß, wie lieb du mich immer hattest, und wie wenig ichs verdiente. —

Von heute an sollst du mich mit Freuden allen deinen Winken folgen seyn. Von heute an will ich mich gewöhnen, keine Stunde müßig zu seyn, und auf jeden Unterricht zu merken.

Mutter. Wohl denn, Louise; nimm deine Kleider, und alles was dein war, wieder in Besitz; kleide dich an, und komm mit mir.

Louise thats eilig, folgte der Mutter, und fing von diesem Augenblick an, Wort zu halten.

Ich hab' erfahren, daß sie die Arbeit und den Fleiß hernach so lieb gewonnen, daß man

sie durch nichts hätte bewegen können, auch nur eine Stunde müßig zu seyn.

Der Priester und der Kranke.

Es raßten Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todtengräber matt,
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die Baaren,
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern; das sahe kläglich aus.
Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses Haus,
Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit seinem Ende.
Sein Pfühl war mürbes Stroh, sein Hüter kahle Wände;
Zwo Sägen und ein Beil, sein ganzes Haab' und Guf.
Mein Freund, hub jener an, faßt einen frohen Muth,
Der Kerker dieser Welt wird euch nun aufgeschlossen,
Wo ihr der Wermuth viel, und wenig Lust genossen.
Verzeiht, antwortete der arme kranke Mann;
Ich habe guf gelebt, so weit ich denken kann.
Mich quälte weder Neid, noch Haß, noch Nahrungssorgen;
Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir alle Morgen
Des Tages Unterhalt, von Schulden war ich frei,
Gesund, mein eigner Herr, was fehlte mir dabei?

Der Pfarrer wußte nicht, was er gedenken sollte.
Doch fragt' er, ob er denn auch gerne sterben wollte?
Warum nicht? sprach der Greis, da, wie ihr sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt?

O mögten groß und klein des Alten Lehre fassen!
Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.

Lichtwer.

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die alle Thier' ohn' Ursach biß,
Und was sie biß, das triebs nicht lange,
Die Wunde schwoll, es starb gewiß.

Dies gieng ihr lange Zeit von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie davon selbst bersten mußte.
Darum, Verläumder, spiegle dich!

Lichtwer.

Der König und der Schäfer.

Ein König, reitend in der Mitte
Von einem prächtigen Gefolge, sah

Vor seiner kleinen grünen Hütte
Den Schäfer stehn. Was machst du da?
Fragt ihn der König.
Was ich mache?
Antwortet Daphnis, hum! — ich seh' die Sonn'
und pfeife.
Sonst nichts?
Das siehst du ja, ich greife
An meinen runden Hut, auf dem ein Blumenkranz
Strahlt, wie dein Stern, und grüße dich und lache.
Warum?
Weil du der großen Sonne Glanz
Verdunkeln willst; solch eine Herrlichkeit
Hat dein und deines Pferdes Kleid!
Der König sagte nicht ein Wort,
Und ritt mit dem Gefolge fort;
Jedoch verglich er oft mit seiner Herrlichkeit
Des Pfeifenden Zufriedenheit. Gleim.

Fritzchen und der Vater.

„Ach, daß es doch nicht wieder donnern möchte," sagte der kleine Fritz, als er hörte, daß ein Gewitter in der Luft wäre.

Und warum das? fragte der Vater.

Fritzchen. O! lieber Vater! es ist mir dann immer so ängstlich und fürchterlich zu Muthe. —

Vater. Da möcht' ich doch wissen, warum?

Fritzchen. Je, wenn das so knistert und knallert! — hu — hu! — und so über seinem rasselt, als wenn zehn Wagen über den Hausboden rollten.

Vater. Davor brauchst du dich grade am wenigsten zu fürchten, mein Kind: denn, wenn der Blitz nicht schadet, das Donnern thut gewiß nichts.

Der Vater suchte dies ihm begreiflich zu machen: Fritzen mogte es nun aber verstehen oder nicht — da er sich angewöhnt hatte, alles, was verständige und glaubwürdige Leute ihn versicherten, zu glauben, so glaubt' er auch dieses seinem Vater zu.

Aber, sagte er, es sollen ja vor ein Paar Wochen in M. — zwei Männer auf dem Felde vom Gewitter erschlagen seyn. —

Vater. Das ist wahr, liebes Kind, — ein Gewitterstrahl kann zuweilen, wenn er grade auf ein Haus oder auf einen Menschen herabschießt, zünden und tödten: aber deswegen braucht man sich nicht davor zu ängstigen und zu fürchten. Will man ja zur Sicherheit was thun, so darf man sich nur zur Gewitterzeit vorzüglich vor großer Erhitzung, ausdünstenden Orten und nahem Metall in Acht nehmen. Auch kann man sein Haus und diejenigen, welche drinnen sind, durch einen Ableiter *) schützen.

Fritzchen. Aber ist denn das wahr, lieber Vater, Amtmann Gustchen sagte mir, wenn es donnerte, so wäre der liebe Gott böse — ist das wohl wahr, lieber Vater? —

Vater. Beiweitem nicht, liebes Kind: grade das Gegentheil — gütig ist Gott, wenn er blitzen und donnern läßt. Umständlich kann ich dich davon noch nicht belehren; aber wisse, mein Kind, die Blitze reinigen die Luft von allen ungesunden Dünsten, die uns sonst viele Krankheiten verursachen würden: der Donner erschüttert die Erde, und macht ihre Oberfläche gleichsam locker, damit der herabfallende Regen desto ge-

*) Ein solcher Ableiter besteht in einem Streif Metall, der von dem Gipfel des Hauses, wo er sich mit einer eisernen Spitze endiget, bis auf die Erde herabläuft.

schwinder und leichter eindringen könne; und ein solcher Gewitter-Regen selbst — wie erquickt er die Früchte der Erde, Blumen und Gras! Wie wohlthuend ist er für Menschen und Vieh! Du sahst doch heute, mein Kind, wie in unserm Garten alle Blümchen ihre Köpfchen hiengen, wie besonders die schönen Rosen halb entblättert nach Erquickung schmachteten? —

Fritzchen. Ja, lieber Vater!

Vater. Und hörtest auch, was der alte Bauer sagte, der vorhin bei mir war? —

Fritzchen. Ja, daß das Getraide fast verdorrete, weil der Erdboden so fest und trocken wäre.

Vater. Und weißt du noch, wie wir gestern durch die Viehweide giengen, wie die armen Kühe da standen und brüllten, und vor Hitze nicht fressen wollten?

Fritzchen. Ach, ja, lieber Vater; und die schönen kleinen Pferdchen, wie sie sich da unter einen schattigten Baum gedrengt hatten und Essen und Trinken vergaßen!

Vater. Und mein kleiner Fritz selbst — „ach, wie heiß, wie heiß ists! Es ist doch gar zu heiß! —“ rief er seit einigen Tagen.

Fritzchen. Ja, es war doch auch gar zu heiß. —

Vater. Ganz recht, mein lieber Sohn; aber desto willkommner sollte dir nun das Gewitter seyn. — Warte, ich glaube, dies geht bald vorüber, und dann sollst du einmal sehen, wie gut es der liebe Gott meint, wenn er donnern und blitzen läßt.

Das Gewitter hörte bald auf: und sobald der Regen nachließ, gieng der Vater mit dem kleinen Fritz hinaus. Kaum waren sie aus der Hausthüre getretten, so rief der kleine Mann auch schon: „ach wie schön ist es jetzt hier! wie herrlich!“

Vater. Siehst du wohl? Ist die Luft nun nicht viel kühler? Aber warte nur; komm nur erst in den Garten, dann sollst du dich mehr wundern.

Sie waren auch kaum in denselben getreten, so rief der Kleine einmal über das andere aus: „ach, wie ist's hier angenehm! Wie riecht alles hier so frisch! O, welch ein angenehmer Geruch!“ Ach, sehen sie mal hier, lieber Vater, wie die Nelken geschossen sind, waren sie doch vorher kaum — so hoch! o, und wie schön die kleinen Vogel itzt singen! Ich glaube, sie danken dem lieben Gott, daß er hat donnern lassen.

Vater. Wohl, lieber Fritz! — und kannst du nun noch glauben, daß der Vater im Himmel böse sey, wenn er donnern läßt?

Fritzchen. (leise und beschämt.) Ach nein, lieber Vater. —

Vater. Und wenn du nun siehst, wie erquikt alle Gewächse des Gartens sind, und sehen wirst, wie lustig die jungen Pferdchen und wie munter die Kühe und alle andere Thiere nach dem Gewitter geworden sind: und dich selbst jetzt viel leichter, munterer und gesunder fühlst, als vorher: solltest du da nicht vielmehr dem lieben Vater im Himmel danken, der auch im Donner wohlthut?

Fritzchen. Ach ja, lieber Vater, die Vogelchen würden mich ja sonst beschämen.

Sie giengen darauf beide aus dem Garten nach dem Kornfelde, und der Vater zeigte dem Kleinen, wie erfrischt die Saaten geworden waren.

Darauf führte er ihn auch wieder über die Viehweide, wo sie gestern die Kühe hatten brüllen gehört und die Pferde hatten schmachten gesehen. Und als sie auch hier alles verändert, die Kühe begierig grasen, und die jungen Pfer-

de muthwillig und fröhlich herumspringen sahen: da sagte der Vater;

„Nun, lieber Fritz! — siehst du wohl, wie sich auch hier alles seit gestern verändert hat? was sagst du dazu? — Ist dir's noch in Gedanken, daß, wie Amtmanns Gustchen sagte, der liebe Gott böse sey, wenn es donnert? —"

Fritzchen, auf welchen die gereinigte und abgekühlte Luft auch schon ihre Wirkung zu äussern angefangen hatte, und der sich ganz leicht, ganz wie neu geschaffen fühlte, sprang voller Freude auf seinen Vater zu, der ihn aufhob, und seines unschuldigen Kindes feurige Liebkosungen mit einem Kusse erwiderte.

„Hab' Dank, bester Vater, rief Fritzchen, daß du mich belehrt hast! Nun will ich mich auch niemals wieder vor dem Gewitterfürchten, und noch heute Amtmanns Gustchen sagen, daß es ja nicht mehr denken soll, daß der liebe Gott beim Gewitter böse sey." — Wehnert.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war damals grade sechszehn Jahr;
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nun-

Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn;
Fuhr selber in das Holz: da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauren
Den kleinen Töffel sehr bedauren.

Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn, kleiner Töffel! hieß, half' er die Dreistigkeit
Und gab ihm eine derbe Schelle.*)

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schok zu stehn, **)
Denn Schulzens Hadrian gieng klagen.
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.

O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben,
Immittelst ändert sichs, und man verkennet mich.

Gleich gieng er hin und ward ein Reuter,
Das höret Nachbars Hanns, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.

Der Töffel will vor Muth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken,
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr

*) Eine Ohrfeige.
**) Ein neues Schok heißt in einigen Ländern ein Strafgeld von 2 Thalern und 12 Groschen.

Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstok ein,
Als man den Ruf vernimmt: es sollte Friede seyn.

Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwizt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je, kleiner Töffel! lebt ihr noch?

* * *

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Lichtwer.

Aus der vorstehenden Erzählung sollt ihr, lieben Kinder, lernen, daß die gute oder böse Meinung, welche die Menschen in unserer Kindheit von uns fassen, nicht leicht wieder ausgelöscht werden kann, sondern unser ganzes Leben hindurch zu dauern pflegt.

Alle die guten oder schlechten Eigenschaften, die ihr jezt an euch verspüren lasset, wird

man euch künftig immer zutrauen; und dieser gute oder böse Ruf, den ihr euch jezt in eurer Kindheit erwerbt, wird einst, wenn ihr in die große Welt tretet, die Leute geneigt oder abgeneigt machen, Gemeinschaft mit euch zu haben und euch zu dienen.

O, wie wichtig ist es daher, daß ihr euch schon jezt bestrebet, die gute Meinung eurer Mitmenschen zu erwerben, und nichts zu thun was in ihrem Urtheile euch herabsetzen könnte.

C.

Fortsetzung

der im dritten Theile abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder.

Im dritten Theile dieser Kinderbibliothek habe ich euch, liebe junge Leser, mit der Noth und Tugend des armen Taglöhners Rudi und seiner Kinder bekannt gemacht.

Vielleicht hat euch die Geschichte von diesen lieben wackern Leuten eben so sehr gerührt, als mich; und vermuthlich wünscht ihr, noch mehr davon zu hören. Jezt kann ich diesen euren Wunsch erfüllen.

Der gute Rudi war nicht durch eigene Vergehungen, sondern durch die Bosheit eines abscheulichen Mannes, des Vogts im Dorfe, in das große Elend gerathen, worin wir ihn kennen gelernt haben.

Dieser gottlose Vogt hatte wegen einer schönen großen Wiese, welche dem Rudi gehörte und welche ihn und die Seinigen ernährte, einen Prozeß mit ihm angefangen; falsche Zeu-

gen aufgestellt, welche schwören mußten, daß diese Wiese ihm, dem Vogt, und nicht dem Rudi gehörte, und so hatte der Richter, welcher Herr des Dorfs war, nicht umhingekonnt, dem Rudi sein rechtmäßiges Eigenthum abzusprechen und es dem Bösewicht, dem Vogte, zuzuerkennen.

Nun war Rudi dadurch in die äusserste Armuth gerathen. In diesen Umständen starb ihm seine Frau, und wie wir wissen, auch seine gute alte Mutter. Er selbst und seine armen hülflosen Kinder blieben im Elende zurück.

Die einzigen Leonhard und Gertrud hatten sich ihrer, so gut sie konnten, angenommen. Aber diese waren selbst arm; sie konnten also weiter nichts, als ihr bischen Armuth mit ihnen theilen. Und das thaten sie treu und redlich.

So waren nun schon viele Jahre verstrichen. Der Gutsherr war unterdes gestorben, und sein Enkel, der Junker Arner, war wieder Herr des Dorfs geworden.

Die gütige Vorsehung, welche jedes Unrecht über kurz oder lang an den Tag bringt, wußte auch diesmal es so zu lenken, daß Arner den abschäulichen Betrug, den der Vogt gespielt hatte, in Erfahrung brachte. Den Augenblick beschloß dieser brave Herr, nicht nur dem Rudi wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, sondern ihm auch das Unrecht, welches er gelitten hatte, auf das nachdrücklichste zu vergüten.

In dieser Absicht fuhr er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern von seinem abgelegenen Schlosse nach dem Dorfe, und traf bei dem guten Prediger ab. Er befahl zugleich, daß die schönste Kuh aus seinem Stalle ihm nachgeführt würde.

Sobald er nun den Prediger von allem benachrichtiget hatte, schickt er hin, und ließ den Rudi zu sich kommen.

Dieser erschien, und der Junker strekte dem armen Mann die Hand dar, und sagte:

„Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Wiese abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen, und nicht nachtragen.“

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott! Junker, ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Wareſt du nicht böse auf ihn? sagte der Junker.

Und der Rudi: es that mir freilich bei meiner Armuth, und insonderheit im Anfange, oft schmerzlich weh, daß ich die Wiese nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Iſt das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld war. Was wollt' er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben; und auf alle Feste sandt' er mir in meinem Elende allemal Fleisch, Wein und Brod, — daß ihm Gott es lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn! Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat!

Der Rudi hatte Thränen in den Augen, und sagte dann weiter! ach Gott, Junker! wenn er auch nur so allein mit uns geredet hätte, wie ihr, es wäre vieles nicht geschehen; aber die

Blutsauger waren immer, immer wo man ihn sah, um ihn her, und verdrehten alles.

Junker. Du mußt jezt das vergessen, Rudi! Die Wiese ist wieder dein; ich habe den Vogt in dem Protokol durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Der Rudi zittert — stammelt — Ich kann euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortet: du hast mir nichts zu danken, Rudi! die Wiese ist von Gott und Rechtswegen dein.

Jezt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut, und sagt dann; o! meiner, meiner Mutter Segen ist über mir! Schluchzet dann wieder, und sagt: gnädiger Herr! sie ist am Freitag gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: es wird dir wohlgehen, Rudi! — O wie sie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: Du guter frommer Rudi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, — ach! der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker! sagte der Rudi: und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen, sagte der Junker zum Pfarrer.

Es ist jezt überstanden, Junker, sagte der Rudi, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Wiese; ich weiß nicht, was ich

sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann! sie wird sich deines Wohlstands auch noch in der Ewigkeit freuen; deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir auch noch die Nützung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig sey.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorstellen. — Der Vogt ist in sehr klammen Umständen, — er ist dir freilich die Nützung und die Kosten schuldig, Rudi! aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könnte, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleid zu bitten, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elend.

Rudi. Von der Nützung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! und wenn der Vogt arm wird, ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß auch thun, was recht ist.

Seht, Herr Pfarrer; die Wiese trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter; und wenn ich zwei halten kann, so hab' ich weiß Gott genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, so lang' er lebt, alle Jahre für eine Kuh Heu darab nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr kristlich und brav, Rudi! Der liebe Gott wird dir das übrige ersetzen.

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann bei leibe nicht beim Worte nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. Rudi! ich lobe dein Anerbieten: aber du mußt das Ding ein Paar Tage ruhig überlegen; es ist dann noch immer Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr! aber gewiß nicht so, daß mich etwas ehrliches gereuen sollte, wenn ich's versprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi! es ist für einmal genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nützung versprichst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird!

Junker. Nun, Rudi! ich möchte gern, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärst. Willst du gern hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seyd auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehn, ich habe niemand bei ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe, — und jezt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. —Unten im Pfrundstall ist eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und da-

mit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest — Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu von des Vogts Bühne lade; denn es ist dein, du wirst das Fuder gerade jezt bei deinem Hause finden; und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen wollte, so hatte ihn dieses alles übernommen.

Und die Verwirrung des Mannes, der kein Wort hervorbringen konnte, freuete Arnern mehr, als seine Danksagung ihn hätte freuen können.

Der Rudi stammelte zulezt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn, und sagte lächelnd; ich sehe wohl, daß du dankest, Rudi; bietet ihm so dann noch einmal die Hand, und sagt weiter! gehe jezt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung euer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen es zu thun.

Da gieng der Rudi von Arnern weg, und führte die Kuh heim.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagt Therese, des Arners Gemahlin; was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an. — Aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde. — Ja wahrlich, Geliebte! sie ist größer, als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker.

Und der Pfarrer: meine Thränen danken Ihnen, Junker! für den herrlichen Auftritt, den Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben, Junker, empfand ich die innere Grösse des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. — Aber, Junker! man muß, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerin aber drückte die Kinder, die alle Thränen in ihren Augen hatten, an ihre Brust, redete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte wie sie.

Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehen; schicket doch unser Abendessen dahin.

Und die Frau Pfarrerin sagte zu Arners Gemahlin: gefällts ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern,

Sehr gern, antwortete Thereſe. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehen.

Arner hatte ein gebratenes Kalbviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung, die Pfarrerin hatte Suppe dazu kochen lassen, und sie hatte alles eben abschicken wollen — jezt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus, Arners Bediente, trug alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorf, jung und alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schule, standen bei des Rudis Hütte, und bei dem Heuwagen, und bei der schönen Kuh.

Ein Augenblick nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlin, der Pfarrer, die Frau Pfarrerin und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und fanden — und

sahen — im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder — sterbende — Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Das gieng Arnern von neuem an's Herz, was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen.

Alles, alles war vom Elend des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: dieser Rudi will itzt dem Vogt, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu von seiner Wiese versichern.

Man muß das nicht leiden, sagte Therese, schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke!

Aber wolltest du, Geliebte! wolltest du dem Lauf der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat — auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen gebracht hat? sagte Arner.

Nein, nein! das will ich nicht, versetzte Therese, das will ich nicht. Verschenk' er alle seine Haabe, wenn er's kann. Einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner sagte jezt zum Rudi: gieb doch deinen Kinder zu essen.

Der Rudeli aber nimmt seinen Vater beim Arm und sagt ihm ins Ohr: Vater! ich bringe doch der Gertrud noch etwas — Ja, sagte der Rudi: aber wart nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: was sagte der Kleine von Gertrud?

Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln — von dem Todbette seiner Mutter — von der Güte des Lienhards und der Gertrud; und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seyen.

Dann setzte er hinzu: gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mundvoll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Mäurerin — wie sie das erhabene Todbette der Kathrine mit Thränen bewunderten — Wie der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienharts und Gertrud gelaufen, sie einzuladen — und wie diese mit ihren Kindern beschämt mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudelis Bericht, sondern auf Arners Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte, endlich kamen — auch wie Karl für den Rudi vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuh und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten — auch wie Therese und die Frau Pfarrerin mit ihnen so liebreich waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden — ihr alle zuliefen — ihre Hände suchten — ihr zulächelten, und sich an ihren Schoos drängten — alles das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lange sie konnten, bei diesem Schauspiel der innigsten Rührung, beim Anblick des erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied.

Und der Junker sagte zum Kutscher! fahre eine Weile nicht stark.

Die Frau Pfarrerin aber suchte noch alles übergebliebene Essen zusammen, und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um 8 Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Aus Leonhard und Gertrud, einem Buche für das Volk.

Der geizige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte; Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng und hundert andre Dinge.

Als dies der klügre Haushahn sah,
So fragt' er ihn: „Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies alles dir?"

Das weiß ich selbst nicht! sprach der Rabe,
Ich nehm' es nur, damit ichs habe.

* * *

Ein Geizhals und dies Thier thun einerlei,
Der Geizhals sammelt gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und andern nützlich sey;
Nein! blos um viel zu haben.

Warnung wider die Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, lieben Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie es jener Handwerksmann mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gerne Meister werden; es fehlte ihm aber an Baarschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden, und sich das Nöthige anschaffen sollte. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sahe schon im Geiste seine Werkstat auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wohl in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könnte?

In der Fröhlichkeit seines Herzens gieng er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterwegs wollte zwar sein Gewissen aufwachen und ihm sagen: es wäre noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wollte, und müsse also vorjetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. „Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmal zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen."

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schrit zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, was er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon

kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun grade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angrif, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er: „Es ist ja nur ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.“

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden, der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Thaler derselben viel zu geringe schäzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust mehr zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage immer mehr auf die Neige gieng, und er niemals seinen Zwek erreichen könne: weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmal hundert Thaler vorschießen würde, die er nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehret war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüßig, weil er nichts als eine schreckliche Zukunft vor sich sahe.

Mitten unter seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wurden kurz darauf ge-

fangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erstemal der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Weinhaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lokte, so könnt' er vielleicht jezt in seiner Werkstat ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben!

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes ganzes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er würde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmal einen bessern Gebrauch machen können. Wenn euch einmal der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschenden wollt, o so bebt zurück vor dem Gedanken! Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Moritz.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich treflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: erzähle!
Was ward da nicht erzählt! Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen *) ist,
Eilf hundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehen; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht;

*) Ein wildes Volk in Nordamerika

So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Gebehrden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich von ihnen sah: Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.
Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! So suchen sie der Weisen Stein? *) Ihr irrt.
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden? **)
Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen.

Lichtwer.

Geschichte des jungen Alwils.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

*) Es hat oft Betrüger gegeben, welche andern Leuten vorlogen, es gäbe eine gewisse Materie, wodurch man die geringeren Metalle in Gold verwandeln könnte. Diese Materie nannten sie den Stein der Weisen.

**) So wollten sie vielleicht erfinden, wie man den Raum, den ein Zirkel beschreibt, in ein Viereck verwandeln könne?

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen sollte.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währete nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwils Eltern so unglücklich waren, daß ihnen ihr Haus abgebrannt, und fast alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in dürftige Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehen, und mit geringer Kost vorlieb nehmen. Manche von seinen Mitschülern, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dies schmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dacht' er an das, was ihm seine Eltern so oft gesagt hatten, man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meinet, und alle unsere Schicksale zu unserm Besten lenkt.

Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog nun vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost vorlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott

für die Unglücksfälle, die er ihm schon in seiner Jugend habe ertragen lassen.

Denn die geringe einfache Kost hatte seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen der Menschen ertragen, ohne deswegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sey sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig seyn lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Eltern viel Freude.

Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Eltern sehr.

Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabend spatzieren giengen, sagten sie zu ihm: „wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungen Laub bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen."

Alwil wurde äusserst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Eltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als

zu ihrem Begräbnisse erforderk wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Eltern. Als er aber einstmals bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dachte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er sich ja auch meiner annehmen!

Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, denen das Elend des jungen Alwils zu Herzen gieng, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten.

Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Eltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hatte.

Da warf er sich nieder und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hofnung an Kindesstatt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach immer besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Her-

zen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich kommen, gieng mit ihm allein auf ein Zimmer, und er mußte sich neben ihn setzen.

Darauf ergrif er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: „Alwil! — du bleibst bei mir! —“

O, mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

„Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tag an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.“

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sahe nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und alle suchten nunmehro wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu seyn, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich und bescheiden, wie er vorher in seinen dürftigsten Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmal verlohren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern auch überdem noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!

Moritz.

Die Hirsche.

Es gieng ein starker Hirsch, der sein Geweih erst nur
Vor kurzem abgesetzt, auf Wermsdorfs fetter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat.
Allein, da stutzt die Schaar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dürren Birkenblättern.
Ihr Kinder! sprach der Hirsch, folgt mir nur Schritt vor Schritt,
Sonst werdet ihr euch sehr besprützen.
Drauf gieng er durch den Pfuhl, die Kleinen liefen mit,
Und kamen glücklich aus der Pfützen.
Jedoch so rein gieng es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.
Ein Schmalthier, *) das zurückgeblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: ihr Herrn mit Gunst,
In Koth zu gehn ist keine Kunst.

*) Ein junger Hirsch.

Ihr seyd ja voller Schmutz, und glänzet wie die Sauen,
Seht her, ihr sollt was anders schauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
Daß alles um ihn pfif; allein, wie giengs dem Thoren?
Meint ihr, daß ihm der Satz gelung?
Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

* * *

Jeder prüfe seine Stärke.
Eh du andre höhnst, so merke,
Ob du nicht dem Orte nahst,
Wo du jene straucheln sahst.

Lichtwer.

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden:
Und wo mag er gefunden werden?
So fragte, wenn man's glauben soll,
Der Grieche Damon einst den Delphischen Apol.
Des Gottes Antwort war: du hast ihn längst besessen,
Und weißt es nicht, vor deiner Thür
Wirst du ihn finden, traue mir.
Wie schnell fliegt Damon fort: jezt geizig, erst vermessen;
Wie? denkt er, scherzt Apol? Nein! Göttern ziemt kein Spaß,
Izt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias,
Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,
Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier;
Komm eilends, halb gehört er dir.
Sie wafnen sich mit Grabescheiten,
Der Ort wird umgewühlt; sie graben in die Nacht,
Kein Feierabend wird gemacht.

Kein Schatz erscheint. Doch seht! mit lächelnder Gebehrde
Wirft Damon unverhofft sein Werkzeug auf die Erde,
O, rief er, bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkohr,
Komm, Pythias! laß dich umfangen,
Du bist der größte Schatz, kann Damon mehr verlangen?
Ich billige des Griechen Satz:
Ein treu erfundner Freund, das ist der größte Schatz.
Lichtwer.

Eine Geschichte aus Franken.

Am Fluß Kocher liegt ein kleines Dörfchen, Namens Gutleuthen. Hier schlug vor 2 Jahren das Gewitter in die Hofstelle eines Söldners *) ein, der bei der frömmsten Tugend darbte, und ehe er sich besinnen konnte, das Wenige, was er noch hatte, in der Asche liegen sah.

Es war niemand, der nicht Theil an seinem Unglücke nahm. Die kleine Gemeinde lief herzu, und jeder bestrebte sich, die geringe Hilfe, die in seinem Vermögen stand, zur Unterstützung der Verunglückten beizutragen.

Allein, wie wenig ist in dem Vermögen derjenigen, denen es an allem fehlt! Dies ist der Zustand der Gemeinde. Die bittere Armuth scheint da, — so wie überhaupt in der dortigen Gegend — recht zu Hause zu seyn.

Jedoch die Vorsicht hatte einen Prediger nach Gutleuthen gesetzt, der in allem Betracht ein Mann Gottes ist. Ein Mann, der mit

*) So nennt man den Besitzer einer kleinen Bauerhütte.

vielen Einsichten das schönste Herz und die für einen Sterblichen mögliche vollkommenste Tugend verbindet; ein Mann, der voll Eifer gegen seinen Gott und voll Liebe gegen seinen Nächsten ist.

Dieser vortrefliche Mann ward über das vorgefallene Unglück nicht wenig gerührt; er war einer der Ersten, der auf den Platz eilte, wo Hilfe nöthig, obgleich bei dem allzuschnellen Ausbruche des Feuers, unmöglich war, und nachdem er die Leidenden beruhigt und die Umstehenden über die Zulassung Gottes belehrt hatte: so wußt' er für den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr zu thun, als daß er eine kleine Sammlung von der Mildthätigkeit der Einwohner machte, wovon man die Verunglückten so lange; bis ergiebigerer Rath geschaft würde, unter Dach bringen und speisen könnte. Es versteht sich, daß er diese Sammlung mit seinem eigenen Beitrage anfing.

Jedoch, man wisse auch, daß dieser musterhafte Geistliche selbst mittellos ist. Eine elende, der Armuth des Dorfs angemessene Besoldung ist alles, wovon er lebt; und auch hievon theilt er seinen ganz armen Pfarrkindern mildiglich mit, so viel ihm möglich ist. Der Würdige! — Sobald er für die Nothleidenden eine Herberge ausgemacht, setzt' er einen Brief an den Baron von Gutleuthen auf, der sich am Hofe zu * * * in Diensten befand. Hierin schilderte er dem Baron das vorgefallene Unglück, die bedauernswürdige Lage der Verunglückten und überhaupt die Armuth seines Dorfs mit den rührendsten Farben. Er endigte damit, daß das Schicksal dieser verunglückten Familie nunmehr gänzlich von der Großmuth ihres Herrn abhinge, und daß die ganze Gemeinde hofte, wie er sich hier als ihren edelmüthigen Beschützer zeigen würde.

Ich will kurz sagen, was der Baron von Gufleuthen erwiederte:

„er finde sich nicht in dem Fall, von seinen „Einkünften was entbehren zu können, noch „sich in die Privatangelegenheiten seiner Unter„thanen zu mischen: wenn aber dem Herrn „Magister gleichwohl an dieser Sache gelegen „wäre, so überließe er ihm, um einen Brand„brief *) für die Abgebrannten bei der Hof„Kanzelei einzukommen, —„

Wenn ihr, meine jungen Leser, über diese Erklärung erschreckt, so denkt, daß es nur wenige solche harte Herzen unter unsern Brüdern geben mag — laßt den Baron; kommt zu unserm würdigen Geistlichen zurück.

Weit entfernt, daß sich derselbe durch eine solche Antwort hätte sollen abschrecken lassen, ferner etwas für die Verunglückten zu thun, macht' er ein Schreiben an die Kanzlei fertig, worin er um einen Brandbrief für die Abgebrannten bittet, und siehe da, er trägt es selbst in die Kanzlei. Sein Ansuchen wurde ihm nicht schwer gemacht, und er bekam alsbald, was er suchte.

Nunmehr erhob sich einer der schwierigsten Fälle bei dieser Sache. Der Brandbrief war ausgefertigt, aber da war niemand, der ihn in der Gegend hätte herum tragen mögen. Die Verunglückten konnten's nicht; sie bestanden aus einem 70jährigen Greise und einer einzigen Tochter, die itzt für ihren Vater arbeitete, ihn erhielt und zu seiner Pflege unentbehrlich war. Er hatte zwar noch einen Sohn; allein den hatten zwei Jahr vorher die Werber weggenommen.

*) Ist ein Schreiben, worin sowohl bescheiniget wird, daß der Genannte das Seinige durch Feuer verloren habe, als auch gebeten wird, ihm mit einer Beisteuer zu helfen. —

Jemanden in der Gemeinde zu diesem Auftrage zu bekommen, war unmöglich, weil ein jeder bei den Seinigen, — und in dieser Jahrszeit bei seiner Wirthschaft nothwendig war; überdem auch nicht auf seine eigene Kosten herumreisen konnte.

Jedoch, was ist dem Menschenfreunde zu schwer! — Ihr habt's errathen, meine Leser; — er selbst, der edle Pfarrer übernimmt die Einsammlung; er verläßt seine Pfarrwohnung, reiset auf seine Kosten, reiset zu Fuße, da seine Einkünfte kein Pferd ernähren konnten — und so bittet er in der Gegend herum mit dem Brandbrief für eine verunglückte Söldnerfamilie.

Gott, der mit Wohlgefallen auf ein solches Werk vom Himmel herabsieht, segnete es sichtbarlich. Ueberall, wo der Pfarrer einsprach, waren die Menschen zum Beitrag bereitwillig; und so brachte der Gottesmann die Woche hindurch mit seiner wohlthätigen Wallfahrt zu: am Sonnabend kamm er gewöhnlich zu Hause — zahlte von dem eingesammelten Gelde die Bauleute aus, die unterdessen schon wieder an des armen Söldners Gehöft hatten zu arbeiten anfangen müssen, studierte auf seine Predigt, und legte sie dann mit voller Kraft am Sonntag ab.

Es war einer seiner letzten Ausgänge: als ihm auf der Landstraße nach Nürnberg ein Postwagen begegnete. Der Graf von Edelheim welcher darin saß, sah einen ehrbaren Mann zu Fuße, welcher vom Regen ganz durchnezt war. Es rührte ihn, er ließ anhalten, und nachdem er von unserm Pfarrer vernommen hatte, daß er eben denselben Weg zu reisen gedächte, so bat er ihn, in seinen Wagen einzusteigen.

Diese Leutseligkeit wurde dem Grafen reichlich belohnt. Der würdige Prediger, der ein

eben so unterhaltender Gesellschafter, als aufgeklärter und rechtschaffener Mann war, vertrieb ihm aufs angenehmste die Zeit, und rührte besonders durch die Erzählung des Endzweks seiner Wanderschaft des Grafen edles Herz im höchsten Grade.

Als sie angekommen, bat der Graf den Pfarrer, mit ihm im Posthause zu Mittage zu speisen. Es geschah; aber auch diese Zeit eilte für den Grafen zu schnell vorbei; und schwer, sehr schwer wurde es ihm, sich von diesem treflichen Reisegefährten zu trennen. „Begeben Sie sich gerades Weges wieder nach Hause?“ fragte der Graf beim Abschied, — „gut, so sollen Sie wenigstens da noch einmal Nachricht von mir finden.“

Als der Pfarrer zu Hause kam, übergab man ihm einen Brief. Ein Fremder hatte ihn abgegeben. Er fand folgende Zeilen:

Würdiger, liebster Mann,

„Wenn die Tugend an und für sich selbst schön ist, wie viel reizender ist sie, wenn man sie da antrift, wo sie ganz vorzüglich seyn soll! Diese Ueberzeugung bin ich ihrem Umgange schuldig. Seitdem ich Sie kennen gelernt habe, so glaube ich fest, wenn die Tugend in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheinen wollte, so könnte sie keinen anständigern Posten wählen, als den Ihrigen, den Posten eines würdigen Geistlichen. Betrachten Sie Beiliegendes als eine Frucht der Gesinnungen, die Sie mir durch Ihr Beispiel eingeflößt haben. Ich bin zu sehr von Verehrung für Sie eingenommen, um befürchten zu dürfen, daß sie meinen Absichten nicht die rechte Auslegung geben sollten. —“

In diesem Billet lag die Summe von 40 Luisd'or eingerollet, mit der Ueberschrift:

Dem würdigen Pfarrer
zu
eigenem Gebrauche.

Ohne das mindeste von dieser Summe für sich anzuwenden, zeigte sie der unvergleichliche Pfarrer dem Söldner an: und nachdem er die völlige Ergänzung des Hausbaues und einiger Nothdürftigkeiten für den armen Mann davon bestritten hatte: so wandt' er den Rest zum Ankauf einer Gewitterstange an, die er, zum Besten des Dorfes, auf dem Gipfel der Kirche zu Gutleuthen errichten ließ.

Die Kinder.

Zwei Kinder spielten einst hart an des Piko *) Fuß
Und faßten kühnlich den Entschluß,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu ersteigen.
Sie mogten kaum zehn Schrit hoch seyn,
Da hörte man sie jauchzend schrein:
O welch entzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.

* * *

Es blies sich einer auf, und sprach:
Ih gehe der Gelahrtheit nach;
Ein andrer rief: vernehmt, daß ich nach Weisheit reise;
Kaum hatten sie fünf Schrit gethan,

*) Der Piko von Teneriffa ist der höchste Berg in der alten Welt, auf der Insel Teneriffa, ohnweit Afrika im atlantischen Meere.

So schrien sie: Menschen! seht uns an,
Ich bin gelehrt, und ich bin weise!

Lichtwer.

Im Winter 1782.

Wie reich an Freuden
Bist du, Natur!
Wenn auf den Weiden
Die Blumen scheiden,
Wenn von der Flur
Die Wonnetöne,
Wenn alle Söhne
Des Lieds entflohn,
Und nur der Ton
Der heisern Krähe
In unsrer Nähe
Und aus dem Wald
Das Jagdhorn schalt;
Wenn Stürme brausen
Und kühn und kalt
Den lichten Wald
Mit Grim durchsausen;
Wenn Flüsse stocken,
Wenn starrt das Meer;
Dann taumeln Flocken
Von oben her,
Und hüllen stille
In Silberhülle
Die traute Flur;
Dann glänzt die Sonne
Von oben drauf,
Und neue Wonne
Geht uns dann auf.
Natur! Natur!
O wie so milde,

O wie so reich
Und immer gleich
Dem Mutterbilde! —
Die Luft, wie rein!
Die Flur, wie stille!
Die Silberhülle,
Wie zart, wie fein! —
Seht, Nebel decken
Das Angesicht
Der Sonne; schrecken
Uns aber nicht.
Zwar ist zu schauen
Auf Busch und Auen,
Im weiten Thal
Kein warmer Strahl! —
Doch Wolken thauen
In Nebelduft
Aus dicker Luft
Auf Busch und Auen,
Und überdecken
Mit Silberflur
Gebüsch und Hecken
Und Kraut und Rohr.
O welch Gemische!
Seht, Bäum' und Büsche
Von Zweig zu Zweig
Einander gleich.
Du, stolze Fichte,
Hast nichts voraus;
Im Silberlichte
Lacht schön und kraus
Das Dorngesträuche,
Und selbst die Eiche
Glänzt schöner nicht,
Im hohen Licht,
Als mir zu Füßen
Das kleinste Moos. —

Natur, so fließen
Auf Klein und Groß
Aus deinem Schooß
In reicher Fülle
Die edlen Gaben;
Und wer da will,
Darf dran sich laben;
Und wessen Herz
Von bittrem Schmerz
Von düsterm Harm
Nur frei, und warm
Für Schönheit ist,
Auf den ergießt
In milden Bächen
Dein reicher Quell
Sich spiegelhell;
Und zu dem sprechen
Von ewger Güte
Des Frühlings Blüte,
Des Winters Schnee,
Die starre See,
Die hohen Thürme
Von Eis, die Stürme,
Der Sonne Licht,
Des Mondes Schimmer;
Und alles spricht:
O, zweifelt nimmer
An Gottes Liebe,
Und nimmer trübe
Den Quell der Lust
In eurer Brust
Unweise Erdenliebe.
Sey denn, mein Herz,
Von niedrer Lust,
Von eitlem Schmerz,
Von Leidenschaft,
Die alle Kraft

Der Seele nimmt,
Nein — und gestimmt
Zu bessern Freuden,
Die nimmer scheiden,
Die, hier genährt,
Uns ungestöhrt
Die Ewigkeiten
Hindurch begleiten.

Karoline Rudolphi.

Die Reise durchs Leben.

Ein Wandrer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte.

Wie er nun so unentschlossen da stand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte ihn, wo er hin wollte? Der Wandrer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich sein Führer zu seyn, wenn er ihm folgen wollte.

Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolles hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie giengen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel; die Vögel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch

Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reitzende Ebne, außer wenn man gerade vor sich hin sahe, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber, wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte.

Ach wie schön, rief der Wandrer voll Entzückung aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!

"Siehst du in der Ferne jenen Hügel?" antwortete der Greis; "der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen."

O der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wandrer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl so gar mühsam nicht seyn, weil es nur ein kleiner unbedeutender Hügel ist.

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an etwas unebner und rauher zu werden, wie er im Anfang war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jezt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlohr sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürren steinigten Erdreich wieder zum Vorschein.

Die Sonne stieg höher hierauf, und fing schon an, ihre brennenden Stralen senkrecht herab zu schießen. Indeß näherten sie sich auch dem Hügel.

Dieser schien sich bei jedem Schrit zu vergrößern, und stellte sich ihnen zulezt als einen hohen steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil

es doch bei dieser brennenden Sommerhitze wohl unmöglich wäre, ihn zu übersteigen?

"Hier geht gleich ein Weg ab," sagte der Greis, der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählet, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du jezt auch gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!"

Der Wandrer trauete seinem Führer, und folgte ihm.

Wie sie an den Berg hinan kamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, wie es ihnen vor kurzem noch geschienen hatte. Demohngeachtet wollte sich der Wandrer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

„Sey nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; hernunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus den Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben!"

Wenn nun der Wandrer träge und müde wurde, so dacht' er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herum zog, immer weiter von der rechten Straße abgieng, und zulezt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von

diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Nun dankte der Wandrer seinem Führer herzlich, daß er ihn von diesem Wege abgerathen hatte.

Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher, als der andere war.

„Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken," sagte der Greis, „und denke, daß wir uns nur darinn erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können: denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen."

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hofnungen ins Thal hinab, setzten sich unter einen Baum und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genuß ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen; denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!

Nun gieng ihre Reise gut von statten, auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten; am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, so bald die Sonne aufgieng, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche giengen, nun immer näher kämen.

Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versahe, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebne hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen, allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, ganz bequem ersteigen konnten.

Einmal aber giengen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hiengen große Felsenstücke, welche alle Augenblicke herab zu stürzen drohetes!

Der Wandrer fieng an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch: die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wandrer ein recht volles Zutrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen.

Eines Tages war es so heiter Wetter, und alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurück gelegt, und giengen nun auf einer grünen Ebne, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirn abtrocknete.

Da blickte der Greis den Wandrer freundlich an, und sagte: „sey getrost! unsre Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dich versiehest, sind wir in unsrer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon

auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit ofnen Armen zu empfangen."

„Aber zittre nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurch führen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen!"

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröfnete. Allein der Wandrer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab.

Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwand, da konnt' er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch.

Plötzlich gieng eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder! ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden.

Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dies Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten.

Nun seyd ihr in einem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen

und euch entschliessen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht.

Fühlt ihr nicht alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu seyn? Glückseligkeit ist also wohl das Ziel, wornach ihr alle strebt; dies ist die Stadt, welche ihr suchtet, und der einzige Endzweck eurer Reise.

Wenn ihr also dies Ziel verfehlen solltet, was würde euch denn wohl noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung?

Der einzige Weg aber zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes gedenken sollt?

Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wandrer; er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben, durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

Wenn ihr also vernünftig handelt und die Gebote Gottes aufs genaueste beobachtet; so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung, dafür, daß ihr seine Gebote haltet, beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmal ist.

Denn ein Wandrer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu gefallen, damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeit und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hättet.

Wenn ihr also jetzt gleich noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellt euch doch nicht vor, daß ihr in eurem künftigen Leben gänzlich davon befreiet seyn werdet. Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unvermuthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seyd; wenn die ganze Natur um euch lächelt, und alles Freude athmet: so stellt euch dies Leben nicht zu reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wandrer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so wie sie ihm näher kamen, zu einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wider Gott, wenn euer Weg durch dies Leben zuweilen auch etwas rauh und uneben werden sollte. Wenn ihr krank seyd, oder Schmerzen empfindet, so ertragt es standhaft, und denkt, der Weg ist nun einmal nicht anders.

Und wenn ihr euch denn bewußt seyd, daß ihr Gottes Gebote beobachtet, so seyd ihr auch gewiß, daß das Gott ist, der euch führt, und daß er den Weg zur Glückseligkeit gewiß besser weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seyd, so müßt ihr das Uebrige, was eure künftigen Schicksale anbetrift, völlig Gott überlassen, und euch darüber weiter keine Gedanken machen.

Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch ihr euch künftig einmal eure Nahrung erwerbt, so stellt euch das ja nicht zu leicht und unbedeutend vor, und denkt an den kleinen Hügel, der immer größer wurde, je näher der Wandrer heran kam.

Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor, und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange so steil nicht war, wie er ihnen noch vor kurzem geschienen hatte.

Laßt also den Muth nicht sinken, denn so bald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von statten, als man es vermuthet hatte.

Laßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Greises, — als er zu dem Wandrer sagte: mancher ist schon um diesen Berg gegangen; allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte.

Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden hat; und eben so wenig kann man auch jemals recht vergnügt seyn, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat.

Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäf vorhabt, nicht allzuoft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über dem Ausruhen die ganze Arbeit liegen bleiben möchte; sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethaner Arbeit ist.

Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte fertig werdet; dann gehts schon wieder bergunter, und dann wirds euch schon leichter werden.

Wenn ihr nun so muthig den Berg hinan steigt, und fleißig und arbeitsam seyd in eurer Jugend, dann denkt auch an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst

noch auf der Wanderschaft für eure Mühe belohnt werden sollt.

Wenn ihr jezt in eurer Jugend fleißig seyd, so wird man euch in eurem reifern Alter wegen eurer Geschicklichkeit lieben und hoch schätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einernten.

Scheuet also ja keine Mühe, wenn ihr in der Welt glücklich werden wollt!

Mühe und Freude, die von jeher Gefährten gewesen sind, geriethen einmal in einen Streit, und wollten sich von einander trennen.

Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen, sie stöhrt mich nur in meinem emsigsten Fleiße? Und die Freude sagte wieder: was hab' ich mit der Mühe zu schaffen, sie unterbricht nur meinen süßesten Genuß?

Sie fingen also beide an für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach, stöhre mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darnieder sinke! Das will ich wohl thun, sagte die Freude, wenn du auch zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüßig werde; denn ich sehe doch wohl, daß wir eine ohne die andere nicht leben können.

Da versöhnten sie sich wieder mit einander; und seit der Zeit sind sie immer die vertrautesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß sie beide aufnehmen, oder auf beide Verzicht thun, weil sie immer unzertrennlich sind.

Moritz.

Erfahrung macht klug,
aber nur, wenn man darüber nachdenkt.

Zwei Knaben giengen spaziren, und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß, die sie theilen wollten.

Der Eine eröfnete sie, und ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere, oder das Aeußere haben wollte? Das Aeußere! rief der Andere, welcher noch niemals eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt, was er verlangte; fand aber zu seinem großen Misvergnügen, daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen.

Ein andermal will ich klüger seyn, sagte der Knabe; und so giengen sie weiter.

Sie kamen in einen Garten und fanden eine reife Abrikose; die ihnen gleichfalls noch nie zu Gesicht gekommen war,

Diesmal, sagte der Knabe, der sich vorher die Nußschale gewählt hatte, bekomme ich das Inwendige, und du das Aeußere!

Gut, antwortete sein Gefährte; nagte das Fleisch der Abrikose ab, und reichte ihm den harten Stein.

Er wollte ihn essen, fand aber, daß er sich von neuem betrogen habe.

Man sieht hieraus, daß die Erfahrung nur dann nützt wann man darüber nachdenkt und sie mit Verstande gebraucht.

Der Frühling.

Erwacht zum neuen Leben
Steht vor mir die Natur:

Und sanfte Lüfte wehen
Durch die verjüngte Flur!
Empor aus seiner Hülle
Drängt sich der junge Halm;
Der Wälder öde Stille
Belebt der Vögel Psalm.

O Vater, deine Milde
Fühlt Berg und Thal und Au;
Es grünen die Gefilde,
Beperlt vom Morgenthau;
Der Blumenweid' entgegen
Blökt schon die Heerd' im Thal,
Und in dem Staube regen
Sich Würmer ohne Zahl.

Glänzt von der blauen Veste
Die Sonn' auf unsre Flur,
So weiht zum Schöpfungsfeste
Sich jede Kreatur:
Und alle Blätter dringen
Aus ihrem Keim hervor:
Und alle Vögel schwingen
Sich aus dem Schlaf empor.

Die Flur im Blumenkleide
Ist, Schöpfer, dein Altar;
Und Opfer reiner Freude
Weiht dir das junge Jahr.
Es bringt die ersten Düfte
Der blauen Veilchen dir:
Und schwebend durch die Lüfte
Lobsingt die Lerche dir.

Ich schau ihr nach, und schwinge
Voll Dank mich auf zu dir.
O Schöpfer aller Dinge,
Gesegnet seyst du mir!

Weit über sie erhoben,
Kann ich der Fluren Pracht
Empfinden; kann dich loben,
Der du den Lenz gemacht.

Lobsing' ihm, meine Seele,
Dem Gott, der Freuden schaft!
Lobsing' ihm und erzähle
Die Werke seiner Kraft!
Hier von dem Blütenhügel
Bis zu der Sterne Bahn,
Steig' auf der Andacht Flügel,
Dein Loblied himmelan.

Sturm.

Der Straus und die Vögel.

Die Völker der Lüfte, das leichte Geschlechte,
Die Vögel, verglichen die streitigen Rechte,
Und setzten, als sie sich in Sicherheit sahn,
Zum Reichstag den ersten des Maimonats an.

Kaum wichen die Schatten dem steigenden Lichte,
Kaum zeigte sich Phöbus*) mit heiterm Gesichte,
Als tausend Geschlechter vom bergigten Hain
Erschienen, um bei der Versammlung zu seyn.

Es ließen sich Adler mit Kranich und Pfauen,
Es ließen sich Geier und Habichte schauen;
Drauf kamen die Reiger, der reinliche Schwan,
Die Kropfgans, der Falke, der indische Hahn.

Die Sperber, die Raben, der Kukuk, die Störche,
Und endlich die Kleinen, darunter die Lerche,

*) Die Sonne.

Der Gimpel, die Wachtel, der schwäzige Staar,
Der Finke, der Grüniz, die Nachtigal war.

Wer mögte die mancherlei tausende kennen?
Wer könnte die mancherlei tausende nennen?
Das Heer des Geflügels, so selbigen Tag
Zusammen von Reichswegen kommen seyn mag?

Es ward auch bei solcher unzähligen Menge
Beinahe der Raum der Versammlung zu enge,
Immittelst erhob sich ein plözlich Geschrei,
Daß außer den Schranken ein Reisender sey;

Der doch seinen Stand nicht bescheinigen könne,
Und sich einen Straußen aus Afrika nenne.
Gleich machten sich einige Vögel hinaus,
Und fragten den Reisenden eigentlich aus.

Was? ließ sich der Fremde mit Unwillen hören,
Will man einem Reichsstand den Zutritt verwehren?
Verlangt man von Straußen unnöthgen Beweis?
Bin ich nicht ein Vogel? beseht mich mit Fleiß.

Mein Ursprung berechtigt mich Federn zu fragen,
Was brauch' ich von Schnabel und Klauen zu sagen?
Ich habe ja Flügel, dies schüzt mich genug.
Verwarf man den Vogel, der Fittige trug?

Die Vögel versezten nach kurzem Bedenken,
Du gleichst einem Vogel, das will man dir schenken;
Doch kann auch dein Einlaß nicht eher geschehn,
Als bis wir zum Himmel dich fliegen gesehn.

Denn das ist kein Vogel, des munkere Schwingen
Empor von der Erde zur Wolke nicht dringen,
So sagten die Vögel dem trozigen Straus,
Doch dieser schlug ihre Bedingungen aus,

Und gieng von den Vögeln zum Reiche der Thiere.
Was helfen dem Edelmann Helm und Paniere,
Was nützen ihm Feder und Wapen und Geld,
Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel gesellt?

Lichtwer.

Die vermeinte Gefahr.

Eine Fabel.

O Himmel, hub ein kleines Täubchen an,
Was giebts für Thiere doch auf Erden!
Man sollte ja vor Angst des Todes werden;
Ein Glück, wenn man zur Noth sich nur noch retten kann!
Ach liebe Mutter, ach! für unerfahrne Kinder,
Wie ich, ists gut, sie bleiben hübsch zu Haus,
Und fliegen nicht so ohne Mutter aus.
Mich überraschte die Gefahr geschwinder,
Als ich es dacht', ich war dem Tode nah.

So, Lieschen, sprach die Mutter da,
Die ganz erschrocken aus den Augen sah,
So gehts, wenn sich das Kind schon klüger
Als seine Mutter dünken läßt;
Hielt dich vielleicht die Katz' in ihren Pfoten fest?

„Ach nein, Mamachen, doch ein bischen klüger,
Als ihr mich macht, glaub' ich wohl noch zu seyn;
Wahr

Wahr ist es, ich bin jung und klein:
Daß aber Katzen mich in ihre Pfoten fassen,
Das sollen sie wohl bleiben lassen.„

„Nun ja, so gieng auf deiner Reise
Der Habicht auf dich los — — —

„Wie ihr doch sprechen könnt! Dazu bin ich zu weise,
Ihn fürcht' ich nicht, ist er gleich groß.„

„Was war es denn? so rede, Schwäzerin!
Daß ich doch weiß, woran ich bin.„

„Ach Mutter, ja ich wills erzählen,
Allein ihr müßt nicht auf mich schmälen.
Ich flog aufs Feld, da sah ich ein abscheulich Thier;
Es war ein Vogel, größer kam er mir
Wohl tausendmal als eine Henne vor.
Vier Flügel hatt' er, aber seine Füße
Konnt' ich nicht sehen, weil er saß — — —
Er saß ganz still auf einem Berg im Gras,
Und schlief, wie ich nun weiß, ganz süße.

Anfänglich wußt' ichs nicht, und setzte mich
Auf einen seiner Flügel hin zu spielen.
Allein, wie bebt' ich; denn er mußt es fühlen,
Und regte sich auf einmal. Fürchterlich
Schwung er hierauf die Flügel, daß es sauste,
Und wie der Donner um mich brauste.
Ich flog, und sah mich ja nicht um!„

„Ei, Kleine, schäme dich, wie dumm
Bist du noch immer! Wirklicher Gefahren
Spott'st du, und Dinge, die nicht können schädlich seyn,
Maschinen, nur von Holz und Stein,
Erschrecken dich? Ich wills dir offenbaren,

Dein Vogel war, du dummes Kind!
Ein bloßes Haus; ich zeig dir morgen deren viele,
Die Flügel, die daran befestigt sind,
Bewegen sich bloß durch den Wind,
Die Menschen nennens eine Mühle. „

* * * * * *

Dem Täubchen sind die Kinder gleich,
Die wirkliche Gefahren kühn verachten,
Sich für sehr große Helden achten,
Und doch im Finstern bang und todtenbleich,
Vor einem Besenstiel, behängt mit einem Rock,
Vor einem hölzernen Perükenstock,
So hurtig, wie sie können, fliehen. — — —

Ihr, die ihr solche Helden seyd,
Lauft doch auf einmal nicht so weit,
Und habt, bitt' ich, die Gütigkeit,
Um beßre Nachricht einzuziehen,
Euch etwas vorwärts zu bemühen.

Lied.

Melodie: Befiehl du deine Wege ꝛc.

Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon:
Es glänzten Berg' und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es wekte mich kein Morgen,
Es schien kein Erden-Tag
Ins Dunkle, wo verborgen
Der Ungebohrne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebes-Ruf;
Doch er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mich ins Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonne-Leben
An meiner Mutter Brust;
Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßt' ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß;
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun:
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zwote kurze Nacht,
Dann wird in seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, dir;
Es preisen deine Güte
Die Vögel über mir:
So wie am Mutter-Herzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hofnung eingewiegt.

Im Sterben Hofnung geben
Mag Erden-Weisheit nicht;
Jedoch bei dir ist Leben,
Ist Liebes-Kraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden!
Und was dich Vater heißt,
Das ruht in deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

Jacobi.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Kapitain Douglas, ein tapferer schottischer Offizier, spielte in einem Kaffeehause zu Paris Trictrac mit einem seiner vertrauten Freunde. Viele französische Offiziere standen, als Zuschauer, dabei

Es erhob sich ein Streit über einen Wurf, und Douglas sagte lustiger Weise, ohne daran zu denken, was er sagte: O lauter Schnikschnak!

Auf einmal entstand ein Gemurmel unter den Zuschauern; sein Gegner hielt sich für beschimpft, weil man diesen Worten die Bedeutung geben konnte, daß er ein Lügner sey; er ergrif also im Zorn den Becher und schlug Douglas auf den Kopf.

Kaum hatte er dies gethan, als er seine Uebereilung fühlte, und die schrecklichen Folgen davon für sich und seinen Freund ihm aufs Herz fielen. Von Schaam und Reue betäubt, saß er, sah auf die Erde, ohne zu erwarten, wozu seines Freundes Empfindlichkeit ihn bewegen würde.

Douglas schwieg einige Augenblicke, indes aller Augen erwartungsvoll auf ihn geheftet waren. Dann wandte er sich zu den Zuschauern, und sagte:

„Sie erwarten vermuthlich, daß ich nun diesem unglücklichen Manne den Hals brechen werde; allein ich weiß, daß er von einem grausamern Schmerze gefoltert wird, als ihm mein Degen verursachen könnte. — Umarme mich, Freund, und sey mit dir selbst ausgesöhnt! Aber der solls mir mit dem Leben büßen, der unter ihnen, meine Herren, eine Silbe gegen meine Ehre sich verlauten läßt!“

Bravo! Bravo! rief ein alter Ritter vom Ludwigsorden, der dicht hinter ihm stand. Das Gefühl der wahren Ehre bekam über die Sitten der Franzosen die Oberhand, und im ganzen Zimmer erkönten lauter Bravo! Bravo!

Alle fühlten Douglas Großmuth; und kein Mann von ächten Grundsätzen der Ehre wird diese Anekdote ungerührt lesen, oder läugnen, daß unendlich weniger Herz dazu gehört, sich zu duelliren, — als einen Duel auszuschlagen.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Der junge Perser.

Dem vielgeliebten Prinzen L *** in B *** von dem Herausgeber gewidmet.

Cyrus. Artaxes. Höflinge.

Cyrus.

Schäme dich, Prinz! — wer wird den Verlust einer solchen Kleinigkeit länger, als eine Stunde, betrauren! — Es giebt der Wettrennen mehr. Im heutigen warst du der zweite vom Ziel; im nächsten wirst du der erste seyn.

Artaxes. Nie! so lange der Jüngling mitkämpft, der heute siegte; und kämpft er nicht, was für Ruhm bleibt mir dann zu erbeuten übrig? — Ach! wie pfeilschnell sein Roß dahin flog! Mit welcher unnachahmlichen Leichtigkeit er es lenkte! — Ich sehe nur ihn, wohin ich blicke: sehe den Edelmuth in der bescheidenen Miene, und die stille Größe, mit der er den Lorbeer hinnahm, und mich zum zweitenmal besiegte.

Cyrus. Recht so! du bist Cambysens *) Vetter! (er umarmt ihn) Ueberwundner, du bist mir werther, als ein Feldherr, der mir seinen Sieg zu melden kömmt. — Schon der thut viel, der unpartheiisch die äusserlichen Vorzüge seines Gegners lobt; doch der, der selbst die Seele an ihm zu rühmen vermag, muß einer der wenigen Edlen in der Menschheit seyn. — Ich mögt ihn wohl kennen, den Mann, der über dich gesiegt.

Ein Höfling. Das kannst du, Monarch, so bald du willst. Ich hab' ihn nur noch eben itzt vor deinem Gezelt gesehn.

Cyrus. Nun wohl! so rufihn. (Höfling ab,)

(Artares tritt hinter Cyrus Stuhl.)

Cyrus. Wo willst du hin, Vetter?

Artares. Mich hinter dir verbergen, damit er die Schaamröthe auf meiner Wange nicht sehe.

(Höfling tritt mit dem jungen Soldaten herein.)

Höfling. Hier ist er, Unüberwindlicher. Ich fand ihn unter einem Haufen Kameraden, unter die er die tausend Goldstücke austheilte, die der Preis des Wettrennens waren.

Cyrus. Das thatest du? Und warum? Ich selbst hatte sie ausgesetzt: Verschmähst du mein Geschenk?

Soldat. Wer könnte das? Es war unendlich mehr, als ich verdiente; aber ich hielt den Besitz von diesem da (indem er den Lorbeerkranz empor zeigt) schon für ein so wichtiges Gut, daß ich Bedenken trug, von dem wandelbaren Glücke zwei solche Geschenke an einem Tage anzunehmen. Zudem — — (er hält inne.)

Cyrus. Warum gestokt? Rede frei heraus!

*) Cyrus Vater.

Soldat. Ich hatte um Ruhm gekämpft, und der ward mir. Sollt' ich meinen Mitbrüdern nicht das gönnen, was mir ward, ohne daß ich es suchte?

Cyrus. Brav gesprochen! Ich bin der Beherrscher des edelsten Volkes unter der Sonne, wenn es viele in Persien giebt, die so reden und so denken. Aber wenn dir dieser Kranz so werth ist, würdest du wohl das Roß, das ihn dir erwerben half, für irgend einen Preis hingeben.

Soldat. Für keinen.

Cyrus. (Halb lächelnd.) Auch für keine Herrschaft?

Soldat. Auch für ein Königreich nicht. Aber mit Freuden würd' ich es für einen Freund hingeben, wenn ich einen finden könnte, der dieser Verbindung würdig wäre.

Artaxes. (Hervorstürzend, und mit ofnen Armen auf ihn zueilend.)

Edler Jüngling! laß mich den seyn! — Umarme mich, du Einziger, umarme mich!

Soldat. Wie gerne, wenn du nicht Artaxes wärest! Aber so darf ich nicht; du bist —

Artaxes. Und was; Prinz vielleicht? Zu hoch für dich? — Ha! nimm die Hälfte meiner Provinz! Ich verkaufe sie mit Wucher, wenn du mein Freund, und mir gleich wirst — Umarme mich!

Soldat. (Immer noch zurücktretend.) Ich darf nicht. Du bliebest Wohlthäter; immer noch unendlich über mich erhaben. Ueberdies — verzeih! — ich mag auch nicht Prinz seyn. Noch bin ich nur selten Herr über mich; wie sollt' ichs über Andere.

Cyrus. (Steigt vom Thron.) Ich Armer! Hab' ich in allen meinen Schätzen wohl eine Kost-

barkeit, die eine Denkungsart, wie diese, belohnte? Die ich einem Jüngling, wie dem, anbieten dürfte? — Krieger, du sichst künftig neben mir in den Schlachten, und bald als Feldherr, auch ohne mich; das bittet Cyrus. Und mich und Artaxen zu umarmen, befiehlt dein König. (Er thuts.)

Soldat. (Zu Cyrus.) Mein Dank hat keine Worte. (Zu Artaxen.) Nimm meine Hochachtung an, bis ich deiner Freundschaft werth werde. Sie hier die Probe. (Er theilt den Lorbeerkranz.) Er sey zur Hälfte dein. Du warst der nächste nach mir am Ziele.

Meißner.

Der Morgen.

Den 3ten May, 1781.

Er kommt, er kommt in seiner Pracht!
Empfangt ihn, Menschen, o erwacht!
Erwacht vom Schlaf, daß ihr ihn seht,
Wie Heil und Leben aus ihm geht.

Mit Segen ist er angethan,
Und Lust bezeichnet seine Bahn:
Des dankt ihm feiernd die Natur.
Ein Jubel ist die weite Flur.

Ihm glänzt sein strahlend Angesicht;
Sein Frühgewand ist Purpurlicht,
Sein Flügel kühlt die stille Luft,
Sein Athemhauch ist Blüthenduft.

Er kommt von seinen lichten Höh'n:
Ich will ihm froh entgegen gehn,
Will schmücken Seel' und Angesicht,
Gleich ihm, mit unbewölktem Licht.

Er kommt, es säuselt vor ihm her
Der West von Blumendüften schwer.
Der Vögel lautes Jubelchor
Schwingt sich zu seinem Licht empor.

Woher bist du, im Lichtgewand?
Wer sandte dich? sprich, wessen Hand
Hat dich mit Schönheit angethan?
Wer streut mit Rosen deine Bahn?

Von Ihm bist du herabgesandt,
Hoch aus des Segens Vaterland,
Von Ihm, des Freude Wohlthun ist,
Der rund mit Segen uns umschließt.

Von seiner Vaterliebe spricht
Dein Säuseln und dein Purpurlicht,
Dein Blüthenhauch, dein Lustgesang,
Und meiner Seele innrer Drang.

Ihn preis' auf dieser Morgenflur
Der laute Jubel der Natur
Ihm sey auch dieser heisse Drang
In meiner Brust ein Morgendank.

Karoline Rudolphi.

Einige Nachrichten von den Negersklaven in Guinea, und von ihrem Zustande in den amerikanischen Kolonien der Europäer.

Wann wird doch die Zeit kommen, daß die Menschen alle menschlich werden, und wieder anknüpfen die heiligen Bande der Bruderliebe, welche Ehrgeiz und Habsucht zerrissen haben?

Das weist nur du, allweiser und allgütiger Weltregierer, der du allen Dingen, in deinem unerforschlichen Rathe, ein Ziel gesetzt hast und das Böse zulassest, um Gutes daraus entspringen zu lassen. Uns geziemt es, zu harren und — zu schweigen.

Mit diesem Seufzer sah ich oft gegen Himmel, da ich einige neuere Nachrichten von dem noch immer fortdauernden unmenschlichen Verfahren einiger Europäer gegen unsere schwarzen Brüder las, welche ihrer grausamen Herrschaft unterworfen sind. Es ist schrecklich, und übersteigt beinahe allen Glauben, was uns die Reisebeschreiber in ihren Tagebüchern noch immer einmüthig davon berichten.

Ich will euch, liebe junge Leser, etwas davon erzählen, woraus ihr mit Schaudern sehen werdet, daß das von Natur so milde und gutmüthige Geschöpf, Mensch genannt, nach und nach dem grausamsten wilden Thiere ähnlich werden könne, wenn es nicht von Jugend auf sorgfältig bewahrt wird, daß keine unfreundliche, harte und lieblose Gesinnungen sich in sein Herz schleuchen.

Hier ist ein Auszug aus den neuesten Nachrichten von dem schändlichen Sklavenhandel auf der Küste von Guinea, und von dem Zustande der armen schwarzen Sklaven in den amerikanischen Kolonien der Europäer.

Das Eigenthumsrecht einiger Menschen über andere ist in Guinea allgemein eingeführt: doch mit der Einschränkung, daß keiner seine Leibeigenen verkaufen darf, wenn sie nicht entweder als Kriegsgefangene in seine Gewalt gekommen, oder ihm zur Vergütung irgend eines erlittenen Unrechts von einem andern Eigner geschenkt worden sind.

Dies Gesetz, welches zum Besten des gebohrnen Sklaven gemacht zu seyn scheint, damit er in seiner Familie und in seinem Vaterlande bleiben könne, wird auf mannigfaltige Weise durch List vereitelt. Diejenigen Eigner, welche Lust haben, ihre Sklaven an Europäer zu verkaufen, bereden sich, erdichten irgend eine zwischen ihnen entstandene Streitigkeit, führen zum Schein einen kleinen Krieg mit einander, worin der eine seine Sklaven von dem andern zu Kriegsgefangenen machen läßt, oder auf den man einen Frieden schließt, worin der Eine dem Andern zur Vergeltung für das erdichtete Unrecht eine gewisse Anzahl Sklaven abtritt. Mit diesen kann dann jeder machen, was er will.

Die kleinen Könige in Guinea führen aus eben dieser abscheulichen Ursache fast beständig Krieg mit einander; und so viel Leute ein jeder darin fängt, so viel verkauft er in die Sklaverei. In einer gewissen Entfernung von den Küsten befinden sich Herren, die um die Dörfer herum alles, was man daselbst antrift, auffangen und entführen lassen.

Man wirft die Kinder in Säcke, den Männern und Weibern legt man einen Knebel an, um ihr Geschrei zu ersticken. Werden diese Räuber selbst von andern aufgefangen, und wird dann derjenige, der sie ausgesandt hat, zur Rechenschaft gezogen, so läugnet er, daß es auf seinen Befehl geschehen, und zum Beweise, daß dem wirklich so sey, läßt er diejenigen, die er zum Menschenraube ausgesandt hatte, selbst an die Schiffe führen und daselbst verkaufen.

Von den Küsten, wo dieser abscheuliche Gebrauch mit Menschen zu handeln, zuerst entstand, hat er sich nach und nach auf einige hun-

derk Meilen weit in das Innere von Afrika verbreitet. Der Transport von da bis zu den Schiffen, auf denen diese Unglücklichen fortgeführt werden, geschieht auf folgende Art:

Die Sklavenhändler thun sich in Gesellschaften zusammen, um eine einzige große Karavane auszumachen. Jeder Sklave ist mit so vielem Wasser und Lebensmitteln beladen, als er in den dürren Sandwüsten, welche man durchreist, zu seinem Unterhalte nöthig hat. Um aber dem Entlaufen vorzubeugen, hat man folgende sinnreiche Grausamkeit erdacht:

Man steckte den Hals eines jeden Sklaven in eine hölzerne Gabel, acht bis neun Schuh lang. Diese Gabel wird mit einem umgeschlagenen eisernen Nagel hinterwärts zugemacht, so daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, welcher von sehr schwerem Holz ist, hängt vorn herunter, und hindert den, der daran befestiget ist, dermaßen, daß er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann.

Will man sich nun aber mit ihnen in Marsch setzen: so werden die Sklaven alle hinter einander in eine Linie gestellt. Dann befestiget man den Stiel jeder Gabel auf des Vormanns Schulter, und so von einem zum andern bis an den Ersten, dessen Gabelstiel von einem der Führer getragen wird. Auf diese Weise wird es jedem unmöglich gemacht, sich durch die Flucht in Freiheit zu setzen.

Und nun vernehmt, ihr mitleidigen jungen Herzen, wie groß die Anzahl derer sey, welche auf diese Weise jährlich in die grausamste Sklaverei gerathen. Im Jahr 1768 sind aus Afrika überhaupt über 100,000 Sklaven gegangen. Davon kauften

Die Engländer für ihre Inseln —	53100
Ihre Kolonisten im nördlichen Amerika	6300
Die Franzosen — — — — —	23500
Die Holländer — — — — —	11300
Die Portugiesen — — — —	8700
Die Dänen — — — — —	1200
Das macht zusammen —	104100

Ein guter Theil dieser Unglücklichen stirbt gemeiniglich schon während der Ueberfahrt nach Amerika, weil sie auf den Schiffen, in engen Räumen, wie das Vieh, das man zu Markte führt, zusammen gepackt werden. Alle Jahre werden freilich nicht völlig so viel ausgeführt; aber im Durchschnit kann man doch die Zahl derselben jährlich wenigstens auf 60000 rechnen. Für jeden Sklav bezahlt man jetzt in Guinea 79 Rthlr. Afrika empfängt also jährlich für verkaufte Menschen 4,840,000 Rthlr.

Nichts ist abscheulicher, als die Lebensart, wozu diese armen Schwarzen in Amerika verdammt sind. Ihre Wohnungen bestehen in engen, unbequemen und ungesunden Hütten. Ihr Bett ist eine Hürde, die eher ihren Leib zerbrechen, als ihm zur Ruhestätte dienen kann. Einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen ihren ganzen Hausrath aus. Einige Lappen von grober Leinwand, die einen Theil ihrer Blöße decken, schützen sie weder vor der unerträglichen Tageshitze, noch vor der gefährlichen Kühlung der Nacht. Sie kriegen mit den unreinsten Thieren einerlei Speisen, und auch hiervon kaum genug, um ihr elendes Leben kümmerlich hinzuhalten.

Bei diesem Mangel an allem wird der unglückliche Neger in einem brennenden Klima unter der Peitsche unempfindlicher Treiber zu be-

ständiger Arbeit verdamt. Nach Sonnenuntergang ruhen alle Thiere von ihrer Arbeit aus; nur der unglückliche schwarze Mensch darf dieses nicht hoffen, die seinigen werden nur verändert. Bei einbrechender Nacht muß er kleinere Arbeiten verrichten, worunter seine Geduld gänzlich ermüdet, nachdem des Tages Last bereits alle seine Kräfte erschöpft hat.

Diejenigen Kolonisten, die viel Land haben, geben ihnen gemeiniglich etwas Acker, worauf sie ihren Lebensunterhalt selbst zu gewinnen sich bestreben müssen. Aber zur Bearbeitung desselben verwilliget man ihnen in vielen Gegenden nur einen Theil vom Sonntage, und die wenigen Augenblicke, die sie an andern Tagen von ihrer Essenszeit abbrechen können. In andern Gegenden verwilliget man ihnen einen andern Tag, um entweder durch Arbeiten, oder Plündern in den benachbarten Wohnplätzen so viel zu gewinnen, als sie die Woche hindurch zu ihrem Unterhalte nöthig haben.

Zur Rechtfertigung dieser unerhörten Grausamkeit haben die Weissen das Vorurtheil verbreitet, die Schwarzen wären nicht wie andere Menschen; durch vernünftige Vorstellungen ließe sich nichts mit ihnen ausrichten; sie hätten weder Zuneigung, noch Gefühl; man müsse sie also wie das Vieh behandeln. Wie unwahr dieses aber sey, das beweisen diejenigen unter ihnen, welche so glücklich sind, vernünftige Herren zu haben, die menschlich mit ihnen umgehen. Diese geben häufig die bewundernswürdigsten Proben ihrer Treue und Liebe. Ich will einige davon anführen:

Wie edel handelte nicht jene Negerin, als ihres Herrn Haus durch ein Erdbeben einstürzte! Diejenigen, welche darin waren, bemerkten die

Gefahr frühzeitig genug, um noch vor dem gänzlichen Einsturz herausspringen zu können. Auch die Negerin hätte sich auf diese Weise retten können, aber dann hätte sie ein kleines Kind ihres Herrn, bei dem sie Amme war, zurücklassen müssen. Aber dies zu thun, war ihr unmöglich. Großmüthig wollte sie lieber ihr eigenes Leben aufopfern, als das Leben des Säuglings in Gefahr lassen. Sie bedeckte ihn also mit ihrem Körper, und fing mit unglaublichem Muthe alle herabfallende Trümmern des Hauses auf. Das Kind wurde erhalten; sie selbst aber ward wenige Tage darauf ein Opfer ihres edelmüthigen Herzens.

Wie standhaft liebte nicht jener junge Neger seinen Herrn! Er sah ihn, auf Befehl des Gouverneurs, als Gefangenen, einschiffen. Allen Bedienten desselben war verboten, ihn zu begleiten. Was that hierauf der treue junge Sklav? Er ließ sich in eine Matratze einnähen, und betrog die Aufmerksamkeit der Wache, indem er sich so, als ein Paket, an Bord des Schiffes bringen ließ.

Ein englisches Fahrzeug, das im Jahr 1752 nach Guinea handelte, ward genöthiget, seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray war der Name desselben. Während dem Aufenthalt dieses Mannes am Lande kam ein holländisches Schiff an eben dieselbe Küste. Dieses erlaubte sich die Ungerechtigkeit, einige Schwarze, welche an Bord desselben gegangen waren, in Fesseln zu legen, und machte sich darauf mit dieser Beute schleunigst davon.

Voller Erbitterung über diese grausame Ungerechtigkeit liefen die Freunde und Verwandte

der Geraubten zu dem Wirthe des Murray, um Grausamkeit mit Grausamkeit zu vergelten. „Was wollt ihr?“ fragte der Wirth, indem er sie auf der Schwelle seines Hauses zurückhielt. „Den Weissen, der bei dir ist,“ schrien sie; „er muß todtgeschlagen werden, denn seine Brüder haben unsere Brüder entführt!“ Aber der edelmüthige Wirth antwortete:

„Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren; tödtet sie, wenn ihr sie findet. Aber derjenige, der bei mir wohnt, ist ein guter Mensch; er ist mein Freund; mein Haus ist sein Kastell; ich bin kein Soldat, aber ich will ihn vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen sterbenden Körper schreiten. O meine Freunde, welcher rechtschaffene Mann würde wohl bei mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen befleckt würde?“

Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie gingen, beschämt über die Absicht, mit der sie gekommen waren, zurück, und einige Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie lieb es ihnen wäre, daß sie an der Vollbringung eines Verbrechens wären gehindert worden, welches ihnen immerwährende Gewissensbisse verursachet haben würde.

Nun nur noch ein Beispiel dieser Art, und zwar unter allen das bewundernswürdigste. Ein portugiesischer Sklav, der sich selbst aus der Sklaverei befreiet hatte, und in die Wälder geflüchtet war, erfuhr, daß sein alter Herr wegen eines ihm schuldgegebenen Mordes in Verhaft genommen sey, und am Leben bestraft werden sollte. Plötzlich wachten in ihm Empfindungen der großmüthigsten Liebe auf, welche sein Herz

mit ungewöhnlichem Heldenmuthe entflammten. Er lief zurück nach dem Orte, wo sein Herr gefangen saß; hier erschien er vor Gericht und klagte sich selbst des Verbrechens an, um dessentwillen sein Herr in Fesseln gelegt war. Seine sinnreiche Großmuth wußte die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß man ihm glaubte, seinen Herrn los ließ, und ihn selbst zum Tode führte.

Wenn's unter uns Europäern und Kristen einmal einem nicht recht nach Wunsch geht, mit welchen Klagen und Vorwürfen muß da nicht oft der Himmel sich bestürmen lassen! Der unglückliche und bescheidene Neger hingegen läßt der göttlichen Regierungen mehr Gerechtigkeit wiederfahren, und mißt sich selbst die Schuld von seinem Leiden bei. Er glaubt in seiner Einfalt, Gott habe anfangs Schwarze und Weisse mit gleichen Vorzügen erschaffen, und wenn er ja die eine von beiden Gattungen besser, als die andere, begabt hätte, so wären es die Schwarzen gewesen. Gott habe ihnen darauf zwei verschiedene Arten von Glückseligkeit gezeigt — Gold auf der einen, Künste und Wissenschaften auf der andern Seite. Die Schwarzen hätten das Gold gewählt; und zur Strafe ihres Geizes wären sie darauf verdamt worden, auf ewig Sklaven der Weissen zu seyn.

Dennoch erliegen sie häufig unter der Bürde ihres Elends! Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und aus Verzweifelung über ihren bejammernswürdigen Zustand fallen sie oft in eine tiefe und stumme Schwermuth. Alsdann erhenken sie sich entweder, oder fressen Erde, Kalk, Asche und andere Unreinigkeiten, und sterben endlich an einer unheilbaren Wassersucht. Dabei hegen sie die zuversichtliche Hofnung,

nach ihrem Tode in ihr Vaterland, zu ihren Eltern, Freunden und Verwandten zurückzukehren. Ist es so weit erst mit ihnen gekommen, dann sind weder gütige Begegnung, noch Drohungen und Strafen im Stande, sie von dem Vorsaze, zu sterben, abzubringen. Der Wahn, ihre Freunde wieder zu sehen, überwiegt bei ihnen alle gewöhnliche Gegenmittel.

Ein englischer Major Crips, auf der Insel St. Christoph, fiel auf eine sonderbare Heilart dieser Heimsucht, die dem Uebel nicht angemessener seyn konnte. Fast alle Sklaven waren damit befallen; täglich erhenkten sich einige, in der Hofnung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben; und zulezt faßten sie alle den einmüthigen Entschluß, in einer gewissen Nacht in die Wälder zu fliehen, und sich da in Gesellschaft zu erhenken, um zugleich zu ihren Vätern und Verwandten wieder versammelt zu werden.

Der Major erfuhr es; ließ gleich eine Menge Kessel und andere Geräthe, die in eine Zuckersiederei gehören, auf Wagen und Karren packen und eilte an den Platz hin, wo seine Negern sich eben zur Reise in die andere Welt fertig machten. Er näherte sich ihnen mit einem Stricke in der Hand, bat sie ganz ruhig, sich nicht stöhren zu lassen; sagte ihnen, er sey entschlossen, sie zu begleiten, weil er in ihrem Vaterlande eine Zuckerplantage gekauft habe, wo er sie ungleich besser, als ihre Landsleute, brauchen könnte, die zu diesen Arbeiten noch nicht gewöhnt wären. Wären sie dann einmal da angelangt, wo gar keine Hofnung zu entfliehen mehr übrig sey: so würde er sie Tag und Nacht arbeiten lassen, ohne ihnen einen einzigen Ruhetag zu geben. Ueberdem würde er sich dort, wegen ihrer jetzigen strafbaren Absicht,

ihn zu verlassen, durch größere Beschwerlichkeiten und Drangsale, an ihnen zu rächen wissen. Sein Aufseher, den er voraus geschickt, habe sich schon aller derer, die entflohen wären, bemächtiget und lasse sie bis auf seine Ankunft mit Fesseln an den Füßen arbeiten.

Die Miene von Zuversicht, womit der Major redete, die ankommenden Wagen mit Kesseln und Geschir, ließen den Negern nicht den geringsten Zweifel übrig. Sie fingen erst an, leise mit einander zu reden, warfen sich endlich zu des Majors Füßen, und versprachen heiligst, nie wieder an die Rückkehr in ihr Vaterland zu denken.

Er machte anfangs Schwierigkeiten; ließ sich aber doch endlich durch seine weissen Bedienten bereden, sie wiederum zu Gnaden anzunehmen; doch unter der Bedingung, daß, wenn ein einziger sich erhenken würde, er alle übrigen durch denselben Weg ihm nachschicken wolle, um sie in seiner Zuckerpflanzung in ihrem Vaterlande durch stärkere Arbeiten zu strafen. Nach diesem Vorfalle fiel es keinem wieder ein, durch Selbstmord zu seinen ehemaligen Freunden gelangen zu wollen.

Ein anderer Einwohner eben derselben Insel brauchte einen ähnlichen Kunstgrif, der eben so gute Wirkung that. Er ließ nemlich allen denen, die sich erhenkt hatten, Kopf und Hände abhauen, und in einem eisernen Käfigt, den übrigen Negern zur Schau an einem Baume, nahe an seinem Hause, aufhängen. Erhenken, sagte er zu ihnen, mögten sie sich, so oft und viel sie wollten; aber dann wollte er sie auch ohne Kopf und Hände in ihrem Vaterlande ewig herumirren lassen.

Die Negern zweifelten indeß nicht, daß die Verstorbenen Kopf und Hände abholen würden; weil sie glaubten, daß die abgeschiedenen Seelen ihre beerdigten Körper aus der Gruft heraus und mit in ihr Vaterland nähmen. Sie wunderten sich aber nicht wenig, da sie sahen, daß die abgehauenen Köpfe und Hände immer an demselben Platze blieben; und hörten auf, sich selbst zu erhenken, aus Furcht, verstümmelt bei den Ihrigen anzulangen.

Bedarf es mehr, als die klägliche Geschichte von den Drangsalen dieser unglücklichen Afrikaner zu lesen, um überzeugt zu werden, daß ein anderes Leben bevorstehe, in welchen die ewige Gerechtigkeit Gottes die Thränen der Unschuld in Freude verwandeln, und den Unterdrücker zur wohlverdienten Strafe ziehen wird?

O ihr jungen Freunde, denkt ja, so oft ihr Zucker genießt, an den beweinenswürdigen Zustand derer, durch deren Hände er zuerst gegangen ist! das wird euren Seelen besser thun, als der Zucker euren Magen.

Aber damit ich euch nicht mit den traurigen Vorstellungen, welche die Lesung dieses Aufsatzes in euch verursachet hat, von mir gehen lasse: so vernehmt nun am Ende desselben noch etwas recht Erfreuliches.

Gottlob! die Zeit scheint da zu seyn, daß unsere unglücklichen schwarzen Brüder, wo nicht ganz aus der Sklaverei befreit, doch wenigstens einer Erleichterung ihres Zustandes theilhaftig werden sollen. Schon ist ein glücklicher Anfang hierzu gemacht worden: und was läßt sich von der mildern Denkungsart unserer Zeiten nicht erwarten, so bald nur erst die guten Könige und Regenten, welche über das Schicksal dieser Unglücklichen zu gebieten haben, die bejam-

mernswürdige Lage derselben einmal recht beherzigen werden! Hört, was bereits geschehen ist, und hofft mit mir, im kurzen noch größere und rührendere Schauspiele zu erleben, welche der Menschheit zur Ehre gereichen werden.

In Nordamerika giebt es, wie ihr wißt, ein Land, welches Pensilvania heißt. Dieses Land ist, unter der Anführung eines gewissen Pen, von einer Gesellschaft von Kristen angebaut worden, welche sich vornehmlich dadurch von andern auszeichnen, daß sie als leibliche Brüder mit einander leben, alle Pracht und Ueppigkeit zu vermeiden suchen und sich einer recht großen Frömmigkeit befleißigen. Man hat diese Leute Quaker, das heißt, Zitterer, genannt, und zwar aus folgender Ursache:

Sie haben unter sich keine eigentliche Geistliche, oder Prediger, sondern jeder von ihnen, es sey Mann oder Weib, hat das Recht, in ihren Versammlungen aufzutreten und über dasjenige zu reden, was ihm für seine Brüder wichtig zu seyn scheint. Sie haben dabei den Glauben, daß Gott selbst ihnen dasjenige jedesmal eingebe, was sie vortragen sollen. Dieser Glaube und der Eifer fürs Gute, der sie belebt, erwärmt ihre Herzen dabei so sehr, daß sie unter dem Reden oft an allen Gliedern zittern. Seht da die Ursache, die ihnen den Namen Zitterer zugezogen hat.

Vor einigen Jahren nun stand in der Versammlung dieser Quaker ein Mann auf, und fing an, als wenn er wirklich begeistert wäre, folgendermaßen zu reden:

„Wie lange, meine Brüder, werden wir zwei Gewissen, zwei Maaße, zwei Wagen haben, die eine zu unserm Vortheile, die andere zum Elende unsers Nächsten, und die beide gleich

falsch sind? Kömmt es uns — sprecht, meine Brüder! kömmt es uns in diesem Augenblicke wohl zu, uns zu beklagen, daß das englische Parlement uns unterjochen, uns die Fesseln der Unterthänigkeit anlegen will, indeß wir selbst seit länger, als einem Jahrhunderte, die Werke der Tirannei ruhig dadurch ausüben, daß wir in den Fesseln der härtesten Sklaverei Menschen halten, die unsers Gleichen, unsre Brüder sind?"

„Was haben uns diese Unglücklichen gethan, die die Natur durch so furchtbare Scheidewände — durch ein unermeßliches Weltmeer — von uns getrennt hatte, und die unser Geiz bis in ihren brennenden Sandwüsten oder in ihren Wäldern unter den Tigern aufgesucht und hergeholt hat? Welches war ihr Verbrechen, daß sie aus einem Lande weggerissen werden mußten, welches sie ohne Arbeit nährte, um hernach durch uns auf ein Land verpflanzt zu werden, wo sie unter den schweren Arbeiten der Knechtschaft sterben müssen?"

„Welche Familie hast du denn erschaffen, himmlischer Vater, wo die Aeltesten erstlich die Güter ihrer jüngern Brüder geraubt haben, und sie hernach noch mit der Ruthe in der Hand zwingen wollen, dasselbe Erbtheil, das man ihnen abgenommen hat, mit dem Blute ihrer Adern, mit dem Schweisse ihres Angesichts zu düngen?"

„Beweinenswürdiges Geschlecht, das wir zum Vieh herabsetzen, um es zu tiranniſiren; in welchem wir alle Fähigkeiten der Seele ersticken, um seinen Rücken und seine Arme mit Lasten zu erdrücken; in welchem wir das Bild der Gottheit und den Stempel der Menschheit unkenntlich machen! Lin in den Fähigkeiten seiner See-

le und seines Leibes, in seinem ganzen Wesen verstümmeltes Geschlecht!"

„Und wir sind Kristen? Und wir sind Engländer? Volk, das du vom Himmel begünstiget und zur See gefürchtet wirst! Wie willst du frei und Tiran zugleich seyn?"

„Nein, meine Brüder! es ist Zeit, daß wir unter uns selbst einig seyn; laßt uns diese unglücklichen Schlachtopfer unsers Stolzes und unserer Habsucht frei sprechen; laßt uns den Negern die Freiheit schenken, die der Mensch dem Menschen nie rauben sollte."

„Mögten doch alle kristliche Gesellschaften, nach unserm Beispiele, ein durch zweihundertjährige Räubereien und Verbrechen fest eingewurzeltes Unrecht wieder gut machen! Mögten endlich diese so lange in der Erniedrigung gehaltene Menschen ihre von Fesseln freie Hände und mit Thränen der Dankbarkeit erfüllte Augen zum Himmel erheben! Ach diese Unglücklichen haben bis dahin nur die Thränen der Verzweiflung gekannt!"

So sprach der wackere Quacker: und welches war der Erfolg? Das Gewissen seiner Brüder wurde rege, und durch ganz Pensilvanien wurden alle Sklaven für frei erklärt. Heil dem Menschenfreunde, dessen Stimme das Gewissen seiner Brüder rege machte, und Heil der frommen Brüderschaft, welche an ihre Pflicht nur erinnert zu werden nöthig hatte, um sie sogleich in Erfüllung zu bringen!

Kein gutes Beispiel geht verloren. Es ist ein Saamenkorn, welches ausgestreut wird, und welches, wo nicht gleich, doch über kurz oder lang, tausendfältige Früchte trägt.

Schon jezt hat die menschenfreundliche That der Quacker eine heilsame Folge gehabt. Die

Königin von Portugal hat, wie ich so eben in den Zeitungen lese, verordnet, daß in allen ihren auswärtigen Besitzungen die Kinder der Sklaven, welche bis jetzt auch Sklaven waren, für frei erklärt werden sollen.

Also schon wieder eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt! Freuet euch, meine jungen Leser, daß ihr vielleicht die Zeit erleben könnt, da in mehreren Ländern alle Unterdrückungen aufhören werden; und wenn ihr selber erst groß und Männer von Einfluß seyd, o so helft doch ja, wo und wie ihr können werdet, den Anbruch dieser glücklichen Tage beschleunigen! C.

Lied am Wintermorgen.

Wie feierlich, wie stille,
Liegt meine kraute Flur,
Wie glänzt in ihrer Hülle
Die freundliche Natur.

Bedeckt liegt ihre Schöne,
Ihr Mutterangesicht:
Und ihre Jubeltöne
Sind alle eingewiegt.

Doch sie — in ihre Hülle,
Sie hat, nach Mutterart,
Der Freuden ganze Fülle
Uns liebreich aufgespart.

Man sieht sie an, und meinet,
Sie ruh' nun auch einmal;
Denn all' ihr Thun bescheinet
Kein lichter Sonnenstrahl.

Doch selbst im Ruhn bereitet
Sie in der Erde Schooß

Den Segenskeim; er breitet
Sich aus, gedeiht, wird groß.

Und dann bricht durch die Hüllen
Laub, Pflanze, Staud' und Saat;
Dann sehn wir, was im Stillen
Sie zubereitet hat.

Gesegnet sey, du Milde!
Gesegnet deine Treu!
Bald machst du die Gefilde,
Die Fluren wieder neu.

Dann preist dich, wen dein Odem
Mit Lebenshauch durchweht,
Wer auf beblümten Boden
In deinem Schatten geht.

Ich unterdessen preise
Dich hier beim Morgenlicht,
Verkenne deine Weise,
Uns still zu segnen, nicht.

Und fleh dich an, du Milde,
Bei deiner Muttertreu,
Gieb, daß ich deinem Bilde
Doch immer ähnlich sey.

Karoline Rudolphi.

Meine Empfindung nach dem so herzlichen und mit Thränen begleiteten Wunsche meiner verehrungswerthen Pflegemutter. *)

— Mit thränenrothen Augen giengen Sie mit mir in ihre Stube, und beklagten die zwei

*) Dieser Aufsatz rührt wirklich, so wie er hier ist, von einem Jünglinge her, welcher nachher der-

von der Tugend Gewichenen *). Sie nahmen mich bei der Hand, und mit warmer Empfindung für alles Gute, sprachen sie mir in voller Rührung ans Herz: „Lieber B. — (o eine Thräne rinnt mir bei Wiederholung ihrer mütterlichen Worte aus den Augen!) — Lieber B., bleiben sie doch der Tugend treu!“

Ein Strom von Thränen begleitete diesen Wunsch; und, beste Pflegemutter, mir ward so warm, das Herz schlug mir den Augenblick so gewaltig, daß ich mir auf der Stelle vornahm, nie, nie von der Tugend zu weichen, und ein recht guter und geschickter Mensch zu werden.

Zu Hause, während dem Nachkessen, erinnerte ich mich ihrer süßen Worte, und mir ward wieder so warm in der Seele! Ich mußte weinen. — Ich dachte hernach, wie ich doch immer eine Erinnerung haben mögte, meinen gefaßten Entschluß nicht zu vergessen: denn der jugendliche Leichtsinn erstickt zuweilen die besten Vorsätze.

Nach diesem Gedanken stand der sehnliche Wunsch in mir auf:

„Möchte doch deine liebe Pflegemutter, so oft du zu ihr kömmst, dich insgeheim fragen:

---

sicherte, daß er die Bewahrung seiner Unschuld und Tugend dem Vorfalle verdanke, der ihm zu diesem Aufsatze Anlaß gab.

*) Diese zwei unglückliche Knaben hatten sich des Leib und Seele verderbenden Lasters schuldig gemacht, wovon in der Kinderbibliothek bereits Erwähnung geschehen ist. Mancherlei Schwachheiten an Leib und Seele, die sich bei diesen Unglücklichen zeigten, verriethen ihre Schandthat, und sie wurden darauf als Leute, die ein vergiftendes Uebel an sich tragen, aus dem Erziehungsinstitute, worin sie sich befanden, verwiesen, um durch ihre Abwesenheit die Unschuld der übrigen Kinder zu retten.

Lieber B., bestreben sie sich auch noch, tugendhaft zu seyn?"

O ja, sie thut es gewiß! antwortete mir mein Herz.

Vergeben sie einem Jünglinge, der um sein zeitliches und ewiges Wohl bekummert seine Herzenssprache redet. B.

Lorenz und Leonore,

eine

lehrreiche Geschichte, besonders für junge Mädchen, welche das Lesen lieben.

In B., einer kleinen Stadt unweit H., lebte ein guter ehrlicher Bürger, Namens Lorenz, der von seinem Gewerbe, welches eine Wirthschaft war, und mit seiner lieben Anna glücklich, wie kein König, lebte. Ueberall, im Städchen und auf der Nachbarschaft, war sein Name bekannt; und wer von den durchreisenden Meßleuten nicht bei Lorenzen einkehrte, der glaubte kein Glück auf der Reise zu haben. Denn von allen Wirthen auf der Nachbarschaft war keiner so fleißig und so freundlich, wie er, und dabei so ehrlich!

Wegen der ersten Eigenschaft pflegt er sich durch ein alt Sprichwort zu rechtfertigen, welches er in seiner Jugend gelernt hatte, nämlich: Daß des Herrn Auge die Pferde fett mache, und Fleiß nie Hunger leide. Das Freundlichseyn aber, sagte er, koste nichts, und ehrlich währte am längsten.

So sah man ihn also immer am frühsten auf im Hause, im kurzen Futterhemde und oft bei warmen Wetter im kahlen Kopfe. Entweder sah er im Stalle nach den Pferden, oder er war im Garten und half selbst mitgraben, wobei man ihn denn oft mit der Lerche in die Wette sein fröhlich Morgenlied empor zu dem Geber alles Guten singen hörte.

Dann aber riefen ihn schon zuweilen drei Stimmen zugleich hervor zu den ankommenden Fremden, die er alsdann in seinem Futterhemde und kahlen Kopfe mit nicht weniger Anstand empfieng, als ob er in einem Frak mit Tressen und mit gepuderten Haarlocken vor ihnen da stünde.

Nicht nur die gewöhnlichen Dinge, die man bei einem Wirthe zu fordern oder zu fragen hat, wußt' er zu geben, oder zu beantworten; sondern man konnte sich sehr darauf verlassen, wenn er in Ansehung einer etwas zweifelhaften Reiseroute befragt ward, daß er immer die beste rieth, und die beste Art, mit den Leuten jedes Orts durchzukommen, denn er selbst war in seiner Jugend viel auf Märkte gereist, wohin sein Vater, ein flandernscher Tuchmacher, ihn mit groben Tüchern geschikt hatte.

Und wenns nun kam, daß Leute zu Nacht bei ihm blieben, oder Nachbarn, an einem müßigen Abend, wo kein Verkehr war, bei ihm einsprachen: so wußt' er sie mit Erzählungen seiner Heimath und des letzten flandernschen Krieges, und den verschiednen Begegnissen, die überall im menschlichen Leben zu nutzen sind, so zu unterhalten, daß keiner unbefriedigt oder unlustig und die meisten mit dem festen Vorsaz zu Hause giengen, Vater Lorenz bald einmal wieder zu besuchen.

Seine liebe Anna, eine etwas stille, aber reinliche Holländerin, kam denn auch zuweilen mit ihrem Spinrade oder Strikstrumpfe dazu. Zwar lächelte sie nur selten zu den lustigen Gesprächen und Einfällen ihres Mannes, wobei alles umher oft aus vollem Halse lachte: aber doch liebte sie ihn von ganzem Herzen. Sie pflegte seiner, wenn er von Arbeit ermattet war, und besänftigte seinen Unwillen, wenn er Verdruß mit schlechten Leuten gehabt hatte.

Auch that sie selbst alles, was eine ordentliche Wirthin thun muß; legte selbst Hand an, und litte nicht, daß eins ihrer Mägde müßig da stand, oder daß in ihrem Hause durch Nachlässigkeit etwas zu Trümmern gieng. Und kein Abend gieng vorbei, daß beide nicht, noch ehe sie ihr Tagebuch mit ihrem himmlischen Versorger abschlossen, auch das tägliche Haushaltungsbuch ihres irrdischen Segens gemeinschaftlich richtig machten.

So boten diese beiden rechtschafnen Eheleute sich in allem die Hand, und hatten nur einen Willen, bis auf den einzigen Punkt, die Erziehung ihrer Tochter; denn hierin gieng Mutter Anna mit Vater Lorenz nicht einen Weg.

Dieser hielt es für eine Art von Dankbarkeit, die er dem Himmel für den ihm bei seinem Gewerbe verliehenen Segen schuldig wäre, daß er sein einziges Kind einmal eben derselben Lebensart widmete, bei der er sein Brod und seine Zufriedenheit gefunden hatte. Er wünschte daher, daß Mutter Anna sie frühe schon zu den kleinen häuslichen Arbeiten gewöhnen mögte, die sie dazu geschikt machten, und hatte alsdann sein Auge auf einen geschikten jungen Mann aus der Nachbarschaft geworfen, der ihn als seinen

Vater liebte, und sich auch so in Fleiß und Anweisung zum Fortkommen von ihm führen ließ.

„Sieh, sprach er denn zu Mutter Annen, sieh, das wäre denn doch so hübsch, wenn wir beiden Alten denn so einmal müde von der Arbeit und Hitze des Tages uns in irgend einer schattigten Ecke hinsezen könnten, und zusehen, wie's die jungen Leutchen trieben, und allenfalls denn, einmal, wenn was schief gehen wollte, sagen: seht, Kinder, so müßt ihrs machen; so gehts besser; und sie wären denn auch so vergnügt bei ihrem Fleiß und Arbeit; als wir beide unter Gottes Segen waren!"

Das sagt' er oft; aber Mutter Anna schwieg meistens stille dazu, oder sagte, das Mädchen ist so zärtlich, sie wird' es nicht aushalten; sie kann ja auch auf eine andere Art in der Welt fortkommen.

Nun antwortete er zwar oft: Arbeit macht stark, du solltst das Mädchen nicht in eine Schule schicken, wo sie statt Spinnen und Strumpfstricken, Filet macht, solltst sie zwischenher, statt sie die Pamela lesen zu lassen, hübsch in die Küche nehmen, damit sie auch so einen schönen Eierkuchen backen lernte, als ihre Mutter. Aber es sey nun, daß Mutter Anna das ganze Arkanum kluger Weiber zur Mitgabe bekommen hatte, die mit Stillschweigen und scheinendem Nachgeben sicherer zu ihrem Zwecke kommen, als die ärgsten Widersprecherinnen, oder daß das Mädchen wirklich zu schwach zu der Lebensart einer Wirthin war: genug, Leonore, so hieß die Tochter, blieb bei ihrem Filet und bei ihrem Lesen, und ward dadurch bald auf einer andern Seite im ganzen Städtchen so bekannt, als ihr Vater war.

Den ersten Grund dazu hatte der Hofmeister auf dem Amte gelegt; ein junger Mann,

der das Leere seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit mit lauter Empfinden auszufüllen suchte.

Ueberall empfand er, wo er handeln sollte, und sein Beispiel sowohl, als auch seine Lehren, zwekten darauf ab die ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu wackern thätigen Männern, sondern zu faselnden Schwärmern zu bilden, die sich eine Hütte in einer Wüste zum Aufenthalt statt der bewohnten Welt wünschten, und Elegien über das Elend und die Ungerechtigkeiten in der Welt sangen, da doch ihres Vaters Haus ein Sammelplatz von Gutherzigkeit und Vergnügen war, und so mancher Bauer, der ihm durch Geschenke für seinen Rechtsspruch danken wollte, zurück gewiesen ward, weil er rechtmäßig erworbene Güter genug hatte.

Dieser junge Mann, der seine überspannten Begriffe einer damals herrschenden und so viel Unheil stiftenden Sekte von Empfindsamen verdankte, kam zum Unglück zuweilen in Lorenzens Haus, und fand bald, daß, so wenig das fröhlige heitere Temperament des guten Vater Lorenzen mit dem Seinigen simpathisirte, es ihm doch leicht fallen würde, aus der sanften Leonore bald eine eifrige Proselitin zu machen.

Er gab ihr zu dem Ende zuerst eine Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken, und ohne daß sie im Stande war abzusondern, was die Lage des bedauernswürdigen Greises Schwarzes und Uebertriebenes in seine Bilder gemischt hatte, sahe sie von nun an die ganze Welt als ein Todtengrab oder als einen Aufenthalt von Lorenzo's an, davor man zurück beben, sich in seine einsame Zelle einschliessen, oder mit wenigen einstimmigen edlen Seelen darüber klagen müßte.

Sie that dieses auch oft in Briefen an diesen Herrn Seufzer, dies war der Name des empfin-

empfindsamen Mannes; und nichts war komischer oder vielmehr trauriger, als zu sehen, wie diese beiden Leute vor dem vielen wahren Guten, welches überall in Gottes Welt verbreitet liegt, die Augen verschlossen; nichts dazu beitrugen, die wahren Uebel, worunter die Menschheit seufzt, zu verringern, und sich dagegen lauter schimärische Uebel erdachten, die in der Natur nicht sind, und lauter schimärische Pflichten, deren Erfüllung auf nichts Gemeinnütziges abzwekte.

So war zum Beispiel dies eine Probe davon, daß Leonoren alles Tödten des Federviehes, der Schafe und Schweine und dergleichen, welches ihre Wirthschaft erforderte, nie ohne Schaudern, als ein Opfer unsers Luxus und unserer Unmenschlichkeit ansehen konnte, auch keine Spinne oder Fliege um alles in der Welt willen getödtet hätte. Dahingegen konnte sie es gleichgültig und ohne Empfindung ansehen, daß ihre Mutter es sich den ganzen Tag sauer werden ließ; und es fiel ihr gar nicht ein, wie es sich doch für eine brave Tochter geschikt hätte, ihr zu einiger Erleichterung ihrer Arbeiten die Hand zu bieten.

Eben so fühllos war sie gegen die zunehmenden Erinnerungen ihres Vaters, der nun oft und mit Recht auf ihre Bücher und auf ihre Schreiberei ernstlich zu schelten anfing. Herr Seufzer ermangelte dann, so oft er zugegen war, niemals, die Parthei der Tochter gegen den Vater zu nehmen; er rühmte die verfeinerten Empfindungen derselben, und bedauerte, daß ihr Vater selbst kein Gefühl dafür hätte.

Aber Vater Lorenz antwortete: „er gäbe nicht einen Heller um die feinen Empfindungen,

die den Menschen für die menschliche Gesellschaft unthätig machten, und eine Magd mit dem Besen in der Hand, die den Kuhstall auskehrte, wäre ihm ehrwürdiger, als eine Hausfrau, die das ganze Hauswesen in Unordnung gerathen ließe, und unterdes lange Briefe voll Tugendlehren schriebe."

Der arme Lorenz! so sehr er Recht hatte, so war doch das Uebel bei seiner Tochter nun schon unheilbar geworden. Sie tröstete sich mit ihren verfeinerten Empfindungen gegen alles, was ihr Herz noch von den Vorwürfen ihres Vaters zu fühlen im Stande war, und ward unmenschlich, grade aus überspannter und falsch verstandner Menschlichkeit.

Eines Tages, als der gute Vater, um dem Dinge wo möglich Einhalt zu thun, sie in Abwesenheit der Mutter vornahm, und ihr auf das dringendste vorstellte, daß sie das Glück seiner lezten Tage machen würde, wenn sie dem jungen Philipsen, so hieß der Mann, den er lieb hatte, weil er fleissig war, und dem er die Wirthschaft zu übergeben dachte, die Hand gäbe: antwortete sie ihm in den tragischsten Ausdrücken, die ihr durch das Lesen empfindsamer Bücher so geläufig geworden waren:

„Daß sie lieber hinwelken wollte, als ein Blümchen in der Mittagssonne, lieber in der dürrsten Sandwüste in einer Hütte, als bei so einem Manne leben wollte, der besser mit Pferden und Fuhrleuten, als mit einer Frau von seinen Empfindungen umzugehen wüßte."

Und als der Vater sie drauf fragte: Wo ihr denn in der dürren Sandwüste ihre feinen Empfindungen Brod schaffen würden? antwortete sie weinend: daß es ja noch wohl irgendwo menschliche Seelen geben würde, sich einer ar-

men unschuldig Verlassenen anzunehmen, wann ihr Vater hart genug seyn könnte, sie zu verstoßen.

Sie hatte dieses letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Mutter zum Glück oder Unglück dazu kam, und die Unterredung dadurch aufhob, daß sie ihre weinende Tochter hinauf auf ihre Stube schickte, dem guten Lorenz aber Gäste ansagte, die ein Abendessen verlangten, und dann weiter reisen wollten.

Sein Beruf ward ihm also oft das Mittel gegen Verdruß und Kummer: dahingegen Leonore es in der Feder suchte, und die rührendsten Briefe an den Seufzer schrieb, der dann nicht unterließ, sie von seiner Seite auf das zärtlichste und empfindsamste zu trösten.

Er beseufzte mit ihr in den rührendsten Ausdrücken die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches sie verdammt habe, die Tochter eines Gastwirths zu seyn, da sie doch mit einem Herzen gebohren wäre, welches mit nichts simpathisiren könnte, als was schön und edel wäre; mit einem Herzen, welches von den reinsten Engelgefühlen beseelt, nach dem Umgange und der Vereinigung mit höhern Wesen sich sehnte, und dem also jede niedrige Beschäftigung (so nannte der Narr die Berufspflichten einer Hausmutter!) nothwendig Widerwillen und Ekel verursachen müßte.

Lorenz hatte indes, vermuthlich durch jene Unterredung veranlaßt, dem Herrn Seufzer die Besuche bei seiner Tochter verboten, und das hätte leicht eine noch gefährlichere Folge haben können. Denn ob gleich Leonorens Geistigkeit sich eigentlich noch nichts von Liebe zu der Person des Herrn Seufzer träumen ließ; so schwebte doch der Wunsch, mit so einem sanften ge-

fühlvollen Manne in irgend einem Winkel der Erden ihr Leben hinzuleben, schon in dem Hintergrunde ihrer Seele, gleich einzelnen Punkten, zu einer noch unvollendeten Spitze.

Zum Glück oder Unglück löschte das Schicksal selbst diese Punkte, so bald sie entstanden waren, wieder weg; denn Herr Seufzer ward in seiner Heimath zu einer Predigerstelle berufen; und so sehr er auch angefangen hatte, vermöge der selbstgeschaffenen Leiden, an Leonoren zu hangen: so hielt ihn doch eine schon früher eingegangene Verbindung mit der Französin des Hauses, worin er als Hofmeister gedient hatte, ab, dem geheimen Wunsche seines Herzens, Leonoren zu besitzen, nachzuhängen.

Er folgte also seinem Beruf, und nahm nur in einigen trostlosen — oft durch — Empfindungsstriche — unterbrochenen — und — durch Thränen — halb wieder — ausgelöschten — Zeilen — Abschied von Leonoren. Er beschwor sie, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen; versprach, einen ewigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, und empfahl ihr, zur sichern Führung desselben, den Schreiber auf dem Amte, einen Mann von nicht völlig so schwärmerischen Gefühlen, aber der doch immer noch empfindsam genug war, um mit den Grillensängereien dieser Leute zu simpathisiren, und ihnen zur Fortsetzung derselben seine Hand zu leihen.

Nach und nach wurde sein Umgang mit Leonoren vertrauter und enger; beide fanden endlich, daß sie für einander geschaffen wären; und da er zu eben der Zeit eine kleine Stadtbedienung erhielt, deren Einkünfte ab - freilich nicht hinreichten, ohne Mitarbeit der Frau, sie beide zu ernähren; so bewarb er sich um ihre Hand und erhielt sie. Ob mit oder wider Wil-

len des guten Lorenz, das ist eine Frage, die auf immer unbeantwortet bleibt; denn ehe noch die Verbindung vollzogen ward, starb dieser brave Mann, wie ers sich immer von Gott erbeten hatte, an einem Schlagfluße, da er noch eben, von seinen guten Nachbarn umringt, ihnen die kurzgefaßte Geschichte einer sehr vergnügten Begebenheit seines Lebens mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und mit Dank gegen den Himmel zu erzählen beschäftigt war. Der ganze Ort beweinte ihn und folgte seiner Leiche; und jeder vorbeireisende Fremde zeigte nach seinem Grabhügel mit den Worten; Da liegt unser Vater Lorenz!

Der junge Philipsen übernahm nun bald die ganze Wirthschaft, da Mutter Anna nicht mehr Lust dazu hatte; heurathete eines dortigen Brauers Tochter, ein flinkes, lustiges, zur Arbeit gewöhntes Mädchen, die mit ihrem Manne in die Wette arbeitete, und samt ihm dem Städtchen und den Reisenden bald das wurde, was Lorenz und seine Anna ihnen vorher gewesen waren.

Leonore beweinte ihren Vater gleichfalls mit der ganzen Empfindsamkeit, die ihr eigen war. Ihr Liebhaber suchte sie zu trösten, und es gelang ihm. Von nun an beschäftigte sich ihre ganze Seele nur mit der Ausbildung überspannter Ideale von der ätherischen Glückseligkeit, die sie im Ehestande zu finden hoffte, wobei sie weder die Pflichten noch die Sorgen und Lasten einer Hausmutter in Rechnung brachte. Sie hoffte vielmehr, das volle Maaß einer schimärischen Glückseligkeit, welche ihre Romane ihr vorgezeichnet hatten, ununterbrochen zu genießen; und mit diesen unseligen übertriebenen Erwartungen trat sie in einen Stand, welcher

zwar der reichste an wahrer Glückseligkeit, aber auch an Sorgen und mannigfaltigen Mühseligkeiten für den Mann und für das Weib unter allen der schwerste ist.

Nachdem Mutter Anna ihre Wirthschaft dem jungen Philipsen übertragen, und ihre Sachen in klingende Münze verwandelt hatte, zog sie zu ihrer Tochter ins Haus, die das erste halbe Jahr hindurch sich ganz den Freuden einer empfindsamen Liebe überließ.

Artig eingerichtet, wohl gekleidet, mit einer niedlichen empfindsamen Bibliothek versehen, that sie den ganzen Tag nichts, als lesen oder schreiben, und überließ einer Magd ihre ganze Wirthschaft. Diese gerieth dann auch natürlicher Weise gar bald in eine solche Verfassung, daß man sogleich beim ersten Anblicke wissen konnte, daß die Vorsteherin derselben keine Wirthin wäre. Alles lag unter und über einander in Schmuz und Staub; und Sachen, welche ein ganzes Leben hindurch zum Gebrauch und zur Zierde dienen konnten, wurden in kurzer Zeit verwahrloset.

Eben diese Nachläßigkeit erstreckte sich auch über den Einkauf der Nahrungsmittel und aller übrigen Bedürfnisse; ein Geschäft, welches ihr auch viel zu niedrig vorkam, und welches sie daher gleichfalls dem Gesinde überließ. Und da brauche ich nun wohl nicht erst zu sagen, wie oft sie dabei hintergangen und übervortheilt wurde: weil es eine bekannte Erfahrung ist, daß auch treue Dienstboten durch die Nachläßigkeit ihrer Herrschaft nicht selten zur Untreue verleitet werden.

Bei dieser Vernachläßigung ihres Hauswesens suchte Leonore nun auch noch ihren Gatten

zu einer ähnlichen Unthätigkeit in seinen Berufsgeschäften zu bewegen, damit er, wie sie sagte, desto öfterer mit ihr zugleich den Vergnügungen und Veredelungen des Geistes durch Lektüre obliegen mögte. Alle andere Sorgen, sagte sie, beträfen doch nur körperliche Dinge, und alles, was dadurch erspart würde, wäre nicht eines Augenblicks wehrt, den man sich dadurch von den edlern Beschäftigungen des Geistes entzöge.

Sie erlangte also von ihrem lieben Erdmann, (das war der Name ihres Gatten) daß er nicht mehr den ganzen Tag selbst seinen Posten verwalten, sondern zu denjenigen Geschäften, welche zu Hause geschehen könnten, einen Bedienten halten mögte. Erdmann that dies auch wirklich, theils aus empfindsamer Liebe für seine Leonore, theils aus empfindsamer Liebe für körperliche Bequemlichkeit und Ruhe, denn diese liebte er vorzüglich.

Dagegen mußt' er denn aber auch, da er sich nicht den ganzen lieben Tag ununterbrochen mit Lesen oder Küssen beschäftigen konnte, dann und wann diese oder jene Gesellschaft zu sich bitten, um eine Falsche Wein oder eine Glas Punsch mit ihm auszuleeren. Wobei denn Leonore irgend ein schönes Gedicht aus dem neusten Musenalmanache, oder die interessantesten Stellen aus dem neusten Romane vorlas.

Dieses herrliche Leben dauerte ununterbrochen ein halbes Jahr durch, und fast fing Leonore an zu glauben, daß diese Welt doch wohl so böse nicht wäre, als sie sonst gedacht hatte, wenn nicht der unangenehme Vorfall sie auf einmal wieder in Youngs nächtliche Scene zurück gerufen hätte. Der Bursche nemlich, den Erdmann zum Schreiber genommen hatte, war ein Schurke, und machte sich mit einer für Erd-

manns Vermögen schon beträchlichen Summe aus dem Staube.

Hier giengen die alten Klagen von schlechten Menschen und verfolgendem Schicksal wieder von vorn an, und sie würden noch ärger geworden seyn, wenn nicht Mutter Anna noch gerade so viel harte Thaler stehen gehabt hätte, als zur Ersetzung des erlittenen Verlustes nöthig waren. Kurz darauf ward Leonore von einer Tochter entbunden; und nun war die große Frage: nach welcher von den unzählbaren Romanen- und Komödien-Heldinnen unserer Zeit sie genannt werden sollte? Glücklicher Weise hatte Leonore kurz vor ihrer Entbindung das Singspiel Ariadne auf Naxos aufführen sehen. Dieser Umstand entschied: und das Kind mußte, was auch Mutter Anna dazu sagte, und so sehr auch der Geistliche, der die Taufe verrichtete, den Kopf darüber schüttelte, Ariadne genannt werden.

Nun wollte sie zwar anfangs selbst stillen, denn sie war gesund und hatte Milch genug, aber ach! der Gedanke, dem süßen Liebling einst mit Gewalt oder List die Brust entziehen zu müssen, gieng ihr durch Mark und Bein. Das schien ihr eine Grausamkeit zu seyn, die der des Theseus gleichen, wo nicht gar sie übertreffen würde; und kurz, sie nahm eine Amme, und zwar eine recht kostbare. Denn sie sagte, daß sie durchaus keine von den plumpen Erdenkloßen (so nannte sie die gesunden Bauerfrauen) haben wollte, die den kleinen Geschöpfen mit ihrer Milch so viel grobe Sinnlichkeit einflößten.

Ein feines Mensch also von Gliedmaßen und Gestalt ward Ariadnens Amme, und von Seele — o die war so ausgebildet, so verfeinert, daß von der lieben reinen Natur auch nicht ein Körnchen übrig geblieben war. Ja sie konnte so-

gar, statt der Handarbeit, davon sie nun freilich nichts zu verstehen vorgab, Leonoren dann und wann aus einem Buche vorlesen.

Glücklicher Zufall, der Leonoren abermals ein wenig mit der Welt auszusöhnen anfing, wenn nur nicht andre Nebenumstände sie von neuen dagegen aufgebracht hätten. Denn bald nach ihren Wochen ward Erdmann, einer ziemlichen Schuldforderung halber, vor Gericht gefordert; und seine Gläubiger, gewöhnliche unerträglich fühllose Menschen, die alle Jahr richtig Buch hielten, wollten einem Manne, der das nicht that, nicht länger nachsehen.

Der Richter also, ein viel zu gerechter Mann, als daß er irgend jemand aus persönlicher Bekanntschaft zum Schaden eines Andern hätte nachsehen sollen, sahe sich gezwungen, ihm Arrest anzukündigen.

Was war nun in dieser äußersten Noth zu thun? Klagen und Seufzer über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das Leonoren Meinung nach, immer die besten Menschen verfolgt, wollten hier nichts helfen. Briefe, die rührendsten, die man lesen konnte, wurden auch vergeblich geschrieben, da niemand einen Grundbruch mit einer Handvoll Sand auszufüllen hoffen durfte. Mutter Annens Vermögen bestand nur noch in wenigen Handschriften, die beim Amte belegt waren, und nicht sogleich zu Gelde gemacht werden konnten. Was blieb also übrig?

Nichts als dieses, daß Leonoren sich selbst überwinden und zu dem jungen Philipsen gehen mußte; ein Gang, der ihr um so schwerer ward, da er der erste war, den sie nach ihres Vaters Tode nach diesem Hause machte, weil, wie sie sagte, gewisse Gefühle, wovon gewöhn-

liche Menschen freilich nichts wüßten, sie immer davon abgehalten hätten.

Allein die Noth überwand auch diesmal alle andere Vorstellungen — und was noch besser war, sie überwand bei dem braven Philipsen alle Einwendungen wegen ehemaliger Verschmähung und verdienter Vergeltung. Er gab ohne viel Worte auf die viel zu schön eingekleideten Bitten der Leonore die Hälfte der nöthigen Summe gleich hin, und brachte über die andre Hälfte die Gläubiger durch seinen Kredit fürs erste zum Schweigen.

Gewissen edlen Gemüthern ist es in solchem Falle nicht möglich, zu der That auch noch die Worte hinzuzufügen, ich meine, daß er Leonoren hiebei für die Zukunft einen guten Rath gegeben, oder ihr wegen des Vorigen Vorwürfe gemacht hätte. Bescheidenheit hielt seine Zunge gebunden, und wenn er vorher aus edlem Stolz sich nicht um Leonorens Haushaltung bekümmert und sie nicht besucht hatte: so that ers itzt nicht aus dem edleren Bewegungsgrunde, damit seine Gegenwart nicht das Ansehen einer Erinnerung an das vorgestreckte Geld haben sollte.

Schade wars indes immer; denn vielleicht wäre Leonore durch den Umgang mit diesem guten Manne, so widrig er ihr sonst auch geschienen, nun doch vielleicht allmälig dahin gekommen, einen Vergleich zwischen ihrem traurigen und seinem behaglichen Zustande anzustellen, und dadurch Geschmack an Fleiß und Wirthschaftlichkeit zu gewinnen.

Denn Philipsens Frau hatte nunmehr auch schon einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Schooße; aber sie hielt keine Amme, sondern stillte ihn selbst. Oft wenn sie vor dem Feuerheerde stand und einen Eierkuchen oder sonst etwas

machte, davon sie nicht gehen durfte, nahm sie die Wiege mit in die Küche, setzte sich, wenn der Kleine die Brust verlangte, auf einen kleinen Stuhl, befriedigte das Verlangen des Kindes, legt' ihn darauf so lange wieder hin, bis sie fertig war, und nahm ihn dann gleich wieder auf den Arm, weil die Mägde unterdes ihre eigenen Geschäfte hatten, und sie sich immer freuete, wenn sie ihrem Manne auf diese Art eine Bedienkin mehr im Hause ersparen konnte.

Nichts desto weniger war sie doch immer reinlich gekleidet, und konnte so gut als die Postmeisterin des Städtchens den obersten Platz am Tisch einnehmen, weil sie freundlicher als diese und immer heiter ihre Gäste mit etwas angenehmern, als mit stummen Grimassen, zu unterhalten wußte.

Bei Leonoren war also nunmehr die erste dringende Noth gestopft; aber derjenige irrt sich, der da glaubt, daß durch so einen Geldbeistand bei Leuten, die ohne Wirth rechnen, etwas Gutes auf die Zukunft gewirkt werde. Es ist vielmehr im Gegentheil der behagliche Zustand, der auf so eine Rettung folgt, nur zu oft eine Versuchung zu neuen Unvorsichtigkeiten.

Erdmann war ein Beispiel davon. Denn kaum sah er sich von seinen Gläubigern befreit, so dacht' er nicht mehr daran, daß die nämliche Noth wieder kommen mußte, wenn er keinen Plan machte, nur gerade so viel zu verzehren, als sein kleiner Dienst ihm einträge. Nein, er mußte nach wie vor seine Flasche Wein jeden Tag haben, und wenn ihm Leonorens Gesellschaft kein Genüge that, welches sich nun immer öfterer ereignete, so trank er seinen Wein auch wohl mit einem Freunde ausserm Hause, und spielte dabei in Karten, oder ließ sich zu andern Spie-

len verleiten, die ihn von Tage zu Tage in noch tiefere Gefahr stürzten.

Leonore ihrer Seits, da sie sich nie um die Einnahme und Ausgaberechnungen in dem väterlichen Hause bekümmert hatte, auch in ihrem Young, ihrem Siegwart, ihrer Stella, nichts fand, wornach sie den Werth der zum menschlichen Leben nothwendigen Dinge schätzen und bestimmen konnte, saß nach wie vor, unbekümmert um das Einkommen ihres Mannes und die Möglichkeit, damit auszureichen, an ihrem Schreibtisch, und ließ sich die kleine Ariadne nicht anders, als etwan einmal zum Kusse herbringen, wenn eine rührende Stelle in einem ihrer Autoren, oder der Strom eigner Empfindelei, sie an dies kleine Geschöpf erinnerte.

Lorenz und Leonore.

Fortsetzung.

Ihr Briefwechsel hatte sich auch wirklich so gehäuft, daß sie fast keine einzige Stunde des Tages zu andern Geschäften übrig behielt; und man muß gestehen, daß sie es in der Kunst, empfindsame Briefe zu schreiben, wirklich so weit gebracht hatte, daß ihre Aufsätze den besten gedruckten Briefen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdienten. Nur Schade, daß alle die übertriebenen hohen Gefühle, welche darin herrschten, das wahre Elend, was sie dadurch unvermerkt vergrößerte, nur desto tiefer fühlen machten.

Nie fiel es ihr ein, daß sie zur Verminderung ihrer selbstgeschaffnen Leiden etwas anders thun könnte, als klagen. Täglich schüttete sie ihre Seufzer in den Busen einiger mitfühlenden

Freunde aus, die weder Vermögen, noch Kraft hatten, ihr wahre Hülfe zu leisten.

Am meisten ergoß sie sich gegen den Pastor Seufzer, ihren ehmaligen so völlig simpathisirenden Freund, der nicht nur noch izt das Echo ihrer Klagen war, sondern auch von den seinen so viel drein mischte, daß sie zuweilen ihren Zustand gegen den seinigen erträglich fand.

Er hatte nämlich in seiner theuren Mariana, (so hieß seine Frau) nichts als eine gemeine französische Kokette geheurathet. Da diese erst Frau Pastorin war, fieng sie bald an, alle die gewöhnlichen Eigenschaften dieser Gattung von Weibern in ihrer vollen Wirksamkeit zu äußern. Sie bekümmerte sich um nichts, als was ihre eigene theure Person betraf; schlief bis Mittag; putzte sich, steckte Hauben auf, machte Filet, und statt in Küche und Keller zu gehen, besuchte sie die herumliegenden Pfarrhäuser und Edelleute, erregte überall Neid oder Intrigen, und steckte, wie mit einer Pest, alle Weibsleute mit ihren Thorheiten und verderbten Sitten an.

Der arme empfindsame Pastor fand unterdes in seiner Bibliothek keinen Trost oder Rath, weder für umgefallenes Vieh, noch verdorbnen Käse und Butter, und da er für baares Geld mit unnützen Gesinde zehren mußte, so sah er sich endlich gezwungen, von seinen Pfarrkindern zu borgen und zu betteln.

Es versteht sich, daß indes alle diese Unfälle ebenfalls der armen Vorsehung zur Last gelegt wurden, der es nicht beliebt hatte, einem Manne von so feiner edler Denkart aus den Steinen Brod zu schaffen.

Alle diese Klagen nun stießen in Briefen an Leonoren und von Leonoren zusammen, und thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe auf

Beiden wurde dadurch vollends alle Kraft benommen, sich nach der wahren Quelle ihres Unglücks umzusehen. Beide fanden vielmehr in diesen wechselseitigen Klagen ihren einzigen Trost, ihr einziges Labsal; so sehr ist Schwärmerei gewohnt, nichts für etwas zu halten!

Mutter Anna vergieng endlich über all dem Anschauen empfindsamer und wirklicher Leiden, bei denen weder ihr stiller Fleiß, noch ihr Bischen zurückgelegtes Vermögen die geringste Aenderung mehr schaffen konnten. Der heimliche Gram tödtete sie durch eine geschwinde Auszehrung. Mit ihrer Beerdigung gieng beinahe der Rest ihres Nachlasses hin, und das übrige ward zur Tilgung der dringendsten Schuldforderungen bis auf den letzten Heller verthan.

Dennoch fiel es Leonoren noch nicht ein, daß sie izt zu etwas greifen müßte, um sich für kommende Noth zu sichern. Alles blieb in ihrem Hause wie es gewesen war, und jeder Vorschlag, ihre Umstände zu verbessern, der aus Menschenliebe gegeben ward, blieb ungenutzt, oder ward als harf verworfen; so sehr hatte die leidige Empfindsamkeit, samt dem daraus entstandenen Unglück, jede Nerve ihres Geistes erschlafft.

Endlich gieng die Sache so weit, daß kein Gläubiger sich mehr hinhalten lassen wollte. Das Aeusserste, was Leonoren gänzlich darnieder schlagen mußte, kam. Sie solll' es sehen, daß ihre Sachen den Gläubigern Preis gegeben, verkauft, und sie mit ihrem Kinde auf dem Arm und einem Kleide und Bette versehen, aus dem Hause gewiesen würde. Dies alles gieng jezt wirklich in Erfüllung; und die ganze durch sich selbst elend gewordene Familie hätte unter freiem Himmel bleiben müssen, wofern nicht ein Bekannter ihr aus Mitleid ein kleines Dachstübchen verschafft hätte.

In diesem entsetzlichen trostlosen Zustande saß Leonore den folgenden Abend, nachdem sie und die kleine Adriadne vergeblich auf Erdmanns Zuhausekunft und auf ein dürftiges Mittagsbrod, welches er anzuschaffen versprochen, gewartet hatten. Es war ihm unmöglich geworden, sein Versprechen zu erfüllen, und da suchte er nun seinen Gram in einem bekannten Weinhause zu vertrinken, wo der Wirth ihm noch ein Glas aus Mitleid kreditirte.

Es war schon Dämmerung. Adriadne war vor Weinen und Müdigkeit neben Leonoren eingeschlummert. Die Amme hatte sie verlassen, ohne Zweifel, weil sie ihr Elend nicht anzusehen vermogte.

Alles um sie her war still, wie das Grab, und sie saß einsam und verlassen da; die rothgeweinten Augen verzweiflungsvoll auf einen Punkt geheftet. Endlich warf sie sich auf die Erde nieder, schlug ihre Hände über ihrem Haupte zusammen, und rief voll bitterer Erinnerung ihrer Jugend und der väterlichen Warnungen aus:

„O mein Vater, mein Vater! wenn du dein Kind sehen solltest, den Stolz deines Herzens, für die allein du dirs so sauer werden liessest, die du glücklich zu sehen so oft mit Thränen wünschtest!—“

„Vergieb, vergieb, wenn ich strafbar bin, und laß nicht die Rache des Himmels über unwillkührliche Widerspenstigkeit, unwillkührlich dir verursachten Kummer mich ohne Ende verfolgen! — Sieh hier lieg ich im Staube — sey noch einmal mein Rathgeber, mein Führer, mein Vater, und sage deinem reuigen Kinde, deiner unglücklichen Leonore, was ich thun soll!“

Nachdem sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, lag sie schluchzend und stumm da, und es kam ihr vor, als hörte sie die Dryade aus

Ariadne auf Naxos ihr zurufen: hinab, hinab! — von dem Felsen hinab! als auf einmal eine ihr wenig bekannte weibliche Person in ihr Zimmer trat, sie in dem Zustande fand, die Ursache davon hörte, und ihr den Rath gab, sich an die Amtmannin zu wenden. Diese, eine der würdigsten Frauen, und schon seit einiger Zeit Wittwe, war überall dafür bekannt, daß sie unglückliche Familien gern unterstützte, und manchem fallenden Hauswesen wieder empor geholfen hatte. Nach einiger Ueberwindung wagte Leonore es nun auch wirklich, sich zu ihr hin zu begeben.

Sie fand diese ehrwürdige Matrone in Gesellschaft von drei jungen Mädchen, davon eine jede ein verschiednes Stück Handarbeit vor sich hatte, worin diese sie übte; ein Geschäft, wozu sie täglich einige Stunden recht eigentlich gewidmet hatte. Diese nannte sie ihre Zeitvertreibsstunden.

Als Leonore, die ihr gemeldet war, ins Zimmer trat, und sie ihre traurige zur Erde gebogene Gestalt sah, stand sie auf, nahm sie bei der Hand und führte sie, ohne ein Wort zu reden, in ihr Kabinet, und hieß sie neben sich sitzen.

Leonore fieng darauf an mit aller der Beredsamkeit, die ihr eigen war, ein schauderhaftes Gemählde von ihrer Noth zu machen. Sie rechnete ihre Unglücksfälle nach einander her, und schilderte die Härte ihrer Gläubiger, die ohne das geringste Mitleid die Unbarmherzigkeit gehabt hätten, sie aus dem Hause zu werfen, und ihr alles zu nehmen, um sich wegen ihrer Schuldforderung bezahlt zu machen.

Sie berief sich hiernächst auf das Zeugniß der Stadt, die sie überall als eine Zuflucht der Unglücklichen kennte, und bat in den rührendsten

Aus-

Ausdrücken, sie als eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts, doch nur diesmals aus dem verzweiflungsvollen Zustande zu retten, worin sie sonst gewiß zu Grunde gehen müßte.

„Mit keinem Schilling! antwortete mit hart scheinender Kälte diese erfahrne Wohlthäterin des Menschengeschlechts.“

„Sie irren sich, wenn sie glauben, daß ich das, was sie Wohlthun nennen, zum Vorschub der Unthätigkeit und zur Unterstützung solcher Menschen verwende, welche sich selbst durch eigene Schuld ins Verderben stürzen. Mein Bemühen geht dahin, die Zahl arbeitsamer Familien zu vermehren, jungen Leuten nach meinem Vermögen Anweisung und Aufmunterung zu geben, wie sie sich zu ihrem künftigen Beruf tüchtig machen können, und sie in den Stand zu setzen, daß sie bei vorkommenden wirklichen Unglücksfällen in ihrer eigenen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine sichere Hülfsquelle haben mögen, ohne zu der erniedrigenden Zuflucht greifen zu dürfen, ihren Mitbürgern zur Last zu fallen.“

„Diejenigen hingegen, die durch einen ihre Einnahme übersteigenden Aufwand, durch Unordnung in der Haushaltung oder durch Unthätigkeit herunter kommen, rechne ich zu den kränkelnden Körpern, denen ein erfahrner Wund-Arzt aus Mitleid ein Glied ablösen muß, damit die übrigen gerettet werden.“

Sie schwieg hier eine kleine Weile, um Leonoren Zeit zu geben, sich von ihrer Bestürzung zu erholen.

Diese war äusserst betroffen, eine so harte und beschämende Antwort von einer Frau zu erhalten, welche in dem größten Rufe der Wohlthätigkeit stand, und es währte lange, ehe sie Worte fand, ihre Bestürzung auszudrücken. End-

lich stammelte sie eine Art von Entschuldigung, und fügte hinzu: sie hoffe, es nicht verdient zu haben, zu derjenigen Klasse gerechnet zu werden, zu der sie jetzt von ihr wäre herabgewürdiget worden.

Allerdings, antwortete mit gesetzter Stimme die Amtmannin, und derjenige, mein Kind, war nie ihr Freund, der sie nicht längst aus jenem unseligen Traum aufweckte, darin sie ihr halbes Leben unnütz verträumt haben. Sehen sie, Gott hat einem jeden seiner Geschöpfe einen bestimmten Beruf angewiesen, dem Manne wie dem Weibe; und nur in dem Maaß, als wir diesen erfüllen oder nicht erfüllen, sind wir der Achtung oder des Tadels, des Mitleids oder der Verachtung unsrer Mitbürger werth.

Wer ihnen andre Begriffe von dem Adel der Seele und von der Würde des Menschen beigebracht hat, der hat sie betrogen. Sie besteht nicht in leeren Empfindungen, sondern im Handeln, nicht in müssiger Betrachtung, sondern in gemeinnützigen Thun.

Nun aber, wenn sie sich nach diesem Maasstabe prüfen; was haben sie als Hausfrau, als Gattin, als Mutter gethan, um diesen ihren dreifachen Beruf zu erfüllen?

Haben sie ihr Hauswesen so eingerichtet, daß es im Verhältniß mit ihres Mannes Einkünften stand? Haben sie es so in Ordnung gehalten, daß nicht ein Theil durch Nachlässigkeit oder durch Mangel an Aufsicht über die Bedienten verwahrloset wurde, oder ganz verloren gieng?

Haben sie ihrem Mann in seinen Geschäften kein Hinderniß in den Weg gelegt? Sind sie ihm in seinen Verlegenheiten behülflich gewesen, und haben sie endlich für ihr Kind etwas anders gethan, als es in die Welt zu setzen?

Wenn Wahrheitsliebe das Eigenthum edler Seelen ist, so müssen sie gestehen, daß sie von alle dem gerade das Gegentheil gethan. Denn statt nach ihres Mannes Einkünften von 200 Thalern ihre Wirthschaft einzurichten, haben sie so gelebt, als wenn er wenigstens 400 Rthlr. einzunehmen hätte. Statt sich der Geschäfte einer vernünftigen Hausfrau anzunehmen, haben sie unnütze Bücher gelesen, die sie nicht weiser machten, und Briefe geschrieben, die nicht das mindeste Geschäft betrafen.

Statt ihrem Manne durch ihrer Hände Arbeit zu Hülfe zu kommen, haben sie ihn durch ihren Müssiggang und empfindsame Klagen immer tiefer und tiefer hineingestürzt, und durch ihr empfindsames Gewinsel nur noch unthätiger gemacht. Daneben haben sie ihr Kind einer Amme überlassen, wodurch die Kosten ihres Hausstandes unnützer Weise vermehrt wurden, den Schaden ungerechnet, den das zarte Gemüth ihres Kindes davon gehabt haben mag.

Ich sage nichts von den Pflichten, die sie in Ansehung ihrer Eltern zu erfüllen hatten, und insonderheit gegen einen Vater, dessen ganzes Leben eine Kette von Thätigkeit und Freude gewesen seyn würde, wenn sie ihn nicht durch die unseligste Verblendung um den schönsten Lohn seiner Arbeit gebracht, und sein graues Haupt mit Schmerzen in die Grube geschickt hätten.

Leonore, die alles Vorhergehende, als die Frucht kalter Vernunft und Ueberlegung, mit einer den Empfindsamen in solchen Fällen eignen Fassung angehört hatte, konnte sich bei dieser das Herz treffenden Stelle nicht länger halten. Unfähig zu reden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Eine schwächere Seele würde bei diesem Anblick weich geworden seyn, und durch zu frühzeitige und zu lebhafte Aeusserungen des Mitleids vielleicht alles wieder verdorben haben: die wackere Amtmannin hingegen blieb stark genug, ihr mitleidiges Gefühl aus weiser Güte zurück zu halten, um erst alle die Eindrücke auf Leonorens Herz zu machen, die sie zu ihrer Besserung nöthig hielt.

Nachdem sie also sie erst eine Weile dem Ausbruch ihres Schmerzens überlassen, sagte sie mit gesetzem Tone, indem sie sie bei der Hand nahm: mein Kind, es sollte mir leid seyn, ihnen blos wehe gethan zu haben, ohne zugleich die Absicht zu erreichen, warum ich aus diesem Tone mit ihnen zu reden für nöthig erachtete.

Ich wünschte sie zu überzeugen, daß weder ihre Gläubiger, noch wirkliche Unglücksfälle, am wenigsten aber die Vorsehung, diese redliche Freundin thätiger Menschen, Schuld an dem Elende waren, darein sie gerathen sind.

Sie sollten fühlen, daß sie selbst sich ins Unglück gestürzt haben, und zwar vorzüglich durch jene unselige Empfindsamkeit, die alles wahre und edle Gefühl im Menschen tödtet, seine Wirksamkeit erschlafft, und ein schwaches, unthätiges, erbärmliches Wesen aus ihm macht, welches sein Leben in stetem Gewinsel und mit unnützem Geschwätz ohne irgend eine gemeinnützige Geschäftigkeit hinbringt.

Sehen sie, davon hab' ich sie überzeugen wollen, damit sie dann auch einsehen lernten, daß es lediglich in ihrer eigenen Macht stehe, sich aus dem Labirinth, darein sie sich gestürzt, wieder heraus zu helfen, wenn sie nämlich gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen und durch Thätigkeit und Fleiß denjenigen Wohlstand

wieder zu erwerben suchen, den sie durch Unordnung und empfindsamen Müssiggang verloren haben.

Oder können sie glauben, wenn ich auch schwach genug wäre, ihnen izt gleich die erforderliche Summe vorzustrecken, dadurch sie für izt aus allen ihren Schulden kämen, daß ihnen ein wahrer Dienst dadurch geschähe, so bald die Ursache ihres bisherigen Elendes nicht mit gehoben würde?

Ich habe zu viel Erfahrung von dem Gegentheil, um nicht zu wissen, daß in Fällen dieser Art Härte allein der wahre Weg zum Wohlthun ist.

Jezt frägt sichs, ob sie den Muth haben, zu allen ihren versäumten Pflichten zurück kehren zu wollen, um ihre zerrüttete Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen? Haben sie den, so biete ich ihnen hiermit meine Hand, als eine wahre Freundin, an; haben sie ihn aber nicht —

Hier hielt sie ein, indem sie einen festen ausforschenden Blick auf die Unglückliche heftete. Leonore erweicht, gerührt, erschüttert, vielleicht auch überzeugt von der Wahrheit dessen, was sie gehört hatte, übergab sich ganz ihrer Leitung; bat sie mit vielen Thränen, ihr beizustehen und ihr zu rathen, was sie denn izt in dieser äussersten Verlegenheit anfangen sollte?

„Alles, war die Antwort, bis auf das Allernothwendigste, verkaufen, um nur erst ihre Gläubiger zu befriedigen; dann durch eigenen unermüdeten Fleiß das Unentbehrliche erwerben, und auf das Uebrige Verzicht thun lernen; vornehmlich aber auch sich von heute an aller der traurigen Bücher enthalten, die ihren Kopf aus

dem Gleise des wirklichen Lebens in eine alberne schimärische Welt versetzt haben."

Leonore durfte nichts einwenden; sie sagte also nur, welch eine Lebensart oder Wirksamkeit sie ihr zu erwählen riethe? Ob das Schulhalten etwa ihren Beifall haben würde?

Wenn sie sich getrauen, antwortete jene, ihre Zöglinge von den Klippen, die ihnen so gefährlich waren, abzuführen, sie zu einen thätigen, genügsamen und zufriedenen Leben zu erziehen, und ihr Herz nur in so weit empfindlich zu machen, als es seyn muß, um an dem Glück und Unglück unserer Nebenmenschen einen hilfreichen Antheil zu nehmen; dann — aber auch nur unter dieser Bedingung! — habe ich nichts dawider. Dann, aber auch nur dann, wann sie mir dies, nach reifer Prüfung ihrer selbst, versprechen zu dürfen glauben, kann ich ihnen vielleicht selbst ein Kind, das ich unter meine Aufsicht genommen habe, anvertrauen, und durch Empfehlung ihnen vielleicht noch einige dazu verschaffen.

Leonore dankte ihr, und versprach, sich in allem ihrer Leitung zu überlassen, und ihrer Anweisung zu folgen.

Die Amtmannin gab Leonoren Rath, wie sie es mit ihren Gläubigern am besten einzurichten hätte, und erboth sich auch, mit einigen selbst zu sprechen, vermuthlich um ihnen die Hälfte der Forderungen abzukaufen, damit sie sich wegen des Uebrigen desto billiger gegen sie beweisen mögten.

Sie gab Leonoren fürs erste etwas Leinwand mit, davon sie ihr Tücher nähen sollte, und schickte sie, wo nicht völlig getröstet, doch unweit ruhiger fort, als sie zu ihr gekommen war.

Erdmann, der gar keine Möglichkeit, auf eine andere Art geholfen zu werden, vor sich sah, ließ sich leicht alles gefallen, und insonderheit dieses, daß Leonore künftig selbst mit arbeiten, und ihre ganze Haushaltung nunmehr ihren Umständen nach einschränken wollte.

Leonore erhielt nicht nur das von der Amtmannin versprochene Kind zur Erziehung, sonder noch zwei andere, die man auf das Fürwort dieser würdigen Frau ihr anvertraute.

Anfangs ward es ihr freilich etwas sauer, sich mit diesen Kindern nach dem ihr vorgeschriebenen Plane zu beschäftigen: aber der beständige Rath ihrer wackern Beschützerin, der allein schon eine Arzenei gegen alle Erschlaffung war, und eine ununterbrochene Uebung in der Thätigkeit, hatten bald die glückliche Folge, das Fleiß und Geschäfte ihr nach und nach zur andern Natur wurden, und daß sie bald mit wirklichem Eckel auf ihr voriges empfindsames Wesen zurück sah.

Heiterkeit und behaglicher Wohlstand waren bald die Begleiter einer solchen Aenderung ihrer Lebensart. Erdmann selbst kam jezt früher nach Hause, und gieng munter wieder an seine Arbeit, da er sah, daß ihr beiderseitiger Erwerb nunmehr zureichte, sie zu versorgen.

Nichts aber bejammerte Leonore mehr und öfterer, als daß ihr guter Vater diese neue Schöpfung seiner Tochter nicht erlebt habe.

Gegen die weise Urheberin ihres Glücks wurde sie mit jedem Tage dankbarer, und mit jedem Tage ward ihr Vorsatz ernstlicher, nicht nur ihre eigne Ariadne, die nun bald nach ihrer guten Mutter Anna umgetauft wurde, sondern auch jedes andere junge Mädchen, das sie kannte, von dem schädlichen Abwege, der sie verführt

halte, ab, und zu der wahren Bestimmung des Weibes zu führen, bei welcher sie nunmehro Brod, Freude und Ehre fand.

Glücklich jene verirrte weibliche Geschöpfe, die bei Zeiten in Leonorens Beispiel eine Warnung, und in sich selbst den Muth finden, aus unthätigen, blos empfindenden, unnützen Geschöpfen arbeitsame und gemeinnützige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, die für ihr Haus und für andre ein reicher Segen sind!

E. R.

Morgenlied.

Der Tag ist da, die Nacht ist hin,
Die düstern Nebelschatten fliehn;
Die Sonn' erhebt ihr Angesicht
Und schmükt die Flur mit goldnem Licht.

Sie lächelt mildiglich umher,
Als ob sie eine Mutter wär',
Und spräch'! „ihr Lieben, schlummert nicht,
Freut euch an meinem goldnen Licht!"

Und spräch'; „verlaßt die träge Ruh,
„Schaut meinen frühen Werken zu,
„Und les't in meinem Angesicht
„Des Wohlthuns Freuden; schlummert nicht!„

„Kommt her, ihr Lieben, kommt, genießt
„Die Lust, die euch bereitet ist,
„Seht meinen Freudenbecher voll;
„Kommt, trinkt ihn, immer bleibt er voll!„

So stieht denn aus der Trägheit Arm
Und trinkt euch herzlich froh und warm;
Und nehmet Muth und Lust und Kraft,
Daß ihr des Guten reichlich schaft.

Daß, wenn sie dann hinunter sinkt,
Und mild dem sanften Monde winkt,
Wenn sie zu ferner Flur entflohn,
Daß sie euch lächle süßen Lohn.
Denn wer aus aller seiner Kraft
Nicht Gutes will und Gutes schaft,
Der, seine eigne Seele spricht's,)
Ist unwerth jenes sanften Lichts.

Karoline Rudolphi.

An Phöbe

auf ihren vierzehnten Geburtstag;

(von ihrem Vater.)

Heut vierzehn Jahre, theures Kind!
Wie bald vollendet! Wie geschwind
Eil' ich von meines Mittags Höhe
Ins öde Schattenthal hinab:
O! meine Phöbe, gerne flöhe
Ich aus dem Lerm ins stille Grab
Zu meinem Sunim, meinem Stab,
Wenn ich nicht — küß die süße Zähre
Mir weg — Gemahl und Vater wäre;
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
Wog unser Loos auf seiner Wage,
Und maß den Faden meiner Tage
Am Zepter seiner Weisheit ab.
Vergieb mir, Kind, die feige Klage.
Ein Dankfest soll dein Tag mir seyn.
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen.
Mit diesem Kuß, mit diesen Thränen
Weih' ich mir dich zur Freundin ein.
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,
Des Titels werth, den ich dir gebe?
Hinfort nicht mehr dein Vater, nein,

Dein Freund bin ich, der dich begleitet
Durchs Land der Täuschung, und dein Herz
Zum Leiden sachte vorbereitet;
Denn leiden wirst du; Lust und Schmerz
Sind gleich den Schalen einer Wage,
Hier nie getrennt, und dieser neigt
Das Herz in seine rechte Lage,
Wenn es zu hoch im Glücke steigt
Ein Leben voller Wonnetage
Taugt nur für Engel: hülle
Dir eins zu träumen. Hülle sich
Dein Aug' in Wolken; o! so weine
Sie auf mein Herz, verbirg mir keine:
Der Schmerz ist ja nicht neu für mich.
Und wenn — nie denk' ichs ohne Beben —
In dir der neue Trieb erwacht,
Der Mädchen auf ihr ganzes Leben
Beseligt oder elend macht:
Dann, meine Phöbe, dann erwähle
Mich zum Vertrauten deiner Seele.
Nicht streng, nur sorgsam will ich seyn,
Dein Herz vor Stürmen zu bewahren.
Und ihm die namenlose Pein
Des Streits mit Hang und Pflicht zu sparen.
Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
Vom ekeln Weihrauch süßer Laffen;
Am Glanz des reichen Taugenichts
Wird sich dein Blik auch nie vergaffen.
Doch schrecklich sind die Zauberwaffen
Des feinen Modebösewichts,
Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
Der Liebe spricht, nur von Genie,
Von Tugend und von Energie,
Von Freundschaft und von Simpathie;
Und, Vampirn *) gleich, am sichern Herzen

*) Eine Art sehr großer Fledermäuse im mittäglichen Amerika, welche sich zur Nachtzeit an Menschen

Des Mädchens saugt, bis es verdirbt,
So wie vom Wurm die Rose stirbt.
Dank sey es unsern hellern Zeiten,
Daß Selbstheit und Sophisterei
Und Vollkraft und Empfindelei
Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,
Als je die Nacht der Barbarei.
Es fällt mir gleich ein Mährchen bei:
Ich will es, Phöbe, dir erzählen.
O laß damit mich meines Ziels,
Dich zu belehren, nicht verfehlen!
Es heißt: die Klippe des Gefühls.
Ein schlauer Bö ewicht, geschikt
Sich zu verstellen, um zu rühren,
Beschloß, ein junges Mädchen zu verführen,
Das er, ich weiß nicht wo, erblikt.
Sophie war's, die er zum Opferlam
Ersehn; ein Kind aus edlem Stam,
Das jede schöne Tugend schmükte,
Und dessen stille Frömmigkeit
Schon oft die Engel selbst entzükte.
Er kroch in ein Husarenkleid.
Die Uniform sprengt alle Thüren,
Und dienet oft zum Talisman, *)
Ein eitles Püpchen zu verführen.
Er meldet sich bei Fiekchen an,
Und sagt ihr unter tausend Schwüren,
Sie sey das niedlichste Gesicht,
Das ihm von Quebek **) bis nach Posen ***)
Auf seinen Zügen aufgestoßen.
Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;
Doch wird der Donner erster Tagen
Den krüplichten Major erschlagen;

und Thiere zu setzen pflegen, um ihnen das Blut auszusaugen.

*) Ein angebliches Zaubermittel.

**) Eine Stadt in Amerika.

***) Eine Stadt in Polen.

Dann sollst du Frau Majorin seyn.
Was meinst du? Rede, kleiner Nickel!
Das arme Fiekchen war beläubt,
Und bebte, wie der Perpendikel
Der Wanduhr. Höhnisch lachend reibt
Ihr Sphinx (dies war des Helden Name)
Den Schnurbart auf die zarte Hand.
Izt löst sich ihrer Zunge Band:
Sie schreit, und eine alte Dame
Kam hustend ins Gemach gerannt;
Die Mume wars. Der Herzensstürmer
Ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,
Und Fiekchen bat den raschen Thürmer,
Würd' er sich nur von ferne nahn,
Den Doggen auf ihn loszuhetzen.
Nun fing er erst zu fluchen an!
Er riß den Dolman *) straks in Fetzen,
Und wollte nun als reicher Geck
Des Fräuleins Herz in Flammen setzen.
Er nennt sich Graf von Schwarzenegg,
Und kömmt in einer Staatskarosse,
Mit einem königlichen Trosse,
In einem Kleide starr von Gold,
Schön wie der Liebling der Lithere,
Umwölkt von einer Balsamsphäre
Unkenntlich vor das Schloß gerollt.
Der Graf ward schwebend aus dem Wagen
In Fiekchens Putzgemach getragen.
Er überreichet ihr sein Bild,
Geziert mit seinem Wappenschild,
In einem Rahmen von Brillanten;
Fleht kniend um des Fräuleins Gunst,
Und spielt mit meisterhafter Kunst
Den feinen schmachtenden Amanten:
Sechshunderttausend Thaler sind
Ihr Mahlschatz, angenehmes Kind,

*) Das Unterkleid der Husaren.

Wenn sie zum Bräutigam mich wählen.
Er sprachs: ein Kästchen mit Juwelen
Giebt seinen Worten neue Kraft.
Die gute graue Muhme gafft
Entzükt durch ihre Staarenbrille
Den ausgekramten Reichthum an;
Doch Fiekchen blikt in ernster Stille
Nur auf den üppigen Galan,
In dessen Aug' ein Feuer lodert,
Das Wollust strömt und Wollust fodert.
Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick;
Mein Herr, ein allzugroßes Glück
Ist Gift für eine weiche Seele.
Ich kenne mich und ich erwähle
Den Mittelstand, in dessen Schooß
Ich so viel unvermischte Freuden,
So vielen Trost in kleinen Leiden,
Kurz, mich und die Natur genoß.
Sie schweigt; die alte Tante brummet;
Der stolze Bräutigam verstummet,
Ruft seinem bunten Phaeton *)
Und flieget wie ein Pfeil davon.
Triumph! Nun weiß ich dich zu packen,
Ruft er und lacht so fürchterlich,
Das Berg und Thal davor erschracken;
In wenig Tagen fang ich dich;
Wo nicht, so mögen alle Welten
Mich einen dummen Teufel schelten!
Des nahen Sturmes unbewußt,
Gieng Fiekchen bei dem ersten Strale
Aurorens aus dem Sommersaale
Ins Wäldchen, und mit Engelslust
Sah sie den Quel vom Felsen fallen
Und sang ins Lied der Nachtigallen.
Da trat ein feiner junger Mann
Mit einem Buch aus dem Gebüsche;

*) Ein offener Wagen mit einem Sonnenschirme.

Sein Antlitz kündigt ein Gemische
Von Heiterkeit und Wehmuth an.
Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne
Und wischet eine stille Thräne
Vom Auge. Fiekchen nikt ihm zu,
Und fraget ihn mit holder Miene:
Was, edler Fremdling, lieset du?
Das Martertum der Klementine
Im Grandison *) erwiederk er,
Und seufzt. Das gute Mädchen blicket
Ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer;
Es hebt sich schneller und erstikket
Nur halb des Seufzers Antwort — Heil!
Heil dir! versezt er, schöne Seele;
Doch lebe wohl! Gram ist mein Theil;
Und Frevel ists, wenn ich dich quäle.
Sie hält ihn auf: o Freund! erzähle
Dein Schiksal mir. Nach langem Zwang
Setzt er sich neben ihr ins Grüne:
Auch mir war eine Klementine
Bescheert, rief er; doch ach! nicht lang:
Sie starb —! Ein Strom von Zären drang
Aus Fiekchens Augen; ja sie fühlte
Für Damon, was sie nie empfand;
Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
Beim Abschied küßt' er ihr die Hand;
Und nun begegneten sich beide
An jedem Tag mit neuer Freude
Im kühlen Hain; dann sprachen sie
Entzükt vom Drang und Simpathie
Und von der Schöpfung Harmonie.
So oft er von ihr schied, betrübte
Sie sich, und wußte nicht warum:
Doch Damon blieb nicht lange stumm;
Sein Mund gestand, daß er sie liebte,

*) ein englischer Roman.

Und sie gab ihm den ersten Kuß
Zum Pfand der Gegengunst zurücke.
Doch bald verfinstert ein Verdruß
Des guten Damons Wonneblicke:
Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß —
So fing er endlich an zu klagen,
Dir, holdes Fiekchen, dir entsagen.
Nie läßt dein Vormund es geschehn;
Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
Um ewig uns getrennt zu sehn!
Wer kann den Jammer nachempfinden,
Der Fiekchens treue Brust zerriß!
Wie heben wir das Hinderniß?
Sprach sie zu ihm mit banger Stimme.
Nichts rettet uns; nichts, als die Flucht,
Vor deiner Anverwandten Grimme.
Doch nein, Geliebte, nein! Verflucht
Sei dieser Rath! Nur ich will fliehen.
Fahr wohl — vergiß mich — laß mich ziehen —
Sey glücklich? Kann ichs ohne dich?
Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
Gott wills. Mit dir, mit dir allein,
Du trauter Bruder meiner Seele,
Kann ich auch in der fernsten Höle
Bei bittern Wurzeln selig seyn.
Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet:
Sein Odem stokt; sein Herz pocht laut;
Wie beim Altar der Beter kniet,
Liegt er vor ihr: ah! süße Braut;
Für mich Geschafne! kann ichs glauben?
Lallt er; komm, laß uns gleich entfliehn,
Eh Menschen unser Glück uns rauben.
Du zögerst? Ach! ich war zu kühn
In meiner Hofnung. Fiekchen hatte
Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;
Ein Seufzer des Geliebten dämpft
Den heilgen Aufruhr. Ah! mein Gatte,

Hie bin ich! rüft sie, flüchte mich,
Gieb meinem Geist die Ruhe wieder!
Sie weint. Der Himmel röthet sich:
Es fährt auf leuchtendem Gefieder
Sophiens Schuzgeist schnell hernieder:
Betrogne, was beschließest du?
Rief er dem blassen Mädchen zu!
Erkenne, wem du dich ergeben!
Sein Finger rührt den Damon an;
Im Nu verschwindet der Galan,
Und Fiekchen sieht mit Graus und Beben
Ein schwarzes Kind des Erebus, *)
Den Faunen gleich an Haupt und Fuß
Vor ihrem starren Auge schweben,
Und knirschend einen Blik ihr geben,
In dem der Hölle Feuerschlund
Ganz, wie am Richttag, offen stund.
Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier
Im Flug den bunten Nacken bricht,
Stürzt Fiekchen vor das Ungeheuer
Entgeistert auf ihr Angesicht:
Und als sie sich im Gras gefunden,
War Faun und Genius verschwunden. —
Ein leiser Schauer fasse dich,
O Phöbe! was ich dir erzählte
Ist kein Traum; oft begab er sich,
Der Fall, nur daß der Schuzgeist fehlte.
O! danke, danke Gott für den,
Geliebte, welchen seine Güte
Bei deinem Eintritt ins Gebiete
Der Sterblichkeit dir ausersehn;
Für deine Mutter, die im Stillen,
Doch Engeln sichtbar, ihm nur lebt,
Und ihrem Haus, und sich bestrebt
Zuerst die Lehren zu erfüllen;

Die

*) Der Hölle.

Die sie dir giebt. Die schöne Pflicht
Der Arbeit, Kind, versäume nicht.
Auch diese gab uns Gott zum Schutze
Der Unschuld. Aber blos zum Schein
Die Hände regen, blos dem Putze
Sie widmen, ist nicht Arbeit, nein!
Bedacht und nützlich muß sie seyn!
Kein träges Spielwerk eitler Jugend.
Suchst du dir lauter Freuden hier?
Ah! Phöbe, nichts gewährt sie dir,
Als Gottes Schöpfung und die Tugend.
Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,
Ein gutes Buch, und du und wir,
Was brauchst du mehr die Zeit zu kürzen?
Fleuch, wenn du liesest, den Roman:
So gut als Fiekchens Dämon kann
Ein Buch dich ins Verderben stürzen,
Das bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menschenkind erreichet;
Bald für das Laster uns erweichet,
Das in der Unschuld Feierkleid
Sich langsam in die Seele schleichet;
Bald unsrer Weisheit alle Kraft
Abwizelt, und die Leidenschaft
Zur Fürstin der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantasei
Des Schikksals blinder Tirannei
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.
Glaub immer an die Simpathie
Verwandter Seelen; ohne sie
Fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
Allein, o mögtest du doch nie
Durch dies Gefühl getäuschet werden!
Nicht auf den Lippen, in der Brust
Wohnt es, ist ewig wie die Jugend
Des Seraphs, rein wie seine Lust.
Ja, meine Phöbe, ja die Tugend

Hat ihren Magnetismus *) auch,
Der, wie des Zephirs warmer Hauch
Zwo Blumen sanft zusammen wehet,
Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf
Zu Bild und Gegenbild erschuf,
Sich schwesterlich entgegen drehet.
Doch, Phöbe, diese Wunderkraft
Ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,
Aus der nur Scham und Ekel stammet,
Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut,
Und läutert, wie die stille Gluht
Das Golderz, die, so sie entflammet,
Durch des Genusses Ebb' und Flut;
Würzt ihre Freuden, stählt den Muth,
Wenn sie die Last des Daseins quälet;
Und gab auch mir das höchste Gut
Der Erde, das Monarchen fehlet:
Ein Chor von Freuden, am Altar
Der Ewigkeit mit mir vermählet,
Die mir zum Schutz, gleich jener Schaar,
Die Jakob einst im Traum gesehen,
Auf Gottes Leiter vor mir stehen,
Und oben Er, mit milderm Glanz
Der Vaterwürde. Theure Phöbe!
Ich weiß, du kennest noch nicht ganz
Das Frohne **), mistische Gewebe
Der Fesseln wahrer Simpathie;
Allein auch dir ist einst durch sie
Der Menschheit höchstes Glück beschieden.
Nur hüte dich vor Schwärmerei,
Und suche kein Geschöpf hienieden,
Das frei von allen Mängeln sey.
Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
Zu dem es jenen Hang empfindet,
Dem noch kein edles Herz entflohn;

*) Ihre anziehende Kraft.
**) Besondere.

So folge nicht dem ersten Triebe;
Belausch ihn: hat er einen Thron,
Und spottet der Religion,
Kind, so verachte seine Liebe,
Und wähle seinen frommen Knecht.
Zeuch froh mit ihm in seine Zelle,
Und leb' im Dunkeln an der Quelle
Der Seligkeiten schlecht und recht.
Und ruft euch einst der Vorsicht Willen
Ins Vaterland der Tugend ab,
So leg' ein Enkel eure Hüllen
In mein und meiner Doris Grab. Pfeffel.

Danklied beim Erwachen.

Des Lebens Vater, Dank sey dir!
Ich leb' und fühle, bin noch hier;
Noch sank zum schauervollen Grab
Der Seele Wohnhaus nicht hinab.

Ich leb' und diese Seele denkt
An dich, der Licht und Leben schenkt,
Ich leb' und meine Seele fühlt,
Aus wem der Quel des Lebens quillt.

Ich leb' und seh' dein Morgenlicht;
Das lauf von deiner Liebe spricht,
Ich fühle Lebenslust und Kraft
Von dir, der dies Gefühl erschafft.

Wenn kraftlos nach des Tages Schweiß
Die Hand nun sinkt, auf dein Geheiß
Die düstre Nacht sich niedersenkt:
Dann bist du es, der unser denkt;

Dann bist du es, der uns bewacht,
Daß nicht die Dunkelheit der Nacht,
Daß nicht ein Unfall uns erschreckt,
Bis uns dein Frühlicht wieder weckt.

Dir töne, wenn die Nacht entflohn,
Stets meiner Lippen erster Ton,
Und mein Gedank' erhebe sich
Zu dir, und preise, Vater, dich.

Doch nicht nur dieser Frühgedank',
Nicht nur mein lauter Lobgesang,
Dich preis' auf meines Lebens Pfad
Im Stillen manche gute That.

Stets preise meine Seele dich
Durch Dank und Liebe inniglich,
Durch Liebe, die Gehorsam schafft! —
O, liebt' ich dich aus aller Kraft!

Gieb mir den Sinn, der dir gefällt,
Mißfiel er auch der ganzen Welt!
Gieb Demuth mir und sanften Sinn,
Und was dir mißfällt, nimm es hin!

Gieb, daß ich stets voll Zuversicht
Hinauf seh zu dem ewgen Licht,
Daß, kommt die letzte Nacht herbei,
O, daß sie mir nicht schrecklich sey!

Karoline Rudolphi.

Jüdische Dichtungen und Fabeln.

1. Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen: denn der Tirann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Gesez Gottes in seinem Herzen: er dachte fleißig darüber nach, und fragte: wer ist mein Schöpfer?

Als er hinausgieng, und zum erstenmal Himmel und Erde sah, wie erstaunte, wie freute er sich! Er fragte überall umher: wer ist der Gott Himmels und der Erde?

Eben gieng die Sonne auf, und er fiel hin auf sein Angesicht: "Das ist, rief er, der Gott des Himmels, denn seine Gestalt ist so herrlich."

Er hielt sie einen Tag dafür; als aber am Abend die Sonne unterging und der Mond heraufstieg, sprach er: "Das untergehende Licht kann der Gott des Himmels nicht seyn: vielleicht ists dies kleinere Licht, und das Heer der Sterne sind seine Diener."

"Aber auch Mond und Sterne giengen unter, und Abraham stand allein. Er gieng zu seinem Vater Tharah, und fragte ihn: wer ist der Gott Himmels und der Erde? und Tharah zeigte ihm die Gözenbilder."

"Ich will sie versuchen, sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor, die ihm seine Mutter gegeben. Wenn ihr Götter seyd, sprach er, so nehmet an euer Opfer!" Aber die Gözenbilder standen todt da.

"Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Ich will eine kindische That thun, um ihm vielleicht die Thorheit seines Diensts zu zeigen."

Er nahm einen Stecken und zerschlug die Gözen, bis auf den ersten, dem er den Stecken in die Hand legte, und lief zum Vater und sagte: "Vater, dein oberster Gott hat alle seine Mitbrüder geschlagen; komm und sieh!"

Als Tharah nun zornig antwortete; "Du spottest meiner! Wie kann ers, da meine Hände ihn gemacht haben?" Siehe, da nahm Abraham ihn beim Worte; "Zürne nicht, Vater, und dein Ohr vernehme, was dein Mund sagte. Traust du deinem Gott nicht zu, daß er thue, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermögte: wie sollte er denn der Gott seyn, der

mich und dich erschaffen, und Himmel und Erde regiert?“

Tharah hatte keine Antwort auf des Knaben einfältige Weisheit; und bald erschien diesem sein Gott, rief ihn aus Chaldäa, und Abrahm ward der Anrichter des wahren Gottesdienstes auf der Erde.

2. Treue.

Aus Treue gegen die Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinchas, der Sohn Jair, ein armer aber redlicher Mann, wohnete in einer Stadt gegen Mittag.

Es kamen Männer zu ihm, die ihm einige Scheffel Getraide aufzuheben gaben; sie vergassen aber, es abzuholen, und reiseten weg.

Pinchas ließ das Getraide alle Jahre säen, ernten und in die Scheune samlen.

Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder und forderten ihr Getraide. Pinchas erkannte sie bald, und sprach zu ihnen, kommt und nehmet eure Schätze, die der Herr euch gesegnet hat; siehe, da habt ihr das Eure.

Simeon, der Sohn Scherach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelgestein hieng, und sprach zum Vater: „Vater, der Segen des Herrn macht reich!“

„Nicht also, mein Sohn! antwortete Simeon; den Esel habe ich gekauft, aber den Edelgestein nicht, und gab ihn dem frohen Ismaeliten wieder.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

3. Der Lohn der zukünftigen Welt.

Wäge nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagtest: „dies Gebot ist groß, dar-

um will ichs halten, denn sein Lohn wird groß seyn.“ Gott hat dem Menschen nicht offenbaret, welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein. Er ließ einem jeden seine Arbeit frei, und des Abends fragte er einen jeden, woran er gearbeitet habe?

Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze. Dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der die Cipresse, der den Palmbaum.

Der Hausvater gab einem jeden nach seiner Arbeit, und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre seine Absicht nicht erreicht.

Ein frommer Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben?

Er antwortete: weil ich die kleinste Pflicht wie die größte that, darum hat mich Gott also gesegnet.

4. Die Krone des Alters.

Wenn der Schöpfer ehret, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen Haupt ist graues Haar ein schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen und erklärten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: „nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausgieng, um die Länge des Weges; nie war ich stolz auf meine Einsichten; nie lehrte ich Andere, was ich selbst zu thun nicht ernstlich entschlossen war, und nie hob ich die Hände auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden.“

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben; darum bin ich so alt worden.“

Der Dritte, ein Richter des Volkes, sagte: „nie nahm ich Geschenke; nie blieb ich auf meinem eignen Sinn; nie sprach ich mit Wissen und Vorsatz ein ungerechtes Urtheil aus; darum bin ich so alt worden.“

Der älteste der Väter sprach: es sagt das Sprichwort: „die Jugend ist ein Kranz von Rosen, das Alter ein Kranz von Dornen; aber ihr, meine Kinder, seyd auf unsern Häuptern die schönste Rosenkrone.“

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

5. Die Pflanzung des Weins.

Als Noah den ersten Weinberg gepflanzt hatte und ihn verließ, trat Satan zum Rebenstocke und sprach: ich will dich düngen, liebe Pflanze.

Schnell holt' er drei Thiere herbei, ein Schaaf, einen Löwen und eine Sau, und schlachtete sie nach einander über dem Weinstock. Die Kraft ihres Blutes durchdrang denselben, und äußert sich noch in seinem Gewächse.

Wenn der Mensch einen Becher Weins trinkt, so ist er angenehm, milde und freundlich: das ist die Natur des Lammes. Trinkt er deren zwei, so wird er ein Löwe, und spricht: wer ist mir gleich? und redet von gar mächtigen Dingen. Thut er noch mehrere hinzu; so verliert er den Verstand, und wälzt sich zuletzt im Kothe.

Darum sagen die Weisen: der Wein gehet hinein und der Verstand gehet heraus. Imgleichen: an dreierlei erkennet man einen Menschen, an seinem Becher, an seinem Zorn und an seinem Beutel. (Wie er mit dem Seinigen haushält, wie er sich in der Leidenschaft und beim Trunke gebehrdet.)

Aus dem deutschen Merkur.

Am zweiten Geburtstage des kleinen Adolph.

Schon ein Jahr von deinem Erdenleben,
Süßer, holder Knabe, floh dahin:
Schon beginnt dein Geist empor zu schweben
Schon wächst dir der edlen Menschheit Sinn.

Dunkel zwar, wie nebelichte Träume,
Dämmern izt noch die Gedanken dir,
Noch sehn wir der Tugend zarte Keime
Dicht verhüllet; und ahnden wir dich

Segnend schon des Jünglings edles Feuer,
Schon den Durst nach Thaten groß und schön,
Und der Knabe wird schon itzt uns theuer,
Und voll fester, großer Hofnung sehn

Wir schon izt in seinen Kindeszügen
Mit geheimer stiller Seelenlust
Schon des Mannes edle Seele liegen,
Sehen Thaten glühn in deiner Brust.

Täusche, Knabe, täusch nicht das Erwarten,
Vaterlieb' und Mutterliebe nicht —
Deine Seele gleiche Edens Garten,
Wo ihr Aller einst noch Freuden bricht.

Schon horchst du der Bäume lieblichs Wehen,
Schaust mit Lust der Sonne goldnen Strahl,
Weist dem lieben Monde nachzusehen,
Hüpfest, wie ein Lamm im Frühlingsthal.

Reine Lust durchwandelt die Gefilde
Und durchwallet jede Ader dir; —
Glänze sie doch stets in deinem Bilde,
Weiche sie doch nimmer weg von dir!

Heut umwind' ich dich mit Myrtenzweigen,
Kränze deine junge Stirne dir;
Süßer Knabe, ach! sie sollen zeugen
Von dem treuen, heißen Wunsch in mir;

Daß sie nimmermehr von deiner Seite
Weiche, diese Lust, der Unschuld Lohn;
Daß sie sanft durchs Leben dich geleite,
Bis dein letzter Hauch entflohn.

Karoline Rudolphi.

Die Wolken.

(Im December.)

Da zieht sie hin, die düstre, graue Hülle
Verdekt der Sonnen Angesicht;
Da zieht sie hin, verbirgt der Freuden Fülle,
Verbirgt uns ihr erquikend Licht. — — —

Schon drängt ein Strahl sich wieder durch die Hülle
Von ihrem königlichen Glanz:
Willkommen mir mit deiner Freuden Fülle!
Willkommen mir im Stralenkranz! — — —

Doch kaum enthüllt, dekt eine Wolke wieder
Den liebevollen warmen Blick.

Und träufelt ihre Trauerthränen nieder —
Ach! dies ist unser Erdenglück! — — —

So folgt der schönen lichten Freudenstunde
Die düstere gleich auf dem Fuß,
So stöhrt oft eine schnelle Herzenswunde
Des Lebens seligsten Genuß.

O schütze mich, mein guter Engel, schütze
Mich, daß ich nie mit Seel' und Sinn
An seinen Freuden häng'; von dauerndem Besitze
Nie träume, still sie seh entfliehn.

Daß laß mich jede Blum' am Wege brechen
Mit stiller frommer Gnügsamkeit,
Und wenn ihr Duft mich freundlich stärket, sprechen:
Auch dich hat der hierher gestreut.

Der gerne segnet, gerne Glück verbreitet,
Ach! dessen Hand stets aufgethan
Zum Wohlthun ist, der Seligkeit bereitet,
Für den, der wandelt rechte Bahn.

Ja, muthig will ich keine Wolke scheuen,
Die mir vor meine Sonne tritt,
Will mich der lichten Stunden sorglos freuen
Und wandeln ruhig Schritt vor Schritt,

Will, flieht die Freude, dann nicht trostlos klagen,
Will, fester Hofnung, aufwärts sehn,
Und harren still nach bessern, heitrern Tagen
Und jedes Uebel leicht bestehen.

Karoline Rudolphi.

Epistel an einen jungen Mann, der verdrießlich war.

Warum ziehst du, junger Mann,
Deine Stirne, wie die Alten,
So verdrießlich schon in Falten?
Siehst die Veilchen nicht mehr an?
Hast, wenn Nachtigallen singen,
Nicht, wie sonst, noch Freude dran?
Träumst, wer weiß von was für Dingen,
Wenn wir mit den Gläsern klingen,
Und ein Scherz, ein Einfall, kann
Uns dein Lächeln kaum erzwingen?

Hat man um dein kleines Guth,
Um dein Alles, dich betrogen?
Oder hat den alten Muth
Dir die Schwindsucht ausgesogen?

Nein, du bist noch nicht der Raub
Eines Fiebers; deine Wange
Bleicht noch nicht wie Herbstes Laub;
Und dein Güthchen, wie wir wissen,
Ward von Flammen nicht verzehrt,
Nicht durch Fluten weggerissen,
Nicht durch Hagelschlag verheert.

Wie? so ist nur deine Ranke,
Lieber Jüngling, dir zu klein?
Nicht aus Habsucht! Denn wie könnte
Solch ein Mann mein Freund auch seyn?
Dir versagte die Natur
Bei dem herrlichsten Talente,
Das Talent: zu sparen, nur.
Aber, willst du mich nur hören,
Mich, der nicht mit Sechsen fährt,

Und wohl nie auf eignem Heerd'
Wird die Heimchen zirpen hören;
(Sonst auch wären meine Lehren
Dieses Blatt Papier nicht werth!)
O gewiß! der Nachtigallen
Süße Frühlings-Melodein
Sollen wieder dir gefallen,
Und dein Mund bei Scherz und Wein
Wieder lächeln, und von allen
An Gesang der reichste seyn.
Ich, erzogen unter Grafen,
Hült' in weiche Seide mich,
Konnt' auf weichen Pflaumen schlafen,
Und mein Pferdchen, klein wie ich,
Gieng bei meiner Schwester Schaafen
Auf der Weide, brüderlich.
Wenn mein Lehrer einst für mich,
Mittags, einen Wunsch verrieth,
Fand ich Abends unterm Teller,
Die Erfüllung schon; wer schied
Je von seinem letzten Heller,
Lieber für sein Kind, und schneller
Als mein Vater? Dank', o Lied:
Dank' ihm noch in seinem Grabe,
Daß er mir die Weisheit pries,
Und was ich im Kopf itzt habe,
Mir, statt meines Erbtheils, ließ.
Weihrauch soll noch in der Erde
Meinem großen Lehrer *) glühn!
Was ich bin und was ich werde,
Ward und werd' ich halb durch ihn.
Daß ich mit gebundnem Flügel
Ruhig sitze hier im Thal,
Da ich sonst dem steilsten Hügel,
Wie der Aar **) dem Sonnenstrahl,

*) Niemeyer, ehemaliger Inspektor des Königlichen Pädagogii zu Halle.
**) Adler.

Gerne zugeflogen wäre,
Zu entfliehen dem Geschmeiß,
Das ich hass': ist größre Ehre,
Als das alles, was ich weiß.

Und woher nun diese Ruhe?
O! mein Vater ließ mich schön,
Trotz der langen Reihe Schuhe,
Auch bisweilen baarfuß gehn.
Aus dem weichen seidnen Kleide
Wird oft schnell der gröbste Frieß:
Trotz dem Pferdchen auf der Weide,
Mußt' ich, wenn der Nordwind bließ,
Hübsch zu Fuß gehn durch die Heide,
Und, statt meines Pfühls von Pflaum,
Einen harten Sack voll Kernen
Unterm Kopfe, ohne Traum,
Ohne Wälzen, schlafen lernen.
Alle Freuden dieses Lebens,
Die ein reicher Mann genießt,
Und um die ein Thor vergebens
So viel Thränen oft vergießt,
Lernt' ich, weil sie doch das Glück
Wenigen kann nur gewähren,
Nicht verachten, nur entbehren:
Eines Lehrers Meisterstück!

Wär' ich nicht ein armer Wurm,
Wenn ich auf dem Harz nicht Sturm,
Schnee und Reif ertragen konnte?
Wär' ich nicht ein armer Tropf,
Wenn mein Auge mit im Kopf
Ueber Kutsch' und Pferde brennte?
Ha! sieh her! den Gemsen gleich,
Kann ich, unter Donnerwettern,
Ruhig auf den höchsten Zweig
Der gezackten Felsen klettern.

In dem Frak von Bergopzoom
Lach' ich mehr in einer Nacht,
Als der Vater Papst zu Rom
In dem purpurnen Talare
Während seines Lebens lacht.
Keinen Heller bin ich schuldig:
Ist denn das nicht reich genug?
Sahst du je mich ungeduldig, —
Wenn das Glück mir Knipchen schlug?
Besser ist's, die Menschen sagen:
Dreimal mehr verdienst du!
Als daß Weise spöttisch fragen:
Sagt, wie kam der Narr dazu?
Sieh! Ich zwing' im schlichten Kleide
Selbst dem Wucherer Achtung ab,
Denn gewiß, wir fühlen beide,
Daß mein Herz mir manche Freude,
Ihm sein Gold nur Sorge gab.
Sieh! vor meines Herzens Kälte
Und der Flamm' in meinem Blick,
Tritt verlegen er zurück,
Weil ich für sein Bubenstück,
Schweigend einen Schelm ihn schelte.

Niemals drängt' ich mich hinan
Zu den Großen dieser Erde:
Aber wenn ich einem Mann'
Etwa zugestoßen werde,
Der nicht Rang verleugnen kann:
O der bleib' ein Thor für sich!
Ich, ich komm ihm niemals wieder.
Schätzest du, o Großer, mich?
Wohl! so laß dich auch hernieder.
Und so habe Muth genug,
Mich, wie ich da bin, zu nehmen,
Und dich meiner nicht zu schämen,
Weil auf seinem Kriegeszug

Nicht auch meinen Urgroßvater
Kaiser Karl zum Ritter schlug,
Und, wie dich, mich in den Prater *)
Nie ein goldner Wagen trug.

Aber mehr als Stolz der Großen,
Hass' ich Stolz der Reichen noch.
Liebes Glück! du wolltest doch
Nur so weit mich nicht verstossen,
Wie so karg du sonst auch bist,
Daß mich der, nur der nicht rette,
Wenn nach mir die Flamme frißt,
Dem die Weisheit ein Gespötte
Und Talent ein Eckel ist.
O wie leicht ist's, wenn der Noth,
Edelmuth zu fliehen gebot,
Unsern Dank ihm aufzudringen;
Doch, der Eitelkeit ihn bringen,
Das ist schwerer als der Tod!

Sieh! wenn gleich von meiner Wiege
Bis zu meinem Traualtar,
Größtentheils mein Pfad zur Gnüge
Ueberstreut mit Rosen war,
Doch mit unter nun auf Schollen
Oder Stoppel sich verliert,
Dennoch hörst du nie mich schmollen,
Denn ich weiß, wer mich ihn führt.
Wenn ich auch auf jene Höhe
(Ach! nach der ich Thor sonst hin
Gierig sah, doch nicht mehr sehe)
Gleich nicht halb gekommen bin:
Dennoch sitz ich hier am Hügel,
Lächelnd, wenn sich mißvergnügt

Unter

*) Ein öffentlicher Spatziergang bei Wien, der sonst nur dem Adel offen stand, bis der izige Kaiser jedermann den Zutritt erlaubte.

Unter eines Adlers Flügel,
Mancher Zäunerk *) schlau verkriecht.
Aber du? was willst du machen?
Willst du dich hier neben mich
Setzen, und mit Goekingk lachen?
Oder mit dem Zäunerk dich
Auf zur Höhe tragen lassen?
Um dem Reichen gleich zu prassen,
Ist dein Güthchen kaum das Spiel
Zweier Jahre; um dem Leben
Reiz durch frohen Muth zu geben,
Hast du wahrlich schon zu viel,
Lerne, so wie ich, entbehren,
Und geniessen, was du hast.
Fort vom Tische mit dem Gast,
Wenn du ihn mit einer Last
Von Gerichten sollst beschweren:
Fort von Leuten, die dich nicht
Länger auf der Zunge tragen,
Als so lang ein goldner Wagen
Und ein Samtrock für dich spricht.
Wer dich dann noch immer schätzet,
Wenn dein Frak von Bergopzoom
Sich vertraulich zu ihm setzet,
Lieber sich am Napf voll Rohm
In der Laube mit dir letzet,
Als, zur Statue versteint,
Wenn da gleich Champagner brauset,
An der Fürsten-Tafel schmauset:
Der allein war nur dein Freund!
Wer, wie du, der Großen Gnade
Nicht bedarf, auf seinem Pfade
Aus dem Thoren beugen kann,
Und mit Freuden durch das Leben

*) Zaunkönig.

Wie in einem Tanze schweben:
O wie glücklich ist der Mann!
Freilich muß an dem Vergnügen
Froher Weisheit ihm genügen;
Denn was ist sonst wahres Glück?
Aber wirfst du deinen Blick
Von des Nachbars samtnem Kleide
Schnell auf deinen Frak zurück:
Weg ist alle deine Freude!
Samt ist freilich warm und weicher,
Und auch ich, macht mich das Glück
Ohn' ein großes Opfer reicher,
Trage, wenn mich friert, ihn wohl;
Aber, wenn ich sorgenvoll,
Um das Samtkleid zu erwerben,
Nur ein Jahr mich plagen soll,
Will ich gern im Fracke sterben.

Für Bedürfniß hat ein jeder
Seinen eignen Maaßstab, Freund!
Wahre Noth drückt ihn entweder,
Oder nur was nöthig scheint.
Aber, Freund! was ist dir nöthig?
Muß dein Silber vierzehnlöthig,
Muß aus Bacharach dein Wein,
Muß dein Porzelan aus Meißen,
Und ein Rebhuhn just aus Preussen,
Um recht zart zu schmecken, seyn?
Alles das kannst du dir geben,
Wenn die Klugheit, ohne Rast,
Nur nach diesem Ziel soll streben;
Doch wie lang wirst du noch leben,
Wenn du das erlaufen hast?

Wenn zum erstenmale wir
Beid' in einem Schauspiel wären,
Ohne Hoffnung, jemals hier
Noch ein zweites anzuhören:

Würdest du wohl Zeit und Witz
Aemsig nur damit verflittern,
Einen recht bequemen Sitz
In den Logen auszuwittern?
Denn, mein Freund, verlörest du
Deine Zeit mit diesen Possen,
Und der Vorhang fiele zu:
Sag, was hättest du genossen?
Spielt man etwa dir zu Liebe
Noch einmal? Nein! aus ist aus!
Und, kaum hingesetzt, so triebe
Dich der Pförtner schon hinaus.
Dieses Schauspiel ist das Leben,
Und der Sitz ist unser Glück.
Ein Billet ward uns gegeben,
Gültig für ein einzig Stück.
Laß das unsre uns, das binnen
Wenig Stunden schon vielleicht
Ein zu frühes End' erreicht,
Im Parter mit allen Sinnen
Froh genießen; nicht vernarrt
In den Rang, die Loge suchen;
Denn was hilft es, ist er hart,
Noch so sehr den Sitz verfluchen?
Ist die Vorstellung vorüber,
Dann so ist es gleich, mein Lieber,
Ob wir sanft auf Eiderdaun
Oder hart auf Holz gesessen.
Der auf Daunen hatte, traun!
Die fünf Akte durch gegessen:
Doch wie wird er nun verdaun?
Gähnen wird er, Freund! indessen
Wir mit den Socraten nun
In Elisium, an Bächen,
Sanft auf Moos und Veilchen ruhn,
Und vom Vorspiel uns besprechen.

Würden wir noch itzt so alt,
Wie zu Adams goldnen Zeiten:
O mich selber würde bald
Jener Samlungsgeist verleiten.
Funfzig Jahr schätzt' ich geringe,
Könnt' ich bei gesparrtem Wein,
Noch fünf hundert guter Dinge
Mit den Ururenkeln seyn.
Aber so, mein Lieber, gucken
In die Welt wir kaum hinein
Und sind fröhlich: ach so schlucken
Uns die Gräber hurtig ein.
Wer von diesem Augenblick
Viel um Geld verkaufen kann,
Ist ein Mann für großes Glück,
Aber, Freund, für mich kein Mann.

Froh beim Napf voll Rohm zu singen,
Um zum Fuß des Stolzes, Freund,
Nur das Rauchfaß nicht zu schwingen:
Das ist leichter, als es scheint.
Ein Vergnügen sich versagen,
Um die Hälfte von dem Joch
Eines Freundes mit zu tragen:
Das ist zehnmal leichter noch.
Doch auf Meißens weiße Teller,
Bacharacher in dem Keller,
Und ein weit gereis'tes Huhn,
Einem Weibe zu gefallen,
Das uns liebt, Verzicht zu thun:
Ist das leichteste von allen.
Freund! so leb' ich itzt als Gaste,
Zwar nicht prächtig, doch bequem,
Mit vier Andern, fast von dem
Was ich ganz allein sonst hatte.
Dennoch hatt' ich nie genug,
Denn der Leere zu entlaufen,

Die mich aus dem Hause jug,
Mußt' ich mir Gesellschaft kaufen.
Damahls wollt' es nichts bedeuten,
Tag und Nacht Kurir zu reiten.
Um zu sehn, wie Sara *) weint;
Izt kann ich so was entbehren,
Meine Kinderchen gewähren
Mir das beste Schauspiel, Freund!
Um die Mara **) nur zu hören,
Hätt' ich damals obenein
Für die Stadt bezahlt; allein
Ob mir izt — die Stimm' in Ehren! —
Ihre Triller lieber wären,
Als das bloße: Trarara!
Meines Weibes, das den Jungen
Eben izt hat eingesungen:
Daran zweifl' ich selbst beinah.

Ach! das freundliche Gesicht
Dieses Jungens tauscht' ich nicht
Gegen Danzigs volle Speicher,
Oder Hamburgs Haven um.
Dennoch wär' ich gerne reicher;
Aber weißt du auch warum?
Ich, der sehr das Geben liebt,
Gebe mehr, als ich wohl sollte;
Aber dennoch, wie betrübt!
Nie, was gern ich geben wollte,
O wie sollte der sonst lachen,
Der noch weinend von mir gieng!
Denn, mein Lieber, glücklich machen
Ist ein gar zu köstlich Ding.

---

*) In Lessings Trauerspiele.

**) Eine geschikte Sängerin.

Wohl mir, daß durch mich auf Erden
Wenigstens ein Weib es ist!
Willst auch du durch mich es werden,
Folge, wenn du weise bist.

Göckingk.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite.
1	Frizchen am Neujahr.	1
2	Der kleine Ludewig an ein Schäfchen.	3
3	Der Obstgarten.	4
4	Die Katze, die Maus und das Mäuselein.	7
5	Am 24ten Jäner 1781.	9
6	Mutter und Lieschen, ein Gespräch.	10
7	Der arme Mann.	13
8	Feldlust.	14
9	Der Nebel.	15
10	Die Krankheit.	18
11	Zeno und sein heißhungriger Schüler.	20
12	Frizchens Weihnachtsfreude.	21
13	Am Weihnachtsabend.	22
14	Wilhelms Frage über den frühen Tod seines kleinen Bruders.	23
15	Ferdinands Antwort im Traum auf Wilhelms Frage.	24
16	Der Waghals.	25
17	Frizchens Danklied nach überstandener Krankheit.	26
18	Als Schwester Lottchen verreiset war.	27
19	Die Hunderettung.	28
20	Gespräch zwischen zwei Bauerkindern.	29
21	Der Kirchthurm.	32

		Seite.
22	Die böse Laune.	33
23	Der Schmaus.	34
24	Das Würmchen im Winter.	36
25	An eine Weintraube.	37
26	Nur der Anfang ist schwer.	38
27	Der arme Mann.	41
28	Die beiden Arbeiter.	42
29	Das Gewitter.	44
30	An meine Seele.	45
31	Bei einer Rose.	46
32	Der Uebergang vom Guten zum Bösen.	47
33	Man kann sich wieder bessern.	49
34	An Gust.	51
35	Die Kindheit.	52
36	Gebet eines Kindes.	53
37	Wunsch eines Knaben, als er dem Singspiele, die Jagd genannt, beiwohnte.	54
38	Lied eines kleinen Mädchen an ein Rothkehlchen.	55
39	Der Hirsch, der Hase und der Esel.	56

Zweite Abtheilung.

40	Geburtstagswunsch für Lotten, von ihrem Vater.	58
41	Die wohlthätige Frau vom Stande.	—
42	Der großmüthige Gläubiger.	60
43	Frühlingslied eines kleinen Mädchen.	61
44	Charondas	62
45	Sinnreiche Güte,	64
46	Das Reisespiel.	—
47	Die wohlthätige Maskerade.	102
48	Die Sinne.	105
49	Soliman.	106
50	Die eitlen Wünsche; an den lieben Gott.	107
51	Der alte und der junge Bär.	108

Seite.

52 Zu meinen lieben Kleinen, bei einer Brandstelle, wo der Blitz, doch ohne Schaden, gezündet. 109
53 Die Katzen und der Hausherr. 110
54 Der Vater und die drei Söhne. 111
55 An seinen Fritz. (Am Geburtstage desselben.) 112
56 Boreas und die Erde. 115
57 Von der Arbeitsamkeit. 117
58 Der Priester und der Kranke. 122
59 Die Schlange. 123
60 Der König und der Schäfer. —
61 Fritzchen und der Vater. 124
62 Der kleine Töffel. 128
63 Fortsetzung der im dritten Theile abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder. 131
64 Der geizige Rabe. 141
65 Warnung wider die Verschwendung der Zeit. —
66 Die seltsamen Menschen. 145
67 Geschichte des jungen Alwils. 146
68 Die Hirsche. 151
69 Damon und Pythias. 152
70 Eine Geschichte aus Franken. 153
71 Die Kinder. 158
72 Im Winter 1782. 159
73 Die Reise durchs Leben. 162
74 Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt. 172
75 Der Frühling. —
76 Der Straus und die Vögel. 174
77 Die vermeinte Gefahr. Eine Fabel 176

Dritte Abtheilung.

78 Lied. 179
79 Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit. 181

Seite.

80 Der junge Perser. Dem vielgeliebten Prinzen L*** in B** von dem Herausgeber gewidmet 182
81 Der Morgen, den 3ten May 1781. 185
82 Einige Nachrichten von den Negersklaven in Guinea, und von ihrem Zustande in den amerikanischen Kolonien der Europäer. 186
83 Lied am Wintermorgen. 201
84 Meine Empfindung nach dem so herzlichen und mit Thränen begleiteten Wunsche meiner verehrungswerthen Pflegemutter. 202
85 Lorenz und Leonore, eine lehrreiche Geschichte. 204
86 Lorenz und Leonore. (Fortsetzung.) 220
87 Morgenlied. 232
88 An Phöbe, auf ihren vierzehnten Geburtstag; von ihrem Vater. 238
89 Danklied beim Erwachen. 243
90 Jüdische Dichtungen und Fabeln. 244
91 Am zweiten Geburtstage des kleinen Adolph, den 8ten July 1781. 249
92 Die Wolken. Im Dezember. 250
93 Epistel an einen jungen Mann, der verdrießlich war. 225